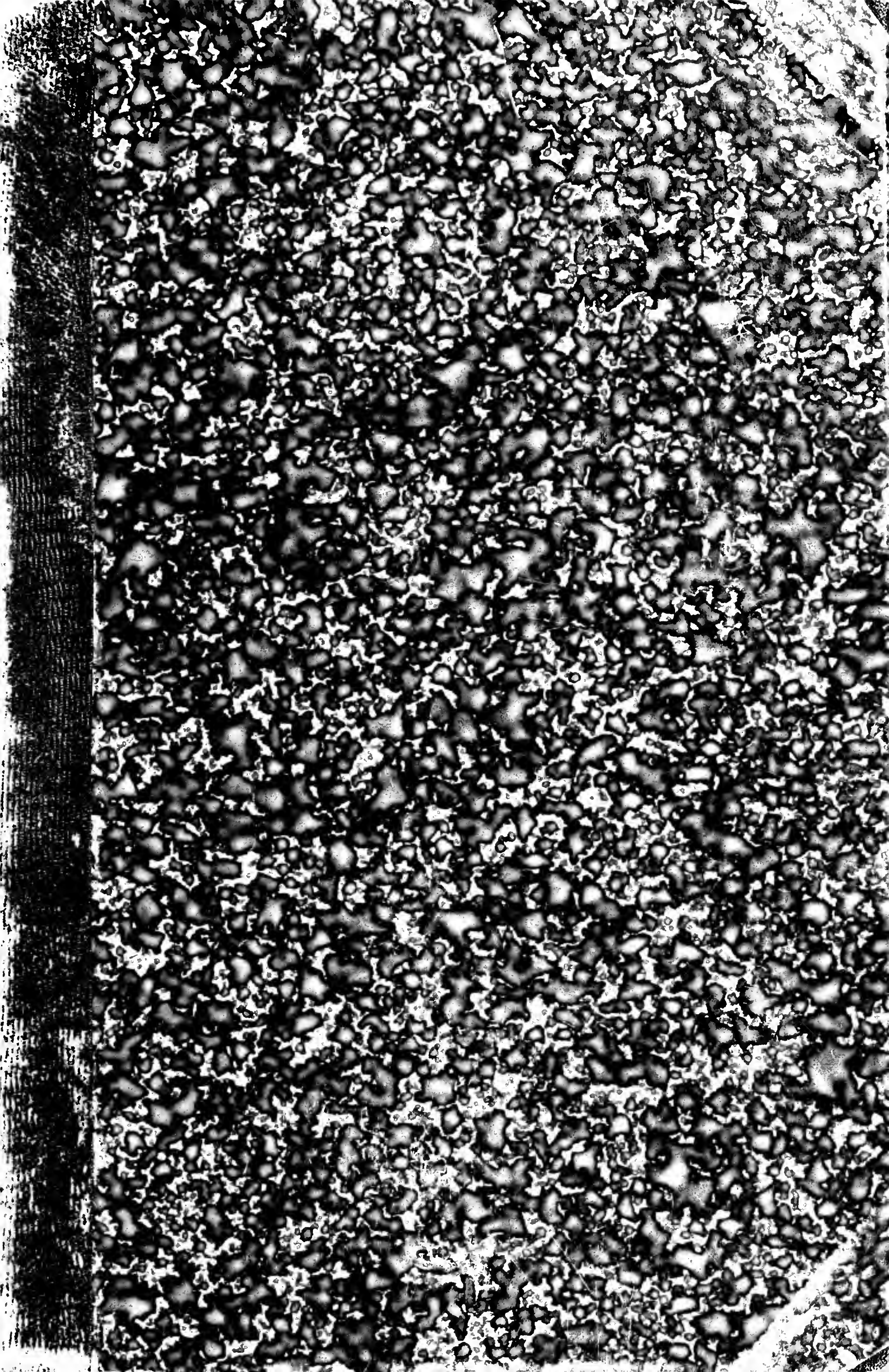




Ludwig Häusser's

Geschichte

des

Zeitalters der Reformation

1517—1648.

Herausgegeben

von

Wilhelm Oncken,

Professor der Geschichte an der Universität Gießen.

Zweite Auflage.

Berlin,

Weidmannsche Buchhandlung.

1879.

Vorwort zur zweiten Auflage.

L. Häusser's Vorlesungen über das Zeitalter der Reformation sind im Jahre 1868 zum ersten Male erschienen. Die neue Auflage ist ein durchgesehener und, wo es nöthig war, berichtigter Abdruck der ersten. Nur die Literaturverzeichnisse und damit auch die Anmerkungen sind dies Mal ganz weggelassen worden. Die Literaturverzeichnisse, welche H. in seinem 1859 ausgegebenen „Grundriß" jedem Hauptabschnitt vorausschickte, waren für Studirende bestimmt und nur für diese. In der ersten Auflage waren sie mit einigen in Klammern beigefügten Zusätzen unverändert abgedruckt worden, nicht um Fachmänner zu belehren, sondern lediglich, um die Controle des im Jahr 1860 entstandenen Textes zu erleichtern. Schon damals waren sie stellenweise veraltet. Unverändert hätten sie daher nicht wieder erscheinen können. Sie mußten entweder ganz wegfallen oder völlig neu bearbeitet werden, dies hätte aber ein sachliches Eingehen auf abweichende Ergebnisse der neueren und neuesten Forschung nöthig gemacht und ein

solches hielt der Herausgeber aus denselben wohlerwogenen Gründen für unthunlich, aus welchen es bei der vierten Auflage der deutschen Geschichte Häusser's unterlassen worden ist. (S. die Vorrede von Heinrich v. Treitschke vom 15. Mai 1869.)

Gießen 15. Juli 1879.

W. Oncken.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Abschnitt.

Geschichte der deutschen Reformation bis zum Nürnberger Vertrag von 1532. S. 1—132.

Zweiter Abschnitt.

Die Reformation in den übrigen germanischen Staaten: Schweiz, Dänemark, Schweden, England. S. 133—192.

Dritter Abschnitt.

Die deutsche Reformation vom Nürnberger bis zum Augsburger Religionsfrieden (1532—1555). S. 193—260.

Vierter Abschnitt.

Der Calvinismus und die Anfänge katholischer Restauration.

S. 261—300.

Fünfter Abschnitt.

Philipp II. in Spanien und die Erhebung der Niederlande.
S. 301—380.

Sechster Abschnitt.

Die Religionskriege in Frankreich bis zur Wiederherstellung des Königthums durch Heinrich IV. S. 381—448.

Siebenter Abschnitt.

Das deutsche Reich vom Augsburger Religionsfrieden bis zum dreißigjährigen Kriege (1555—1618). S. 449—464.

Achter Abschnitt.

Erste Phase des dreißigjährigen Krieges. Der böhmisch-pfälzische und der dänische Krieg 1620—1629. S. 465—498.

Neunter Abschnitt.

Zweite Phase des dreißigjährigen Krieges. Gustav Adolf. S. 499—542.

Zehnter Abschnitt.

Dritte Phase des dreißigjährigen Krieges: Richelieu, Oxenstjerna und Bernhard von Weimar. S. 543—604.

Elfter Abschnitt.

Ausgang des Krieges. Westfälischer Friede. 1640—1648. S. 605—630.

Zwölfter Abschnitt.

Vollendung der Reformation in England. S. 631—680.

Dreizehnter Abschnitt.

Die Revolution und Republik in England. S. 681—792.

Anhang.

Häusser's letzter öffentlicher Vortrag.

Erster Abschnitt.

Geschichte der deutschen Reformation bis zum Nürnberger Vertrag v. 1532.

§ 1.

Martin Luther (10. Novbr. 1483 — 18. Februar 1546). Jugendgeschichte: Eisleben. — Mansfeld. — Magdeburg. — Eisenach. — Klosterleben in Erfurt. — Theologische Entwicklung. — Die Rechtfertigung durch den Glauben.

Wie die Dinge um's Jahr 1517 lagen, konnte auch ein geringfügiges Ereigniß der zündende Funke werden für die ganze Nation, wäre auch ein unbedeutender Mann im Stande gewesen, den Anstoß zu dem zu geben, was kommen mußte. Aber das war hier nicht der Fall, der äußere Anlaß zwar stand kaum im Verhältniß zu seinen Folgen, aber der Mann, der durch seine Thesen der Welt eine andere Gestalt zu geben bestimmt war, war eine Erscheinung ersten Ranges, so bedeutend und hervorragend, daß er nicht in dem Strom der Ereignisse untergegangen ist, sondern sie bis zu seinem Tode leitend, kämpfend beherrscht hat.

Martin Luther war durchaus ein Kind dieser tief aufgeregten Zeit und ein echter Sohn des Volkes, dem darin die Führerrolle beschieden war. Er hatte alle Merkmale echt deutschen Naturells, die derbe Wahrhaftigkeit des Sinnes, die zähe Ausdauer, die ernste, tiefe Innerlichkeit deutschen Wesens, verbunden mit all der Neigung zur Mystik, zur trüben, entsagungsvollen Betrachtung des Lebens, die damals den ernsteren Geistern unseres Volkes eigen war. Die qualvollen Seelenkämpfe, das heiße Ringen, die schroffen Gegensätze jener gewaltigen Uebergangszeit lassen sich kaum an irgend einer geschichtlichen Persönlichkeit so scharf und deutlich verfolgen wie bei ihm. Seine heitere thüringische Art sehen wir in stetem Kampfe mit den finsteren Nachwirkungen mittelalterlicher Möncherei; neben einem kindlich bescheidenen Gemüth gewahren wir einen trotzigen, leidenschaftlichen Sinn, neben der Zerknirschung, dem Weinen und Klagen seiner geängsteten, Erlösung suchenden Seele den tapferen, löwenherzigen Muth des

Glaubenshelden und neben der milden, verständigen Weise, menschliche Dinge zu beurtheilen, oft genug die starre, unbeugsame, rücksichtslose Strenge des Mönches und des Priesters. Ein schöpferischer Meister unserer Sprache in Schrift und Wort, ein kühner und doch gemäßigter Reformer, ein Bild unserer edelsten Charaktereigenschaften ist er ein Segen für unsere ganze Nation geworden.

Im Jahre 1483, am 10. November, ist er unter sehr beschränkten Verhältnissen geboren. Thüringen war die Heimath seiner Familie, in Möhra, bei Altenstein, wo noch jetzt sein Name vorkommt, war sie zu Hause. Der Vater, Schieferhauer seines Gewerbes, war ausgewandert, um in der bergwerkreichen Gegend von Eisleben Beschäftigung zu suchen, auf der Wanderung war Martin Luther hier zur Welt gekommen.

Die Eigenthümlichkeit des Stammes ist in ihm wohl zu erkennen. Das thüringische Wesen hat eine scharf ausgeprägte Physiognomie. In seiner derben, kräftigen Natürlichkeit, seiner ungezwungenen, heiteren, lebendigen Gemüthsfrische macht es sich überall leicht bemerkbar. Es bildet gewissermaßen den vermittelnden Uebergang zwischen dem, was man norddeutsche und süddeutsche Individualität genannt hat, manche Eigenthümlichkeiten beider Gruppen begegnen sich hier, man findet neben der norddeutschen Ruhe, Abgeschlossenheit und Nüchternheit zugleich die muntere, frische Lebensfreudigkeit süddeutschen Naturells, und auch bei Luther zeigt sich diese Verbindung.

Luther war ein thüringisches Bauernkind durch und durch, wenn er auch in Städten ausschließlich gelebt und über die Bauern gelegentlich bittere Worte gesagt hat, er blieb ein Bauernsohn im besten Sinn des Wortes und war stolz darauf. „Ich bin eines Bauern Sohn", sagt er in einer seiner Tischreden, „mein Vater, Großvater, Ahnherr sind rechte Bauern gewest". Knapp, strenge und rauh war die Zucht im elterlichen Hause und nicht gerade dazu angethan, in Luther jene Harmonie, jene tief gemüthvolle Seelenheiterkeit zu pflegen, die ihm durch sein ganzes späteres Leben treu geblieben ist. Die beiden Eltern ließen sich's „blutsauer" werden, damit sie ihre Kinder erziehen konnten, die Mutter, erzählt uns der Sohn, trug selbst das Holz auf dem Rücken, der Vater schlug sich als „armer Hauer" durch die Welt; überall tritt uns dieser Hans Luther als eine derbe, energische Persönlichkeit von strengem,

fast hartem Anstrich entgegen, dem alten Glauben von ganzer Seele ergeben, aber eben darum dem entarteten Mönchthum bitter feind.

Luthers Jugend war keine heitere. Wir lernen noch einen Reformator kennen, er ist auch ein Bauernsohn, aber seine Eltern sind wohlhabend, von Jugend auf wird er behandelt wie reicher Leute Kind, wächst auf in einem Freistaat, gewöhnt sich früh mit männlichem Bürgerstolz öffentliche Dinge zu betrachten und zu behandeln. Wie anders war es hier. Luther lernte was es heiße sich als der Sohn armer Leute aus dem Staub zu arbeiten und sprach im spätern Leben oft davon, wie viel ein solcher leiden müsse, wie er, weil er nichts habe, worauf er „pochen und stolziren" könne, bei Zeiten lerne Gott vertrauen, „sich drücken und schweigen still". Bei aller Knappheit seiner Mittel hatte der Vater den Ehrgeiz, aus dem Sohn etwas mehr als einen Bergmann zu machen; auf alle Fälle behandelte er ihn mit äußerster Strenge und die Mutter wirkte darin ganz harmonisch mit ihm zusammen. Kleinigkeiten wurden mit äußerster Härte bestraft; körperliche Züchtigungen waren ganz gewöhnlich. Er vergaß es Zeitlebens nicht, wie er um Kindereien willen grausam geschlagen wurde, wie ihn selbst die Mutter wegen einer Nuß blutig stäupen konnte. Er sagt, das habe auf sein ganzes späteres Leben eingewirkt: „Ich bin darüber, daß mich meine Aeltern so hart gehalten, gar schüchtern geworden; ihr Ernst und das gestreng Leben, das sie mit mir verführt, hat mich verursacht, hernach in ein Kloster zu gehen und Mönch zu werden. Sie meinten es herzlich gut, wußten aber die ingenia nicht zu unterscheiden, wonach die Züchtigungen zu bemessen sind". In der Schule zu **Mansfeld**, wo seine Eltern von 1484—1497 wohnten, ging es ihm nicht besser, die Lehrer verkehrten dort mit den Schülern „wie Stockmeister mit den Dieben", er wurde an einem Nachmittag 15 Mal nach einander „wacker gestrichen" und spricht lebenslang mit Grauen von dem „Fegefeuer der Schulen, da wir gemartert sind über den casualibus und temporalibus und doch nichts gelernt haben durch das viele Stäupen als Zittern, Angst und Jammern".

Eine Genugthuung aber war es ihm stets, daß so Mancher, der in diesen Schulen besser taugte und weniger Schläge erhielt als er, nachher doch nicht dazu gekommen ist „zu glucken und Eier zu legen".

Streng rechtgläubig war seine religiöse Erziehung. Wenn irgend-

wo noch ein lebendiger Glaube an die mittelalterliche Kirche vorhanden war, so war es hier der Fall. Er selbst erwähnt oft, im Ernst wie im Scherz, wie mächtig die katholische Kirche auf ihn gewirkt habe. Das zeigte sich namentlich, als der Knabe nach Magdeburg kam (1497).

Magdeburg war damals mit seinen 40,000 Einwohnern die größte Stadt Norddeutschlands, hatte ein blühendes Bürgerthum und war als ein stolzer Bischofssitz der glänzendste Mittelpunkt der katholischen Kirche im Norden. Hier kam der vierzehnjährige Knabe in eine Franciskanerschule — „Nollbrüder" nennt er seine Lehrer — die als tüchtig gerühmt wurde, aber darauf angewiesen war, von der Mildthätigkeit frommer Menschen zu leben. In dieser Schule erhielt er, was wir die erste Stufe des Gymnasialunterrichts nennen würden, in der Stadt aber empfing er die ersten, unvergeßlichen Eindrücke von der Majestät der katholischen Kirche. Hier war er Zeuge eines erschütternden Schauspiels, das sich ihm auf's Tiefste eingeprägt hat; er sah jenen deutschen Fürstensohn, Wilhelm von Anhalt, den sein Vater in einem Anfall von Schwermuth hatte Mönch werden lassen, wie er „in der Barfusserkappen auf der breiten Strassen mit dem Bettelsack umb nach Brod ging — also zufastet, zuwacht, zucasteiet, daß er sahe wie ein Todtenbild, eitel Bein und Haut". Und nicht abschreckend wie später, sondern anfeuernd wirkte das damals auf ihn; er gelobte sich, einen ähnlichen Weg zu gehen, wie dieser anhaltische Prinz: „ich war von Natur also gesinnet, daß ich gern wollte fasten, wachen, beten, gute Werke thun, damit ich meine Sünden bezahlte". — Schon jetzt hatte er sich gelobt, nach Rom zu pilgern und fromm zu werden.

Sein späterer Gegensatz zu der mittelalterlichen Kirche stammte also nicht, wie bei den Humanisten, aus einer Neigung zu skeptischem Vernünfteln, sondern aus einer Seele, die mit ganzer Hingebung darin gelebt hatte und erst da abfiel, als sie die Lüge des herrschenden Kirchenthums entdeckt hatte.

Dann kam er nach Eisenach. Auch hier war er auf Almosen und Unterstützung fremder Leute angewiesen. Noch jetzt ist in Thüringen die Sitte, daß zu bestimmten Stunden die ärmeren Schüler durch die Straßen ziehen und für das Absingen geistlicher Lieder mit einem kleinen Almosen belohnt werden. Luther erzählt

selbst, wie auch er ein solcher „Partekenhengst“ gewesen, vor fremden Thüren panem propter Deum gesagt und den „Brodreigen“ gesungen, wie er oft mit seinen Gefährten grobe Zurückweisung erfahren und vor manchem reichen Hause nicht einmal die Abfälle vom Mittagstisch empfangen habe. Vor dem Hause Conrad Cotta's, eines wohlhabenden Bürgers, war es anders; dort wandte ihm die Hausfrau ihre Theilnahme zu. Sie beschenkte ihn reichlich, ließ ihn in's Haus hereinkommen, nahm ihn an den Tisch und ließ ihn den Unterricht ihrer Kinder mitgenießen. Luther hat später mit Freuden dieser Gutthaten gedacht und ein stolzer Augenblick war es für ihn, als nachher der Sohn der Wittwe Cotta nach Wittenberg zu ihm kam und er Vergeltung an ihm üben konnte. Er verstand nie Geld und Gut zusammenzuhalten und hatte darum stets freien Ein- und Ausgang für arme, aber talentvolle und eifrige Schüler; wurde er gewarnt, so erinnerte er an seine Eisenacher Zeit. Hier fand er zuerst, was Familie, Frauensinn und Elternliebe ist: in dieser milden, erwärmenden Weise hatte er das zu Hause nie gekannt. Hier wurde er gehalten wie ein Lieblingspflegekind und zugleich genoß er tüchtigen Unterricht; die klassischen Sprachen fing man hier schon an im Sinne humanistischer Bildung zu treiben und auch die Musik, diese kostbare Gottesgabe, die dem armen, verschüchterten Jüngling so manche trübe Stunde erheitert, hat hier liebevolle Pflege gefunden.

Ein Bergarbeiter, ein Schieferhauer wie der Vater, sollte er nun nicht werden. Der hätte am liebsten einen Rechtsgelehrten, einen Staatsmann aus ihm gemacht. Bei all seiner strengen Gläubigkeit, die ihm Gefühls- und Herzenssache war, dachte er von Theologie und Kirchenthum gering, der Weg in's Kloster schien ihm der Weg zum Verderben.

Aber gerade hier wurde ihm der Sohn zum ersten Male ungehorsam.

Er kam auf die Hochschule (1501). Unter den Universitäten damaliger Zeit nahm Erfurt als Sitz der humanistischen Studien den ersten Rang ein. Juristen, Mediciner, Theologen, alle gehörten der neuen Richtung an. Die tüchtige philologische Kenntniß, die Schule im Lateinischen und Griechischen, die neue grammatische Methode kam ihm wohl zu gut; doch merken wir nicht, daß er Neigung verspürt hätte, diese Studien zu seinem Lebensberuf zu machen.

Er behandelte sie als Mittel zum Zweck. Ohnehin war ihm sein Beruf vorgeschrieben, er sollte ja Rechtsgelehrter werden. Eine Zeit lang trieb er die Jurisprudenz, aber ohne Freudigkeit und darum ohne Fortschritte und Erfolg; er fühlte eben keinen Trieb dazu und der Zug seiner Seele drängte ihn mit Macht nach einer ganz anderen Richtung. Damals war über sein Gemüth eine eigenthümliche Verstimmung, eine tiefe Schwermuth gekommen, die ihm überdies Neigung und Muße für dies Fach hinwegnahm.

Er fühlte sich unbefriedigt bei Allem, was er trieb; es war ein Stadium, wie es häufig bei ernsteren Geistern eintritt, namentlich um die Zeit des Uebergangs zu männlicher Reife, eine gewisse düstere Stimmung bemächtigt sich selbst gesunder Naturen, es fehlt ihnen etwas Unbekanntes, ein räthselhaftes Sehnen treibt sie ruhelos umher, sie suchen tastend nach irgend einer Befriedigung und finden sie nirgends. Er fand sie weder im heidnischen Alterthum noch in der Jurisprudenz.

Die Armuth, die Strenge seines Jugendlebens, der Druck der elterlichen Erziehung hatten ihn früh in sich hinein getrieben, eifriges Lesen, anhaltendes nächtliches Studium in Werken, die seinem religiösen Hang zusagten, hatten ihn auf Dinge geführt, die nicht mit den Jura zusammenhingen. Er war wie von selbst auf die Theologie gekommen und hatte sich mehr und mehr mit Leib und Seele in diese Wissenschaft vertieft, die, wie er sagt, „den Kern der Nuß, das Mark des Weizenkorns und der Gebeine erforscht", hatte die Kirchenväter, namentlich Augustin, dann die paulinischen Briefe und die Schriften der Mystiker, der Tauler, Suso, Eccard studirt, die einen Gegensatz zum herrschenden Kirchenthum bildeten, aber nicht vom skeptischen, sondern vom übergläubigen Standpunkt aus.

Darüber reift in ihm der Gedanke, daß sein Lebensberuf nicht sei, dem Vater zu folgen, sondern der Theologie sich zuzuwenden und zwar in des Wortes strengster Bedeutung. Er wollte in einen Mönchsorden treten, gleich jenem anhaltischen Prinzen, und der Welt, dem Leben draußen ganz entsagen.

Es ist eine alte, wohlbekannte Ueberlieferung, daß ihn der jähe Tod eines Freundes an seiner Seite zu diesem Entschlusse bestimmt habe. Wir haben darüber keine unbedingt zuverlässige Quelle. Es ist möglich, daß dies die schon vorhandene Düsterheit seiner Ge-

müthslage gesteigert und längerem Schwanken ein Ende gemacht hat. Gewiß ist es nicht so auf einmal über Nacht gekommen, das macht sich im Leben nicht so dramatisch, gewiß lag hier eine lange innere Entwicklung vor, der vielleicht solch ein Ereigniß den letzten entscheidenden Anstoß gab.

Es setzte harte Kämpfe mit dem Vater. Der Vater war gewohnt, ihn in Allem gehorchen zu sehen; jetzt war es das erste Mal, daß dieser sein Gewissen, sein Seelenheil, Alles in die Wagschale warf und erklärte, er könne und dürfe ihm nicht folgen. So kam es zu einer Trennung, die der Sohn nachher nie ohne Rührung erzählen konnte. Der alte, greise Vater ging in Verzweiflung weg mit dem Gedanken, er habe keinen Sohn mehr. Er schied von ihm in Erfurt wie von einem verlorenen Sohn.

Martin Luther trat unter die Augustiner-Eremiten (1505) und wenn je Einem, war es ihm Ernst, ein ganzer und rechter Mönch zu werden, und durch einen Gottesdienst „in der Kappe und Platte" sich seiner Seele Heil zu verdienen. „Verzweifeln macht einen Mönch", sagte damals ein Sprichwort, bei Luther traf es die volle Wahrheit. Er legte sich alle Entbehrungen auf, kreuzigte seinen Leib, durchwachte die Nächte in Beten und Fasten, nahm Tage lang nicht Speise noch Trank zu sich, trieb all jene mönchische Selbstquälerei, in der das Mittelalter so erfinderisch war, mit einem Eifer, als ob er „in den Himmel stürmen" wollte, kurz, er war ein rechter, ganzer Mönch, wie es je einen gegeben hat. Auch die finstere, unduldsame, mönchische Starrheit, die Unnahbarkeit für jede andere Lebensauffassung setzte sich seinem Wesen an; er bezeichnet sich selbst als einen wie die, die Scheiterhaufen aufgerichtet haben und wir werden Momente in seinem Leben finden, wo dieser Zug in seiner ganzen Ausschließlichkeit bei ihm die Oberhand gewonnen hat.

Trotz dieser echt mittelalterlichen, melancholischen Stimmung war eine große Entwicklung in ihm im Werden; er kasteite sich, aber er studirte auch mit nicht minder heißem Eifer. Die Mönche waren ihm deshalb gram, sie dachten, „studirt der Bruder, so wird er uns beherrschen", aber das machte ihn nicht irre und schon in den ersten Jahren macht er auf Unbefangene den Eindruck eines überlegenen Menschen. Die ihn damals kannten, versichern übereinstimmend, daß seine Erscheinung eine bedeutende war, auf Alle,

die ihm näher kamen, überraschend, auf Manche unheimlich wirkte. Wie wenig Jahre später (1509) Einer, der streng an der alten Kirche hing, der gelehrte Pollich zu Wittenberg, von ihm sagte: „Der Mönch mit den tiefen Augen und den wunderbaren Phantasien wird alle Doctores irre machen, eine neue Lehre aufbringen und die ganze römische Kirche reformiren". Es war der bleiche, abgezehrte Klausner mit dem unheimlichen Blick, von dem Cajetan 1518 sagte: „ich habe dem Menschen kaum in die Augen blicken können, solch ein diabolisches Feuer sprühte daraus hervor".

Die Entwicklung, die in ihm vorging, bewegte sich um einen Lebenspunkt des ganzen Kirchenthums; was ihn quälte, war eine Frage, welche zu jeder Zeit in der Kirche eine wesentliche Stelle behauptet, damals aber eine ganz besondere Bedeutung hatte. Das Gefühl der allgemein menschlichen Sündhaftigkeit, die Unmöglichkeit einer Erlösung von dem Fluch der Erbsünde auf den bisher giltigen Wegen lastete mit einer fast erdrückenden Schwere auf ihm. Er fand keine Lösung in dem Dogma, wie es vorlag, weil ihn hier auf der einen Seite der alttestamentliche Gott der Rache und des Zorns zurückstieß und auf der anderen Seite die herrschende Lehre von dem Ablaß der Sünde durch äußere Werke seinen Verstand wie sein Gemüth gleichmäßig beleidigte. Mit pharisäischer Werkheiligkeit, mit Erfüllung äußerer Pflichten, pünktlicher Beobachtung kirchlicher Vorschriften die Sündenlast abzukaufen, erschien ihm frivol und der strafende, zürnende Gott des alten Bundes erschreckte ihn. Die harten Bußübungen, mit denen er im Kloster Leib und Seele Tag und Nacht kasteite, gaben ihm keinen Trost, denn immer standen die Worte vor ihm: „Die Gerechtigkeit Gottes das ist der Zorn Gottes". „So oft ich", sagt er, „diesen Spruch las, wünschte ich alle Zeit, Gott möchte das Evangelium nicht offenbaret haben. Denn wer könnte den Gott lieben, der da zürnet, richtet und verdammet?"

Kämpfe ähnlicher Art hatten von jeher die großen Geister der Christenheit beschäftigt, aber keinen mehr als Augustin. Der hatte nach einem wilden, schwer bewegten Leben voll Verirrungen und Fehltritten endlich in einem Glauben innere Beruhigung gefunden, den er dann in einem Dogma von der äußersten Strenge ausprägte und dies augustinische Dogma von der alleinigen Rechtfertigung des Menschen durch den Glauben und durch die Wahl

Gottes, wenn dieser Glaube der rechte und vollkommene sei, wirkte jetzt auf Luther mächtig ein. Die höchst eigenthümlichen Denker der mystischen Schule des 14. und 15. Jahrhunderts hatten das auch gesagt, auch sie hatten nichts von den äußeren Werken und Alles von der inneren Heiligung des Menschen erwartet, und so alle die anderen bedeutenderen Geister der früheren Zeit. Ueber Nichts hat er sich häufiger ausgesprochen, als über die Umwandlung, die sich mit dieser Erleuchtung in seinem Innern vollzog. Ewig dankt er es dem treuen Gönner Staupitz, der ihm auf den rechten Weg verholfen, und unermüdlich kommt er auf die Seelenqual zurück, aus der ihn diese Einsicht gerettet.

„Als ich", sagt er an einer der vielen Stellen, „den Worten gerecht und Gottes Gerechtigkeit, vor denen ich erschrack, wenn ich sie hörte, fleißiger nachzudenken begann und erwog, daß die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, ohne Zuthun des Gesetzes offenbar wird, da ward ich anders gesinnt und dachte von Stund an: Sollen wir gerecht werden aus dem Glauben, soll die vor Gott geltende Gerechtigkeit selig machen Alle, die daran glauben, so werden solche Sprüche die armen Sünder und erschrockenen Gewissen nicht sowohl schrecken, als vielmehr trösten". Der Spruch des Propheten Habakuk: der Gerechte wird seines Glaubens leben, kam ihm wie Erlösung. „Daraus habe ich abgenommen, daß das Leben aus dem Glauben muß herkommen; ich zog nun das Wort Gerechtigkeit auf das Wort gerecht, nämlich, daß der Mensch vor Gott gerecht würde durch den Glauben, da wurde mir die ganze heilige Schrift und der Himmel selbst auch geöffnet".

Es führte das zu mehr als zu einem gewöhnlichen dogmatischen Schulstreit, zu einem unfruchtbaren Kampf zwischen der streng augustinischen und paulinischen Auffassung und der anderen, welche die herrschende war. Es lag hier vielmehr ein Gegensatz vor, der in der ganzen christlichen Welt, wie sie war, einen tieferen Riß machen mußte, als dies auf den ersten Blick scheinen mochte. Was Luthers Gewissen quälte, war ja eine Folge derselben Verweltlichung und Veräußerlichung des Kirchenthums, welche der Gegenstand all der unzähligen, oft nichts weniger als religiösen Beschwerden war. Herder sagt einmal: „Eine Religion fängt dann an in Verfall zu gerathen, wenn ihre Ausleger den Schlüssel dazu verloren haben". Das galt hier. Man hatte ganz vergessen, was

die Kirche sein sollte und was sie einst gewesen war, und in Nichts sprach sich dieses Vergessen so grell aus als darin, daß in der That die höheren Schichten der Gesellschaft, wie der Kirche selbst die Religion als Etwas betrachteten, was für die Massen recht gut, für sie selber ein entbehrlicher Luxus sei, und weiter darin, daß man nach Glauben, Gesinnung, sittlichem Werth nicht fragte und den strengen Dienst der äußeren Werke als den rechten Gottesdienst gelten ließ. Das war nicht die alte Anschauung der Kirche gewesen, selbst Pelagius, der das lange nicht so strenge gesagt, war ja verdammt worden. In der Kirche von damals war lauter verweltlichtes Wesen, und was aussehen sollte wie Religiosität, war der gleißnerische Schein äußerer Gesetzlichkeit ohne Ernst der Gesinnung, rein äußere Pflichtübung ohne Mitwirkung des Gewissens und des Herzens.

Wer diese innere Lüge des damaligen Kirchenthums entdeckte und mit heiligem Ernst daran ging, dieser Religion ihre vergessene Wahrheit, ihren abgestorbenen Glauben wieder zu geben, der eröffnete nicht einen bloßen Schulstreit, der machte einen Riß durch die Welt. Die „gute alte Zeit" des 15. Jahrhunderts ist, von dieser Seite betrachtet, die scheußlichste der ganzen Geschichte, selbst die verrufensten Zeiten des 18. Jahrhunderts nicht ausgenommen, es schaudert Einen vor dieser Verwesung des Kirchenthums. Es zeigt sich in ihr die wild aufgeschossene Frucht einer Religionsauffassung, die keinen Ernst, keinen Glauben, keine Scham mehr hatte. Was in der alten Kirchenlehre den Mittelpunkt gebildet, Christus der Erlöser, der mit seinem Blut die Menschen frei gemacht von der Sünde und den strafenden Gott des alten Bundes versöhnt, war ganz zurückgetreten und ein frecher Mißbrauch des Heiligthums prahlte auf allen Gassen.

Hier lag das große Räthsel, welches die ganze Zeit beunruhigte; hier lag das, was die Gläubigen mit tiefem Ingrimm erfüllte und die Andern leer und öde ließ. Der Seelenkampf Luthers in seiner engen Zelle war ein Kampf, der für die Welt ausgefochten ward, die Art von Kirchlichkeit und Christenthum, die bisher galt, war fortan abgemacht, selbst die zu Trient restaurirte katholische Kirche hat gerade in diesem Lebenspunkte die alte Praxis stillschweigend bei Seite gelegt und eine Auffassung angenommen, die die lutherische Einseitigkeit vermied, aber auch ihr eigenes früheres Gebahren seit Anfang des 15. Jahrhunderts stillschweigend hinweggräumte.

Die Lehre vom Ablaß, wonach der Mensch durch das äußerlichste aller äußerlichen Werke, durch Bezahlung, eine Sünde loswerden konnte ohne jede innere Betheiligung, stellte das Extrem dar, das sich in der herrschenden Kirchenpraxis gebildet hatte und wenn Luther nachher dagegen auftrat, that er es nicht bloß, weil ihn wie unzählige Andere die unwürdige Prellerei und das schamlose Auftreten der Ablaßkrämer verwundete, sondern noch mehr deshalb, weil diese Sache zusammentraf gerade mit der Frage, um die er mit sich selber am schwersten gekämpft hatte. Die Andern ägerte es, daß Tetzel soviel Geld aus Deutschland wegschleppe oder fanden es als Deutsche entehrend für die Nation, daß man in Rom mit Vorliebe die dummen Deutschen brandschatze, während man es anderwärts so toll nicht zu treiben wagte. Das Alles lag nur auf der Oberfläche, die Luther'schen Thesen sind etwas ganz Anderes als ein zorniger Protest gegen empörenden Mißbrauch: sie enthalten sein ganzes religiöses System ausgeprägt, wie es sich gründet auf die paulinische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben und die augustinische Gnadenwahl, das war eine ganz andere Ansicht vom Leben, von der Stellung des Menschen zu Gott und der Kirche und bedeutete mehr als einen bloßen Angriff auf den Unfug dieses Ablaßhändlers.

Im Kloster zu Erfurt ist die mächtige innere Entwicklung Luthers zu ihrem Abschluß gelangt; wenn er, der jetzt mit sich zur Ruhe gekommen war, in's Leben hinanstrat und an eine Stelle kam, wo er seine Gaben bewähren konnte, dann hatte man eine ungeheure Erschütterung zu erwarten. Im Kloster konnten seine Gaben nur verkümmern, nicht sich entfalten, die Macht des Worts, das aus tiefer Ueberzeugung kam, die Gewalt der Lehre und der Schrift und seine dämonische Wirkung auf die Menschen — das Alles konnte nur draußen sich entwickeln und eben jetzt wurde ihm eine Gelegenheit eröffnet, sich dort zu erproben, er wurde an die neu gestiftete Universität Wittenberg berufen, um sich eine Zeit lang außerhalb des Klosters der akademischen Lehre und Predigt vollständig zu widmen. (1508.)

§ 2.

1508—1520.

Berufung nach Wittenberg 1508. — Reise nach Rom 1510. — Der Ablaß von 1517. — Die 95 Thesen vom 31. October 1517. — Leo's X. (seit 1513 Papst) Vermittelungsversuche. — Cajetan auf dem Reichstag zu Augsburg, October 1518. — Miltitz' Gespräch mit Luther zu Altenburg, Januar 1519. — Disputation zu Leipzig (27. Juni — 13. Juli 1519). — Luthers entscheidende Wendung.

Die Hochschule zu Wittenberg, die Schöpfung Friedrichs des Weisen, war durchaus im neuen humanistischen Sinne gestiftet worden (1502), wie denn in dieser Zeit eine Universität stiften soviel hieß als der neuen Richtung ein Organ schaffen. Durch Vermittlung von Staupitz war Luther dahin berufen worden, Ende 1508 kam er an.

Bisher hatte über seinem Gemüth ein Zug düsterer Verschlossenheit gelegen, der seinem Naturell ursprünglich fremd war. In Erfurt war er ganz der Mönch gewesen, der der Welt entsagt und keinen anderen Beruf gekannt, als das einsame, heiße Ringen mit seinem Gott und seinem Gewissen. Auch in seinem Aeußeren hatte sich das angekündigt und doch war Niemand mehr geschaffen, auf die Welt und die Menschen einzuwirken als er. Seine neue Stellung brachte ihn auf eine Arena, für die er unvergleichliche Begabung mitbrachte, das mächtige Feuer seiner Natur, seine Gewandtheit in Schrift und Wort konnte jetzt erst zu voller Geltung kommen. Er wußte Anfangs gar nicht, wieviel ihm zu Gebote stand. Mit wahrer Seelenangst betrat er in den ersten Jahren stets die Kanzel. Als er 1509 dem langen Zureden Staupitzens endlich nachgab, sagte er zu dem väterlichen Freund: „ihr bringt mich um mein Leben, ich werde es kein Vierteljahr treiben", und noch 1519 gestand er, Nichts erhalte ihn beim Predigtamt als der Gehorsam gegen einen fremden, ja gegen Gottes Willen.

Mühsam nur überwand er die Schüchternheit, die er aus dem elterlichen Hause in das Kloster und aus dem Kloster in die Welt mitgebracht; aber gleich seine erste Wirksamkeit war eine überaus bedeutende. Literarische Berühmtheiten wuchsen damals nicht so rasch auf wie heutzutage, aber in seinem Kreise wurde er sehr schnell bekannt. Die Art seiner Predigt machte einen ganz ungemeinen Eindruck, nicht wegen der neuen Lehre, die er vortrug, sondern weil, was er lehrte, aus tiefster Seele kam, aus einem schwer bewegten Leben hervorgegangen war. Das war nicht das gewöhnliche, gedankenleere Ableiern hergebrachter Sätze und verbrauchter Wendungen, das war auch nicht das Ablesen alter Hefte fremder Federn, das kam aus einer feurigen Seele, der es heiliger Ernst war mit jedem Worte, und brachte deshalb auf Jung und Alt eine ungeheure Wirkung hervor. Wenn er predigte, war die Kirche überfüllt, bis dicht an die Kanzel hingedrängt hörte man ihm zu mit athemloser Spannung. Auch für ihn selbst war diese Periode von Bedeutung, er streifte Manches ab, was ihm noch von der mönchischen Abgeschlossenheit unwillkürlich anklebte, die klösterliche Herbigkeit verlor sich mehr und mehr, er blieb nicht Mönch in dem Sinne, in dem er es bisher gewesen war.

Der junge Lehrer und Kanzelredner wurde nicht bloß geehrt, sondern fast verwöhnt vom Kurfürsten wie vom Publikum; die Ueberzeugungen, die er sich in Erfurt zu eigen gemacht hatte, gewannen an Klärung und Reife. Der Mittelpunkt seines theologischen Denkens, die Rechtfertigungslehre bildete sich ihm jetzt freier und selbständiger aus und er warf sich jetzt namentlich auf den Theil des Neuen Testaments, der sich über diesen Punkt am prägnantesten ausspricht. Der Römerbrief wurde Hauptgegenstand seines Studiums. Er stand jetzt mit seinem Systeme fertig da, es widersprach nicht der Kirche, es stützte sich vielmehr auf ihre größten Autoritäten, Paulus und Augustinus, es war nichts weniger als Ketzerei und doch war es ein Gegensatz gegen das „pelagianische" Kirchenthum, nur daß der Gegensatz als solcher noch nicht bewußt hervortrat.

Im Jahre 1510 machte er sich auf nach Rom, entweder weil er einen Auftrag in Ordensangelegenheiten hatte, oder weil er jenem Gelübde genug thun wollte, das er schon in seinen Knabenjahren gethan, um „Ruhe und Trost für sein Gewissen zu suchen",

vielleicht traf Beides zusammen. Diese Reise macht einen fühlbaren Abschnitt in seinem Leben; zum ersten Mal kam der Mönch, der bisher nur in einem kleinen Ländchen gelebt hatte, hinaus in die weite Welt, er durchwanderte einen großen Theil seines Vaterlandes, lernte Süddeutschland, Baiern, Oesterreich, Italien kennen und mit der endlichen Erfüllung seiner alten Knabensehnsucht, der Pilgerfahrt nach Rom, schloß die erste Phase seines Lebens ab. Daß schon diese Pilgerfahrt nach Rom ihn bekehrt, den glühenden Anhänger des Papstthums in einen eifrigen Feind desselben verwandelt hätte, ist nicht richtig. Wir finden ihn noch Jahre lang danach in derselben strengkirchlichen Stellung zur obersten Autorität der damaligen Christenheit, die ihm von jeher eigen gewesen war, und selbst noch 1517 und 1518 unterscheidet er nachdrücklich zwischen dem Papstthum in seiner augenblicklichen Gestalt und seinem ursprünglichen Beruf an der Spitze der katholischen Kirche. Im Jahre 1510 kann er noch nicht auf dem Wege gewesen sein, den er selbst 1517 noch nicht einmal eingeschlagen hat.

Wir finden durchaus nicht, daß der Anblick Roms eine so rasche Umwandlung in ihm bewirkt hätte, wie bisweilen angenommen worden ist, dazu saß seine Verehrung für die Majestät der Kirche viel zu fest in ihm. Von ihm selbst wissen wir, daß er, ein echter Pilger, beim ersten Anblick der ewigen Stadt sich zur Erde warf und mit erhobenen Händen ausrief: „Sei gegrüßt du heiliges Rom, dreimal heilig von der Märtyrer Blut, das da vergossen ist" und er fügt hinzu: „ich wußte damals nicht, daß ich der Eremit werden sollte, von dem die Weissagung ging, daß er gegen die Kirche aufstehen würde". Ein scharfer Beobachter wie er war, sah er damals bereits von dem, was hinter dem äußeren Schein lag, mehr als seiner Verehrung gut war, und all die Beobachtungen über den thatsächlichen Zustand des römischen Wesens, die er später in seinen Schriften gegen Rom, namentlich in der Schrift an den Adel deutscher Nation, zu der furchtbaren Anklage zusammengeflochten, hat er selbstverständlich damals schon gemacht, aber sie stießen seine Grundanschauung noch nicht um und entfremdeten ihn nicht der alten Kirche, von deren Unverbesserlichkeit er sich ja erst soviel später überzeugte, und nur Eines tritt jetzt schon deutlich hervor, die ehrliche Abneigung des guten Deutschen gegen die Italiener. Die welsche

Arglist, die welsche Tücke, die welsche Doppelzüngigkeit, der Reichthum an schönen, gleißenden Worten, hinter denen Nichts steckt, die äußere Glätte und Geschmeidigkeit, die die innere Leere und Hohlheit mühsam verbirgt — das Alles fiel dem thüringischen Bauernsohn merkwürdig auf die Nerven. In seinen bittersten Schriften spielen die welschen Untugenden eine Hauptrolle.

Bis zum Ausbruch von 1517 lebt er nun schriftstellernd, lehrend, predigend in Wittenberg. Hie und da wurde er noch zu Reisen gebraucht. In der Hauptsache fuhr er fort, sich innerlich weiter zu bilden, seine Theologie zu vollenden, daneben blieb er der Prediger und Lehrer von 1508 und 1509.

Zwischen 1509 und 1517 kam der neue Ablaß. Was Luther schon lange im Stillen dagegen aufbrachte, war nicht dasselbe, was Hunderte von Menschen daran empörte, die an der Art des Mißbrauchs Aergerniß nahmen; für ihn lag darin ein tieferer Gegensatz, der sein ganzes inneres Leben ergriff, um den sich seine ganze Entwicklung gedreht hatte. Unter schwerem Seelenkampfe hatte er endlich in einer Ueberzeugung Trost gefunden, die die Lehre und Praxis des Ablasses auf's Feindseligste berührte. Nichts gab es deshalb in der alten Kirche, was ihn tiefer empören konnte als eben dies.

In der alten Kirche hatte die Ablaßlehre und Praxis nichts Anstößiges; man glaubte, daß sittliche Reue die Hauptsache sei, aber man hatte den verfänglichen Zusatz gemacht, daß äußere Zeichen der Buße Gott wohlgefällig seien. Von diesen, wie Fasten, Kasteiung, Wallfahrten u. s. w. konnte man sich später durch Geldleistungen entbinden, die aber nicht die Sünde lösten, sondern nur an die innere Sinnesänderung erinnern sollten. Diese alte Kirchenlehre war merkwürdig verändert worden und schon im 14. Jahrhundert, in der Zeit des babylonischen Exils, hatte man das finanzielle Moment über das sittliche den Sieg davon tragen lassen. In Avignon war es gewissermaßen der Trost der Päpste für den Schmerz der Verbannung, daß sie möglichst viel Mittel und Wege ausfindig machten, den heiligen Stuhl in Avignon, nicht in Rom zu bereichern. Johann XXII. war aus Cahors, der Stadt, welche im Mittelalter für die Heimath der geschicktesten Finanzkünstler galt. Hier war diese Praxis aufgekommen, die seit Anfang des 15. Jahrhunderts solches Aufsehen machte, daß von den Deutschen zu Constanz und Basel die unbedingte Abschaffung derselben verlangt

wurde; „es verdiene", sagten die Deutschen zu Constanz, die Huß verbrannten, „den äußersten Abscheu, daß die letzten Päpste die Sünde gleich einer Krämerwaare taxirt und mittelst der Ablässe den Erlaß der Sündenschuld um klingende Münze verkauft hätten". Es kam schließlich doch nur zu einem Antrag auf Beschränkung der Ablässe; so Etwas kann aber nicht beschränkt, sondern nur abgeschafft werden. Das Unwesen bestand fort. Noch bei dem Papst Martin V., der in Constanz gewählt ward, wurde die dringende Aufforderung wiederholt, dagegen einzuschreiten, er sagte es zu, aber er that Nichts. Ja es kam jetzt der Frevel auf, der vor jeder Religion diesen Namen verdient hätte, daß man allgemeine Ablässe, allgemeine Kirchensteuern ausschrieb, für die ein Ablaß ertheilt ward, daß man die Einziehung des Ablasses, wie an Finanzpächter, an Kaufleute, große Bank- und Wechselgeschäfte vergab, die für ganze Länder die Beitreibung des Sündengeldes übernahmen. Es war wie wenn alle Warnungen der Concilien rein vergessen wären; Alles, was dort Aergerniß erregt hatte, wurde geradezu auf's Aeußerste getrieben. So kam eine förmliche Taxordnung für den Loskauf aller erdenklichen Sünden auf, wie die taxae cancellariae ecclesiae romanae, die 1517 zu Herzogenbusch erschienen sind. In Tetzels Instruction war Sodomiterei auf 12 Dukaten angeschlagen, Kirchenraub kostete 9, Todtschlag 7, Hexerei 6, Eltern- und Geschwistermord 4 Dukaten. Seit Innocenz VIII. konnte man sich selbst vom Fegefeuer loskaufen und Julius II. dehnte 1507 und 1512 den Ablaß auch auf Ketzerei aus.

In den Jahren 1500—1501, 1504, 1509 und 1517 waren kurz nacheinander 5 außerordentliche Ablaßsteuern ausgeschrieben worden und das zu einer Zeit, wo die Geister bereits anfingen in bedrohliche Aufregung überzugehen: es war unbegreiflich. Die Kirche handelte nach dem schamlosen Grundsatz des Kämmerlings von Innocenz VIII., der sagte: „Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern, daß er zahle und lebe".

Wir haben noch Originale der Ablaßzettel jener Zeit, von 1517 z. B.: da ist ein Dominikanermönch abgebildet, mit Kreuz, Dornenkrone und feurigem Herzen. Oberhalb an den Ecken ist je eine genagelte Hand des Erlösers, unterhalb ebenso ein angenagelter Fuß desselben. Auf der Vorderseite stehen die Worte: „Papst Leo X. 1517. Gebet: Das ist die Länge und Weite der Wunden

Christi der heil. Seiten. So oft sie einer küsset, hat er 7 Jahre Ablaß". Auf der Rückseite: „das Kreuz, zu 40 Mal gemessen, macht die Länge Christi an seiner Menschheit. Der es küsset, der ist 7 Tage behütet vor dem jähen Tode, auch hinfallender Krankheit, wie auch vor dem Schlage".

Die Ablaßkrämer stellten Sätze auf, wie die: „Das rothe Ablaßkreuz und das daran hängende Wappen des Papstes vermag soviel als Christi Kreuz". „Der Ablaß macht die, die ihn lösen, reiner als die Taufe, ja als Adam im Paradiese im Stande der Unschuld gewesen". „Der Ablaßkrämer macht mehr Menschen selig als Petrus" u. s. w.

So steigerte sich der Mißbrauch bis zum Unsinn und das Alles war einer und derselben Generation fünf Mal hinter einander geboten worden. Die einen fanden es anstößig, daß man das heiligste Geheimniß der Kirche so mißbrauche, die Anderen beriefen sich auf die früheren Kirchendecrete, die den Unfug gerichtet hatten, die Deutschen fanden es entwürdigend, daß gerade Deutschland, Dank seiner staatlichen Zerrissenheit, am schamlosesten gebrandschatzt werde. Floß doch das Geld, das für einen angeblichen Türkenkrieg gefordert wurde, in Strömen nach Rom, so daß die Bischöfe klagten, „die Centner deutschen Geldes flögen federleicht über die Alpen und kein Träger der größten Last, auch der Atlas nicht, sei im Stande, solche Massen Geldes zu schleppen". So sagten die geistlichen Fürsten, deren materielles Interesse dabei geschädigt wurde; daß vollends die weltlichen es nicht gerne sahen, wenn ihnen das Geld in solchem Umfang für Nichts und wieder Nichts aus dem Lande gezogen wurde, war nicht zu verwundern.

Diese äußeren Gründe wirkten bei Luther nicht. Er hatte in sich einen Glauben ausgebildet, der dem inneren Grund dieses Greuels unversöhnlich gegenüberstand. Was Andere dagegen in Harnisch brachte, lag mehr auf der Oberfläche, bei ihm kam der Widerstand aus der tiefsten Seele und darum spielte er den Streit sogleich auf einen andern Boden und die principielle Frage wurde aufgeworfen, was denn Kirchenlehre sei, ob das, was Luther, oder das, was Tetzel predige?

Unter dem Schutze des Kurfürsten Albrecht von Mainz war zu Anfang des Jahres 1517 Johann Tetzel mit seinem Gehilfen Bartholomäus Rauch in Mitteldeutschland als Ablaßhändler auf-

getreten. Eine Aergerniß erregende, marktschreierische Instruction lief vor ihm her. Im albertinischen Antheil Sachsens fand er beim Herzog Georg leidliche Unterstützung, im Kurfürstenthum aber wurde er von Friedrich dem Weisen mit Ungunst und Widerstreben behandelt.

So war er in Luthers unmittelbare Nähe gekommen, in Leipzig und in den umliegenden Orten hatte er seinen Kram aufgeschlagen. Als er auch in Jüterbogk, nicht weit von Wittenberg erschien, übermannte Luther der Unwille. Schon hatte er einige Bischöfe fruchtlos an ihre Pflicht gemahnt, gegen das Unwesen einzuschreiten und in mehreren Predigten öffentlich dagegen gedonnert, als er am 31. October seine 95 Thesen gegen Tetzels Ablaßlehre an der Schloßkirche von Wittenberg anschlug. Er entwickelte hier seine Ansicht von der wahren Buße, wie sie ihm seit dem Klosterleben in Erfurt klar geworden war, ohne die mindeste Feindseligkeit gegen den Papst, mit desto größerer Schärfe gegen „des Ablaßpredigers muthwillige und freche Worte", die er streng von der kirchlichen Lehre und dem Papstthum unterscheidet. Die Sätze machten tiefen Eindruck in Deutschland; die Stimmung war so, daß auch ein unbedeutender Anlaß große Folgen haben konnte, und der Anlaß war nicht unbedeutend. Es kamen Streitschriften herüber und hinüber, Luther fand Anhänger, Tetzel Vertheidiger; die Praxis, wie sie war, zu vertreten, hatten Wenige den Muth, aber die scharfe Lehre Luthers von der Nutzlosigkeit der guten Werke gab viel Stoff zur Discussion. Wimpina in Frankfurt a. O., Hogstraten in Köln, Eck in Ingolstadt riefen Wehe über den Ketzer; im Uebrigen war die Sache noch einer jener häuslichen Federkriege, wie ihrer die Geschichte theologischer Gelehrsamkeit im Mittelalter viele aufzuweisen hatte. Der Unterschied war nur der, daß es sich diesmal um eine Grund- und Kernfrage nicht der Scholastik, sondern des Glaubens selber handelte und daß die öffentliche Meinung noch tief erregt war von dem Streit der Humanisten und Dominikaner, aus dem eben das Jahr vorher die „Briefe der Dunkelmänner" hervorgegangen waren.

Inzwischen erfolgte von Rom ein erster Angriff. Silvester Prierias, der fanatische Dominikaner, der jüngst in dem Gericht über die Reuchlinische Sache verhindert hatte, daß dasselbe zu Gunsten des Angegriffenen entschied, ließ eine Schrift ausgehen gegen Luthers ketzerische Bußlehre. Sie war nicht bedeutend, die

von Eck war viel gewandter, aber von Bedeutung war, daß ein Mann aus Rom sich vernehmen ließ, ehe es vielleicht gut war, daß die Kirche selbst das Wort ergriff.

In Rom wurde eine Klage gegen Luther anhängig und in das Gericht, welches die Sache führen sollte, kam Prierias als theologische Autorität. Nach Ansicht der Heißsporne mußte jetzt schon der Bannspruch erfolgen, aber Leo X. lehnte das ab. Er war ein großer Mäcenas der Künstler und Gelehrten und als Papst Mediceer genug, um allen theologischen Hader unendlich gleichgiltig zu finden.

Es war eine der tragischen Verkettungen in der Geschichte der Kirche, daß in dieser Zeit ihrer größten Entscheidungen ein Mann an ihrer Spitze stand, der dem Kern der großen Fragen persönlich ganz fremd war. Bei Reuchlin hatte er gemeint, dem gelehrten Manne thun wir Nichts zu leid; über Luthers vortrefflichen Kopf dachte er Anfangs ebenso, nicht aus Milde, sondern aus Gleichgiltigkeit. Er sah mit fürstlich mediceischer Verachtung auf den Zank der kleinen Leute herunter und ahnte nicht, daß daraus ein Brand werden konnte, der seine dreifache Krone angriff. Er wünschte die Sache friedlich abgemacht zu sehen.

Es war ein Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben. Der päpstliche Abgesandte hatte eine Anzahl Forderungen zu überbringen, die auch wieder den deutschen Säckel angingen — es handelte sich um einen großen Türkenkrieg — und die vielleicht weniger willig aufgenommen wurden, wenn Rom wegen eines deutschen Mönches feindselige Schritte that, der in der Gunst eines einflußreichen Fürsten, wie Friedrich der Weise, stand und dem alle Feinde der üblichen Brandschatzungen durch Kirchensteuern gewogen waren. Der Cardinal-Legat Cajetan erhielt darum den Auftrag, die Sache mit möglichst wenig Aufsehen beizulegen. Er sollte sich den Mönch kommen lassen, ihm die Sache vorstellen und ihn durch gütliche Ueberredung zu bestimmen suchen, daß er allen weiteren Hader einstelle und damit den Kirchenstreit beendige.

Auf eine am 30. Mai 1518 nach Rom gesandte Rechtfertigungsschrift, die im bescheidensten Tone gehalten war, hatte Luther eine Vorladung nach Rom als Antwort erhalten. „Da ich des Segens erwartete, kam Blitz und Donner über mich“, sagt er. Von allen Seiten verwendete man sich für Luther und das hatte

wenigstens den Erfolg, daß die Ladung nach Rom in die Aufforderung verwandelt wurde, sich in Augsburg vor dem Cardinal-Legaten zu verantworten.

Dieser Letztere scheint seinen päpstlichen Auftrag nicht genau genommen zu haben: er hat wohl nicht den wohlwollenden Diplomaten, sondern den stolzen Kirchenfürsten gespielt, dem es schon Herablassung genug schien, daß er sich mit dem namenlosen Augustiner überhaupt in Conferenzen einließ. Nebenbei konnte er sich nicht entbrechen, dem nominalistischen Mönch als strenger Thomist entgegenzutreten. Luther war Anfangs befangen, demüthig, schien verlegen, aber im Laufe der Unterredung, die mehr und mehr zu einer theologischen Disputation ward, wurde er warm und kühn und Cajetan versichert, ihm sei in dieser Gesellschaft ganz unheimlich zu Muth geworden. Den Decreten der Kirche, den Sätzen der Dominikaner hielt Luther Paulus und Augustin entgegen, die der herrschenden Kirche freilich fremd geworden waren; von einem Widerruf wollte er gar nichts wissen und so schied Jeder mit dem Gefühl, daß er Recht behalten und daß der Andere sich nicht so benommen habe, wie es dem Frieden diene.

Damit war der erste Versuch, die Sache diplomatisch beizulegen, mißlungen (October 1518). Luther floh nächtlicher Weile aus Augsburg, mit gutem Grund um seine persönliche Sicherheit besorgt, kehrte in Eilritten auf Umwegen nach Wittenberg zurück und der Streit dauerte fort. Noch immer war Leo der Meinung, es sei nicht an der Zeit, die Sache auf die Spitze zu treiben. Es wurde ein zweiter Versuch gemacht.

Carl v. Miltitz, ein geborner Sachse, ein feiner, gewandter Weltmann, wurde ausersehen, das Zerwürfniß in's Gleise zu bringen. Der Papst pflegte um Neujahr eine geweihte goldene Rose bald diesem, bald jenem der bedeutendsten Fürsten zu verehren. Dieses Mal sollte sie der Kurfürst Friedrich von Sachsen erhalten, der Mann, der die neue Humanistenhochschule zu Wittenberg gegründet und Luther mit seinem unzweifelhaften Wohlwollen unterstützte. Der Nuntius Miltitz sollte sie überbringen und bei der Gelegenheit wie zufällig bei Luther einkehren und den Versuch Cajetans wiederholen.

Miltitz war kein Theologe, kein Mann irgend eines Systems noch irgend einer Schule, und darum besonders zu einer so heiklen

Sendung geeignet. Dabei war er fein, gewandt, in seinen Formen verbindlich und, wo es noth that, von gewinnender Treuherzigkeit.

Luther hatte nach dem Scheitern der Augsburger Conferenz die übliche appellatio a papa male informato ad papam melius informandum erlassen und als das keinen Erfolg hatte, eine zweite Berufung eingelegt, diesmal aber vom Papst an ein allgemeines Concil; das war ungewöhnlich, daß ein einfacher Mönch so entschlossen gleich alle Instanzen durchtrieb, aber unerlaubt, ungesetzlich war das nicht.

So kam Miltitz in den ersten Tagen des Januar 1519 an und am 3. d. M. hatte er zu Altenburg ein Gespräch mit Luther. Er hatte sein Vorhaben ganz geschickt eingeleitet. Unterwegs war er ziemlich offen aus sich herausgegangen, hatte in größerer Gesellschaft das Aergerniß beklagt, das einzelne Unholde in der Christenheit angerichtet, hatte betheuert, daß man in Rom das Auftreten Tetzels nicht billige und setzte diesem Letzteren so hart zu, daß Niemand an seiner Ehrlichkeit zweifelte. Ganz ungezwungen schüttete er dann gegen Luther sein Herz aus, wie er erstaunt sei, in dem vielgenannten Doctor nicht einen alten Theologus, sondern einen so jungen rüstigen Mann zu finden, wie er sich selbst mit 25,000 Mann Bewaffneter nicht getrauen würde, ihn nach Rom zu führen, da er überall gesehen, daß auf einen Anhänger des Papstes stets drei auf Seiten Luthers kämen, er selber sei eigentlich ganz mit Luther einverstanden. Nachdem er so sein Vertrauen glaubte gewonnen zu haben, lenkte er ein auf sein Thema: ihm, dem einzelstehenden Mönche komme es nicht zu, eine Sache wie diese einseitig gegen den Papst zu betreiben, er habe Sr. Heiligkeit schweren Kummer bereitet und seine Pflicht sei es, das wieder gut zu machen. Noch stand Luther auf dem Boden der mittelalterlichen Kirche und dachte von der Autorität des Papstes wie ein Klosterbruder. Darum war die Art, ihn hier zu berühren, sicherer als der herrische Ton Cajetans, Miltitz wußte Luther an dem Punkt zu fassen, wo er noch Mönch war, an seiner Achtung vor der Autorität der Kirche.

So kam ein förmlicher Vertrag zu Stande; es ist bedeutsam zu sehen, wie die römische Kirche schon mit dem einfachen Augustinermönch gewissermaßen Macht gegen Macht paciscirt. Wie Luther selbst seinem Beschützer, dem Kurfürsten, meldet, war „der Handel beschlossen auf zwei Artikel".

1) Beiden Theilen wird verboten, weiter von dem Gegenstand „zu predigen, zu schreiben und zu handeln".

2) Miltitz meldet dem Papste den genauen Sachverhalt und der Papst beauftragt dann einen gelehrten Bischof, die streitigen Fragen zu untersuchen „und alsdann, fügt L. hinzu, so ich den Irrthum gelehret werde, soll und will ich denselben gern widerrufen und der heiligen römischen Kirche ihre Ehre und Gewalt nicht schwächen".

Auch zu einem abermaligen Brief an den Papst war er bereit, um demselben abzubitten, daß er zu hitzig und scharf gewesen sei und die Kirche als solche nicht habe verletzen wollen.

Er geht also bis an die Grenze des Widerrufs, aber unter Bedingungen; er knüpft sein Schweigen an das Schweigen der Andern und erklärt dann, wenn er widerlegt sei, wolle er widerrufen, anders nicht. Dieser Satz war nicht mehr mittelalterlich katholisch. Auch Huß hatte zu Constanz gesagt, man „widerlege mich!" und statt dessen hatte man ihn ganz consequent verurtheilt. Dieser Satz war schon der erste Keim des Protestantismus. Vom Standpunkt der mittelalterlichen Kirchenordnung gab es eine solche Widersetzlichkeit, eine solche nur bedingungsweise Unterwerfung nicht: hatte die Autorität gesprochen, so mußte der Einzelne sich fügen. Luther war mithin jetzt schon einen Schritt jenseits der Linie, die man als die Grenze der mittelalterlichen Kirche bezeichnen kann.

Eines aber war erreicht: ein Waffenstillstand. Das ärgerliche, dem Papst so widerwärtige Wühlen und Zanken herüber und hinüber hörte auf, dem Streit der Parteien war ein Zaum angelegt. Aber der Freunde Uebereifer sollte der Kirche sehr rasch den Frieden stören. Der Waffenstillstand wurde von einem Eiferer der alten Kirche selbst gebrochen.

Im März des Jahres 1519 schrieb Eck eine große Disputation nach Leipzig aus. Von den Thesen waren einige gegen Carlstadt gerichtet und dieser selbst als Gegner eingeladen. Sah man sich aber die Sätze genauer an, so erkannte man, daß nicht Carlstadt, sondern Luther gemeint sei. Das hieß den Waffenstillstand nicht formell, wohl aber thatsächlich brechen. Luther erklärte sich denn auch sofort seines Versprechens entbunden. „Der ungesalzene Querkopf", schreibt er, „wüthet gegen mich und meine Schriften; einen Andern ruft er auf als Kämpfer und einen Andern packt er

an" — „aber es wird diese Disputation, so Christus will, übel ausschlagen für die römischen Rechte und Herkommen, auf welche Stecken sich Eck stützt".

Am 27. Juni 1519 begann die berühmte Leipziger Disputation. Eck, Luther, Melanchthon, Carlstadt waren mit ihren Freunden erschienen. Mit all dem Pomp, unter dem solche theologische Wortgefechte früher in Scene gingen, wurde auch diese Disputation eröffnet. Es war, als ob man das Gefühl gehabt hätte, daß es sich in der That nicht um ein gewöhnliches scholastisches Turnier, sondern um den Austrag weltgeschichtlicher Gegensätze handelte. Die Hauptgegner waren, jeder in seiner Art, vortreffliche Disputanten. Eck war bekannt als ein äußerst streitfertiger Kämpe, als ein überaus gewandter Dialektiker, der in der Sicherheit des Redekampfes Luther zum Mindesten gewachsen, an Kenntnissen in der Philosophie und Theologie aber, zumal in Kirchengeschichte und Kirchenrecht, entschieden überlegen war. Dies letztere Gebiet hatte Luther fast noch gar nicht berührt und erst bei dieser Gelegenheit lernte er den Werth dieser Studien kennen.

Seine Stärke lag auf einer andern Seite, wo ihm Eck nicht ebenbürtig war.

Ueber die letzten Jahrhunderte hinaus wurde Ecks Bildung immer schmächtiger, immer dünner und fadenscheiniger und da, wo Luther ganz zu Hause war, war er fast ein vollkommener Fremdling. Luther kannte seinen Augustin gründlicher als irgend Einer, ebenso hatte er die andern Kirchenväter des Morgen- und Abendlandes fleißig gelesen und die betreffenden Abschnitte der Bibel waren ihm durch ein 15jähriges ernsthaftes Studium vollkommen gegenwärtig.

Nachdem während der ersten Woche Eck mit Carlstadt über den freien Willen gestritten, begann am 4. Juli der Kampf mit Luther. Man stritt zwei Tage lang über die Rechtfertigung und die guten Werke, ohne sich näher zu kommen. Das pelagianische und das augustinische Christenthum standen sich hier schroff gegenüber, das waren Weltgegensätze, zwischen denen an Versöhnung nicht zu denken war. Da spielte Eck — und das war nicht zeitgemäß — die Frage hinüber auf das Gebiet der päpstlichen Autorität.

Luther stellte zuerst die Behauptung auf, es bedürfe noch des

Erweises, daß die Gewalt des römischen Papstes so alt sei als die Kirche Christi. Das ist für uns keine Frage mehr, damals aber, wo man noch an eine Menge piae fraudes glaubte, war es eine. Luther meinte, die päpstliche Gewalt sei nicht älter als 4 Jahrhunderte, da widerlegte ihn Eck sogleich, darin hatte er ihn geschlagen, aber wenn er dann hinzufügte, das Papstthum datire seit den Anfängen der lateinischen Kirche und Alles, was außer ihr sei, sei verdammt, so gab er sich eine bedenkliche Blöße, die Luther sogleich benutzte, indem er ihm einwarf, wo in der Schrift, wo in den Kirchenvätern der ersten Jahrhunderte von einem Papstthum die Rede sei, und ob er denn die ganze griechische Kirche und ihre großen Väter, wie den Gregor v. Nazianz und Basilius den Großen, für verdammt halte?

Eck war in Verlegenheit, aber rasch half er sich, indem er sich auf die Concilien berief; dort sei z. B. zu Constanz der päpstliche Primat anerkannt worden, ob er denn auf die Autorität der Concilien nichts mehr gebe? Das Concil habe Huß und seine Sätze verurtheilt, ob er glaube, daß das mit Recht geschehen sei oder nicht? Das war eine quaestio captiosa. Das Hussitenthum stand auf sächsischem Boden in übler Erinnerung. Luther besann sich einen Augenblick und sagte dann, er sei der Meinung, das Concil habe Sätze von Huß verurtheilt, die vollkommen christlich und evangelisch gewesen. Da entstand große Aufregung und Eck erwiderte: „Dann, ehrwürdiger Vater, seid ihr mir wie ein Heide und Zöllner“.

Jetzt hatte Luther den Boden der Kirche verlassen. Als ihn im Kloster zu Erfurt zum ersten Mal Etwas von Huß in die Hände fiel und er beim Lesen mit Staunen gewahrte, daß er mit dem verbrannten Ketzer in Manchem einer Meinung sei, da hatte er, von plötzlicher Seelenangst ergriffen, das Buch zugeschlagen und war „mit verwundetem Herzen“ davon geeilt, weil er meinte, bei dem bloßen Gedanken, daß der „gräulich Verdammte“ doch Recht gehabt, müßten „die Wände schwarz werden und die Sonne ihren Schein verlieren“ und jetzt hatte er sich muthig für ihn bekannt und selbst die letzte der geltenden Kirchenautoritäten verworfen. Von Stufe zu Stufe war er weiter getrieben worden, nur noch eine Autorität blieb ihm, die Schrift, das Neue Testament, und die verwarf er auch nie. So hatte der Wortstreit zum Abfall von

der Kirche geführt, deren höchste Autoritäten er nicht mehr als vollwichtig anerkannte. Für ihn selbst war der Vorgang dadurch bedeutsam, daß er nun mit vollständiger Klarheit die Einsicht gewann, wie sehr er im Grunde schon mit der Kirche zerfallen war, als er noch ehrlich glaubte, er habe ihren Boden in keinem Stücke verlassen.

Die zwei entgegengesetzten Auffassungen, welche sich zu Leipzig zuerst in ihrer vollen Unversöhnlichkeit entwickelt hatten, hatten mit mittelalterlichen Parteigegensätzen Nichts gemein. Hier war das ganze Princip der Autorität angefochten, der Fels Petri in Frage gestellt und seine historische Berechtigung geradezu geläugnet. Das war nie so vor der ganzen Nation ausgesprochen worden. Von diesem Augenblick an war jeder Versuch, die Sache zu verwischen oder einzuschläfern, vergebens. Luther ging nicht mehr zurück, selbst wenn ihn Hussens Schicksal erwartete. Aber die Verhältnisse draußen waren jetzt auch anders als zur Zeit des Constanzer Concils.

Die Stimmung in der Nation wuchs in dem Maße, als Luthers Abfall entschieden wurde. Er war nie schwächer gewesen als da er mit Miltitz unterhandelte, und nie stärker als nach der Disputation. Der gesammte Humanismus, die innerhalb der ganzen damaligen Wissenschaft mächtigste Richtung und mit ihm die ersten Geister der Nation, standen auf seiner Seite. Die stürmische, leidenschaftliche Jugend, die bisher dem Streit mit stiller Verachtung und Theilnahmlosigkeit zugeschaut, begann ein merkwürdiges Interesse daran zu gewinnen und an den Tag zu legen. Ihr kühnster Sprecher, national und politisch Luthers alter ego, Ulrich v. Hutten, trat offen an seine Seite.

Hutten war der eleganteste, feinste Kopf der jüngeren Humanistenschule, die in Reuchlin und Erasmus ihre Vorbilder verehrte, und hatte eben (Juli 1517) das höchste Ziel des Ehrgeizes Aller erreicht, er war vom Kaiser zum ersten deutschen Dichter gekrönt worden. Ihm war der humanistische Geist in Fleisch und Blut übergegangen und doch beschlich ihn jetzt mehr und mehr das Gefühl, daß seine Bildung etwas Gemachtes sei und daß er sich nicht selber angehöre, so lange er in einer fremden Sprache rede und schreibe. Noch ganz der Humanist war es, der einem Klosterbruder auf die Nachricht von den Wittenberger Händeln sagte: „Fresset einander, damit ihr von euch selber gefressen werdet" und dann

seinem Hermann v. Neuenaar schrieb: „Mein Wunsch ist nämlich, daß unsere Feinde so viel als möglich in Zwietracht leben und sich hartnäckig einander aufreiben mögen. Mögen sie Alle zu Grunde gehen, die der aufkeimenden Bildung hinderlich sind, damit die lebendige Pflanzung der herrlichsten Tugenden, die sie so oft zertreten haben, endlich gedeihen möge".

Inzwischen hatte er anders denken gelernt. Bei näherer Betrachtung hatte er viel mehr als ein gewöhnliches Mönchsgezänk gefunden und vor Allem hatte er an Luther die wunderbare Macht deutscher Rede kennen gelernt, gesehen, wie dieser Mann mit der Gewalt des Wortes die Nation electrisirte, und nun schlug er vollkommen um. „All meinen Dichterruhm", schreibt er an Luther, „will ich ablegen, um Dir, o Mönch, treu nachzufolgen wie ein Schildknappe". Er giebt seine lateinische Eleganz auf, schreibt deutsch in Prosa und Reimen und wird ein politischer Luther.

Noch vorher hatte sich ihm Philipp Melanchthon angeschlossen, eine für ihn unschätzbare Ergänzung. Hier überwog der Humanist den Theologen. Melanchthon war ein unvergleichliches Rüstzeug für die Auslegung und Uebersetzung der Schrift, weil er bei seinen außergewöhnlichen Kenntnissen keine vorgefaßte theologische Meinung in den Text hineinlegte. Dabei war er persönlich feiner, in den Formen geschmeidiger als der thüringische Bauernsohn.

Für Luther selbst war die Disputation ein Wendepunkt auch in Hinsicht seiner Studien. Es wurmte ihn, daß er den Kirchengesetzen, auf die Eck sich berief, nichts Begründetes hatte entgegensetzen können. Er studirte nun die Geschichte der Kirche, namentlich der letzten Zeit, lernte in der Aufregung, in welcher ihn die Disputation gelassen, die Concilienstürme des 15. Jahrhunderts kennen, sah, wie nahe die Nation am Ziele ihrer Reformhoffnungen gewesen und wie schmachvoll sie darum betrogen worden war. Der Eindruck war jetzt mächtiger, als er jemals vorher hätte sein können, aber noch immer kostete es ihn Mühe, sich ganz von der alten Kirche loszureißen, er macht noch immer einen Unterschied zwischen der curia und der ecclesia romana, welche beide doch kaum mehr zu unterscheiden waren.

Im Laufe seiner weiteren Studien trennt er sich mehr und mehr von einzelnen Sätzen, die er bisher nicht näher geprüft hatte. Zu Leipzig hatte er schon die unfehlbare Autorität des Papstes

und der Concilien in Glaubenssachen bestritten, jetzt bestritt er auch das päpstliche Gesetzgebungsrecht, die Heiligsprechung, die Entziehung des Kelches, das Fegefeuer und die Siebenzahl der Sacramente, ohne bereits zu der Lehre von den zwei Sacramenten gelangt zu sein. Es ist jetzt nachgewiesen, daß Huß zu Constanz nicht viel mehr Ketzerisches behauptet hat. Man hatte früher häufig seine Sätze mit denen seiner Schüler vermischt und ihm Vieles zugerechnet, was ihm nicht angehört; jetzt wissen wir, daß im Grunde seine Ansichten nicht viel weiter gingen, als Luther damals gekommen war. Dieser aber erstaunte immer wieder von Neuem über diese unbewußte Uebereinstimmung. „Wir sind Alle Hussiten", schreibt er Februar 1520 an Spalatin, „ohne es zu wissen, Paulus und Augustin sind Hussiten; ich weiß vor Erstaunen nicht, was ich denken soll".

Im Juni 1520 trat Luther mit seiner Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation hervor, es war in wenig Blättern ein durch und durch agitatorisches Werk, mit der ganzen Meisterschaft Luthers geschrieben. Hier ist vornehmlich der Satz durchgeführt, daß man der römischen Curie und den Mauern, die sie um Deutschland gezogen, widerstreben, sie niederreißen müsse, und daß es der Ritterschaft Deutschlands zukomme, diesen echt christlichen Kampf vorzugsweise zu führen. Die Schrift zündete mächtig, an ein Niederschweigen des kühnen Mönchs war nicht mehr zu denken; ob es aber klug war, gerade jetzt das letzte Mittel des Papstes, den Bannstrahl, zu gebrauchen, auf die Gefahr, daß es erfolglos blieb, das war die große Frage.

Eck beging die Tactlosigkeit, die Bannbulle, die der Papst nur mit Widerwillen erließ, nach Deutschland zu überbringen, er, der literarische Gegner Luthers. Die Bulle wurde in Deutschland mit offenbarer Ungunst oder mindestens mit Theilnahmlosigkeit aufgenommen. Einzelne Regierungen scheuten sich, sie zu veröffentlichen; andere erklärten, ihnen scheine die Sache keineswegs so zu stehen, daß man der Bulle zu gehorsamen habe; man appellirte eben schon, echt modern, gegen die Kirche an das eigene Urtheil.

Der Kurfürst Friedrich der Weise sagte sich offen von der Bulle los, die Hochschule zu Wittenberg nahm sich Luthers und Carlstadts entschieden an, und so durfte Jener den unerhörten Schritt wagen, den er am 10. December 1520 that. Er war sonst kein Mann von extremen Handlungen, die auf Erweckung der po-

pulären Leidenschaft berechnet waren. Er wollte nicht den „Herrn omnes, der keine Vernunft hat", zum Herrn machen; aber er war auch vor keinem Schritte bange, der im entscheidenden Augenblick die Schwäche der Gegner bloßlegen konnte. Er entschloß sich zu dem Ungeheuren, die Bulle des Papstes im Angesicht der Magister, der Studenten und Bürger Wittenbergs öffentlich zu verbrennen.

Am 10. December begab sich der feierliche Zug, zu dem Luther am schwarzen Brette eingeladen, vor das Elsterthor und sah zu, wie die Bulle, deren Vorgänger so manchen stolzen Kaiser gestürzt, so manchen frommen Reformer den Flammen überliefert, unter dem starren Staunen der Römlinge und unter dem Jubel der Anhänger Luthers vom Feuer verzehrt wurde.

Luther hatte gezeigt, daß er, ohne Gefahr für sich, die letzte Waffe des Papstes dem Hohn der Gassen preisgeben konnte. Rom hatte seine Waffen verbraucht; Vermahnungen, Warnungen, Rath, Bann, Nichts von Allem hatte gefruchtet, die Kühnheit und der Anhang des Mönchs war gewachsen, je verzweifelter sich Rom geberdete. Nur noch eine Hilfe blieb übrig, die weltliche Gewalt.

---

§ 3.

Maximilians I. letzte Zeiten † 12. Januar 1519. — Die neue Kaiserwahl. Franz I. von Frankreich und Karl V. von Spanien. — Kaiser Karls V. politische Stellung (Wahl Juni. Wahlcapitulation 3. Juli 1519).

Maximilians I. letzte Zeiten.

Jeder der beiden Theile, Luther wie der Papst, hatte sein Aeußerstes gethan; die Entscheidung zwischen beiden lag jetzt in den Händen der weltlichen Reichsgewalt. Die Kirche mußte sich nach weiteren Stützen umsehen und zwar zunächst nach dem Arm des Kaisers. Der römische König hatte ja nicht bloß die politische Ordnung zu wahren, er war auch Schirmvogt der Kirche, ihm stand Recht und Pflicht zu, die Kirche in ihrer Autorität zu schützen, ihre Gesetze zu handhaben, ihre Decrete zu vollstrecken. Es war mithin nicht ein gesuchter, sondern nach damaligen Verhältnissen ganz naturgemäßer Anspruch; hatte doch auch 1415 der Kaiser der Kirche Urtheil in einem Fall der Art vollzogen. Daß das Einschreiten der Reichsgewalt nicht früher erfolgte, erklärt sich aus dem Interregnum, in dem sich dieselbe um diese Zeit befand. Vom Januar bis Juni 1519 war der Thron erledigt und seit Juni war er nur dem Namen nach besetzt. Der neue Kaiser war noch nicht anwesend im Reich.

Die Verhältnisse hatten sich in der letzten Zeit Maximilians nicht so günstig gestaltet, wie die Hoffnungen bei seinem Regierungsantritt erwarten ließen. Er war beinahe unbeliebt geworden, aber auch nur beinahe, weil sein glückliches Naturell, das Gewinnende seiner Persönlichkeit auch jetzt noch eigentliche Auflehnung und erklärtes Uebelwollen zurückhielt. Aber ein großer Unterschied war doch bemerkbar. Mancherlei hatte zusammengewirkt; das Geringste war noch, daß er hier diese, dort jene Dynastie in ihrem Hausinteresse verletzt hatte, es gab gute sachliche Gründe zur Unzufrie-

denheit. Die Reformen von 1495, in die er sich freilich nur mit Widerwillen gefügt, hatte er nicht nur nicht ausgebildet, er hatte selbst das damals Festgesetzte allmälig in Verfall gerathen lassen.

Widerwärtig war ihm von jeher das Reichsgericht gewesen, das ohne ihn und gegen ihn gebildet werden sollte, auch das Reichsregiment hatte er sich nur grollend eine Zeit lang gefallen, schließlich beides verkümmern lassen. Es war Nichts geblieben als der Landfriede, an dessen Handhabung ihm selbst am meisten lag, und die Eintheilung des Reichs in Kreise, die ihm gleichfalls als Gegengewicht gegen die Vielherrschaft der Fürsten diente. Das war der ganze Rest der stolzen Reformentwürfe, mit denen man sich überall im Reich, in den vornehmsten Kreisen zumal, bei Beginn seiner Regierungszeit getragen hatte und das warf ihm jetzt ein Theil der Stände vor, die 1495 die Neuerungen mit berathen hatten.

Ein anderer nicht minder begründeter Vorwurf war der, daß er das Reich nur behandelt hatte als eine Stütze zur Ausbildung seiner habsburgischen Erbmacht, daß er nicht der Kaiser war, der in allen Stücken zum Reiche hielt und im Reiche stand, sondern es ausnutzte, um in Italien und anderwärts rein österreichische Plane zu verfolgen. Die Ansprüche auf Böhmen und Ungarn geltend zu machen, hier Habsburg abzurunden, in Italien mit Hilfe der alten Reichsrechte in Mailand Herr zu werden, dann jener Ehebund mit Spanien, das waren die großen Ziele seiner Politik, und die hatten mit den Reichsinteressen, wie die Stände und die Nation sie auffaßten, nichts gemein.

So war seine Stellung, obwohl er sie mit Geschick und Klugheit zu behaupten wußte, mehr und mehr isolirt worden; er sah sich vereinsamt und unter den angesehensten Reichsfürsten eine Opposition aufwachsen, der auch Solche angehörten, die einst zu ihm gestanden.

In seinem Verhältniß zur Kirche war er nichts weniger als correct nach dem Sinne der Curie. Darüber war er allerdings nicht im Zweifel, daß das Kaiserthum nicht bestehen könne, wenn nicht die Kirche in ihrer Allgemeinheit über Westeuropa herrsche, aber mit der Handhabung der Kirchenpolitik war er durchaus nicht einverstanden, dem Einfluß der Curie keineswegs unbedingt ergeben. Politisch waren die Päpste so oft gegen ihn aufgetreten, daß er

alles Andere eher als aufrichtiges Wohlwollen gegen sie hegen konnte und kirchlich übersah er nicht die fürchterlichen Mißbräuche, die immer tiefer sich in das geistliche und weltliche Leben der Christenheit einfraßen. Von ihm war ja 1510 der Anstoß zu der Beschwerdeschrift der deutschen Nation gegen die Curie ausgegangen und auf Grund des Gutachtens der Stände hatte er dann von Innsbruck aus das Edict erlassen „wider etlicher Geistlichen unaussprechlichen Geiz, als die kein Ende noch Ziel setzen, Kirchengüter und Pfründen an sich zu ziehen". Auch sein abenteuerlicher Gedanke, selber die Zügel der Kirchenautorität in die Hand zu nehmen, wie einst Karl der Große und Heinrich III., bewies, wie er zu Rom stand.

Als der Streit in Wittenberg ausbrach, sah er Anfangs schadenfroh zu. Er war gerade mit Rom politisch zerfallen und fand Behagen daran, daß diesem jetzt der Mühlstein eines großen Mönchshaders an den Hals gehängt werde. Man soll, meinte er gegen Friedrich den Weisen, den wittenberger Mönch „fleißig bewahren", man kann ihn noch einmal gebrauchen.

Aber in den letzten Tagen seiner Regierung änderte sich das. Seine Hauspolitik nöthigte ihn mit Rom eine Verständigung zu suchen. Ohne Ahnung seines nahen Todes dachte er daran, seinem Hause die Nachfolge im Reiche zu sichern. Sein Sohn Philipp war tragischer Weise früh gestorben, aber er hatte einen Sohn, Karl hinterlassen, der jedenfalls Spanien erbte und dem er gern auch die deutsche Krone zugewendet hätte. Gelang das, so tauchte noch einmal die Kaiserherrlichkeit in ihrer ganzen mittelalterlichen Pracht und weltumfassenden Größe wieder auf.

Das Ausland, insbesondere Frankreich, war erklärlicher Weise dagegen und bei seiner Isolirung in Deutschland blieb ihm für seine Entwürfe kein näherer Verbündeter als Rom. Diese Wendung war in demselben Augenblick eingetreten, als Cajetan auf den Reichstag nach Augsburg geschickt ward. Er kam mit großen Forderungen an Geld und Mannschaften wider die Türken, in die der Kaiser willigen wollte, wenn die Kirche ihn ihrerseits unterstützte. Aber der Plan mißglückte völlig. Nicht bloß die öffentliche Meinung erklärte sich, von Ulrich v. Hutten geleitet, stürmisch gegen den päpstlichen Abgesandten, auch der Reichstag lehnte seine Forderungen ab und begründete die Ablehnung damit,

daß erst die gerechten Beschwerden der deutschen Nation erledigt werden müßten: die Annaten, die Palliengelder, die Eingriffe in das Patronatsrecht, die zahllosen Verletzungen der Concordate, Alles wurde neu geltend gemacht und einzelne geistliche Fürsten traten mit besonderen Beschwerdeschriften hervor. So der Lütticher Bischof, der in einer langen statistischen Zusammenstellung nachwies, wie die römischen Curtisanen das edle Wild der deutschen Pfründen jagten. Wenn so die geistlichen Fürsten redeten, läßt sich denken, wie die weltlichen den Antrag aufgenommen haben werden.

Aus den Umständen, welche dies Fehlschlagen herbeiführten, erklärt sich die Passivität der Reichsgewalt in der lutherischen Sache. Als der Streit anfing, war er mit Rom zerfallen und sah ihn gern; als er sich Rom wieder nähern und dies Letztere ihn gegen Luther brauchen wollte, da scheiterten beide am Reichstage. Dieser Weg also führte den Kaiser nicht zur Sicherung der Erbfolge in seinem Hause. Kurz nach diesem Mißlingen starb Kaiser Max ganz unerwartet im Januar 1519. Er war wohl nicht mehr jung gewesen, aber bei seiner Rüstigkeit war kaum zu denken, daß er so rasch sterben würde.

Die neue Kaiserwahl. Franz I. von Frankreich und Karl V.

Das Alles gab der Reformation mächtigen Vorschub, Monate lang war die Kaisergewalt ganz beseitigt, die päpstliche wenigstens gebrochen, die Reichsverwesung, die jetzt eintrat, änderte daran Nichts. Der Pfalzgraf bei Rhein, mit dessen Haus Kaiser Max in bitterer Entzweiung gelebt hatte, ward Reichsverweser im Süden, Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen im Norden und Osten. Daß jetzt keine Schritte gegen Luther geschahen, lag auf der Hand; der Pfälzer Kurfürst war nichts weniger als geneigt, sich mit diesem dornenvollen Werke zu beschweren, Kurfürst Friedrich aber war der offenkundige, wenn auch vorsichtige Freund und Beschützer des Mönchs von Wittenberg.

Eine ernste Frage nun war die Wahl des neuen Kaisers. Wenn der alte Kurfürst Friedrich, der 1495 rüstig zu den Reformen beigetragen und in der ersten Zeit enge mit dem Kaiser befreundet gewesen war, den Ehrgeiz gehabt hätte, Kaiser zu werden, so wäre er wahrscheinlich mit allen Stimmen gewählt

worden. Aber er war zu alt, zu kalt und nüchtern, um seine behäbige Stellung an diese Dornenkrone zu wagen, die für ihn nichts werth war. Nachdem er abgelehnt, war innerhalb des Kreises der deutschen Fürsten keiner, der Aussicht gehabt hätte, gewählt zu werden, ganz abgesehen davon, daß unter den Kurfürsten auch keiner eine Ehre suchte, die mit so viel Lasten verknüpft war. Außerhalb fehlte es an Bewerbern nicht: zwei Ausländer, Karl und Franz I. standen einander als Nebenbuhler gegenüber.

Wir verwechseln zu häufig das Kaiserthum mit dem deutschen Königthum, weil das letztere Jahrhunderte hindurch mit dem ersteren verwachsen war; aber das Kaiserthum war eine universelle Würde und darum, trotz dieses thatsächlichen Momentes, an sich sehr wohl denkbar, daß es einmal an ein nicht deutsches Haus gelange. In diesem Sinne strebte jetzt Frankreich nach dieser Ehre. Es war ein streng geschlossener einheitlicher Staat geworden, wie keiner unter seinen Nachbarn und darum Franz I. durch die Festigkeit der inneren Grundlagen seiner Stellung der mächtigste Monarch in Europa. Noch manches Andere hatte er für sich voraus. Er war schon durch seine Thaten zu europäischem Ruf gelangt, hatte kurz vorher seine Regierung mit dem glücklichen italienischen Feldzug begonnen, die bisher unbesiegten Schweizer bei Marignano auf's Haupt geschlagen und das viel begehrte Mailand besetzt. Das waren Erfolge, die unermeßliches Aufsehen gemacht hatten, er galt seitdem für einen gewaltigen Kriegsfürsten, obgleich er, wie sich später zeigte, in Wahrheit nicht mehr war als ein tapferer Rittersmann, der überall keck sein Leben in die Schanze schlug, aber einen Feldzug oder auch nur eine Schlacht zu leiten, sich nirgends fähig erwies.

Karl von Spanien hatte noch Nichts der Art aufzuweisen. Er schien den Klang seines Namens allein dem zufälligen Umstande zu verdanken, daß er von soviel großen Fürsten abstammte. Karl war noch nicht einmal König von Spanien. Maximilians Sohn, der schöne, aber lockere Philipp, hatte Johanna, die Tochter Ferdinands und Isabellas, geheirathet und an sie fiel Spanien sammt der neuen Welt. Johanna scheint früh trübsinnig gewesen zu sein, aus Eifersucht soll sie ihrem Gemahl einen vergifteten Liebestrank gegeben haben; als Philipp dann schnell mit allen Zeichen der Vergiftung starb, verfiel sie aus dem Trübsinn in völligen Wahnsinn, der sie bis an ihr Ende nicht verließ.

Dieser spanische Trübsinn ist für das Habsburgische Haus verhängnißvoll geworden. Diese düstere, finstere Art, dieser melancholische Hang war ein Erbtheil dieser spanischen Stammmutter und hat sich nicht wieder verloren. Die früheren Habsburger hatten davon Nichts, bis auf Maximilian herunter sind es lauter frische, bewegliche, unternehmende Naturen gewesen, an denen man eher die Kühnheit und Verwegenheit, als irgend welche Neigung zu melancholischer Passivität zu tadeln wußte.

Das Kind dieser unglücklichen Ehe war Karl, er führte dem Namen nach die Regentschaft, während die Mutter noch Königin war. Was man bis jetzt von seiner Persönlichkeit wußte, ließ nicht darauf schließen, daß er dazu angethan sei, Franz I. zu besiegen. Dieser Letztere stand in der Blüthe seines Ruhms und seiner Gaben, war mindestens eine blendende, wenn auch nicht bedeutende Erscheinung, ein brillantes, echt französisches Talent, redefertig, liebenswürdig, ritterlich tapfer, ein Typus seiner Nation in manchen guten, aber auch in allen übelen Seiten ihres Naturells. Franz wurde überschätzt, Karl unterschätzt. Jener war für die Franzosen, wie sein lebendiges Bild in ihrer Ueberlieferung zeigt, eine echt königliche Heldenerscheinung, hatte Alles, was dort für einen Fürsten begeistert und auch die meisten seiner Schattenseiten theilte die Nation mit ihm. Dieser konnte sich mit einer so glänzenden Persönlichkeit in gar nichts messen. Es war ein kränklicher, mühsam über die Knabenjahre hinausgepflegter Jüngling von jetzt kaum 19 Jahren, der von der düsteren Art seiner Mutter das melancholische Phlegma geerbt, trotz seiner jungen Jahre kaum einen jugendlichen Zug zu haben schien, dabei für die Unsterblichkeit noch lediglich Nichts gethan, der wenig sprach, in seiner spanisch-schwerfälligen Weise vom französischen savoir vivre keinen Anflug besaß, keine ritterlichen Thaten, wenig galante Abenteuer aufzuweisen hatte, kurz, in allen Stücken neben Franz in Schatten trat.

Gleichwohl wurde Karl unterschätzt. Das Unbedeutende seines ersten Auftretens lag an den traurigen Schicksalen seiner Jugend, lag daran, daß er noch immer von allmächtigen Männern umgeben war, die statt seiner regierten. Was ihm jetzt noch fehlte, das Alles hat er erst später erlernt und da auch gezeigt, daß er großen politischen Aufgaben vollständig gewachsen war. Ja daß er manche große politische Tugend, daß er rastlose Thätigkeit, zähe Ausdauer

und Geduld im höchsten Maße besaß, daß er der Mann war, sein Leben an eine große Aufgabe zu setzen, offenbarte sich nachher und je mehr man das kennen lernte, desto mehr gewann er gegen Franz von Frankreich. Zur Zeit, wo man hierüber noch keine Erfahrungen hatte machen können, entschieden natürlich andere Dinge.

An Aufwand von Mitteln und rühriger Thätigkeit zum Zweck der Wahl waren beide Theile sich gleich. Es läßt sich nicht bis auf den Gulden ausrechnen, was sich Jeder die Wahl kosten ließ, aber daß sie es Beide hieran nicht fehlen ließen, ist gewiß. Schwere Säcke voll Gold kamen aus Frankreich, dasselbe weiß man jetzt auch von Oesterreich. Was gegen Franz sprach, war einmal seine wohlbekannte Neigung zum Absolutismus. Man wußte, wie er mit den Parlamenten in Frankreich verfuhr, wie er bei Strafe der Execution die Eintreibung widerrechtlicher Steuern befahl, das stimmte nicht zu der „uralten deutschen Libertät". Man überlegte sich dann doch auch, daß Franz ein Fremder, Karl wenigstens ein halber Deutscher sei; er stammte von einem deutschen Vater und deutschen Ahnherrn. Seit Maximilian todt war, dachte man schon mehr an die guten Seiten dieses Kaisers, man wollte seinem Hause doch den Schimpf nicht anthun, seinen natürlichen Gegner zum Kaiser zu wählen. Ferner wurde erwogen, daß Königthum und Kaiserthum seit Jahrhunderten zusammengewachsen waren, daß mittelst dieser Verbindung Deutschland im Kreise der Nationen einen Vorrang eingenommen, auf den es verzichtete, wenn es die Kaiserkrone auf einen Fremden übergehen ließ. Es war ein ganz richtiger Instinkt, mit dem man vor den ehrgeizigen Vergrößerungsplänen des französischen Königs zurückschreckte.

Allmälig kam es soweit, daß man den westdeutschen Höfen den Vorwurf machte, sie ließen sich mit dem Franzosen zu viel ein. Den letzten Ausschlag gab dann Friedrich der Weise, der jetzt alle Momente, die für Karl sprachen, zusammenfaßte, seine Abstammung, seine Verflechtung mit dem deutschen Reichsgebiet, seinen natürlichen Gegensatz zu Frankreich und der vor Allem selber erklärte, er werde diesem seine Stimme geben.

Die französische Partei verschwand, man wußte nicht wie? Jeder schämte sich, zu ihr zu gehören, Karl wurde einmüthig gewählt, freilich unter Bedingungen, die zeigten, man wollte sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, dem neuen Kaiser Alles abzu-

dringen, wogegen sich der alte gesträubt, man machte eine Wahlcapitulation oder Handfeste, wie es in den nordischen Staaten heißt.

Karls V. politische Stellung.

Am 28. Juni 1519 war Karl gewählt worden und am 3. Juli wurde die Wahlcapitulation festgesetzt, die ihm die Schranken seiner Befugnisse angab und ziemlich enge zog. Der Kaiser darf hiernach bei Reichskriegen kein fremdes Kriegsvolk hereinziehen ohne Bewilligung des Reichs und keinen Reichstag außerhalb des Reichs ausschreiben, die Reichs- und Hofämter darf er bloß mit geborenen Deutschen besetzen, in Reichsgeschäften keine Sprache als die deutsche oder lateinische anwenden; die Reichsstände können vor kein Gericht außerhalb des Reichs gestellt werden. Der Kaiser soll Schirmvogt der Kirche sein, aber Alles, was der römische Hof gegen die Concordate deutscher Nation vorgenommen, abschaffen; er soll endlich die fürstlichen Hoheitsrechte bestätigen und ein Reichsregiment aufrichten, Nichts vom Reich veräußern, keine Achtserklärung ohne Verhör erlassen, Zölle und Gerechtsame u. dergl. erhalten, die Bündnisse der Ritter und Unterthanen abthun u. s. w.

Der Inhalt dieser Handfeste ist nach drei Richtungen interessant. Einmal sucht sich das deutsche Reich in seiner Eigenthümlichkeit vor dem Spanier, dem Ausländer zu schützen, ein Punkt, der nachher von großer Bedeutung wurde. Sodann wird das Reichsregiment der Kurfürsten, dem sich Max so hartnäckig widersetzt, nun wirklich durchgeführt und regiert statt des Kaisers in einem Augenblick voll der wichtigsten Entscheidungen. Endlich nimmt das Reich durch die Clausel wegen des Schutzes der alten Concordate deutscher Nation Kaiser und Papst gegenüber eine Stellung, die den letzten Reichstagsverhandlungen durchaus entsprach, aber auch, in dem jetzt ausgebrochenen Kirchenstreit, mit der Sache Luthers mehr Verwandtschaft zeigte als mit der seiner Gegner.

So war denn in den Tagen, wo Luther sich von der Kirche losriß, der Kaiserthron auf eine bedeutungsvolle Weise besetzt worden. Noch Niemand kannte die Bedeutung und Sinnesrichtung des neu gewählten Kaisers, er war wie ein unbeschriebenes Blatt, auf welches Jeder seine Hoffnungen und Wünsche eintrug; die Einen erwarteten von ihm die Rettung des römischen Reichs aus dringen-

der Lebensgefahr, die Anderen, wie Hutten und Luther, das Heil der Nation und der Reformation; wahrscheinlich täuschte Karl die Wünsche Aller und ging seinen eigenen Weg für sich.

Eine bedeutende Machtausstattung war mit einem Male dem Kaiserthume zugewachsen. Karl war kein Kaiser ohne Land, war nicht, wie so Mancher vor ihm, vermöge seiner Mittellosigkeit außer Stande, der Würde seiner Krone Nachdruck und Rang zu verschaffen, er brachte auf den Thron so viel mit, wie kein Kaiser je vor ihm besessen. Er war habsburgischer Erbfürst, hatte die deutsch-österreichischen Lande, die festgestellten Ansprüche auf Böhmen und Ungarn, also hier im Osten ein Gebiet, in dem die Umrisse des heutigen österreichischen Erbstaates schon enthalten waren. Daneben war er Erbe der Burgundischen Lande, die seine Großmutter dem Kaiser Max zugebracht, schwer zu erhalten freilich, aber ein wahres Juwel von Besitzungen, reich an Allem, was Natur und Menschenfleiß hervorbringen, bedeckt mit den blühendsten Städten der Welt, seit der Glanz der italienischen erloschen war. Dazu kam die Krone Spanien mit ihren Nebenlanden in Italien: Neapel und Sicilien, ferner mit den Mittelmeer-Inseln Majorka und Minorka und den neu erworbenen Besitzungen in der Neuen Welt, die sich täglich vermehrten. Solch eine Macht hatten die größten Staufer nie erreicht und diese Macht war ihm in die Wiege gelegt.

Das mittelalterliche Kaiserthum trat noch einmal in voller Rüstung auf; nie hatte es über eine Hausmacht von solchem Umfang und Glanz verfügt, und nie hatte es ein Mann in Händen gehabt, der ein so kalter, nüchterner Rechner, so wenig ein schwärmerischer Phantast war als Karl V. Im letzten Momente vor seinem Verscheiden nimmt das Mittelalter noch einmal seine Kraft zusammen, sich dem Geist der neuen Zeit zu widersetzen und diese kolossale Macht, getragen von dieser Persönlichkeit, war nicht im Stande, den weltgeschichtlichen Gang der Dinge abzulenken.

Mit ausschweifenden Hoffnungen wurde die Wahl von beiden Parteien begrüßt: Hutten und Luther so gut als die Anhänger der Curie erwarteten von Karl das Außerordentlichste für ihre Zwecke, und Beide vergaßen, wie Karls V. Stellung zum Reiche von Hause aus war.

Man durfte nicht vergessen, daß für Karl das deutsche Kaiser-

thum nur der krönende Abschluß einer Stellung war, die durch das Kaiserthum allerdings einen höheren Grad von Glanz erhielt, aber auch ohne dasselbe Etwas bedeutete. Die Stellung im Reiche war trotz alles Glanzes etwas Vergängliches, was sie in Wahrheit bedeutete, war vom Wechsel der Parteistimmung unter den Fürsten und in der Nation abhängig, das Bleibende für ihn waren seine Kronen, die Besitzungen seiner Hausmacht, ohne die die Kaiserkrone ein leerer Name war. In der einen Wagschale lag seine Kaiserstellung, in der andern sein erblicher Machtbesitz; galt es zwischen beiden eine Entscheidung zu treffen, so ergab sich mit Nothwendigkeit, daß er in erster Linie spanischer Monarch, habsburg-burgundischer Erbfürst und erst in zweiter deutscher Kaiser war. In der Natur dieses bunt zusammengesetzten Reichs lag es begründet, daß es sehr verschiedenartige politische Motive wirken ließ. Man konnte nicht sagen, daß diese Besitzungen in Italien und Deutschland, Spanien und den Niederlanden, im Mittelmeer und jenseits des Oceans irgend einen natürlichen Zusammenhang gehabt hätten. Die Elemente lagen so weit auseinander, daß eine Regierung aus einem einheitlichen nationalen Gesichtspunkte ganz undenkbar war. In Spanien nannte man ihn einen Deutschen, in Deutschland einen Spanier, Beides war richtig und unrichtig, mit keinem seiner Länder war er innerlich und national verwachsen, keinem konnte er sich aus Politik ganz hingeben, das verbot die einmal gegebene Construction des großen Reiches. Darum suchten sich die deutschen Fürsten zu sichern gegen spanischen Einfluß und beklagten sich nachher über spanische Tyrannei, darum mühten sich andererseits die Spanier abzuwehren, was sie deutschen Einfluß und deutsche Tyrannei nannten. Jenes Verhältniß persönlichen, gemüthlichen Wohlwollens, welches nur zwischen einem eingebornen Fürsten und Unterthanen, die zugleich seine Landsleute sind, bestehen kann, war für Karl in Spanien und Italien so unmöglich als in Deutschland; bis zu einer gewissen Grenze hat es zwischen ihm und den Niederlanden bestanden, der Umstand, daß er zufällig in Gent geboren war, schien ihm in der That ein Gefühl von Heimathsliebe eingeflößt zu haben, aber in Spanien war er fremd und in Deutschland verstand er weder die Sprache noch den Geist des Volkes.

Das Alles lag in den Verhältnissen, die Karl nicht ändern konnte. Vor Allem die kühne Hoffnung Huttens, daß er sein Kai-

serthum mit Wiederherstellung des deutschen Königthums einweihen, an der Spitze der Nation die Reform durchführen und Deutschland so politisch, national und kirchlich seinen verlorenen Rang unter den Völkern Europas zurückerkämpfen werde, mußte an den realen Bedingungen seiner Macht selber scheitern. Groß war freilich der Augenblick und eine Verflechtung der seltensten Art, daß diese einst mächtigste Nation Europas, von einer gewaltigen geistigen Bewegung erschüttert, den uralten Streit mit Rom in einer Weise wieder aufgegriffen hatte, die ihren Leiter in Stand setzte, falls er den Zug der Gemüther verstand, mit dessen Hilfe sich hier eine consolidirte Macht zu schaffen, wie sie auf diesem Boden nie bestanden hatte. Darum meinte Napoleon I. einmal, Karl V. sei ein Thor gewesen, daß er solchen Augenblick nicht genützt, um an der Spitze der Nation die Fürsten und die päpstliche Allmacht zu stürzen, Deutschland zu einem Einheitsstaate und damit zur ersten Macht der Erde zu erheben. Das hätte ein Napoleon gethan, Karl V. war dazu nicht der Mann; der Gedanke selbst lag ihm völlig fern, auch wenn ihn die Natur seiner außerdeutschen Machtstellung hätte aufkommen lassen.

Solche verwegene Glücksspiele, die zwischen Unsterblichkeit und jähem Verderben hinführten, liebte er nicht. Seine Stärke lag in der ausharrenden Geduld, in der zähen Energie, womit er verwickelte Verhältnisse allmälig zu entwirren suchte, er hatte nicht den kecken Wagemuth, der Alles an einen Wurf setzt.

Karl V. entstammte Spanien, dem Theil Europas, wo der Katholicismus sich noch am jugendlichsten und kräftigsten erhalten hatte, weil er hier bis in die letzten Zeiten gegen den Islam sich seiner Existenz zu wehren hatte, die Kirche gewissermaßen durch den fortdauernden Kreuzzug gegen die Ungläubigen verhindert ward, in jene träge Indolenz zu versinken, die sie anderwärts befallen hatte. Ein spanischer Prinz, der in solcher Atmosphäre aufgewachsen war, brachte viel eher eine ausgesprochene katholische Gesinnung mit, als eine ihr abgeneigte; er stand vielleicht nicht sehr fest im strengen Glauben, aber was ihm von religiösen Eindrücken überhaupt nahe kam, nahm doch unwillkürlich dies ausschließliche Gepräge an. Karl V. hatte Etwas der Art an sich. Ein Anderes kam hinzu. Er betrachtete das Kaiserthum als einen wichtigen Hebel seiner Macht, faßte es echt mittelalterlich

im engen Zusammenhange mit der Einheit der Kirche auf, die er unter allen Umständen zu erhalten habe, einerlei, wie die Kirche sonst beschaffen sei.

Von diesem Standpunkte aus konnte er leicht mit Rom wie mit den Protestanten in Conflict kommen; diese stieß er ab, wenn er sie als Rebellen gegen die Kircheneinheit den mittelalterlichen Kaiser in seiner Macht fühlen ließ, mit Rom mußte er zerfallen, wo immer dessen weltliches Interesse sich mit seinen politischen Plänen kreuzte.

Trotz seiner ausgesprochen katholischen Ansicht war er der Kirchenpolitik nichts weniger als blind und unbedingt ergeben. Rom war ja im Laufe der letzten Jahrzehnte mehr als je ein weltlicher Staat geworden, die Julius II., Leo X. waren weit mehr weltliche als geistliche Fürsten gewesen. Es kam eben jetzt Rom sehr theuer zu stehen, daß es seine ganze Politik auf ausschließlich weltliche Motive gestellt hatte wie ein italienisches Fürstenthum; man mochte das beklagen, aber es war so. Leicht konnte es kommen, daß Karl V., sonst ein guter Sohn der alten Kirche, aus politischen Gründen gegen Rom gestimmt war. Gerade jüngst war das hervorgetreten, Rom hatte gegen Karls Wahl gearbeitet, weil man dort den in Italien und dem größten Theile Europas allmächtigen Fürsten fürchtete.

Am Madrider Hofe hatte man das wohl durchschaut und um einen Gegenzug war man nicht verlegen. Am 12. Mai 1520 schrieb Manuel, des Kaisers Unterhändler: „E. M. muß nach Deutschland gehen und dort einem gewissen Martin Luther einige Gunst angedeihen lassen, der sich am Hofe von Sachsen befindet und durch die Sachen, die er predigt, dem römischen Hofe Besorgniß einflößt".

Politisch durch und durch war seine ganze Auffassung der Dinge und seine ganze Erziehung war darauf angelegt. Er hatte keine wirkliche Jugend gehabt und darum fehlte ihm jene elastische Lebendigkeit und Gemüthsfrische, die das Erbtheil echt jugendlicher Naturen ist; der Zögling jener kalten, phantasielosen Politiker aus der burgundisch-spanischen Schule war mit seinen neunzehn Jahren ohne jeden weichen, jugendlichen Zug, aber in seinem Beruf, in der Diplomatie, bereits geübter als mancher der reifsten Fürsten Europas. In seinem Kreise sah man religiöse Dinge mit sehr

kaltem Blute an. Man gestattete sich über Kirche und Papstthum sehr verwegene Aeußerungen, während man strenge darauf hielt, daß das Volk bei seinem sehr zweckmäßigen Aberglauben verbliebe, und hielt gar nicht für möglich, daß solche Dinge tief in's menschliche Gemüth eingreifen könnten, stand mit einem Wort dem Kerne religiösen Wesens ebenso fremd gegenüber, als der vornehme Weltsinn der geistlichen Würdenträger selber.

Darin lag der große Grundirrthum seiner ganzen Politik in der Frage des Jahrhunderts gegeben. Alles hatte er wunderbar ausgerechnet, Alles hat er in der langen Arbeit eines Menschenlebens Ziffer für Ziffer zusammengestellt, aber Eines hat er nicht ergründet, den Logarithmus für die religiöse Bewegung seiner Zeit. Er verstand das nicht. Er meinte, man könne den Mönch gleich einer Marionette emporziehen und dann wieder fallen lassen, einmal sogar wähnte er, die Sache lasse sich mit ein paar Tausend Thalern abmachen; diese Beschränktheit bei all seiner sonst großartigen diplomatischen Virtuosität ist überaus bezeichnend und daran ist er zu Grunde gegangen. Das war es, was die imposanteste Macht, die die Welt bisher gesehen, scheitern ließ in dem Kampfe des Jahrhunderts, den ein einfacher Mönch entzündet. Im Gefühl der Ohnmacht wider dies unbekannte Etwas hat Karl V. abgedankt, ist er in's Kloster gegangen.

Es kann Einer eine hervorragende Persönlichkeit sein und über gewaltige Mittel verfügen, begreift er aber nicht die Ideen der Zeit, in der er lebt, steht er nicht mit ganzer Seele auf der einen oder anderen Seite, bleibt er ein Fremdling in einer Welt, in der man Hammer oder Ambos sein muß, dann wird er dem Schicksal Karls V. nicht entgehen. Die bekannte Geschichte von den zwei Uhren zeichnet das Verhältniß durchaus; so kann er wenigstens seinem Wesen nach gedacht und gesprochen haben.

Karls V. Art und Politik kann man nicht mit einem Worte charakterisiren. Eine Menge von Ideen und Eigenschaften spielen widerspruchsvoll in einander. Seine Stellung als burgundischer Prinz, als habsburgischer Erbfürst, als König von Spanien und deutscher Kaiser brachte eine Fülle verwickelter Aufgaben mit sich und je nach der Summe der Factoren gab eine davon den Ausschlag; überall sah er nur äußerliche Bestimmungsgründe und daran ist er gescheitert.

Daß sich die Dinge so gestalteten, lag in ihrer Natur. Alle die, die mit großen Hoffnungen an ihn herantraten, beurtheilten die Nothwendigkeiten unrichtig, unter denen er handelte; aber tragisch für uns war diese Verkettung der Umstände. Noch einmal erschien ein Kaiser von einer blendenden europäischen Machtstellung, aber sein Herz war fremd den Empfindungen, die in Deutschland rege waren; nicht einmal die Sprache des Volkes verstand er, dessen beste Patrioten von ihm die Größe ihres Vaterlandes erwarteten, und so wurde dies Reich wieder der Spielball europäischer Verwicklungen, wurden die Schicksale der Nation wieder gekettet an Ziele und Entwürfe, die mit ihrer Zukunft Nichts zu schaffen hatten.

§ 4.

Der Reichstag zu Worms (Frühjahr 1521). — Die Verabredung zwischen Kaiser und Papst. — Die Verhandlung über Luther. — Das Mandat vom 8—26. Mai 1521. — Das Wachsthum der französischen Königsmacht Franz I. (1515—47). Seine Politik nach Innen und Außen. Der erste Krieg 1521—1526.

Der Reichstag zu Worms April und Mai 1521. Verabredung zwischen Papst und Kaiser. Verhandlung über Luther. Das Mandat vom 8—26. Mai.

Rom hatte seine letzte Waffe gegen Luther verbraucht, der päpstliche Bannstrahl war matt zur Erde gefallen, ohne Dazwischenkunft des Kaisers war die Sache der Curie verloren.

Der junge Kaiser kam eben jetzt zum ersten Mal nach Deutschland, um auf dem Reichstag die Ausführung der Wahlcapitulation im Einzelnen festzustellen und gleichzeitig in der Kirchenreformfrage das entscheidende Wort zu sprechen. Unendlich schwer war namentlich die letztere Aufgabe. Auf der einen Seite galt es die Einheit der katholischen Kirche aufrecht zu erhalten und doch die Mißbräuche derselben, von denen sein eigner Beichtvater Glapion sehr strenge dachte, zu heilen; auf der andern die stürmischen Begehren der deutschen Nation zufrieden zu stellen, deren Reformforderungen seit Jahrhunderten gestellt, jetzt kaum mehr abzuweisen waren, dann aber so erfüllt sein wollten, daß wo möglich die ganze Nation sich daran betheiligte, er sollte mit einem Worte die Reform durchführen, aber so, daß weder die Einheit der Nation noch die Einheit der Kirche darüber zu Grunde ging. Alles, was ihm sonst auf diesem Reichstag oblag, blieb weit hinter seiner Kaiserstellung zurück, dies allein füllte seinen Beruf als Kaiser wahrhaft aus.

Hier aber trat ihm sogleich der üble Umstand in den Weg, daß er von der eigentlichen Beschaffenheit und Macht der deutschen

Bewegung keine klare Vorstellung hatte und dazu kam, daß gerade eine neue Verknüpfung seiner weltlichen Plane mit der römischen Politik eingetreten war, die seine Schritte auch in der deutschen Frage bestimmen konnte. Es drohte ein Krieg mit Frankreich um die alten Ansprüche auf Oberitalien; in einem solchen Kriege war es für den Kaiser vom höchsten Werth, den damals angesehensten Fürsten Italiens, den Papst, als weltlichen Fürsten auf seiner Seite zu haben; auf Seiten der Kirche aber sah man ein, daß ohne den Kaiser in Deutschland Nichts mehr auszurichten sei und kam so seiner Annäherung auf halbem Wege entgegen.

Es kam zu einer vorläufigen Verständigung, die darauf hinauslief: der Papst unterstützt den Kaiser in Italien gegen Frankreich, dafür hilft der Kaiser der Ketzerei in Deutschland ein Ende machen.

Das war nicht, was des deutschen Kaisers Pflicht und Stellung mit sich brachte; das hieß nicht, das Recht der Nation auf Kirchenreform wahrnehmen und sie doch vor einer religiösen Spaltung schützen, das war vielmehr gleich im ersten verhängnißvollen Moment der Prüfung ein Fall, wo das habsburgisch-spanische Hausinteresse die heiligste Angelegenheit der Nation in den Hintergrund drängte, eine Wendung, die sich an Karl selber bitter rächen sollte. Was hätte er schon neun Jahre später darum gegeben, wenn er diesen Augenblick hätte zurückkaufen können. Damals hingen beide Parteien in gleichem Maße von ihm ab, beide waren bereit, sich seiner Entscheidung zu fügen, wenn er Billiges und Ausführbares vorschlug; traf er das Rechte, dann gebot er über eine Gewalt, wie sie ihm keine noch so geschickte Intrigue mit Rom gewähren konnte. Die Folgenschwere des Fehlers von 1521 kann man nicht hoch genug anschlagen.

So hatte er sich im Grunde schon entschieden, ehe noch der Reichstag zusammen trat. Hiernach war dieser ein Gericht, dessen Spruch schon fertig war, ehe man die Parteien gehört hatte, der Kaiser war mit sich einig, daß er dem Papste zu Liebe die Ketzerei zu Boden schlagen müsse.

Daß dies unausführbar war, selbst um den Preis eines Bürgerkrieges, sah Karl nicht, denn sein Blick haftete schon jenseits der Alpen; der deutschen Sache hatte er bereits den Rücken gekehrt, noch ehe er sie öffentlich in Angriff nahm. Darum war der Worm-

ser Richterspruch nicht bloß ein Unrecht, insofern er gleich über eine Sache den Stab brach, die noch nicht redlich untersucht war, er war auch ein Fehler, denn mit ihm wurde ein unschätzbarer Augenblick versäumt und die kaiserliche Autorität ebenso gründlich bloßgestellt als eben vorher die päpstliche durch einen Bannspruch, den Niemand achtete.

An dem unermeßlichen populären Interesse, das die Ladung des Wittenberger Mönchs erregte, konnte man ermessen, wie der Nation damals Nichts so nahe ging, als diese Angelegenheit. Das hatte Luther auch gefühlt und sein Entschluß nach Worms zu gehen, war gefaßt, noch ehe er wußte, ob ihm freies Geleit gegeben werden würde. Jede Anmuthung eines Widerrufs lehnte er ab, aber mit seinem Leben für seine Ueberzeugung einzustehen, war er mit Freuden bereit. „Wenn es aber je sein soll, schrieb er an Spalatin, der im Namen des Kaisers und des Kurfürsten mit ihm unterhandelte, daß ich nicht nur den Hohenpriestern, sondern auch den Heiden soll überantwortet werden, so geschehe des Herrn Wille. Hier habt Ihr meinen Rath und Meinung: versehet euch zu mir Alles, nur nicht, daß ich fliehen oder widerrufen werde. Fliehen werde ich nicht, widerrufen aber noch viel weniger, so wahr mich mein Herr Jesus stärket, denn ich kann keines ohne Gefahr der Gottseligkeit und der Seligkeit vieler thun". Und in einem anderen Brief an denselben schreibt er: „Will aber S. K. Majestät mich über das fordern, daß ich soll umbracht werden und von wegen dieser meiner Antwort mich für des Reichs Feind halten, will ich mich erbieten zu kommen. Denn ich gedenke nicht zu fliehen, noch das Wort in Gefahr stehen zu lassen, sondern es zu bekennen bis in den Tod, sofern mir Christus gnädig ist und beisteht! Ich bin aber gewiß, daß die Bluthunde nicht eher ruhen werden, bis sie mich hingerichtet haben".

Luther hatte das Gefühl der ganzen Verantwortung, die aus seinen bisherigen Schritten folgte; ob das Geleite des Kaisers ihn schützen würde, war ihm zweifelhaft, er kannte ja Hussens Schicksal, aber nicht zweifelhaft war ihm, daß zurücktreten soviel hieß, als sich selbst verurtheilen und seine Sache zu Grunde richten, und danach handelte er mit all dem unerschrockenen Muth, den ihm sein reines Gewissen und sein Gottvertrauen eingab.

So war der Gegensatz; dort der politische Calcül, der Alles

erwogen zu haben glaubt und dennoch fehl schlägt, hier die männliche Ueberzeugungstreue, die nicht rechnet und erwägt, sondern handelt in dem Gefühl, daß ihr die Zukunft gehöre. Das Wormser Decret war wenige Tage, nachdem es erlassen worden, zerrissen, der schlichte Mann in der Kutte, der nach Worms ging mit dem Gedanken, lieber zu sterben als zu fliehen, gehörte seitdem der Weltgeschichte an.

Das Gericht war mit großem Pomp veranstaltet, aber all die Feierlichkeit seines Apparates war eine leere Schaustellung, denn der Spruch war schon vorher abgemacht mit Rom, mochte sich der Geladene vertheidigen wie er wollte.

Die Art seiner Vertheidigung war am ersten Tage (17. April) verlegen, befangen; der Eindruck dieser prächtigen Versammlung so vieler angesehener Würdenträger des Reichs und der Kirche wirkte beklemmend auf den schüchternen Mönch, der, wie wir wissen, selbst jetzt noch so schwer fand, auf der Kanzel vor seiner Gemeinde die Verzagtheit des Anfängers zu überwinden. Er sprach leise, oft kaum verständlich und fand erst gegen Ende des ersten Verhörs die volle Sicherheit der Sprache, die ganze Stärke seiner Stimme. Seine Art zu reden, war bäuerlich ungezwungen, hatte Nichts von der diplomatischen Feinheit, die die Fremden unter den vornehmen Hörern wohl erwartet haben mochten und seine Haltung war in der Sache durchaus fest und unnachgiebig. Er blieb dabei, daß ihn nur klare Worte der heiligen Schrift, aber keine Drohung, keine Gewalt zum Widerruf bewegen würde und rief aus: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen".

Die anwesenden Spanier begriffen nicht, wie ein so unbedeutender Mensch, der so wenig Gelehrsamkeit und Gaben gezeigt, so viel Skandal habe in Deutschland machen können und Karl V. rief aus: „Der Mönch würde mich nicht zum Ketzer machen".

Die deutschen Fürsten aber, Friedrich der Weise, Erich von Braunschweig, Philipp von Hessen waren stolz auf ihren Landsmann, sie erkannten einmüthig an, daß er tapfer wie ein Rittersmann durch Einwendungen und Drohungen unbeirrt seine Ueberzeugung verfochten habe und das war ihnen genug. Auf ihren Rath reiste Luther sofort nach dem Verhör von Worms ab: die ihm befreundeten Ritter und Fürsten hatten das Vertrauen nicht, daß er längere Zeit unangefochten hätte verweilen können, der

Kurfürst Friedrich hielt sogar für nothwendig, ihn durch einen nächtlichen Ueberfall in Sicherheit zu bringen und auf einige Zeit den Augen der Welt zu entziehen.

Der Rest des Reichstages verlief unter Verhandlungen anderer Art und es schien, als sollte in Sachen der Ketzerei Nichts geschehen, als plötzlich am 25. Mai der Kaiser die noch anwesenden Fürsten einladen ließ, um ihnen den fertigen Spruch über Luther zur Zustimmung vorzulegen. Es waren nicht mehr alle Stände zugegen, namentlich die nicht, von denen man Widerspruch erwarten konnte. Um aber die Welt glauben zu machen, der Schluß sei bei Anwesenheit aller Fürsten gefaßt worden, gebrauchte man die kluge Vorsicht, das Decret, von dem vor dem 25. Mai Niemand etwas erfahren, auf den 8. Mai zurück zu datiren. Dies Kunststück des päpstlichen Nuntius Aleander bewies, daß man hier seiner Sache nicht sicher war und einen Spruch erschleichen mußte, den man 14 Tage früher nicht durchzusetzen hoffen durfte. Das so beschaffte Decret, welches der Kaiser am 26. Mai unterzeichnete, sprach über Luther, seine Anhänger, Freunde und Gönner die Acht und Aberacht aus, und verurtheilte seine und ihre Schriften zum Feuer. Das Achtsdecret zählt alle Ketzereien Luthers auf und sagt dann:

„So hat dieser einiger, nicht ein Mensch, sondern als der Bös Feind in Gestalt eines Menschen mit angenommener Mönchskutten, mancher Ketzer aufs Höchst verdammte Ketzereien, die lange Zeit verborgen geblieben sind, in ein stinkend Pfützen zusammen versammelt und selbst etliche von Neuem erdacht, im Schein, daß er predig den Glauben, den er männiglichen mit solchem hohen Fleiß einbildet, damit er den wahren gerechten Glauben zerstöre und unter dem Namen und Schein der evangelischen Lehr allen evangelischen Frieden und Liebe, auch aller guten Dinge Ordnung niederdrücke".

Dann wird die Procedur in Worms erzählt, wie er zum Trotz aller Ermahnungen „die den verstocktesten Menschen und härter denn wie Stein erweichen und bewegen möchten", jeden Widerruf abgelehnt „und mit dergleichen ungebührlichen Worten und Geberden, die keinem sinnigen und reputirten Geistlichen keineswegs geziemen, öffentlich gesagt, er wolle in seinen Büchern nit ein Wort endern".

Zwanzig Tage nach seiner Abreise sei Luther noch frei Geleit gewährt: nach dieser Zeit d. h. nach dem 14. Mai, wird bei schwerer Strafe geboten, „daß ihr den vorgemeldeten Luther nicht hauset, hofet, esset, tränkt noch enthaltet, noch ihn weder mit Worten noch Werken, heimlich noch offentlich Hülfe, Beistand und Vorschub erweiset". Vielmehr soll man ihm, wo er betreten wird, festnehmen und einliefern. Schließlich werden Maßregeln gegen den Druck und die Drucker seiner Schriften vorgesehen.

So war die Ketzerei, nachdem der Kirchenbann sie getroffen, nun auch durch die weltliche Reichsacht todt gesprochen. Die lutherische Ketzerei sollte mit allen Waffen weltlicher Gewalt ausgerottet werden: so stand es auf dem Decret vom 26. Mai zu lesen. Aber es hatte dasselbe Schicksal wie die Bannbulle. Niemand vollzog es und schon 2 Jahre nachher faßt der Reichstag einen Beschluß, der das gerade Gegentheil besagt und 9 Jahre später findet der zurückkehrende Kaiser die Bewegung nicht zerstört, sondern riesengroß angewachsen. Der Augenblick von 1521 kam nicht wieder. Das war das Unglück des Kaisers, aber auch das Unglück unserer Nation, sie leidet heute noch daran.

Das Wachsthum der französischen Königsmacht.

Der drohende Krieg mit Frankreich hatte Karl V. in erster Linie veranlaßt, die Frage der deutschen Kirchenreform durchaus im Sinne der Macht zu behandeln, auf deren Unterstützung er in Italien zählte. Sofort begann nun der Kampf um Mailand, der den Kaiser mit kurzen Unterbrechungen fast ein Menschenalter hindurch in Athem erhielt und die Entfremdung zwischen ihm und der Nation vollendete. Die langjährigen Verwicklungen haben der Reformation großen Vorschub geleistet; Frankreich aber fing eben damals an, sich zu der Macht und Staatseinheit zu erheben, die Deutschland und Europa im 17. Jahrhundert so furchtbar werden sollte.

Wir halten bei dem Wachsthum der französischen Königsmacht einige Zeit inne, um die Grundlagen der späteren Entwicklung kennen zu lernen.

Frankreichs innere Gestaltung war von der Deutschlands grundverschieden gewesen. Beide Länder hatten ursprünglich zu dem Karolingischen Reiche gehört, beide hatten sich früh aus demselben herausgeschält, die Art der Nationen wich zu weit von einander ab.

Während in Deutschland viele Jahrhunderte hindurch die Entwicklung des öffentlichen Lebens immer entschiedener auf die Ausbildung der bunten, mannichfaltigen Formen des Sonderlebens gerichtet ist und der altgermanische Freiheitssinn zur ungemessenen Geltung gelangt, ist in Frankreich früh die Neigung der Romanen, sich leichter größeren, gemeinsamen Ordnungen zu fügen, deutlich bemerkbar.

In Frankreich oder Westfranken war schon gegen Karl den Großen von keinem Widerstande mehr die Rede, denn dies Volk war seit der Schlacht bei Alesia gewöhnt, seine Sonderfreiheiten aufzugeben und einer monarchischen Regierung zu gehorchen. Es lag hier früher als bei den Deutschen ein centralisirender Grundzug in der Neigung des Volkes. Wohl waren auch hier große und kleine Vasallen, ja selbständige Fürstenthümer, neben denen sich die Ohnmacht des Königthums Anfangs kläglich genug ausnahm, aber der Grundzug des Volkes war ein anderer als bei uns und verhinderte, daß die Zersplitterung der Landschaften und der Stämme über die Einheit den Sieg davontrug, den sie bei uns erfochten hat. Seit Ende des 10. Jahrhunderts kam jenes nicht geniale, aber mannhafte Fürstengeschlecht der Capetinger, das, vom Glück begünstigt, ruhig an's Werk ging, langsam Schritt für Schritt die Monarchie zu gründen; auch dadurch unterschied sich Deutschland von Frankreich, daß dort der mit einer soliden Staatsleitung unverträgliche Grundsatz der Wahl immer und immer wieder zur Geltung gelangte, während hier die Idee des Erbkönigthums sich früh ohne Anstrengung befestigen ließ.

Frankreich hatte also ein von Alters her zur monarchischen Einheit angelegtes und erzogenes Volk, eine Dynastie, die zeitig zur Erblichkeit gelangte, und die deshalb nicht wie die deutschen Könige immer wieder von vorn anfangen mußte, dazu lange Regierungen von 40—50 Jahren, die vortrefflich geeignet waren, Uebergänge zu neuen Entwicklungen zu vermitteln und einzugewöhnen, und neben allem dem war Frankreich geographisch viel glücklicher gestaltet. Nach Osten lag es allerdings offen, das ganze östliche Land vom Rhone bis nach Flandern und Artois war noch lange nicht französisch, aber das Uebrige, nach Süden durch die Pyrenäen, auf zwei anderen Seiten vom Meer begrenzt, war von der Natur vortrefflich zu einer Einheit geformt.

Deutschland aber, das südlich in den Alpen eine Grenze hätte haben können, aber nie gehabt hat, besaß im Grunde nur im Norden an Nord- und Ostsee eine gute Grenze, im Osten und Westen dagegen mußte es stets einen unsicheren und ungewissen Besitz bewachen. Das heutige Deutschland ist ja erst spät im Mittelalter erobert worden, seine damalige Grenze, die Elbe, fließt jetzt mitten durch Deutschland.

Dann war dies Land in einer Stellung, die wenig Glanz, aber auch keine europäischen Verwicklungen kannte. Das deutsche Königthum war verknüpft mit dem Kaiserthum, dessen Herrlichkeit theuer erkauft worden ist, dessen Weltpolitik den langsamen Aufbau innerer staatlicher Ordnung immer wieder unterbrach und in Frage stellte. Dieser Stellung hatte Deutschland seine unablässigen italienischen Kriege zu danken, in denen Generationen hindurch das beste deutsche Blut vergossen ward ohne jeden Ertrag an wirklicher Frucht, und endlich den großen Conflict mit der Kirche, den der deutsche König allein auszufechten hatte, weil er zugleich römischer Kaiser war. Während Deutschland im 11. Jahrhundert von furchtbaren Zerrüttungen heimgesucht wird, geht Frankreich seinen stillen, ungestörten Gang, viel besser in der Lage, unbeirrt von allen fremdartigen, namentlich römischen Einwirkungen, sein eigenes Haus zu bestellen. Darum war hier auch der Conflict zwischen Kirche und Staat nie so heftig als in Deutschland, vielmehr wirkten beide gegen das weltliche Vasallenthum zusammen.

Der erste Capetinger war Herzog wie alle Andern und noch nicht einmal der mächtigste, aber die allmälige Ausdehnung des Herzogthums durch Einziehung verfallener oder verwirkter Lehen war viel leichter als in Deutschland, wo die Fürstenthümer die starke Anlehnung an die Stammeseigenthümlichkeit hatten, während sich in Frankreich in solchem Falle kein Finger rührte. Die Theilungen des Reiches, die Deutschland so verhängnißvoll geworden sind, die Versorgung von treuen Vasallen und nahen Verwandten mit Fürstenthümern kannte man in Frankreich nicht: Frankreichs Prinzen blieben Prinzen; nur einmal wurde ein Verwandter mit einem Fürstenthum ausgestattet, es entstand das Herzogthum Burgund, dessen Fürsten, Philipp der Gute und Karl der Kühne, ganz vergaßen, daß sie Vasallen Frankreichs waren, und dies eine Beispiel war lehrreich genug, um von der alten Politik nie wieder abzuweichen.

So fand die Zeit der Kreuzzüge Frankreich schon mehr in sich befestigt als irgend ein anderes Land des Continents, und nun giebt sich die Nation dem Strome dieser Bewegung mit wahrer Leidenschaft hin. Gerade das Romantische, das Abenteuernde daran zog die Nation mächtig an, und die Könige stellten sich an die Spitze dieser nationalen Unternehmungen, die für Frankreich nicht viel Eroberungen ergaben, aber dem Königthum den großen Vortheil eintrugen, daß die hohe Aristokratie, die in den Kreuzzügen ihre überschüssige Kraft nach außen entlud, mehr und mehr verschwand. So sieht man bereits im 13. Jahrhundert, während das deutsche Königthum im ruhelosen Kampfe mit den Fürstenthümern und der Kirche nicht die geringsten Fortschritte macht, die französische Staatseinheit im besten Werden und den heiligen Ludwig, der als Ritter und Sohn der Kirche ein ganzer Franzose war, eifrig und erfolgreich beschäftigt, in seinem Lande eine Monarchie zu gründen, die den Sturm der Zeiten überdauern konnte.

Da kam die schwere Probe der langen Kriege mit England, wo zwei Aristokratien sich ziellos zerfleischten, England wiederholt seine Könige in Paris ausrufen ließ und eine Entscheidung erst da eintrat, als die französische Nation selber sich aufraffte und ihre Unabhängigkeit sich mit der Faust erkämpfte.

Das geschah unter Karl VII. (1422—1461), einer jener äußerst vorsichtigen, klugen und geschmeidigen Naturen, die mit Geduld und Ausdauer viel ausrichten und mit ihrer liebenswürdigen Bonhommie leicht gewinnen, was begabten Menschen von größerer Anlage zu ertrotzen oft sehr schwer wird.

Nach einem hundertjährigen Kriege mit dem Auslande, der sich nach innen zu einem Bürgerkriege gestaltet hatte, war eine königliche Dictatur durchaus nothwendig, sie gab Frieden und Rechtsschutz, Macht und Einheit, und Karl VII. verstand seine Aufgabe, er war wieder ein ganzer König im Sinne Ludwigs IX. Den Sieg über die Stadt Paris hat er durch keine Rachethaten geschändet, es war das erste Mal, so lange diese entsetzlichen Kämpfe dauerten, daß das Uebergewicht der Einen den Anderen nicht neue Gewalt, sondern Versöhnung brachte. Die pragmatische Sanction, welche 1438 von der zu Bourges versammelten französischen Geistlichkeit die feierliche Bestätigung erhielt, sicherte die französische Landeskirche gegen widerrechtliche Pfründenverleihungen und Erpressungen

der römischen Curie, und das neue, von Poitiers nach Paris verlegte Parlament, der Mittelpunkt der königlichen Rechtspflege, wies alle Uebergriffe der geistlichen Gerichtsbarkeit von Frankreich ab. Auf einer Versammlung von Ständen des Landes zu Orleans (1439) wurden dann die verwilderten Söldnerheere der Großen abgeschafft, dem Könige allein das Recht zum Unterhalt einer besoldeten Truppe und zu dem Behuf die Erhebung einer allgemeinen Steuer gewährt. Die Grundpfeiler des modernen monarchischen Heerwesens und Staatshaushalts waren damit in den Boden eingesenkt und das Alles hatte ein schlichter Mann mit Hilfe des Landes selbst auf gütlichem Wege zu Stande gebracht. Was er langsam, bedächtig angelegt, das griff sein Sohn mit viel energischeren Mitteln an.

Ludwig XI. war eine Tyrannennatur nach dem Muster der italienischen Politiker des 15. Jahrhunderts, im Feuer der ganzen Gewissenlosigkeit und wilden Rauhheit der Zeit gehärtet, ein Mann, der vor dem Entsetzlichsten nicht zurückbebte, wenn es nur zum Ziele führte.

Ludwig XI. (1461—1483) hatte noch einmal um die ganze Lebensarbeit seines Hauses zu kämpfen gegen eine Schilderhebung aller großen Vasallen, die sich um den größten unter ihnen, Karl den Kühnen von Burgund, geschaart (1465); nach anfänglichem Unterliegen triumphirte er endlich auf der ganzen Linie. Karl den Kühnen und sein stolzes Reich warf er mit Hilfe der Schweizer zu Boden (Bündniß von 1474); das trug ihm zunächst die Picardie und dann Burgund ein, und Widerstand wurde nicht mehr gewagt, als er auch Guyenne und die Provence zur Krone zog. Kein Mittel scheute er im Kampfe gegen die großen Herren, aber der Bürger und Bauer hing an dem Monarchen, der den Provinzen ihre alten Rechte bestätigte und den Städten neue Freiheiten gewährte, dort die drei Stände gern versammelte, hier die Bürger zusammentreten und ihre Beamten wählen ließ, den friedlichen Unterthanen in Stadt und Land die Wohlthat einer unparteiischen, geordneten Rechtspflege durch die unabsetzbaren Richter der Parlamente gewährte und Frankreich zählt ihn mit Recht, trotz der häßlichen Seiten seines persönlichen Charakters, seines gänzlichen Mangels an sittlichem Adel, unter die verdientesten Gründer seiner Staatseinheit.

So stand in Frankreich am Ende des 15. Jahrhunderts eine starke Monarchie da, noch nicht völlig unumschränkt, noch durch Stände und Herkommen gemäßigt, aber doch eine königliche Dictatur von außerordentlichem Machtumfang.

Franz I. (1515—1547) Politik nach Innen und Außen.

Diese Monarchie hatte Franz I. Januar 1515 übernommen; den Antritt seiner Herrschaft hatte er sogleich damit bezeichnet, daß er die Ansprüche seiner Vorgänger in Italien geltend machte, in einem raschen Feldzug den Sieg bei Marignano (Septbr. 1515) errang, Mailand eroberte und dadurch mehr Glanz um sich verbreitete, als er nachher behaupten konnte.

In seiner innern Politik erkennen wir schon all die Grundgedanken, die später die Könige und Staatsmänner Frankreichs geleitet haben. Er sucht die monarchische Herrschergewalt aller innern Schranken zu entledigen; die einheitliche Monarchie war geschaffen, es galt jetzt die absolute herzustellen. Eine seiner ersten Handlungen war das Concordat mit Rom 1516, welches einen Theil der gallikanischen Kirchenfreiheit dem Papste opferte, dafür aber dem Könige einen unermeßlichen Einfluß auf den inneren Bestand der französischen Kirche sicherte.

Auf den großen Concilien des 15. Jahrhunderts war es Frankreich gelungen, sich die landeskirchlichen Sonderrechte zu retten, die Deutschland mit nicht geringerem Nachdruck verlangt, aber Dank seiner staatlichen Zerrissenheit dennoch nicht erhalten hatte. Die Kirchenversammlung zu Bourges 1438 hatte in der pragmatischen Sanction die Freiheit der gallikanischen Kirche ausgesprochen, Frankreichs Kirchenregiment, sein Episkopalsystem, sein ganzes Verhältniß zu Rom war selbständiger geworden als irgendwo, und die gehässige Ausbeutung der einheimischen Pfründen durch die Willkür der Curie, über die die deutschen Reichstage immer wieder zu klagen hatten, war hier beseitigt. Das wurde in Rom nur schwer verwunden; wie man Deutschland um die ihm zugesagten Freiheiten gebracht, gab man die Hoffnung nicht auf, auch in Frankreich zum alten Verhältniß zurückzukehren und im Concordat von 1516 gelang es in der That, dem Könige, dem an einer Versöhnung mit dem Papste Alles lag, einige wichtige Bestimmungen der pragmatischen Sanction (Superiorität der Con-

cilien über den Papst, oberste geistliche Gerichtsbarkeit, Annaten) abzuringen, aber dieser gab sie nicht umsonst preis, die Kirche mußte ihn reichlich abfinden und ihm das Investiturrecht in einem kolossalen Umfang einräumen. Nach französischen Angaben hatte Frankreich damals 10 Erzbisthümer, 83 Bisthümer, 527 Abteien und der König erlangte unter nur formellen Beschränkungen das Recht, die Inhaber aller dieser Stellen, die bisher gewählt worden waren, zu ernennen.

Rom erhielt das Zugeständniß, daß ein Stück der gallikanischen Kirchenfreiheit verschwand und der König das Ernennungsrecht, auf Kosten der Wahlfreiheit des Clerus, eine Befugniß, die ihm ungeheure Mittel in die Hand gab, Anhänger zu versorgen, Gnaden auszutheilen, die Kirche zu einer ihm ganz ergebenen Anstalt zu machen, wie sie kein anderer Fürst besaß. Diesen unbestreitbaren und beispiellosen Gewinn hatte der König aus dem Concordat gezogen; ob die Kirche dabei gewonnen, werden wir später sehen.

Es ist der echte Grundzug französischer Verwaltung, möglichst viel Stellen von einem Mittelpunkt aus zu ernennen, um möglichst viel abhängige Creaturen zu versorgen. Dies System ist hier seit Franz I. mit besonderer Meisterschaft gehandhabt worden und bildet eine der stetigsten Eigenthümlichkeiten der französischen Entwickelung, die im alten Regime, in der Republik, unter dem Cäsarismus, der Restauration, der Julireigerung und dem zweiten Kaiserreich sich durchaus gleich geblieben ist.

Immer finden wir dieselbe Maschinerie der Verwaltung und das gleiche Mittel, sich viel ergebene Werkzeuge zu schaffen, die ganz von einem Mittelpunkte abhangen.

Eine zweite Neuerung der Art war die Einführung des Verkaufs der Aemter in Rechtspflege und Verwaltung.

Jedes der alten Kronlande hatte ein Parlament, d. h. ein aus ständischen Elementen bestehendes oberstes Gericht und in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts (zwischen 1444 und 1501) hatten auch die neuen Provinzen ihre Parlamente erhalten. Indem Franz I. den Brauch einführte, diese Parlamentsstellen zu verkaufen, erreichte er zweierlei: er brach einmal den ständischen landschaftlichen Geist, der in diesen Gerichtshöfen seinen Sitz hatte, und verdrängte ihn durch ergebene, von der Krone abhängige Elemente, er schuf sich ferner eine große Einnahmequelle, welche neben

der erhöhten Heersteuer seine Mittel in einem Maße erhöhte, wie das keinem andern Fürsten gegeben war.

Neben dem Verkauf der Richterstellen ging der von Aemtern aller und jeder Art, deren Zahl dem Vortheil der königlichen Kasse zu Liebe in's Unbegrenzte vermehrt wurde. Auf 400,000 Frcs. wird der jährliche Ertrag dieser Einnahme veranschlagt. Diese umwälzenden Maßregeln erregten Widerstand und die Parlamente legten Verwahrung ein. Da zeigte sich, was die königliche Autorität bereits wagen durfte. Franz I. gab sich ganz ebenso cavaliermäßig wie später Ludwig XIV., der mit der Reitpeitsche in die Parlamente kam. Er sagte den Murrenden, er gebe ihnen 24 Stunden Bedenkzeit, hätten sie sich dann nicht gefügt, so werde er sie in's Gefängniß bringen lassen, und so wenig Selbständigkeitsgefühl war nur noch da, daß man das ertrug.

Zu der religiösen Frage des Jahrhunderts war, wie sich hiernach denken läßt, seine Stellung die einfachste von der Welt; er dachte darüber so frivol wie alle großen Herren der Zeit in Staat und Kirche und sein Wandel, seine Moral klang wie ein Pasquill auf alle Religiosität. Rein politisch faßte er die Sache auf und sagte sich: der Protestantismus, wie er sich in Frankreich ausbildet, ist eine Spaltung der Nation, er stört die uniforme Einheit der Monarchie, der Calvinismus gar hat ein stark demokratisches Element, beruht auf Selbstregierung der Gemeinden, Belebung des individuellen Selbständigkeitssinns: darum ist dieser böse Feind mit den härtesten Mitteln zu bekämpfen. Der Katholicismus war für Frankreich in der That soviel als die nationale Einheit, die Grundvoraussetzung der Monarchie, wie sie hier im Laufe der Zeit sich ausgebildet hatte, und hinter dieser Forderung mußte jede andere zurücktreten.

Das hinderte nicht, daß derselbe Protestantismus, dessen Bekenner innerhalb Frankreichs verfolgt und verbrannt wurden, außerhalb, in Deutschland, an Franz I. einen eifrigen Freund und Verbündeten hatte; die Politik, welche zu Hause keine Spaltung duldete, fand es durchaus zweckmäßig, draußen das Element der Spaltung mit allen Kräften zu nähren und zu schüren. Hier war Franz I. so frei von jeder mittelalterlichen Befangenheit, daß er selbst Dinge that, an die kein Christ jener Tage ohne Grauen dachte. Daß der Türke der Erbfeind der Christenheit sei, daß diese

zu einem neuen Kreuzzug bereit stehen müsse, um den rohesten, entartetsten Türkenstamm, der jetzt nicht mehr bloß drüben in Asien, sondern in Europa selber saß, endlich heimzuschicken, das war eine Vorstellung, in der sich die ganze Christenheit von damals einig wußte, trotz ihrer dogmatischen und nationalen Spaltung. Diesem gemeinsamen Feinde gegenüber verschwand selbst in Deutschland die religiöse Zerklüftung; als der Türke an die Pforten Deutschlands klopfte und Wien bedrohte, da rief und eilte Alles zu den Waffen, ob Protestant oder Katholik.

Für Franz I. dagegen war der Türke eben auch nur ein politischer Factor, wie der Protestantismus in Deutschland und Calvin in Frankreich. Die Türkennoth war ein Mühlstein, den man dem Habsburger an den Hals hängen konnte, wenn man im Westen freie Hand haben wollte. Der König führte zwar den Titel rex christianissimus, aber hier hatte er kein Gewissen; die Franzosen, die hier zuerst mit dem Mittelalter brachen, haben die Politik stets festgehalten, die Osmanen auf Deutschland zu hetzen, um am Rhein zugreifen zu können.

Die innere und auswärtige Politik des modernen Frankreichs fängt an sich in allen Zügen anzukündigen. Die Monarchie, die nach Innen absolut und schroff centralisirt ist, wirft sich nun auch erobernd auf das Ausland.

Franz I. Bewerbung um die Kaiserkrone brachte ihn mit einem Schritt in das große Getriebe der europäischen Politik hinein. Wenn er auch über die reale Macht des Kaiserthums sich keinerlei Täuschungen hingab, so war doch der Name und Glanz dieser Würde immer noch groß genug, seinen Ehrgeiz in einer bestimmten Richtung zu reizen. Es fiel ihm nicht ein, in Deutschland so regieren zu wollen wie in Frankreich, mit dem chaotischen Wesen der deutschen Reichsverfassung wünschte er keine nähere Verbindung, aber ein Stück Rheinbundsprotectorat zu üben, den französischen Einfluß als einen legitimen über den ganzen Westen Deutschlands auszubreiten und die Bildung einer ansehnlichen Gegenmachr in Deutschland abzuwenden, das war ihm vollkommen genug und reichte auch aus, seine Bewerbung vom französischen Gesichtspunkt zu rechtfertigen.

Schon darin hätte für Franz I. zu jedem deutschen Kaiser ein Gegensatz gelegen, vollends zu einem mit der Hausmacht

Karls V. Zwei solche Machtentwicklungen konnten nicht neben einander bestehen, auch wenn sie sich weniger unmittelbar berührt hätten als es hier der Fall war. Wo immer Frankreich nach Abrundung in natürlichen Grenzen strebte, im Osten und Nordosten wie im Süden, stand ihm Karl V. im Wege, dort als Erbe des Herzogthums Burgund, dessen Einziehung durch Ludwig XI. er selbstverständlich nicht anerkannte, hier als König von Spanien, dessen pyrenäische Naturgrenze noch immer nicht ganz die Grenze Frankreichs war. Darin allein schon lag die tiefe Nothwendigkeit eines Zusammenstoßes, der früher oder später zwischen beiden erfolgen mußte.

In Oberitalien kam es zum Ausbruch; auf die alten Reichskammerländer Mailand und Genua machten die Häuser Valois und Habsburg gleichmäßig Ansprüche, hier fanden die auswärtigen Tendenzen beider Mächte ihr erstes Schlachtfeld.

So erwuchs der große Krieg von 1521—26, der weder den Erwartungen, noch dem Kriegsruhm des Königs entsprach.

Feldzug von 1521—1526.

Noch Ende 1520 hatte in Navarra der Kampf begonnen; der Feldzug hier ist nur dadurch interessant, daß bei der Vertheidigung von Pamplona gegen die Franzosen Ignatius Loyola jene Wunden erhielt, die ihn veranlaßten, dem weltlichen Ritterthum zu entsagen und sich ganz dem geistlichen zu widmen.

In Italien hatte Karl V. 1521 und 1522 Anfangs durchweg Glück. Trotz der Spaltung der Eidgenossenschaft, die zuerst ihr ganzes Fußvolk dem Kaiser und dem Papst zur Verfügung gestellt und nachher sich dennoch durch französisches Geld abwendig machen ließ, behielten die Waffen der Verbündeten überall die Oberhand. Am 27. April 1522 schlugen die schwäbischen Landsknechte unter dem kaiserlichen Hauptmann Georg Frundsberg, verstärkt durch spanische und italienische Hilfsvölker, die wild anstürmenden Reihen der Schweizer und Franzosen bei Bicocca auf's Haupt und ganz Mailand kam wieder in die Hände Franz Sforza's, der den Kaiser als Lehnsherrn anerkannte. Da die Schweizer nach Hause zogen, und die Franzosen den Feldzug verloren gaben, war auch Genua nicht länger zu halten, und so war in wenig Monaten der Kaiser ganz Oberitaliens Meister geworden.

Inzwischen hatten sich die Verhältnisse Europa's außerordentlich günstig für Karl V. gestaltet. Frankreich war völlig isolirt, von innerer Spaltung bedroht, England hielt zum Kaiser und die päpstliche Politik war mit der seinen auf's Innigste verknüpft.

Im December 1521 war Leo X. gestorben und seinem Verbündeten, dem Kaiser, fiel es nun nicht schwer, auf die Wahl des neuen Papstes eine unmittelbare Einwirkung zu üben. Es geschah dies seit langer Zeit wieder zum ersten Mal und Papst wurde der alte Lehrer Karls V., der Cardinal von Utrecht, jener strenge einfache Mönch, der die klösterliche Zucht in der besten und edelsten Bedeutung des Wortes auf den heiligen Stuhl mitbrachte und in diesem Sinne eine Kirchenreform in Angriff nehmen wollte. Dogmatisch stand er ganz auf der alten Kirchenlehre, aber über die Besserung des geistlichen Lebens und Wandels dachte er wie die Reformatoren. Das kurze Papstthum dieses Mannes ist überaus lehrreich für die Frage, in wie weit es möglich war, in Rom und mit Rom die Reform durchzuführen. Wir kommen darauf später zurück.

Politisch ordnete sich der Papst seinem Zögling ganz unter, von dieser Seite her hatte Franz I. so wenig als von seinen Waffen für's Erste irgend einen Vorschub zu hoffen. Da trug sich in Frankreich selber eine Katastrophe zu, die dem Kaiser neue beispiellose Erfolge in Aussicht zu stellen schien. Das Vasallenthum, die große Feudalmacht, die durch Ludwig XI. für immer gebrochen schien, lehnte sich noch ein Mal gegen den König auf und zwar, wenn auch nur durch einen einzigen Vertreter, gefährlich genug.

Ein Agnat des königlichen Hauses, neben dem Monarchen nicht bloß der angesehenste Mann des Reiches, sondern auch der an Besitzungen reichste Herr des Landes, der Connetable Karl von Bourbon, trat auf die Seite der Feinde Franz I.

Noch im 13. Jahrhundert hatte Ludwig der Heilige einen seiner Söhne vermählt mit einer reichen Erbtochter, die dem Gemahl die Herrschaft Bourbon zubrachte. Der Letzte der Bourbons, Herzog Peter, war ohne männliche Erben, seine Tochter Susanna beerbte ihn und Ludwig XII. gab ihr den Prinzen der jüngeren Linie, den Grafen Karl von Montpensier, zum Manne. Dieser Letztere erhielt durch diese Heirath nicht weniger als 2 Fürstenthümer, 2 Herzogthümer, 4 Grafschaften, 2 Vicomtéen, 7 ansehnliche Herrschaften, hatte ein fast königliches Auskommen, bekleidete

als Verwandter des regierenden Hauses die Stelle eines Connetable und durfte wohl selbst an dereinstige Besteigung des königlichen Thrones denken. Dieser Fall, der damals noch in ziemlicher Ferne lag, trat nachher für die andere Linie der Bourbons sehr rasch wirklich ein. Daß von Franz I. Kindern ihn keines überleben werde als Heinrich II., dessen Kinder früh dahin welkten, war damals außer aller Wahrscheinlichkeit.

Karl von Bourbon war eine ganz andere Natur als Franz I., mit ernsten, praktischen Geschäften besser vertraut, den leichten Künsten und lockeren Genüssen des Hofes weniger hingegeben als Franz, nicht bloß ein tapfrer Soldat, sondern auch ein gewiegter erfahrener Feldherr, auf dem Schlachtfelde kein unbesonnener Heißsporn wie der König, dabei von kalt rechnendem, weit schauendem Ehrgeiz, kurz ein Mann, dessen persönliche Eigenschaften in der That denen des Königs überlegen waren.

Anfangs vom König begünstigt, ward er später vernachlässigt und seit dem Tode seiner kinderlosen Gemahlin Susanna offen angefeindet. Die Königin Mutter wollte, als Nichte des Herzogs Peter, ihn aus seinem Besitze herausdrängen, es kam zum Proceß und damit zum Bruch, Karl wendete sich im August 1522 an den Kaiser und König Heinrich von England, um sich mit ihrer Hilfe von Franz unabhängig zu machen. Eine solche Auflehnung hatte Aussicht und oft auch Erfolg, wo die Vasallenmacht noch lebenskräftig war und an starken Gefühlen geschichtlicher Stammesunterschiede einen Rückhalt hatte, nicht so in dem Frankreich von damals, wo der nationale Instinkt und die Anhänglichkeit an die Einheit des königlichen Regiments bereits jede andere Empfindung überwog. Anfangs ließ sich das sehr gewaltig an, dem mächtigsten Herrn des Reichs schien ein großer Vasallenzug folgen zu müssen, 10,000 Mann zu Fuß hatte Bourbon versprochen, wenn die Verbündeten gleichzeitig an drei Stellen in's Land fallen würden. In Wahrheit aber erlangte der Kaiser mit Karl nichts als einen einzelnen tapfern Feldherrn, der als Fürst in Frankreich gerichtet war von dem Augenblick an, wo er mit den feindlichen Waffen die seinigen vereinigen wollte. Das Königthum hatte bei diesem Vorfall mehr gewonnen als verloren. Die ganze Unternehmung, die man auf den Abfall gebaut, schlug fehl. Man hatte daran gedacht, den Krieg in's Innere von Frankreich zu spielen, alle Unzufrie-

denen gegen den König aufzurufen und zu bewaffnen, dann das Reich in zwei Theile zu spalten: aber die deutschen, niederländischen und spanischen Landsknechte, die in die Champagne, in die Picardie und Languedoc einbrachen, fanden nirgends Unterstützung, und als dann Bourbon selber im Sommer 1524 ein aus Deutschen, Spaniern und Italienern bestehendes Heer nach der Provence führte, mußte man Stadt für Stadt mühselig einnehmen und während die Angreifer über der fruchtlosen Belagerung von Marseille kostbare Wochen verloren, brachte Frankreich ungeheure Opfer für denselben Fürsten, gegen den man es hatte zur Empörung rufen wollen. So hatte das Mißlingen dieses Zuges und das Erwachen des nationalen Widerstandes in Frankreich die ganze Kriegslage zu Gunsten des Königs Franz verändert.

Der Kaiser war trotz seiner früheren Siege nicht im Stande, den Krieg ohne Entscheidung lange fortzuführen. Er erfuhr den ganzen Unsegen geworbener Heere, die Schweizer, die von der Politik ihrer Cantone abhingen, wurden ihm zweimal abgerufen, die Desertion unter den Andern griff massenhaft um sich und kein äußeres Mittel wollte dagegen verfangen. Treu hielten zu ihm nur die deutschen Landsknechte, die unter wohl bewährten, tapferen Führern standen und auch da nicht wankten, als dem Kaiser das Geld ausging.

Franz I. hatte unter dem Eindruck der letzten Wendung die Hilfe der Nation angerufen, eine außerordentliche Kriegssteuer ward ihm von den Städten freiwillig, vom Clerus und Adel nothgedrungen gewährt; mit diesen Mitteln hatte er ein neues glänzendes Heer zusammengebracht und dieses war im Winter 1524—25 über die Alpen nach den Ebenen der Lombardei vorgedrungen. Unaufhaltsam schob er die Kaiserlichen vor sich her und Alles schien sich zu seinen Gunsten wenden zu wollen, als diese sich am 24. Februar 1525 bei Pavia zur Entscheidungsschlacht entschlossen, weil sie nur noch die Wahl hatten zwischen Verhungern und verzweifeltem Schlagen. Man vertraute auf die bessere Führung der Pescara und Frundsberg, die zähe Widerstandskraft deutscher Truppen und die furchtbare Wirkung der Hakenbüchsen und man sollte Recht behalten. Die geharnischte französische Ritterschaft hat sich hier mit ausgezeichnetem Muthe geschlagen, Franz I. selbst war an ihrer Spitze stets im wildesten Getümmel, und vergaß die Rolle des Feldherrn über der des Ritters. Man schlug sich anderthalb

Stunden lang; erst wurden auf dem rechten Flügel der Franzosen die deutschen Landsknechte aus Geldern und Lothringen von ihren kaiserlichen Landsleuten zusammengehauen, dann das Centrum, wo die Panzerritter und die Schweizer standen, gesprengt und dadurch das ganze Heer fast vernichtet; der König selbst ward gefangen genommen. Jetzt war der Friede unabwendbar und Karl V. in der Lage, ihn als Sieger zu dictiren.

Karl V., der sich damals in Madrid aufhielt, war so wenig auf Sieg und Erfolg gefaßt, daß er von jedem Boten die Nachricht einer Niederlage erwartete. Als ihm jetzt die Botschaft von dem glänzenden Siege bei Pavia gebracht wurde, da soll er in unbeschreibliche Gemüthsbewegung gerathen sein: der ungeheure Wechsel hatte ihn auf's Tiefste erschüttert.

So war der erste große Waffengang Karls V. ganz anders ausgeschlagen, als die Welt erwartete. Bei Beginn des Kampfes war die Ansicht allgemein, Franz werde siegen, Karl unterliegen. Man machte sich eben übertriebene Vorstellungen von der Feldherrngröße des ritterlichen Königs und unterschätzte die Mittel und Gaben des jungen Kaisers. Und nun war die Erwartung Aller getäuscht. Die Franzosen hatten nicht einen glücklichen Schlachttag in dem ganzen Kriege und der ritterliche Sieger von Marignano war gefangen im Lager Karls.

Die fünf Kriegsjahre waren entscheidend für Karls Stellung, er kaufte sich damit gewissermaßen in die Welt ein. Bisher hatte man gesagt, er sei nichts als der Erbe seiner Vorfahren, jetzt urtheilte man anders. Allerdings hatte er bisher mehr Glück als persönliche Kraft bewährt, aber bei der Anlage des Ganzen, bei der Auswahl der Leute hatte er doch Eigenschaften gezeigt, die man ihm bisher nicht zugetraut.

Karl war nicht mehr der unbedeutende burgundische Prinz, dem Schicksal und Geburt eine unverdiente Bedeutung zurechtgemacht; er war jetzt hineingewachsen in das weite Gewand eines Weltreichs, das ihm vorher nur die Laune eines seltsamen Zufalls umgelegt zu haben schien.

Diese Kriegsjahre schufen die Pause, in welcher sich die reformatorische Bewegung ungestört entwickelt, durch keinen Machtspruch der Kirche und keine Machtentfaltung des Kaisers gehemmt.

---

§ 5.

Lage Deutschlands während Karls V. Abwesenheit. — Luther auf der Wartburg. — Die Bibelübersetzung und ihre Bedeutung. — Luther und die Radicalen zu Wittenberg. — Die 8 Predigten wider Carlstadt. März 1522. — Die Luther'sche Sache vor dem Reichsregiment und dem Nürnberger Reichstage (1522—23). — Das Gutachten vom 13. Januar 1523. — Die 100 Gravamina. — Der Beschluß über die Predigt des Evangeliums.

Deutschland während Karls V. Abwesenheit. Luther auf der Wartburg. Die Bibelübersetzung und ihre Bedeutung.

Als Luther vor gefälltem Spruch Worms verlassen hatte, war er durch die Knechte Friedrichs des Weisen aufgegriffen und nach der Wartburg gebracht worden. Der Kurfürst hatte bei dieser Handlung der Vorsicht, die Luther nicht sogleich vollständig durchschaut zu haben scheint, den allerschlimmsten Fall in's Auge gefaßt. Wie die Stimmung in Deutschland war, hatte Luther eigentlich wenig für sich zu fürchten; nirgends fand sich die Neigung, den weltlichen Arm für den Vollzug der Wormser Sentenz in Bewegung zu setzen. Ließ sich Luther nicht gerade im Lande eines Todfeindes blicken, konnte er ungefährdet in der Heimath bleiben. Aber klug war es bei Allem dem, wenn er für einige Zeit den Augen der Welt entzogen ward.

Der „Junker Georg" machte sich nun auf der Wartburg an ein Werk, das die bedeutendste aller seiner Arbeiten werden sollte, er begann die Bibelübersetzung für das deutsche Volk.

Der Gedanke einer Uebertragung der Bibel in die Landessprache war, zumal in Deutschland, an sich nichts Neues. Es läßt sich eine ziemliche Anzahl von Verdeutschungen der Bibel vor dieser Zeit anführen: sie sind alle bibliographische Seltenheiten geworden

von ihrem Einfluß auf die Nation weiß Niemand Etwas, die Luthersche dagegen ist ein weltgeschichtliches Ereigniß geworden für die, die das Buch als die Richtschnur ihres Glaubens betrachteten, wie für die, die es jetzt nicht mehr der Welt vorenthalten konnten.

Die Luthersche Uebersetzung hat Vorzüge ganz besonderer Art. Nicht als ob sie fehlerfrei wäre, nicht als ob nicht die theologische und sprachliche Kritik eine Menge von Unrichtigkeiten nachgewiesen hätte — es wäre schlimm, wenn die Forschung in 300 Jahren nicht weiter gekommen wäre, als Luther und seine gelehrten Freunde damals waren — und doch ist seit drei Jahrhunderten keine Uebersetzung gekommen, die im Stande war, diesem Buche auch nur entfernt den Rang streitig zu machen.

Das ist einmal die *sprachliche Meisterschaft* derselben.

Es giebt Uebersetzungen, die ein eben solches Meisterstück sind wie das Original, weil eine gewisse Congenialität des Geistes und Gemüthes dazu gehört, den echten Ton, den Geist des Originals wieder zu geben. Ein solches ist die Luthersche Bibelverdeutschung.

Um die patriarchalische Einfalt, die durchaus schlichte, kindliche Art des Alten und Neuen Testamentes zu treffen, den poetischen Schwung der Propheten und der Psalmen, und wieder die volksmäßige Unmittelbarkeit der Evangelien treu nachzubilden, dazu gehört eine congeniale Ader, dazu gehört die Seelenverwandtschaft eines Geistes, der sich die naive, treuherzige Ursprünglichkeit eines unverbildeten Volkes bewahrt hat, die man mit aller Gelehrsamkeit der Welt nicht *erlernen*, wohl aber über der Welt und den Büchern leicht *verlernen* kann.

Das gerade besaß Luther; ein echter Sohn seines eigenen Volkes, begabt mit allem Reichthum und aller Tiefe deutscher Gemüthsart, hatte er sich in jene Culturepoche schlichten Volksglaubens hineingelebt, ihren Geist, ihre Sprache sich zu eigen gemacht und so sich die Meisterschaft ausgebildet, die religiös-poetische und poetisch-religiöse Weise ihres Ausdrucks in deutscher Sprache zu verdolmetschen. Das zeigt sich nirgend augenfälliger als in den Psalmen. Die Herdersche Uebersetzung derselben ist viel poetischer, aber über der Poesie ist der Theolog zu kurz gekommen. Luther war sich dieser Seite seiner Aufgabe wohl bewußt. „Nur keine Schloß- und Hofwörter“, schreibt er an Spalatin. „Dies Buch will nur auf einfältige und gemeine Art erklärt sein“.

Luther gab sich aber auch unsägliche Mühe. Wenige seiner Leser wissen, wie viel saure Arbeit dies Werk zu Stande gebracht hat. Wir haben noch einzelne Manuscripte seiner Uebersetzung; da ist oft fünfzehn Mal durchgestrichen, bis er endlich die rechte Wendung fand; das kommt vor, wo er nur mit seiner eigenen Sprache ringt, aber welche Schwierigkeiten bereiteten ihm erst das Griechische und Hebräische in einer Zeit, wo es für Beide noch an den nöthigsten Vorarbeiten fehlte und wo das Letztere meist noch bei Juden erlernt werden mußte. Dabei überzeugte er sich rasch, daß es ihm, dem Mönch und Buchgelehrten, an einer Menge von Anschauungen fehle, die dieser alten Welt geläufig waren, daß ihm viele Bezeichnungen ganz unbekannt waren, die er brauchte und die sich aus Büchern nicht schöpfen ließen. Da schreibt er das eine Mal an Spalatin und läßt sich die Namen der Edelsteine, Offenb. 21, sagen und ihre Gestalten beschreiben. Das andere Mal läßt er sich, um das Schlachten der Opferthiere beschreiben zu können, von einem Fleischer „etliche Schöps abstechen", damit er erfahre, „wie man ein Jedes am Schaf benennete" u. s. w.

Verhältnißmäßig leicht wurde ihm das Neue Testament, das er noch im Jahre 1522 beendete, desto schwerer fiel ihm das Alte, das erst zehn Jahre später fertig wurde. Da half ihm ein ganzes Consistorium von Gelehrten, die, wie Mathesius erzählt, „gleich ein eigen Sanhedrin wöchentlich etliche Stunden vor dem Abendessen in des Doctors Kloster zusammen kamen": das waren Dr. Johann Bugenhagen, Dr. Justus Jonas, Dr. Cruziger, Philipp Melanchthon, Matthäus Aurogallus, Georg Rörer und dazu einige Rabbiner. Aus diesem Kreise schreibt er einmal: „Wir arbeiten uns jetzt ab, die Propheten in vaterländischer Sprache auftreten zu lassen, guter Gott! wie eine große und beschwerliche Arbeit, die hebräischen Schriftsteller zwingen, deutsch zu reden, die sich so sträuben und nicht wollen ihr hebräisches Wesen aufgeben und deutsche Barbarei nachahmen".

Die Sprache, die Luther im Alten wie im Neuen Testamente brauchte, war so rein, so kräftig und zugleich so echt noch nicht da gewesen. Luther hatte Recht, wenn er einmal schreibt: „Ich habe auch bisher kein Buch noch Brief gelesen, da rechte Art deutscher Sprach innen wäre. Es achtet auch Niemand, recht deutsch zu schreiben". Die hochdeutsche Schriftprosa mußte erst geschaffen werden und das geschah durch sein Werk.

Deutschland hatte bisher eine ober- und eine niederdeutsche Mundart. Luther stand wie sein thüringischer Volksstamm auf der Grenze beider Idiome; seine Sprache war weder rein ober- noch rein niederdeutsch, sie war eine Verschmelzung der beiden vorhandenen Volkssprachen zu einem gemeinsamen Dritten, dem Hochdeutschen als Schriftsprache. In seinen Streitschriften hatte Luther dieses Deutsch bereits mit einer Meisterschaft geschrieben, die Huttens lebhafte Bewunderung erregte; so, glaubten die Humanisten bisher, könne man sich nur im Lateinischen oder Griechischen ausdrücken. Luther lehrte jetzt erkennen, daß man eine deutsche Prosa schreiben könne, die sich neben der antiken nicht zu schämen brauchte.

Dieses neue geistige Eigenthum unserer ganzen Nation rettete uns wenigstens an einer Stelle die Einheit, die uns eben zur selben Zeit politisch und kirchlich verloren ging, und dieser unermeßlich werthvolle Besitz hat die schwersten Zeiten unserer Geschichte überdauert.

Es war ferner damit ein weltgeschichtlicher Schritt in der modernen Entwicklung des Christenthums geschehen. In diesem deutschen, volksmäßigen, allgemein verständlichen Gewande wurde die Schrift hinausgegeben aus den Händen der bevorrechteten Priesterschaft in die Hände des Volkes, die unnatürlichste der Schranken zwischen Clerus und Laienwelt wurde durchbrochen und verwirklicht die Idee des allgemeinen Priesterthums, die in Allen lebte. Das war ein unheilbarer Riß durch das alte Wesen, der von den Gegnern schwer empfunden ward, aber zugleich eine der segensreichsten Umwälzungen, die je über die Welt gekommen sind. Gewiß war es viel bequemer, wenn die Kirche das Dogma machte und die Gläubigen es ohne Zweifel und ohne Prüfung einfach hinnahmen, wenn es Meinungskämpfe und Glaubensstreitigkeiten nicht gab und so eine gewisse friedfertige Harmonie bestand.

Das hörte auf, unter Kampf und Sturm machte sich ein Leben bemerkbar, das man so nie gekannt und das Manchen unheimlich berührte; an dem Streit der Gelehrten betheiligten sich die Massen, eine religiöse Bewegung wurde in die tiefsten Schichten der Nation geworfen, seit die sieben Siegel der Offenbarung gelöst waren und Jeder sich das Recht nahm, die Bibel auf eigene Faust auszulegen*). Nicht Alle waren auserwählt, wenn auch Viele be-

*) Ein Feind Luthers, Cochläus, sagt darüber: mirum in modum multiplicabatur per chalcographos novum testamentum Lutheri, ut etiam sutores et

rufen, aber die Thatsache, daß die ausschließliche Deutung der Bibel der Kirche genommen ward, war etwas Ungeheures und das kann nicht laut genug betont werden, zumal da selbst im Protestantismus sich da und dort die sehnsüchtige Klage kund giebt, daß die goldene Zeit dahin ist, wo eben in diesem Punkte Alles so ganz anders war. Hart war das für die Schriftgelehrten, denen das Monopol entrissen wurde, aber durchaus dem Geiste dieser Religion gemäß, die nicht gestiftet ist für die Pharisäer und Sadducäer, sondern für die Gemüther, die mühselig und beladen sind.

Endlich war dies Werk ein Segen für das ganze geistige Nationalleben unseres Volkes, dessen volle Größe erst in den folgenden Jahrhunderten offenbar geworden ist.

Man ist oft versucht zu fragen, wie kam es doch, daß diese seit dem 16. Jahrhundert durch innere und äußere Erschütterungen so furchtbar heimgesuchte Nation sich in ihren Tiefen einen unverwüstlichen Kern von religiöser und sittlicher Nationalbildung erhalten hat, der nicht immer in den höheren Schichten des Volkes heimisch war, wo man sich nur zu rasch fremden Einflüssen ergab, sondern gerade in den unteren Klassen lebendig blieb und dem weder die Verheerungen des dreißigjährigen Krieges, noch die Sündfluth der „Ausländerei" in den folgenden Generationen Etwas anhaben konnte?

Das kam daher, daß bei uns keine Hütte so klein, kein Hausstand so arm war, wo dies Buch nicht hinkam, daß Luthers Bibel für das eigentliche Volk nicht bloß Gebet- und Andachtsbuch, sondern Lese-, Familienbuch, die ganze geistige Welt ward, in der die Jungen aufwuchsen, zu der die Alten zurückkehrten, in das der gemeine Mann seine Familiengeschichte, die Gedenktage der Seinen aufschrieb, aus dessen Inhalt die Mühseligen und Beladenen Trost und Linderung schöpften in der Noth des Tages. Das haben nicht die Kriege ausrotten können, die aus unserem schönen Vaterlande einen großen Kirchhof, eine rauchende Brandstätte gemacht hatten, das blieb dem Kern unserer Nation unentreißbar, als unsere Gelehrten wieder lateinisch, unsere Gebildeten französisch schrieben und sprachen.

---

mulieres et quilibet idiotae, qui teutonicas literas uticunque didicerant, novum illud testamentum tanquam fontem omnis veritatis avidissime legerent. quicunque Lutherani erant illudque saepe legendo memoriae commendarent. in sinu secum portantes codicem u. s. w.

Für die Erhaltung unseres gesunden Volksgeistes, den keine fremde Fratze, keine Modethorheit je verderben konnte, war dies Buch eine Panacee, wie nichts Aehnliches. Aus den schlichten Häusern unserer Landpfarrer, unserer Bürger- und Bauerfamilien, denen Luthers Bibel ihr Ein und Alles war, sind die Reformatoren unserer Nationalbildung im 18. Jahrhundert hervorgegangen, und als sie anfingen, unsere schöne Sprache von dem fremden, entstellenden Beiwerk zu reinigen, da griffen sie zurück auf den unerschöpflichen Sprachschatz dieses Buches, sie erkannten mit Lessing, daß unsere Sprache verarmt sei, wenn man sie mit dem Reichthum dieses Werkes vergleiche, und das regste Verständniß fanden sie nicht bei den vornehmen Schriftgelehrten des correcten Zopfes, sondern in den Kreisen, denen Luthers Bibel das Organon geblieben war seit dem 16. Jahrhundert.

Hier suchte und fand die Gemüthstiefe, die Innerlichkeit deutschen Naturells ihr volles Genüge; auch auf unsere katholischen Landsleute wirkte das zurück, wenn auch erst aus zweiter Hand, und der andere Zug unseres Wesens, der nach Aneignung und Verarbeitung fremder Bildungsstoffe drängt, hatte hier ein stetiges, gesundes Gegengewicht, wie es den romanischen Nationen fehlt.

Luther und die Radicalen zu Wittenberg.

Als Luther auf der Wartburg an der Uebersetzung des Neuen Testamentes schrieb, harrte das Wormser Achtsdecret umsonst seiner Vollstreckung. Eben jetzt trieb er den Keil in die wundeste Stelle der herrschenden Kirche; was der Junker Georg in der Obhut seines Kurfürsten that, sah aus wie der schneidigste Hohn auf die kalten Blitze des Papstes und des Kaisers.

Mitten in seine stillen Studien schlugen Nachrichten, die ihn von Neuem auf den Kampfplatz riefen, aber gegen andere Gegner als die, mit denen er sich bisher gemessen.

Von der durch ihn entzündeten Bewegung hatte sich eine Schule von Reformern abgelöst, die weiter gingen als er, denen sein Auftreten nicht schroff, sein Programm nicht scharf genug war, die meinten, man müsse gewaltsam brechen mit aller Ueberlieferung und kurzweg aufräumen mit Allem, was die Bibel nicht ausdrücklich vorschreibe. Also fort mit den Bildern der Heiligen und den Crucifixen, fort mit Messe und Meßgewand, Ohrenbeichte und

Priesterhostie, fort mit den Fasten, den Cerimonien, den Abgöttereien des Kirchenschmuckes!

An der Spitze der Stürmer stand Carlstadt, dessen Lehren schon früher eine Neigung zu rücksichtsloser Neuerung verrathen, der aber jetzt erst, von den Zwickauer Eiferern angefeuert, von Luther nicht mehr gezügelt, offener und offener hervortrat.

Eine gewisse strenge Folgerichtigkeit ließ sich dieser radicalen Schule nicht absprechen. In solchen Zeiten der Bewegung ist es immer schwer gewesen, die Grenze genau zu ziehen, wo die Läugnung und Zerstörung enden, wo der Neubau und die Duldung beginnen soll. Nur war Luther, trotz der zufahrenden Derbheit seines Naturells, nicht der Mann, in's Ziellose auszuschweifen, und zwar aus einem gesetzgeberischen Instinkt, der zu den größten Eigenschaften seiner Anlage gehört. Er wußte wohl, wie leicht es anscheinend ist, eine alte Religion, die sich im Verfall befindet, im ersten Anlauf vollends einzureißen, wie dann doch ein Rückschlag unvermeidlich ist, der viel weiter greift als der kurzsichtige Uebereifer ahnt, und vergaß nicht, wie viel Mächtiges und Ewiges in dem Bau der katholischen Kirche war, das jeden Besonnenen zur Vorsicht stimmen mußte. Er erkannte den Werth des Anlehnens an das geschichtlich Vorhandene in seiner vollen Bedeutung an. Das Mindeste, was er hier für das Herkommen verlangte, auch wenn es ihm wenig sinnvoll und zweckmäßig schien, war die Freiheit, die er für sich selbst und seine Lehre verlangte.

Es giebt viele Dinge, sagt er, die nicht vorgeschrieben sind, die der Einzelne thun oder lassen kann. Ich verwerfe sie, wenn sie als äußere Gesetze aufgebürdet werden, aber ich verwerfe es auch, wenn man sie verbieten will. Wer beichten will, möge es thun. Mir persönlich hat die Ohrenbeichte oft eine wahre Erleichterung des Gewissens bereitet. Ich will aber nicht, daß die Kirche sie vorschreibe.

Solcher *ἀδιάφορα* giebt er noch mehrere an: ob man das Abendmahl unter einer oder beiderlei Gestalt nehmen, im Kloster bleiben, Bilder in der Kirche haben, die Fasten halten wolle oder nicht: das Alles erscheint ihm für das Wesen des Glaubens gleichgiltig, Verbot wie Gebot kennt er dabei nicht und in den Anschauungen, die er hierüber ausspricht, ist der Kern der lauteren Gewissens- und Geistesfreiheit enthalten.

Von diesem Gesichtspunkte aus konnte er dem Treiben der Wittenberger Bilderstürmer nur mit Widerwillen zuschauen. Er schrieb ihnen darum im December 1521: „Nun hat man diesen Handel schnell, gurdi, gurdi angefangen und mit Fäusten hineingetrieben; das gefällt mir gar nicht, daß Ihr's wisset und wenn's dazu kömmet, so will ich in diesem Handel auch nicht bei Euch stehen. Ihr habt's ohne mich angefangen, so sehet, wie Ihr's ohne mich hinaus führen mögt. — Glaubet mir, ich kenne den Teufel wohl und fast wohl; er hat's allein darum angefangen, daß er das angefangene Wort schänden wollt".

Aber solche Mahnungen halfen nicht. Da litt es Luther'n auf der Wartburg nicht länger, er mußte hinaus trotz Kirchenbann und Reichsacht, und als ihn sein Kurfürst warnte vor dem benachbarten Herzog Georg und ihn bat, sich doch ja nicht über die kurfürstliche Grenze zu entfernen, schrieb ihm Luther zurück: „Das weiß ich von mir wohl, wenn die Sache zu Leipzig also stünde wie zu Wittenberg, so wollte ich doch hinein, wenns gleich neun Tage eitel Herzog Georgen regnete und ein jeglicher wäre neun Mal wüthender denn dieser ist. Solches sei E. K. F. G. geschrieben, der Meinung, daß E. K. F. G. wissen, ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höheren Schutz, denn des Kurfürsten. Ich hab's auch nicht im Sinn, von E. K. F. G. Schutz zu begehren — dieser Sachen soll noch kann kein Schwert rathen oder helfen; Gott muß sie allein schaffen ohne alles menschlich Sorgen und Zuthun. Darumb wer am meisten glaubt, der wird sie am meisten schützen. Dieweil ich denn nun spür, daß E. K. F. G. noch gar schwach ist im Glauben, kann ich keinerlei Wege E. K. F. G. für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte".

So war er am 3. März 1522 von seinem Asyl aufgebrochen und mit dem Schwert an der Seite in dem Wamms des Junkers Georg kam er nach Wittenberg, entschlossen wie ein Ritter wider die Ruhestörer aufzutreten.

Acht Tage nach einander predigte er wider Carlstadt und die Zwickauer Schwarmgeister, und seine acht Reden enthalten ein höchst bedeutungsvolles Denkmal echt Lutherischen Geistes. Er verfuhr mit wunderbarem Takt; keinen der Gegner nannte er bei Namen, kein verletzendes Wort ließ er sich entschlüpfen, seine

Sprache war meisterhaft berechnet auf die Bekehrung irregeleiteter Anhänger, auf die Dämpfung überschwellenden Eifers.

In diesen Reden finden sich goldene Worte. „Wir müssen die Liebe haben, heißt es da u. A. und durch die Liebe einander thun, wie uns Gott gethan hat durch den Glauben, ohne welche Liebe der Glaube nichts ist. Allhier, l. Fr., an diesem Stück ist fast gefehlet und spüre an Keinem irgend eine Liebe — ich sehe und merke, daß Ihr wohl könnet und wisset zu reden von der Lehre, die Euch gepredigt ist, welches nun kein Wunder ist — kann man doch schier einen Esel lehren singen — aber Gottes Reich stehet nicht in der Rede oder in den Worten, sondern in der Kraft und in der That".

„Endlich ist uns auch Noth die Geduld. Allhier muß nicht ein Jeglicher thun, was er Recht hat, sondern muß sich auch seines Rechtes verzeihen und sehen, was seinem Bruder nützlich und förderlich ist. — Macht mir nicht aus dem Frei sein ein Muß sein, wie Ihr jetzt gethan habt, auf daß Ihr nicht vor Diejenigen, so Ihr durch Eure lieblose Freiheit verleitet habt, Rechenschaft müßt geben".

Auf's Bestimmteste erklärt er sich gegen jeden Zwang in religiösen Dingen:

„Das Wort hat Himmel und Erde und alle Dinge geschaffen, dasselbig Wort muß es hier auch thun und nicht wir armen Sünder. Summa Summarum, predigen will ichs; sagen will ichs; schreiben will ichs; aber zwingen und dringen mit Gewalt will ich Niemand; denn der Glaube will willig und ungenöthiget sein und ohne Zwang angenommen werden". — „Ehlich werden, Bilder abthun, Mönche und Nonnen werden, Mönche und Nonnen aus den Klöstern gehen, Fleisch essen und nicht essen am Freitag und was dergl. Dinge mehr sind: alle diese Dinge sind frei und müssen von Niemand verboten werden: werden sie aber verboten, so ist es unrecht. Kannst Du solche Dinge halten ohne Beschwerung Deines Gewissens, so halte sie immerdar; kannst Du aber nicht, so laß es anstehen, auf daß Du nicht in größere Beschwerung fallest". — „Wenn wir Alles wollten verwerfen, das man mißbraucht — was würden wir für ein Spiel anrichten? Es sind viel Leute, die die Sonne, den Mond und das Gestirn anbeten, wollen wir darum zufahren und die Sterne vom Himmel werfen, die Sonne und den

Mond herabstürzen? Ja wir werden es wohl lassen! Der Wein und die Weiber bringen manchen in Herzeleid, machen viel zu Narren und wahnsinnige Leute; wollen wir darum den Wein wegschütten und die Weiber umbringen? Ja, wenn wir unsern nächsten Feind vertreiben wollten, der uns am allerschädlichsten ist, so müßten wir uns selbst vertreiben und tödten, denn wir haben keinen schädlichern Feind, denn unser eigenes Herz".

Und so verständige Worte waren nicht in den Wind geredet: zwar die Wortführer bekehrten sich nicht, aber ihr Anhang fiel von ihnen ab und die Ruhe kehrte zurück.

Die Luther'sche Sache vor dem Reichsregiment und dem Reichstag von Nürnberg (1521—23).

Die Wormser Sentenz war für Deutschland so gut wie nicht erlassen, nirgend im Reich geschah etwas Nennenswerthes, um Ernst aus ihr zu machen: auf der einen Seite mochte es wirkliche Sympathie mit der neuen Lehre sein, auf der andern war es Schwäche und das Gefühl, daß ein kräftigeres Einschreiten das Uebel noch verschlimmern werde.

So wollte der Kurfürst von Mainz, der Primas der deutschen Kirche, nicht zugeben, daß dem Minoritenorden erlaubt würde, auch nur zu predigen gegen Luther, weil er überzeugt war, das würde dem Brande der Ketzerei nur neue Nahrung zutragen.

Die Bücher Luthers und seiner Anhänger, die mit Feuer und Schwert ausgetilgt werden sollten, verbreiteten sich nun erst doppelt weit, die ganze Literatur des Zeitraums gehört bis auf einen kleinen Bruchtheil der Luther'schen Lehre an. Endlich wagte der Geächtete gar, in Person aus seinem Versteck wieder in die Welt zu treten und es wird nicht berichtet, daß dem Kurfürsten ernstlich das Ansinnen gestellt worden wäre, Luther festnehmen und strafen zu lassen.

Der geheime Grund jenes verdächtigen Manövers, das man nöthig gefunden hatte, um den Wormser Spruch überhaupt zu Stande zu bringen, das Mißtrauen gegen die päpstliche Gesinnung der einflußreichsten Stände, erhielt jetzt seine schlagende Rechtfertigung.

Das neue Reichsregiment, in welchem die deutschen Stände statt des abwesenden Kaisers Deutschland regierten, vertrat nur die herrschende Stimmung der Nation, wenn es Luther nicht bloß nicht

verfolgte, sondern nun mehr und mehr seine Sache zur eignen machte und am Ende den Spruch von 1521, wenn nicht den Worten, so doch der Sache nach geradezu umstieß.

Der neue Papst Adrian VI. (Jan. 1522 bis Sept. 1523), der die Mißbräuche der Kirche mit dem Auge eines sittenstrengen Klosterbruders verurtheilte, das Auftreten Luthers aber als orthodoxer Dominikaner verabscheute, sandte einen Nuntius nach Deutschland, um, wozu er formell durchaus berechtigt war, den Vollzug des Wormser Achtsdecrets zu fordern. Aber der Ausschuß des Reichsregiments lehnte das ab, weil man nicht den Schein erwecken wollte, „man wolle durch Tyrannei evangelische Wahrheit unterdrücken und unchristliche Mißbräuche behaupten, woraus dann nur Widerstand gegen Obrigkeit, Empörung und Abfall hervorgehen könne"; erinnerte dafür den Papst an die alten und so oft verletzten Concordate der deutschen Nation und verlangte binnen Jahresfrist die Berufung eines freien Concils, worin auch Weltliche Sitz und Stimme haben, das Bekenntniß aber frei sein sollte. Die hierüber verfaßte Urkunde ist eines der denkwürdigsten Aktenstücke der Zeit. Was hier dem päpstlichen Nuntius vorgelegt wurde, zeigte, wie üppig die Aussaat der päpstlichen Politik seit Pisa, Costnitz und Basel aufgegangen war und nicht eine Partei, die ganze Nation hatte gesprochen.

In der ersten Antwort des Reichsregiments wird in bestimmtem Tone angegeben, weshalb Kirchenbann und Reichsacht an Luther weder vollzogen worden seien, noch in Zukunft würden vollzogen werden: die große Mehrheit des Volkes habe eben einmal die Ueberzeugung, daß die römische Curie durch gewisse Mißbräuche die deutsche Nation schwer und vielfach geschädigt habe, und auf jeden Versuch für die Mißbräuche gegen das Evangelium mit Gewalt einzuschreiten, würde die Nation mit Empörung und Bürgerkrieg geantwortet haben. Auf die Duplik des päpstlichen Legaten folgten dann die 100 gravamina. Das Hundert war eine runde Zahl, am Schlusse hieß es ausdrücklich, man hätte noch viel mehr vortragen können, und wolle sich nur der Kürze wegen auf diese beschränken „des Versehens, so die angezeigten abgewandt, daß etlich der andern damit auch fallen werden".

Als Gegenstände der Beschwerden waren hervorgehoben: die Dispensationen, der Ablaß und Ablaßverkauf, Rechtsmißbräuche, Delegaten und Commissarien, Heimziehung und Versehung der Stellen

von Rom aus, die Reformationen, Commenden, Incorporationen, Annaten, Mißbräuche mit Bann und Interdikt, Ueberzahl der Feiertage, widerrechtliche Gütererwerbung, willkürliche Verleihung der Pfründen, Wallfahrten, unbillige Geldforderungen, neue Zehnten, die Entscheidung weltlicher Sachen, namentlich der Ehestreitigkeiten durch geistliche Gerichte, „unehelich Beiwohnung und Wucher um Gelds willen dulden", unbillig Zins und Lohn, Vorenthalt der Sacramente, ungeistlicher Wandel der Geistlichen, Erbschleicherei, Bettelorden u. s. w.

Am Schlusse wird für den Fall, daß man wieder tauben Ohren gepredigt, offen mit Selbsthilfe gedroht: — „wo aber solches nicht zum Förderlichsten in bestimmter Zeit abgestellt wird, deß sich doch die weltlichen Ständ nit versehn, so wollen sie ihrer Heiligkeit hiemit nicht verhalten, daß sie solcher unleidlicher verderblicher Beschwerden lenger nicht gedulden können, sondern aus der Notturfft gedrungen werden, für sich selbs auf ander füglich mittel und weg zu gedenken, wie sie solcher Beschwerung und Drangsal von den Geistlichen abkommen und entladen werden mögen".

Zu Worms hatte sich 1521 die habsburgische Politik mit dem Papste wider Luther abgefunden, zu Nürnberg sprach sich zwei Jahre darauf die Nation wider Kaiser und Papst für die unbedingte Durchführung der Kirchen- und Glaubensreform aus.

Der päpstliche Legat mußte darauf verzichten, mit diesem Reichstag auf dem Wege der Unterhandlung Etwas zu erreichen, trotzdem des Kaisers Stellvertreter, Ferdinand, sich auf seine Seite stellte. Wohl gingen die Stimmen der geistlichen und weltlichen Stände, der Gemäßigten und Entschiedenen in mancher Einzelheit auseinander, im Großen und Ganzen aber stellte er Rom gegenüber eine geschlossene Phalanx dar und auch der letzte wichtigste Beschluß über die Predigt, der nur auf dem Wege des Compromisses zu Stande kam, legte dies noch einmal klar zu Tage.

Es wurde festgesetzt, Nichts solle gepredigt werden als verum, purum, sincerum et sanctum evangelium, und zwar pie mansuete christiane gemäß der Lehre und Auslegung der anerkannten und von der Kirche gut geheißenen Schriften. Der Satz lautete bestimmt genug gegen Rom und freisinnig genug für die neue Richtung; die letztere konnte sich dabei beruhigen, die Gegner konnten ihn nicht verwerfen.

Damit war das Wormser Decret umgestoßen, die Verurtheilung Luthers, seiner Lehre und seiner Anhänger zurückgenommen, die weltliche Strafe, die bisher über ihm geschwebt hatte, beseitigt und seiner Propaganda freier Spielraum geöffnet. Diese Propaganda hätte noch riesenhaftere Fortschritte gemacht, als sie ihr immerhin zu Theil geworden sind, wenn ihr nicht Hemmnisse in den Weg getreten wären, die um so gefährlicher wurden, je mehr sie dem Ursprung der Reformation verwandt waren. Die Revolution hängte sich der Kirchenreform an die Seite und an die Fersen, und das ist ihr schlimmster Hemmschuh gewesen.

§ 6.

Reform und Revolution: Die Reichsritterschaft. Ulrich v. Hutten (1488—1523). — Franz v. Sickingen, die Fehde von 1522 und die Katastrophe von 1523. — Rückwirkung auf die Reformation. — Thätigkeit der Curie (Adrian VI. Januar 1522 — September 1523. Clemens VII. — Septbr. 1534) bis zur Vereinigung von Regensburg (Juli 1524).

Ulrich von Hutten (1488—1523).

Was Luther für die religiöse, ist Hutten für die humanistische Seite der Opposition des 16. Jahrhunderts; der Mann der That und des kühnen Vorantritts gegenüber den vielen Geistesverwandten, deren Herz voll Sympathie, aber ohne selbständigen Unternehmungsgeist ist. Aber während Luther der Mann der Reformen ist, ist Hutten der Führer der politischen und socialen Revolution, während Jener überall das Bild des reifen, in sich fertigen Mannesalters vergegenwärtigt, zeigt Hutten durchweg den Sturm und Drang der leidenschaftlichen Jugend, die nicht im Kloster einsam gerungen, sondern in der weiten Welt früh den großen Kampf der Zeit mitzukämpfen begonnen hat.

Es sind gewiß zwei merkwürdige Lebensläufe, die lange Zeit parallel gehen, ohne sich zu berühren: der thüringische Bergmannssohn, der aus den engsten Verhältnissen emporsteigt an die Spitze eines großen Theils der tieferregten Nation und an der Seite der Fürsten über ihr Schicksal mit entscheidet, und der Sprößling des uralten Adelsgeschlechtes, der von der Burg seiner Väter hinabeilt, das ritterliche Schwert mit der bürgerlichen Feder vertauscht und durch wunderbare Schicksale mitten in den Strom der deutschen Revolution hineingeworfen wird.

Das deutsche Ritterthum haßte die gesammte neue Ordnung der Dinge, nicht die Reformation, wohl aber was ihr so großen Vorschub gab, die neue landesfürstliche Gewalt, das Aufblühen der

Städte, die überwiegende Macht des Geldes und des Handels. Das Alles war dem herabgekommenen Rest des alten freien Grundbesitzes in der Seele zuwider. Dieselbe Noth, die sie zwang Straßenraub und Wegelagerei zu treiben, trieb sie auch zum tödtlichen Haß gegen die neue staatliche Ordnung, die Landfrieden brachte und das Fehdewesen ausrotten wollte. An Alles, was dieses junge Wesen unleidlich und unhaltbar fand, knüpfte sich eine Lebensbedingung des Ritterthums. Es war ein Unglück für Deutschland, daß es für die Ritterschaft keine gesunde, naturgemäße Stellung im Reiche gab, aber es war ein großer Irrthum der Ritterschaft, wenn sie glaubte, durch blindes Ankämpfen gegen die neuen Dinge sich wieder empor helfen zu können, das konnte ihren Untergang nur beschleunigen; die neue Ordnung machte ihren Weg durch die Welt und was sich ihr widerstrebend entgegenwerfen wollte, wurde von ihr zermalmt.

Ulrich v. Hutten gehörte nicht zu dieser Gattung von Rittern; seine Ueberzeugung ist, daß das Ritterthum in seiner alten Verfassung nichts mehr vermöge, daß es lernen müsse, zu arbeiten mit den Waffen der neuen Zeit. Wie er selbst, statt mit dem Schwert, mit seiner Feder und seinem Talent sich eine Stellung in der Welt zu schaffen sucht, so will er auch seinem Stande den Platz sichern an der Seite und an der Spitze der neuen Ideen; im Bunde mit dem Bürger und Bauer, verbündet mit den Gedanken der nationalen und religiösen Reform, soll er den Kampf führen um die Befreiung der Nation von dem Druck weltlicher und geistlicher, deutscher und welscher Gebieter.

Die grollende Verbitterung, die wir sonst bei den Reichsrittern finden, hat sich bei ihm abgeklärt zu einer gewissen großartigen Auffassung der deutschen Dinge, der Schmerz über die traurige Verkommenheit seines Standes hat ihn nicht zum blinden Haß gegen die neuen Mächte, sondern zu einer tieferen Einsicht in die Gründe des Mißverhältnisses geführt.

Seine persönlichen Verhältnisse leiteten ihn fast von selbst darauf. Das alte glorreiche fränkische Rittergeschlecht der Hutten war in Zersplitterung, Theilung, Vermögenszerrüttung gerathen. Es war ein armes Geschlecht geworden, dessen Erinnerungen und Ansprüche auf größere Geltung seltsam beschämend abstachen von seinem Besitz und seiner wirklichen Bedeutung.

Am 21. April 1488 ward Ulrich v. Hutten auf der Burg Steckelberg geboren. Wie der Knabe heranwuchs, scheint irgend ein frommes Gelübde, oder auch die schwächliche, nicht eben kernhaft aussehende Erscheinung des Knaben den Vater veranlaßt zu haben, ihn nicht dem Beruf des Ritters, sondern dem des Geistlichen zu bestimmen. Das geschah häufig bei jüngeren Söhnen, selten wie hier bei erstgeborenen. Es war ein Eingriff des Schicksals in das Leben des jungen Hutten. Seine früh hervortretende Neigung, sich eine neue Lebensbahn zu suchen, ward dadurch begünstigt. Er kam als Klosterschüler nach Fulda, nicht um Mönch zu werden, sondern um bloß als Laie den Unterricht der Brüder zu genießen. Allen Versuchen, ihn zum Profeß zu bestimmen, widerstand er beharrlich.

Hier lernte er viele Dinge, die ihm sonst lange fremd geblieben wären, legte den Grund zu der soliden klassischen Bildung, in der er so früh Ausgezeichnetes leistete, aber das war auch das Einzige, was ihn an die Klostermauern von Fulda knüpfte.

Wenn er freudig dem Waffenhandwerk den Rücken kehrte, so war der Grund ein strebsamer Thätigkeitstrieb, der unter Reisigen und Hunden, unter Wegelagerei und Waidwerk kein Genüge fand; weil er handeln wollte, wie er's auf der Burg seiner Väter nicht konnte, entsagte er der Weise seines Hauses, darum aber war er nicht gemeint, in einer Mönchszelle sein Leben zu vertrauern. Er wollte hinaus in die Welt, die Hochschulen besuchen, wo die neue humanistische Bildung am eifrigsten gepflegt ward, das aber wollte der Vater nicht. Der war ein Rittersmann vom alten Schlag, hielt es für eine Schande, daß der Sohn seines Hauses sein Herz an müßigen Tand gehängt und sah im geistlichen Beruf eine solide Versorgung, nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Die Brüder im Kloster, sein Talent früh erkennend, suchten ihn durch Einschüchterung im Orden festzuhalten, und die Freunde, die er außer dem Kloster gewonnen, sprachen dagegen. Der Vater hörte sie nicht und so entschloß sich Hutten, der 16—17jährige Jüngling, zur Flucht.

Um's Jahr 1504—5 verließ er Fulda und ging mittel- und heimathlos in die weite Welt hinaus. Ungefähr um dieselbe Zeit verließ Luther die Welt, um in's Kloster zu flüchten und sich dort mit seinen Zweifeln in's Reine zu setzen. Dergleichen hatte Hutten

nie gequält. Er wollte Thätigkeit, Handeln, freie Bewegung, und dazu fand er das Feld nirgends weniger als im Kloster.

Schwere Tage sind über den jugendlichen Flüchtling gekommen.

Nur ungefähr kennen wir die Städte, die der abenteuernde Wanderer berührt; ein fahrender Schüler zieht er in vielen Ländern umher, in Erfurt, Köln, Frankfurt a. O., Greifswald, Wittenberg, Olmütz, Wien taucht er auf während dieser ersten unsteten Jahre und wo wir Näheres von seiner Lage wissen, da ist sie so armselig und elend als möglich. An manchen Orten war er eingetragen als clericus Fuldensis, vielleicht weil er in diesem Gewand einfacher leben und leichter milde Unterstützung finden konnte, als wenn er sich für einen vornehmen Ritter ausgab. Die Jugend zeigte ihm kein heiteres Gesicht, er wie Luther ist durch eine freudlose, harte Jugend hindurchgegangen, die beiden größten Geister dieser Zeit mußten sich in der Noth des Lebens stählen für den Kampf, der sie erwartete. Alles traf ihn, was einen Menschen bedrängen kann, Hunger, Blöße, Entbehrung jeder Art, Krankheit und jähe Unglücksfälle, wie jener Verrath scheinbar wohlwollender Freunde, die ihn aufnahmen, ausbeuteten und dann fallen ließen, wie jener räuberische Ueberfall, der ihn zwang, sich halb entblößt und krank von einem Ort zum andern zu schleppen. Das waren seine Schicksale nach der Flucht aus dem Kloster, das Bild eines fahrenden Schülers jener Zeit; nur mit dem Unterschied, daß die Andern an der Heerstraße liegen blieben und vergessen endeten, er aber sich immer wieder emporrafft zu neuem Lebensmuth und tapferem Ausharren.

Was ihn allein aufrecht erhielt, war sein ungeheurer wissenschaftlicher Eifer. Bei allem Druck seines äußeren Lebens, obgleich krank, arm, hungernd, verfolgt, verliert er nie seine geistige Kraft, mit der ganzen unverwüstlichen Begeisterung einer jugendfrischen Seele zieht er dem humanistischen Ideale nach, wie kein Mann seiner Zeit.

Das klassische Alterthum ging in ihm zu selbständigem originalem Leben auf, er war ein feiner, vornehmer Geist, voll angeborenen Formtalentes, vollkommen Meister der leichten Grazie des klassischen Stiles; was Andere mühsam in sich heraufarbeiteten, das floß ihm leicht aus Mund und Feder, er war eine poetische Natur, bei der man nur beklagen mußte, daß sie sich quälte mit

einer fremden Sprache und fremden Formen. Aber es gab damals keinen höheren Ehrgeiz als den, ein vollendeter lateinischer Dichter zu sein; die Muttersprache war noch nicht zu Ehren gekommen.

So war er bis in den Anfang der zwanziger Jahre gekommen, Deutschland kannte er, auf der Hochschule, in den größeren Städten überall hatte er sich umhergetrieben, jetzt zog es ihn nach Italien, das humanistische Heimweh des Zöglings der Alten, die Begeisterung für die Mutterstätte der Renaissancebildung trieb ihn hinüber (1512). Das war die Zeit des venetianischen Krieges, wo für solche Dilettantenreisen Italien weniger anziehend war als je. Hutten kommt mitten in's Kriegsgetümmel, nimmt in Pavia Dienste im kaiserlichen Heere und kommt so doch auf seinen Ritterberuf zurück, dem er auch mit Pflichteifer, aber ohne rechte innere Befriedigung dient. Im Lager schreibt er Epigramme, satirische Gedichte in eleganten lateinischen Versen. Bemerkenswerth daran ist, daß er anfängt sich loszuringen von den steifen Formen antiker Mythologie, kurz, von dem Flitter des fremden Gewandes, daß er die Gegenwart frisch und keck in's Auge faßt, den Lauf des Krieges, die italienische Politik behandelt und bereits auch den schamlosen Ablaß- und Bullenhandel des Papstes Julius II. in scharfen Worten geißelt. Das unterschied ihn wesentlich von den andern Humanisten, die ihre Leser in dem farblos nebelhaften Reich des Mars, der Ceres, der Camönen wie auf dürrer Heide herumführten. Das hatte ihm Ruf gemacht, selbst in Italien. Man bewunderte die anmuthige Zierlichkeit, die außerordentliche Formvollendung seiner Gedichte: das hatte man dem plumpen deutschen Barbaren nicht zugetraut.

In Italien wurde gerade diese Art leichter Literatur eifrig gepflegt. Er gewann einen gewissen Namen; das war nach den schweren Wanderjahren ein erster Triumph, den er seiner Feder, seinem Talent verdankte, und auf den er stolz sein durfte. Aber es befriedigte ihn in keiner Weise, noch immer verfolgte ihn das Gefühl einer inneren Leere, für die der Ruhm eines Dichters keine Befriedigung bot. So kommt er zurück; auf der väterlichen Burg will man Nichts von ihm wissen, für die Hutten ist er ein „namenloser Niemand", nicht so für den Mainzer Hof, wo er als begabter Dichter und Latinist ehrenvolle Aufnahme findet. Hutten hatte Aussicht, wie andere Humanisten, auch an den Höfen kunstsinniger

Fürsten, in den Häusern reicher Männer, eine Art von Laufbahn zu machen, und aus Noth ist er denn auch gelegentlich dieser Spur gefolgt, aber ohne irgend welche innere Befriedigung.

In Ems, wo er Heilung für seinen kranken Körper suchte, traf ihn die Nachricht von einem erschütternden Familienereigniß (1515). Herzog Ulrich von Württemberg, mit seinem Lande und seinen Nachbarn schon entzweit, hatte sich noch eine persönliche Fehde eingebrockt, die jetzt zu seiner ersten Katastrophe Anlaß geben sollte. Er hatte Hans v. Hutten gleich einem Wegelagerer im Walde ermordet, das glich ganz dem wilden, unbändigen Mann, der kein Gesetz und keine Scheu kannte und machte das Maß der Beschwerden, die von allen Seiten gegen ihn kamen, voll. Die Hutten'sche Familie war angesehen genug, um benachbarte Familien zu einer mächtigen Rachefehde gegen den Herzog zu vereinigen und Kaiser und Reich in Bewegung zu setzen.

Da schrieb Ulrich v. Hutten eine Anzahl Reden, die einen ganz gewaltigen Eindruck machten. Die Philippiken gegen Herzog Ulrich sind ganz im Geschmack der Humanisten; sprachlich betrachtet sind sie elegante Redeübungen, denen man die Vorbilder Cicero und Demosthenes ansieht, und denen man auch anfühlt, daß es dem Verfasser u. A. hauptsächlich darum zu thun ist, zu zeigen, wie weit es ein Deutscher in diesem Genre bringen könne. Aber aus diesen kunstgerechten Perioden sprühte zugleich die glühende Begeisterung einer freiheitsdurstigen Seele, ein mächtiges Pathos und eine verzehrende Leidenschaft; man fühlte, daß sich hier ein ungewöhnlicher Mensch ausgesprochen habe, der den Herzog zum Gegenstand wählte, weil er überhaupt einen Gegenstand haben mußte, daß in dem Verfasser kein Poet, kein Humanist gewöhnlichen Schlages, sondern ein Redner, ein Agitator sich verrathen habe.

Seinen Ruhm vermehrten die Reden außerordentlich, sie machten den Krieg gegen Ulrich populär, jeder Stand hatte zu klagen, des Herzogs Sache war verloren und blieb es auch lange Zeit. Dazu nun diese Beredsamkeit, diese wunderbare Kunst, in antiken Formen schön, volltönend, ergreifend über Gegenstände des Tages zu schreiben: das war neu.

Nach dieser Fehde finden wir ihn ein zweites Mal in Italien; während der Vater hofft, er werde jetzt endlich solide Rechtsstudien treiben, vollendet er seine klassische Bildung und statt den juristi-

schen Doctorgrad mitzubringen, empfängt er 12. Juli 1517 zu Augsburg als der glorreichste jugendliche Dichter Deutschlands durch Kaiser Max vor dem ganzen Hof den Dichterlorbeer. Aus Italien, England, Frankreich haben wir Zeugnisse, wie man überall mit Neid und Bewunderung auf den Dichter sah.

Mit diesem Höhepunkt schließt die eine Seite seines Lebens ab, er sollte jetzt bald eine neue Bahn einschlagen. Während seines Aufenthaltes in Italien war der Streit zwischen Reuchlin und den Dominikanern ausgebrochen, in dem die deutschen Humanisten zum ersten Mal als ein geschlossenes Kriegsheer aufgetreten sind. Die erste Reihe der Dunkelmännerbriefe hatte er Sept. 1516 in Bologna erhalten. Er war darüber hoch erfreut gewesen, denn er hatte darin einen dem seinen verwandten Geist gefunden. Am ersten Theil hatte er nicht mitgearbeitet, aber der zweite ist von ihm bereichert worden. An allen humanistischen Händeln nimmt er reges Interesse; mit Reuchlin eng befreundet, kämpft er für ihn gegen die Ketzermeister und die mönchische Scholastik. Aber alles Uebrige, was die Welt sonst bewegt, ist ihm noch fremd; in denselben Tagen, als Luther hinaustrat in die Welt, als er die 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, als eine neue Bewegung sich vorbereitete, gegen die der Handel mit den Kölnern eine harmlose Posse war, fühlt er sich lediglich als gekrönten lateinischen Dichter, und als Tetzel und Eck gegen Luther auftraten, da schrieb er jenen Brief voll Schadenfreude, daß das Mönchsvolk sich selber in die Haare falle. Es war noch ganz der vornehme, durch Kenntnisse und Talent doppelt geadelte Ritter, der unter den Leuten in der Kutte keinen Unterschied machte, der es nur einer flüchtigen Regung des Hohnes werth hielt, daß die anfingen, in den eigenen Eingeweiden zu wühlen. Das Christenthum lag ihm überhaupt fern, die Humanisten hatten ja ihre Religion in ihrer klassischen Bildung.

Als Luther 1518 mit Cajetan die denkwürdige Unterredung hatte, war Hutten unter Pflege eines Arztes auch in Augsburg; er hat Luther nicht aufgesucht, vielleicht nicht einmal Notiz davon genommen, daß er ihm so nahe war.

Aber Hutten war nicht umsonst zwei Mal in Italien gewesen; nicht der Humanist allein, auch der Patriot hatte dort seine Schule gemacht, die Schmach der welschen Fremdherrschaft war auch ihm

heiß auf die Seele gefallen, der Verfall des deutschen Reichs, der Hohn der Fremden über das Volk, das einst der Welt geboten, hatte ihm das Herz zerrissen, noch im venetianischen Krieg hatte er an Kaiser Max eine glühende Ansprache gerichtet, er möge sich an die Spitze der Nation stellen, eine Wiedergeburt dieses großen Volkes einleiten, die es wieder einig und mächtig mache; Max nahm dergleichen Wünsche mit huldvollem Lächeln hin, aber er war viel zu kalt und alt geworden, um sich dadurch erwärmen zu lassen. In Karl V. kam ein junger Kaiser, der eine blendende Hausmacht mitbrachte, der schien der Mann, der Welt eine andere Gestalt zu geben: die alten Kaisererinnerungen, die alte Glorie des deutschen Namens wachten bei Hutten auf und wurden zu einer ähnlichen Ansprache an Karl V.; der aber war noch weniger geneigt, sich durch die Träume begeisterter Jugend in seiner Politik leiten zu lassen. Inzwischen wuchs die Macht der Reformbewegung, immer höher schwoll die Fluth, aus den Schriften Luthers schöpfte er eine andere Ansicht von dem Mann und seiner Sache, und lernte er, wie ein deutscher Mann in deutscher Sprache die Herzen zu bewegen im Stande sei, wie die ergreifenden Klänge der Muttersprache doch ganz Anderes ausrichteten, als die mühsame Nachahmerei der Zöglinge des Alterthums, wie darum ein großer Geist sich nicht herabgebe, wenn er solchem Beispiel folge.

Es zeigte sich, wie dieser einfache Mönch mit seinem Worte anfing die Massen zu bewegen, die Nation in eine nie erlebte Gährung zu versetzen, daß im eigentlichen Volk, auf das der Einfluß der Gelehrten sehr mäßig gewesen war, ein neuer Geist sich zu regen begann, der dem Humanismus, wenn auch anders geartet, doch nicht feindselig gegenüberstand. Auf Niemanden machte das einen mächtigeren Eindruck als auf Hutten. Vor dem früher gering geschätzten Mönch, der wagte, was Keiner gewagt, der die Sprache so wunderbar zu handhaben verstand, strich er mit seinem Dichterruhm die Segel. Nie hatte er früher ohne Ingrimm daran denken können, daß ein deutscher Kaiser sich beugte vor der römischen Curie, und nun verbrannte ein Mönch die Bulle eines Papstes. Solch eine That verwegenen Muthes riß ihn hin, er sah, daß all sein Dichterlorbeer, all seine Gedichte, all seine schönen Reden Nichts waren gegen das, was der Wittenberger Mönch gethan, und nun trat der Umschwung ein. Er gab den poeta

laureatus preis, entsagte dem Stolz seiner lateinischen Muse und fing an deutsch zu schreiben. Seine Opposition gegen die römische Kirche hatte sich früh entwickelt. Schon in seinen italienischen Versen hatte er bittere, schneidende Worte gegen Rom geschrieben. Am Tage vor seiner zweiten Rückreise nach Deutschland (1517) hatte er die Bekanntschaft einer seltenen Schrift von Laurentius Valla gemacht, der viele griechischen Classiker ausgezeichnet übersetzt hat und zugleich ein aufgeklärter italienischer Patriot und hervorragender Staatsmann war. Es war die Schrift über die Schenkung Constantins (de donatione Constantini).

L. Valla schrieb in einer Zeit, wo die Gebildeten bereits innerlich mit der Kirche gebrochen hatten, aber Wenige den Muth besaßen, in der Fabelwelt des frommen Betrugs entschlossen aufzuräumen und wo darum die angebliche Schenkung des Kirchenstaates durch Constantin in einer Menge kirchlicher Urkunden als ein Document von voller, unbestreitbarer Echtheit dastand. Es war ein bedeutsamer Schritt, daß ein hervorragender Schriftsteller zum ersten Mal es wagte, das Fundament der weltlichen Herrschaft des Papstthums offen anzufechten. Diese Schrift bearbeitete Hutten für Deutschland, er suchte sie zu verbreiten und ihr neue Wirkung zu geben gegen Rom, eine Absicht, deren Feindseligkeit dadurch nicht gemildert wurde, daß er seine Arbeit geradezu Papst Leo X. zueignete.

Nun kam das richtige Verständniß für das, was Luther war und wollte, und der Umschwung trat ein, der Hutten ganz zu seiner Nation bekehrte. Er hatte sich bisher nur nebenher auf dem Felde versucht, zu dem seine Geistesart und seine Anlage vorzugsweise geschaffen war. Jetzt schreibt er nicht mehr bloß satirische Gespräche, sondern geharnischte Invectiven, in denen er die Pfeile nicht einzeln, sondern köchervoll ausschüttet, wendet sich nicht mehr in fremder Sprache an die gebildete Welt, die sich das Elend der Zeit bisher gewissermaßen „unter vier Augen" geklagt und eingestanden, er schreibt an die Nation, an den Adel, die Ritter, die Städte, die Bauern, an Alles, was der alten Ordnung grollt und Neigung zeigt, sich ihrer um jeden Preis zu entledigen.

So schickte er sich an, der Bundesgenosse einer neuen Bewegung zu werden, die ihm allerdings nur Mittel zum Zwecke

war, denn der theologische Gedankeninhalt der Reformation war ihm fremd; das diente ihm als Hebel zu politischen und socialen Zielen, die weit über Luther hinausgingen. Hutten will die Selbsthilfe entfesseln, während Luther dabei bleibt: Aufruhr ist zu Nichts nütze. Aber nicht bloß dies Mittel der politischen Reform lehnt Luther ab, dem Ziele selber stand er entgegen, und zwar mit dem ganz klaren Bewußtsein, daß diese beiden Gebiete in sich gesondert seien und so tumultuarisch auch nicht verbunden werden könnten. Er sagte den politischen Stürmern und Drängern oft: Ihr werdet eure Zwecke doch nicht erreichen und die meinigen verderben. Solche Dinge kann man nicht auf einmal in Angriff nehmen. Für meine Aufgabe ist es schon genug, wenn ich die religiöse Umgestaltung durchsetze. Durch einen Aufruhr, wie Ihr ihn wollt, kann man augenblicklich Großes erreichen, aber das hat keinen Bestand.

Luther wollte auf das Gemüth, das Gewissen wirken, Hutten auch die Leidenschaft aufrufen. Luther wiederholte immer: „Sagen, schreiben, predigen will ichs", aber was darüber war, erschien ihm vom Uebel.

Seit 1520 scheinen Hutten und Luther auf einer und derselben Bahn: aber es schien nur so, es bestand zwischen ihnen ein tiefer Gegensatz, der sich bald enthüllen mußte.

Hutten war so auf ein Gebiet geführt, dem er bisher fern gestanden, auf dem er aber mit Meisterschaft zu wirken wie geschaffen war, denn es wohnte in ihm eine ganz seltene Gabe populärer Agitation, die mit ihrer kernigen Beredsamkeit alle Fasern des Menscheninnern zu bewegen verstand, und zugleich besaß er eine sprudelnde satirische Ader von ganz eigenem Schlage; sowohl seine kleinen Dialoge sind Meisterstücke als jene volksthümlichen Gedichte, wie die „Klag und Vermahnung gegen den unchristlichen Gewalt des Papstes und der ungeistlichen Geistlichen", wo in Knittelreimen die Mißbräuche des alten Kirchenwesens, die Schmach der Fremdherrschaft der welschen Courtisanen und Alles, was diese Nation seit mehr als einem Jahrhundert so tief erbittert, in ein Bündel von Pfeilen zusammengefaßt und wider Rom geschleudert ist.

So kam der Wormser Reichstag. Hier zeigte sich, daß Hutten mit seiner Ansicht innerhalb seines Standes nicht allein stand. Die Ritterschaft des Reiches trat damals Luther persönlich

voll Antheil und Wohlwollen gegenüber. Sie fühlte sich durch sein Auftreten noch am meisten sympathisch angezogen. Sickingen bot dem Wittenberger Mönch sichere Zuflucht auf einer seiner Burgen an. Das war in diesem Augenblick von Bedeutung, denn noch wußte man nicht, daß sich in Deutschland kein Arm finden werde, die Reichsacht zu vollziehen.

Mit Sickingen stand Hutten damals bereits in enger Verbindung; im Winter 1520—21 hatte er ihn auf der Ebernburg mit Luthers Schriften und Geist vertraut gemacht.

Franz von Sickingen und die Fehde von 1522—1523.

Franz von Sickingen war eine andere Natur als sein junger Freund, aber doch mit ihm der hervorragendste Vertreter einer scharf ausgeprägten Richtung. Er war nicht durch jene literarische Schule hindurchgegangen, in der Hutten so früh sich ausgezeichnet, er war überwiegend Rittersmann; die Studien waren ihm nicht abhold wie so Vielen seines Standes, aber gleichgiltig und ferne liegend. Auch religiös hatte er bis jetzt keine bestimmte Färbung gehabt, es war einigermaßen schwer, ihn auf die jetzt so brennenden Fragen hinzuleiten; Hutten übernahm das, er faßte ihn ohne Zweifel bei seiner nationalen Empfindung, und das war bei dem leicht erregbaren Ehrgefühl des tapferen Recken gewiß die beste Art, ihn für die Sache zu gewinnen. Auch er ergab sich auf seine alten Tage der neuen Lehre vom gereinigten Evangelium, nahm das Abendmahl in beiderlei Gestalt, ließ die Verkündiger der Lutherischen Richtung auf seinem Gebiete ungestört predigen und Gottesdienst halten; nach dieser Seite hin war nicht bloß die Ebernburg, sondern Alles, was zwischen Rhein, Nahe und Neckar dazu gehörte, eine „Herberge der Gerechtigkeit".

Die bloße Möglichkeit einer so ausnahmsweisen Stellung, wie sie Sickingen im deutschen Reiche einnahm, beweist das Außergewöhnliche und Widerspruchsvolle der ganzen Lage Deutschlands in jener Zeit; er war freilich auch der Letzte unter den deutschen Rittern, dem eine solche Stellung wurde.

Früh hatte er sich dem Waffenhandwerke hingegeben und war nicht bloß ein rüstiger, tapferer Haudegen, sondern auch ein ausgezeichneter Organisator geworden, der das Gesindel jener Zeit zu behandeln wußte, und es wollte Etwas bedeuten, aus diesem

spröden Stoffe Harmonisches zu schaffen. Aus deutschen Kriegsknechten, Wildfangen jeder Art, aus zerstreuten Ritterelementen erwuchsen die ersten Armeen jener Tage; das bundscheckige Fußvolk, das Büchse und Carthaunen führte, und die geharnischte Reiterei, die der modern werdenden Kriegsweise als mittelalterlicher Rest noch nachfolgte. Und hierin war die Doppelstellung Sickingens bemerkenswerth, der an der Schwelle zweier Zeiten stand und beiden angehörte. Er war Reichsritter und mit ihm hing die ganze rheinische Ritterschaft enge zusammen, ein Ruf von ihm brachte sie Alle unter Waffen; und doch war er zugleich ein moderner Soldat, ein Condottiere, Führer eines Miethheeres mit modernen Waffen, das er nach modernen Grundsätzen zu organisiren und taktisch zu verwenden wußte.

Was später Waldstein im Großen geworden ist, war damals Sickingen im Kleinen. Sein Ruf zog weithin unter die Fahnen Alles, was Kriegslust oder Kriegsgewohnheit dazu geneigt machte.

In jener geldarmen Zeit, wo es ein nationales Aufgebot nicht mehr gab, und eine moderne Aushebung noch nicht bekannt war, war ein solcher Heerhalter und Heerführer eine werthvolle Bundesgenossenschaft für alle Fürsten. Wenn der Kaiser einen Krieg führen wollte, so schickte er einen Boten auf die Ebernburg, um Sickingens Hilfe, seinen Credit bei Rittern und Landsknechten in Anspruch zu nehmen. Maximilian I. hatte ihn geschickt bei seiner Politik zu erhalten gewußt, ihn anerkannt und hervorgezogen, so daß er trotz seines kleinen Gebietes einen angesehenen politischen Factor bildete, und so weit ging sein Ruf, daß Frankreich ihm Tonnen Goldes bot, wenn er auf seiner Seite kämpfen wollte.

Im Uebrigen regte sich in Sickingen Mancherlei, woran man den echten Rittersmann der Zeit erkannte: er haßte das Fürstenregiment, im richtigen Gefühl, daß der Adel allmälig absorbirt werden würde von dieser Uebermacht, auch die Städte mochte er nicht leiden mit der Macht ihres beweglichen Capitals, mit ihrem ungeheuren Reichthum und der Geringschätzung, in der sie auf den Bettlerstolz der vornehmen, aber verarmten Ritterschaft heruntersahen.

Dabei war er aber wieder zu verständig, um sich nicht nach Umständen auch mit diesen Factoren versöhnlich auseinanderzusetzen; er haßte doch auch die rohe Buschklepperei des Stegreifritters, der

sich an die Straße legte und den neuen Landfrieden geflissentlich brach. Er hatte ihn freilich auch schon gebrochen, dann aber waren es doch Fehden, die er gewissermaßen als Macht gegen Macht ausfocht.

Neben einem ganz äußerlichen, weltlichen Sinn hatte er doch auch Etwas, was an Hutten erinnerte, eine gewisse Romantik alter, deutscher Reichsherrlichkeit, wie sie fast nur noch in der Ritterschaft und in ihren besseren Vertretern lebhaft genug pulsirte. Mit diesem Manne hatte sich Hutten verbunden, der fein gebildete Idealist mit einem derben Realisten. Es war ein merkwürdiges Bündniß, hier der größte populäre Schriftsteller, den Deutschland neben Luther aufzuweisen hatte, dort der größte Landsknecht der Zeit, ein ganzer deutscher Rittersmann, der Tausende unter seiner Fahne sammeln konnte, um dessen Gunst die größten Mächte warben und der stolz darauf war, daß er die französischen Gesandten, die mit Gold zur Kaiserwahl kamen, abgewiesen, während seine geistlichen und weltlichen Nachbarn ihnen die Thore weit geöffnet hatten. Daß diesem Bunde noch etwas Anderes im Sinne lag als die Predigt des reinen Evangeliums, war offenbar. Diese große Frage des Tages war ihnen nicht gleichgiltig, sie förderten sie auf ihre Weise kräftig und ernsthaft, aber nur als Mittel zu Zwecken, die weit darüber hinaus gingen. Die Parallele mit dem, was die Hussiten einst gewollt und gethan, klingt bei diesem Bündniß häufig durch: sie haben das Joch der Kirche abgeworfen trotz Kaiser und Reich, warum sollten wir das nicht auch können? Herstellung der Ordnung, d. h. der alten Freiheit im Reiche mit dem Kaiser an der Spitze und den Rittern ihm zur Seite, Abstellung der kaufmännischen Monopole, Abschaffung des fremden Rechtes und der fremden Sachwalter, Verminderung der Geistlichen und der Mönche, Gesetze gegen fremde Sitte, Aufhören der Ausschleppung des deutschen Geldes durch die Fugger und andere Banquiers, durch den Ablaß und all die anderen Kirchensteuern, mit denen Rom die Deutschen brandschatzte: das ungefähr waren die Hauptgrundzüge ihres Programms, nationale und sittliche, wirthschaftliche und kirchliche Elemente durcheinander.

Der Kaiser war abwesend, an seiner Stelle waltete das vielköpfige Reichsregiment, eine wohlwollende Regierung, der aber die monarchische Kraft und ihre Mittel fehlten, um auch nur in ihrem eigenen unmittelbaren Umkreise den Reichsfrieden nothdürftig auf-

recht zu erhalten. Der Zeitpunkt schien geeignet, etwas Großes zu unternehmen.

Im Frühjahr 1522 berief deshalb Sickingen wie ein Herr und Meister die oberrheinische Ritterschaft nach Landau und beredete sich mit ihnen, was zu thun sei. Dort wurde eine Verbrüderung abgeschlossen, welche ihren Angehörigen Bundeshilfe gegen die Uebergriffe der Landesfürsten zusagte und an deren Spitze Sickingen als Hauptmann gestellt wurde. Der Bund erstreckte seine Verzweigungen über die Pfalz, am Ober- und Mittelrhein und am Taunus hin, wahrscheinlich auch bis nach Schwaben. Als Führer tauchen, neben Sickingen, Hutten und Hartmuth v. Kronenberg auf, eine Schrift des Ersteren vom Mai des Jahres wendet sich an die freien Städte deutscher Nation und fordert sie zur Verbündung mit dem Adel, zur gemeinsamen Erhebung gegen die Fürsten auf.

Das erste Unternehmen, zu dem sich Sickingen noch im Sommer desselben Jahres anschickte, sollte nur der Anstoß zu einer weitgreifenden Bewegung sein.

Einer der Nachbarn Sickingens war der Erzbischof von Trier, mit dem Sickingen mancherlei Händel gehabt und der eben jetzt in seiner Herrschaft einen schweren Stand hatte. Er war der Reformation tief abgeneigt, in der Stadt aber regte sich eine heftige religiöse Bewegung, aus der später einer der Führer der deutschen Kirche, einer der Schöpfer der neuen Lehre und des Heidelberger Katechismus, Caspar Olevian, hervorgegangen ist. Auch hier mischte sich in den Reformdrang das Mißvergnügen über das kirchliche Regiment.

Das wußte Sickingen, auf dies Zerwürfniß war sein Plan gebaut. Als er mit dem Erzbischof Händel suchte, war sein Gedanke der, Trier anzufallen, es rasch wegzunehmen, seine Partei an's Ruder zu bringen, die neue Lehre aufzurichten; gelang das, so stand er mit einem Schlage in einem wichtigen Reichslande als Meister da, doppelt stark durch den Triumph, den er der größten Angelegenheit der ganzen Nation bereitet.

Sickingen glaubte, es werde ein Leichtes sein, mit Richard Greiffenklau von Trier fertig zu werden, und fürchtete nicht, daß demselben rasche Hilfe erscheinen könnte. Sein alter Gönner in der Pfalz, meinte er, würde mindestens neutral bleiben, Albrecht

von Mainz, der von jeher nichts als ein Achselträger gewesen, dachte er, werde nicht viel wagen, seinem Collegen beizuspringen, der vierte rheinische Kurfürst endlich, Hermann von Wied, war stets allen weltlichen Dingen abgewandt gewesen, nicht wie Richard Greiffenklau ein Geistlicher zu Pferde; ihm war alle Politik fremd, in theologischen Beschäftigungen sein Leben lang ausschließlich thätig, war er es, der am Abend seines Lebens das Reich durch seinen plötzlichen Uebertritt zur neuen Lehre in Erstaunen setzte; er war also auch nicht zu fürchten.

Ein Fehler war in dieser Rechnung; so viel Solidarität war doch in allen Reichsfürsten, wie sie sonst auch gesinnt sein mochten, daß sie eine solche Schilderhebung der Ritterschaft, ihrer natürlichen Feinde, in ihrer ganzen Gefährlichkeit sofort durchschauten und erkannten: lassen wir Einen fallen, so sind wir Alle verloren. So dachte selbst Albrecht von Mainz, und das übersah Sickingen völlig.

Mit Beginn des Sommers 1522 sammelte er Roß und Reisige, Waffen und Vorräthe, ließ seine Burgen verschanzen und rief die Söldner zusammen. Ein Anlaß zur Fehdeerklärung gegen den Trierer fand sich leicht und so rückte er gegen ihn in's Feld. Am 7. September erschien er plötzlich vor der Stadt, aber der entschlossene Erzbischof ließ sich nicht überraschen. Als Sickingen kam, konnte er die Vorstadt doch nicht mehr wegnehmen, die Stadt selber war vollgepfropft mit Landsknechten und Rittern, die Geistlichkeit und Bürgerschaft stand bewaffnet auf ihren Posten und während sein Angriff stockte, wurden die Zuzüge, auf die er gerechnet, theils aufgehalten, theils geschlagen.

Ein Scheitern in diesem Fall war mehr als in jedem andern. Die Welt sollte ja durch einen Handstreich überrascht, die Gegner durch ein plötzliches Gelingen verblüfft werden; ließ er ihm Zeit, sich zu sammeln und zu rüsten, dann hatte er es mit einer Uebermacht zu thun, der zu widerstehen er nicht Mannes genug war.

Das Schlimmste, was sich befürchten ließ, trat ein. Von seinen Verbündeten ohne Unterstützung gelassen, durch den Heranzug des Pfälzer Kurfürsten und des Landgrafen Philipp von Hessen bedroht, mußte sich Sickingen bereits am 14. December zurückziehen. Selbst zu ohnmächtiger Defensive verurtheilt, mußte er zusehen, wie seine Verbündeten Hartmuth v. Kronenberg, Frowen v. Hutten heimgesucht, die Andern gedemüthigt wurden und im Frühjahr 1523

sah er seine zwei schlecht gerüsteten Burgen Ebernburg und Landstuhl einem Bündniß gegenüber, das ihn zermalmen mußte.

Im April des neuen Jahres zogen der Pfälzer, der Landgraf mit ihren Geschützen heran; vergebens schaute Sickingen vom Landstuhl herab nach Zuzug aus, die Ritter wagten Nichts mehr, die Reformatoren läugneten jeden Antheil an der Revolution. Gleich die ersten Schüsse, die am 30. April auf den Landstuhl abgefeuert wurden, zeigten, daß das alte Gemäuer vor dieser Kriegskunst verloren sei; schwer verwundet mußte Sickingen capituliren. „Das unchristliche Schießen", sagte er, „hat meine Burg zertrümmert", vor den Augen der Sieger verschied er.

Mit ihm erlag die Ritterschaft in dem letzten Anlauf, den sie für die alte Libertät, die nur den Kaiser über sich erkannte, gegen Fürstenthum und Priester unternommen und der Sieg der Landesfürsten war zugleich ein Sieg der modernen Kriegskunst, hinter der das Ritterthum selbst eines Sickingen weit zurückgeblieben war.

Jetzt werden die Reichsritter, schuldig oder unschuldig, einzeln getroffen, überall ergreift der benachbarte Fürst gern die Gelegenheit, den trotzigen Ritter noch mehr einzuengen und nachhaltiger an die Stellung eines landsässigen Unterthanen zu gewöhnen.

Etwas ist merkwürdig an den Vorgängen dieser Jahre: daß sich die verwandten Bestandtheile in dieser elementaren Erschütterung nirgend zusammengefunden haben. 1523 erliegt Sickingen, 1524 erheben sich die Bauern, im Frühjahr 1525 setzen sie ganz Süd- und Westdeutschland in Flammen, und es ist kein Zusammenhang zwischen Beiden, so nahe verwandt ihre Bestrebungen sind. Wenn auch im Bauernkrieg hie und da ein Rittersmann an der Spitze der Bauern stand, so ist ja bekannt, daß das der Zwang bloß entschieden hatte. Und doch wollten beide Theile ganz verwandte Dinge; in den Aufstellungen der Bauern finden wir das Programm der Ritter oft fast wörtlich wieder, aber jeder Stand geht seinen Weg für sich und geht allein zu Grunde, die Ritterschaft wie ein Heer von Offizieren ohne Soldaten, die Bauern wie ein Heer von Gemeinen ohne Führer: wenn die zusammengestanden hätten, dann bildeten sie den Hebel einer ungeheuren Erschütterung. Diese beiden Elemente verbündet, haben nachher in Frankreich die alte Monarchie gesprengt.

Hutten allein ausgenommen, der das Bündniß mit den Bauern keineswegs verschmähte, sind die Ritter eben doch Edelleute, die mit dem Bauer Nichts gemein haben wollen, denen ein Sieg um den Preis der Freiheit der Bauern doch zu theuer erkauft scheint; sie sind zum Theil selber die Dränger des Landvolks und manche bittere Beschwerde des letzteren trifft gerade sie. Darin lag eine unübersteigliche Kluft zwischen ihnen und nicht umsonst richtete sich nachher der Haß der Bauern nicht bloß gegen Fürsten und Geistliche, sondern auch und hauptsächlich gegen die Ritter.

Hutten war noch vor dem Ausgange der Sickingenschen Fehde geflüchtet, priesterliche und fürstliche Gewalt einigten sich jetzt, ihn zu verfolgen; krank und hinfällig, mit seinen alten Freunden wie mit sich selber zerfallen und mit Manchem nicht einverstanden, was von Seiten der Ritter geschah, floh er nach der Schweiz, um auf der Insel Ufnau im tiefsten Elend sein Ende zu finden, wenig Wochen nachdem Sickingen in Deutschland erlegen war. (Ende August oder Anfang September 1523.)

Das war der Ausgang der ersten revolutionären Schilderhebung, die der Reformation zur Seite ging; ihr sollte bald eine zweite nachfolgen, die über weit gewaltigere Massen verfügte, sich anfangs drohend erhob und dann ebenso wie die der Ritter matt zur Erde sank.

Der Rückschlag. Thätigkeit der Curie. Die Vereinigung zu Regensburg.

Für die Reformation hatte dieser Verlauf der ritterschaftlichen Bewegung keinen guten Erfolg. So scharf sich auch Reform und Revolution entgegenstehen, die erstere muß doch immer für die Sünden der letzteren mit büßen. So auch hier. Das Unternehmen Sickingens wurde der Reformation zugeschrieben. Es half Nichts, daß Luther sich ganz fern davon gehalten, daß die Reformatoren nachwiesen, wie sie jede Mitverantwortlichkeit für Sickingens Pläne und Handlungen abgelehnt, wie dieser die Reformation nur benutzen, nicht durchsetzen wollte in der rechten Weise; es war umsonst, die Einen nahmen es zum Grund, die Andern zum Vorwand, um zu sagen, das sind die Folgen der Reformation.

Jetzt erst hören wir von entschiedenem Einschreiten gegen die neue Predigt, Einzelne werden als Aufwiegler verfolgt, obgleich sie

es nicht waren, die Reformatoren werden eingeschüchtert, ihre Wirksamkeit beengt. Auch das Reichsregiment mußte den Rückschlag empfinden. Ihm wurde vorgeworfen, es habe die Dinge insgeheim begünstigt und wissentlich anwachsen lassen, mit Sickingen unter einer Decke gesteckt. Das war lächerlich. Das Reichsregiment hatte nicht die Mittel, seine eigenen Mitglieder gegen Wegelagerer zu schützen, geschweige denn einen Kriegsfürsten wie Sickingen niederzuwerfen, und war ja selber Vertreter der Autorität, gegen die Jener in's Feld zog.

Auf dem Reichstage vom Anfang des Jahres 1524 dankten die bisherigen Mitglieder des Regimentes ab und nun glaubte der päpstliche Legat Campeggi, die Zeit sei gekommen, die alten Forderungen mit besserem Erfolge zu wiederholen. 1523 war die Erinnerung an das Wormser Edict mit den hundert Gravamina beantwortet worden, jetzt kam er damit wieder, aber so weit war man doch noch nicht. Der Legat vergriff sich abermals in der Zeit; obwohl das Reichsregiment aus ganz neuen Mitgliedern gebildet war, war die Mehrheit doch noch immer gegen den Wormser Spruch. Die Frage war freilich, ob das noch lange dauern, ob nicht eine neue Ruhestörung doch in diese Mehrheit Bresche legen, ob man sich nicht nach einer zweiten üblen Erfahrung entschließen werde, wenn nicht das Urtheil von 1521 zu vollstrecken, so doch den Beschluß von 1523 umzuwerfen.

Jetzt zum ersten Male bildet sich unter den deutschen Fürsten eine Spaltung über die große religöse Frage. Unter Einwirkung des Legaten sondert sich eine Fraction deutscher Fürsten ab, die von gar keiner Reformation mehr wissen will.

Bis jetzt hatte auf dem Reichstage eine gewisse Einmüthigkeit gewaltet, es gab im Grunde keine Parteien, es gab keine Lutheraner, sondern nur deutsche Christen, die eine Reform wollten, und keine Katholiken, die die Reform ablehnten; auf der Basis der seit den Concilien von Costnitz und Basel immer wiederkehrenden Beschwerden und Reformansprüche fanden sich alle Schattirungen zusammen, und Sectenbildung sah man als das gefährlichste Hemmniß jeder besseren Neugestaltung an. Die Reichstagsformel vom Juni 1523 hatte alle Theile Deutschlands geeinigt.

Unter dem Eindruck der Dinge vom Sommer 1523 trat ein Wechsel ein. Eine Partei unter den deutschen Fürsten trat zu-

sammen unter der Firma: nun keine Veränderungen mehr, es bleibe beim Alten, und die Curie fand sich mit ihnen ab, verweigerte die Reformation, gewährte aber ein theilweises Zugeständniß.

Papst Leo X. war gestorben, als Karls glücklicher Feldzug in Oberitalien ihn mit banger Sorge erfüllte (December 1521) und sein Nachfolger wurde des Kaisers alter Lehrer, Hadrian von Utrecht. Die Wahl, die des Kaisers mächtiger Einfluß zu Stande gebracht, war an sich eine keineswegs unwürdige und die Persönlichkeit des Gewählten eigenthümlich genug, um mit Spannung die Frage aufzuwerfen, wie wird sich der zu der Bewegung in Deutschland stellen?

Hadrian VI. war im strengsten Mönchthum aufgewachsen, ein vollkommener, aber aufrichtiger Klosterbruder, und als solcher auch nahm er Stellung zur Reformation. Er haßte die neue Lehre wie ein Dominikaner jede Auflehnung gegen die Autorität der Kirche haßte, aber er war mit dem Ketzer einer Meinung über die Verderbtheit des Clerus, über den schrecklichen Verfall, der die geistlichen Sitten zumal in den höchsten Kreisen der Würdenträger erfaßt hatte. Ja, das gestand er offen ein, wie das nie ein Papst vor ihm gethan. Eine seiner ersten Handlungen war eine Instruction an Chieregati, worin folgende Stelle vorkam: „Wir wissen, daß eine geraume Zeit daher viel Verabscheuungswürdiges bei dem h. Stuhle stattgefunden hat; Mißbräuche in geistlichen Dingen, Ueberschreitung der Befugnisse, Alles ist zum Bösen verkehrt worden. Von dem Haupt hat sich das Verderben in die Glieder, von dem Papst über die Cardinäle verbreitet; wir Alle sind abgewichen; es ist Keiner, der Gutes gethan, auch nicht Einer".

Das war von der größten Wichtigkeit, so hatte sich die Curie noch nie vernehmen lassen. Und er blieb nicht bei den Worten, er machte Ernst. Beim Haupte begann er, um von da nach den Gliedern weiter zu wirken. Er begann einen schlichten, apostolischen Haushalt einzuführen, das üppige Treiben der hohen Kirche abzustellen, lebte selber wie er als Mönch gewohnt war, schlief in Rom auf demselben harten Lager, auf dem er im Kloster geruht hatte und setzte seine Kasteiungen fort wie der geringsten Brüder einer, aber von Anderen verlangte er die gleiche Einfachheit, die gleiche Entsagung und Selbstverläugnung, und die ganze glänzende Ausstattung der päpstlichen Herrlichkeit sollte mit einem Male aufhören.

Ueberall fand er Widerstand, theils in der Natur der Dinge, wie sie einmal seit Jahrhunderten bestand, theils in der Abneigung der hohen Clerisei und der römischen Bevölkerung, die das einmal als unentbehrliches Eigenthum der Kirche betrachtete und dem Ausländer überdies mit feindseligem Argwohn entgegenkam.

Als er nach kurzer Regierung starb, feierte man Freudenfeste in Rom.

So scheiterte der Versuch, die Kirche vom Haupte her zu verbessern, wie sollte er bei den Gliedern gelingen!

Sein Nachfolger, Clemens VII. (1523 bis September 1534) war ein Mediceer, wie sie Alle waren, geistreich, vielseitig gebildet, Kenner und Gönner von Kunst und Wissenschaft und weltlich durch und durch. Es hat nicht zu den geringsten Nachtheilen der katholischen Kirche gehört, daß in diesem Jahrhundert wiederholt italienische Fürsten den päpstlichen Stuhl bestiegen haben, die nicht auf ihr geistliches Amt, sondern auf ihre weltliche Größe bedacht waren. In solcher Zeit war ein schlichter, aber ernsthafter, charaktervoller Mönch viel besser am Platze, als ein solcher Fürst, der in seiner ganzen Würde Nichts sah als ein Mittel, sein Haus groß zu machen, wie Leo X. versuchte und jetzt sein zweiter Nachfolger wirklich that. Clemens VII. hat es dahin gebracht, daß in einer Lage, wo er Alles hätte aufbieten müssen, mit dem Kaiser im Einklang zu bleiben und mit seiner Hilfe die Ketzerei niederzuschlagen, statt dessen Todfeindschaft zwischen ihnen ausbrach und der erbitterte Gegner seine Söldnerhorden nach Rom schickte, um die ewige Stadt in eine Wüste zu verwandeln.

Von diesem Papst war für die Sache der Reform Nichts zu erwarten, er brachte nicht einmal den Willen dazu mit, wie viel weniger das Vermögen. Für ihn war das weltliche italienische Interesse das überwiegende und in seiner ganzen Regierung wird man durch ihn niemals an die ungeheure Krisis erinnert, in welcher die Kirche damals schwebte.

Der erste Act der neuen päpstlichen Regierung war geschickt darauf berechnet, den Eindruck der revolutionären Bewegungen zu benutzen und die Fürsten, die der alten Kirche bis jetzt am eifrigsten zugewandt gewesen waren, zu warnen, nicht weiter zu gehen, sich über ein Programm zu vereinbaren, das gegen alle weiteren Zugeständnisse gerichtet war.

Das geschah im Sommer 1524.

Ende Juni fand zu Regensburg der sogenannte Convent statt, auf dem Oesterreich, Baiern und die geistlichen Staaten Süddeutschlands vertreten waren. Ein Doppeltes wurde hier ausgemacht:

erstens ein gewisses Maß von kirchlichen Reformen und Zugeständnissen an die weltliche Gewalt und

sodann strenge Abwehr gegen jede weitere Ausbreitung der neuen Lehre.

Reformen und Zugeständnisse nenne ich die Punkte, welche die ärgsten Uebelstände des bisherigen Kirchenwesens betrafen und festsetzten, daß die Besetzung der geistlichen Stellen mehr nach persönlicher Würdigkeit erfolgen, eine Menge kirchlicher Erpressungen wegfallen, der Ablaßkram aufhören, finanzielle Uebergriffe beschränkt, von geistlichen Gütern und Einkünften ein Theil den weltlichen Fürsten von Baiern und Oesterreich zugewiesen werden sollten.

Zu weiteren Einräumungen an die neue Lehre wollte man sich unter keiner Bedingung verstehen und Alles abwehren, was einer Begünstigung derselben nur ähnlich sähe.

Das Festhalten an den hundert Beschwerden war aufgegeben.

Wie ganz anders lagen die Dinge jetzt, wenn man diesen Convent verglich mit dem Reichstage von 1523, wo der Legat nicht einen einzigen ihm günstigen Fürsten getroffen hatte! Die neue päpstliche Politik in der Reformangelegenheit feiert hier ihren ersten Triumph. Nach Art der Zugeständnisse von Regensburg war immer die einzig denkbare Reform, die von Rom kam: durch theilweise Gewährungen an einzelne Fürsten, durch Abstellung kleiner Mißbräuche suchte man das Ganze zu retten, und selbst was man so häufig nur als leeres Versprechen gewährte, ward immer nur abgelassen gegen die Verpflichtung, jede weitere Neuerung unbedingt abzuwehren.

So standen die Dinge, als seit Ende 1524 und Anfang 1525 der Sturm einer neuen und gewaltigeren Revolution über Deutschland hinging, gegen den die Dinge von 1522—23 nur wie ein Vorbote erschienen: der Bauernkrieg.

---

§ 7.

Der große Bauernkrieg 1524—1525. Der steigende Druck in der Lage der Bauernschaft. — Das Vorspiel des Bauernkrieges im Jahre 1514. — Einwirkung der Reformation. — Die 12 Artikel. — Der Heilbronner Entwurf. — Thomas Münzer. — Luthers Haltung. — Die Katastrophe Mai bis Juni 1525.

Der große Bauernkrieg von 1525.

Was um die Jahreswende von 1524—25 so furchtbar zum Ausbruch kam, lag längst im Blut der Massen und in den Stimmungen der Zeit. Seit den Hussitenkriegen hatte die Gährung in den Bauernschaften fort und fort gewühlt, die Hinrichtung einzelner Führer hatte nur Andere neu ermuthigt, die Käsebröder in den Niederlanden, den Bundschuh in Baden, aber gebessert hatte sich in der Lage der Bauern Nichts. Und so steigt und steigt der Groll der Massen; schon 1476, 1491, 1498, 1503 war es am Main, am Rhein, in Süddeutschland und in den Niederlanden zu sehr ernsthaften Aeußerungen dieses bedrohlichen Geistes gekommen, und die Ursachen der Unzufriedenheit hatten sich nicht vermindert, sondern nur vermehrt.

Keiner von all den Mißbräuchen, mit denen der Bauer vom Landesherrn, von der geistlichen Gutsherrschaft und vom Edelmann geschunden wurde, war abgestellt worden, im Gegentheil seine Lage verschlimmerte sich von Tage zu Tage. Einmal hatten die theilweisen Auflehnungen den Erfolg aller mißlungenen Befreiungsversuche gehabt; sie hatten nicht dazu gedient zu warnen, zur Milde zu stimmen, man hatte sich vielmehr die Lehre daraus gezogen, man muß die Zügel noch straffer anziehen, statt sie lockern. Der Druck war gesteigert worden.

Dann waren mit dem steigenden Luxus der Zeit auch die Ansprüche an das Lastthier der Gesellschaft, die Bauern, ungeheuer gewachsen.

Seit der Berührung mit der neuen Welt ging in dem Leben aller Kreise der Gesellschaft eine vollständige Umwandlung vor sich. Die neuen Einnahme- und Absatzquellen schufen ungeheure Reichthümer, die neuen Genüsse und Bedürfnisse zogen einen nie gesehenen Luxus groß. Die reichen Kaufherren in den Städten konnten das, aber ihnen machten es die nach, die es nicht konnten. Auch die Ritter und Herren mußten neue Einnahmequellen haben oder den Ertrag der vorhandenen widerrechtlich steigern; zumal seit der Landfriede ihnen ihr ergiebigstes Lieblingsgewerbe, die Plünderung der Städte, im hohen Maße beengte, blieben ihnen nur die Bauern, und die sogen sie denn auch noch planmäßiger und grausamer aus, als es bisher geschehen war.

Die meisten Abgaben beruhten auf alten rechtlichen Uebereinkünften; daß die jetzt widerrechtlich gesteigert und über Gebühr vermehrt wurden, das bestreiten selbst die Gegner des Aufstandes nicht.

In manchen Ländern kam die Nothwehr der gequälten Bauern zu heftigem Ausbruch.

So 1514 in Württemberg. Hier war seit Jahren ein Bundschuh, ein Bauernverein, der sich in tiefem Geheimniß zu halten wußte. Keiner wurde aufgenommen, der etwas hatte, aber auch kein bettelnder Landstreicher und kein übel Beleumundeter, der arme aber fleißige Arbeiter, der redliche Tagelöhner war der Bevorrechtete, ein „armer Konrad" oder „Kunz". Sie hatten es Jahre lang insgeheim getrieben; ihr Hauptmann schritt in einem zerfetzten Mantel einher und geberdete sich wie ein kaiserlicher Feldhauptmann, man ließ das gewähren wie ein Spiel, aber es war eine bedenkliche Spielerei, wie später das Geusenspiel. Darin vergreift sich die Polizei in ihrer Kurzsichtigkeit so häufig, daß sie das eine Mal Symptome für Ursachen hält und das andere Mal die Symptome in ihrer Gefährlichkeit nicht anerkennt.

In Württemberg war ein gottvergessenes Regiment, das auch das geduldigste Volk wohl zur Verzweiflung treiben konnte. Der unbändige Herzog Ulrich war schließlich mit aller Welt, am meisten aber mit seinen bis auf's Blut geplagten Unterthanen verfeindet. Es war ein Despot modernen Stils, von dessen Jagden, Hofvergnügungen, Gastereien uns fabelhafte Dinge erzählt werden, und es scheint, als ob das Meiste davon nur allzu gegründet wäre.

Als der Druck mit der neuen Capital- und Verbrauchssteuer

gar zu arg wurde, kam es zur Auflehnung, zuerst noch unter ganz harmlosen Formen. Als das falsche Gewicht kam, diese Daumschraube der Fleisch-, Wein- und Brodsteuer, da zogen die Verbündeten mit Trommeln und Pfeifen hinaus an die Rems, stellten über dem Wasser eine scherzhafte Probe mit dem Gewichte an und das Gewicht des Herzogs ward zu leicht befunden.

Vom Remsthal breitete sich die Bewegung in andere Landschaften aus, die Gefangennahme eines der Führer brachte wie mit einem Zauberschlage Tausende bewaffneter Bauern auf die Beine, die sich gegen die Städte auf den Weg machten und einzelner in der That sich bemächtigten. Ehe es zu Blutvergießen kam, schloß man einen Vertrag mit den Hauptleuten, Herzog und Landtag versprachen, man werde Alles gewissenhaft untersuchen und bessern; damit brachte man die Massen nach Hause und fiel dann über die Führer, denen Friede und freies Geleit war verheißen worden, treulos her, um Rache an ihnen zu nehmen; der Herzog schickte sein Kriegsvolk in die friedlichen Dörfer, ließ die Verschworenen fangen, und Schuldige wie Unschuldige barbarisch plündern und mißhandeln.

Das spielte 10 Jahre vor den Ereignissen, die weit über Württemberg hinaus die Welt bewegen sollten.

Eine materielle rechtliche Abhilfe war für den Bauer in der That nicht abzusehen. Wie hoch man auch von dem Werthe des römischen Rechtes denken mochte, für diesen Theil des Volkes war es ein Unglück, daß ein fremdes Recht mit fremder Sprache aufgekommen war. Daher der blinde Haß der Bauern gegen die doctores iuris. Wenn irgendwo so war hier die Klage begründet, daß das eigene volksthümliche Recht verloren, und an seine Stelle ein fremdes getreten war, das den gemeinen Mann den Schlangenwegen jeder Rechtsverdrehung wehrlos preis gab. Der Arme fand nirgends gleiches Recht mit dem Reichen und Vornehmen. Hier lag überhaupt eine der wundesten Stellen der damaligen Zustände Deutschlands. Es gab kein Recht für diese Leute und was im Mittelalter den Druck gemildert hatte, die Fürsorge des Kaisers und der Kirche, die überall die milderen Formen der Abhängigkeit vertreten, unter deren Krummstab gut wohnen war, das war jetzt auch weggefallen. Aus solchen Elementen setzte sich der Zündstoff zusammen, in den die Reformation den Funken warf.

Die Reformation hat die Bewegung der Massen nicht hervorgerufen. Die Gährungen und Schilderhebungen einzelner Bauernschaften sind älter als der Glaubensstreit und gehören mit zu den Symptomen, die die Welterschütterung des 16. Jahrhunderts verkünden. Aber das ist gewiß, die Bewegung wurde unter dem Einfluß der Reformation zu etwas Anderem, als sie vorher gewesen war. Es macht immer einen großen Unterschied, ob Etwas aus localem und individuellem Druck hervorgeht, oder ob ihm eine allgemein sittliche, religiöse Grundlage gegeben wird, ob die Nothwehr der Einzelnen gegen unleidlichen Druck eine Art Sanction erhält durch eine ganz neue Auffassung vom Wesen des Staates und der Gesellschaft, ob die Bauern sich bloß über Zehnten und Frohnen beschwerten, oder auf einmal ihnen eine Lehre zu Hilfe kam, die die Befreiung des ganzen Menschengeschlechtes von allen Fesseln und Lasten aussprach.

Daß die Reformatoren die evangelische Freiheit und Gleichheit der Menschen im geistlichen Sinne nahmen und rein innerlich verstanden, war begreiflich; daß die Bauern aber bei ihrer jammervollen Lage die buchstäbliche und handgreifliche Deutung vorzogen, war ebenso begreiflich. Als nun die Schrift selber kam und man in diesem einfachen, schlichten Volksbuch auf einmal eine Menge Sätze fand, die dem Verlangen der Bauern zu entsprechen schienen, da hatte die Bewegung der Massen ihr Organ gefunden und ihre Sprecher konnten sagen, wir wollen nicht mehr als der Stifter der christlichen Religion selber verheißen und was wir verlangen, können wir aus der Schrift selbst belegen.

In der Schrift stand Nichts von der Hierarchie, von der strengen Scheidung des geistlichen und weltlichen Standes, nichts von der kastenartigen Trennung, die die mittelalterliche Welt überall durchzog, nichts von der Pflicht der Armen und Geringen, die maßlose Belastung durch geistliche und weltliche Herren in alle Ewigkeit zu tragen: nein, der Stifter dieses Glaubens wandte sich gerade an die Armen, die Mühseligen und Beladenen, gerade im Gegensatz zu der ganzen herrschenden, gebietenden Welt der vornehmen Pharisäer schien er seine Lehre zu predigen. Es war im Christenthum unläugbar eine mächtige demokratische Ader, nur durfte man sie nicht so roh materiell und handgreiflich deuten wollen. Die Bauernkriege *vor* der Reformation waren wesentlich

verschieden von denen nach derselben, der einen Bewegung lag der rein menschliche Haß gegen ungerechten Druck zu Grunde, der zweiten zugleich eine mächtige religiöse Empfindung, der Glaube, daß man für das echte Christenthum fechte, der Fanatismus, der freudig in den Tod ging für eine große Sache.

Schon seit Ende 1524 traten die Symptome einer allgemeinen Erhebung in den massenhaften Einzelaufständen deutlich an den Tag und ein eigenthümliches Zusammentreffen, das allein die damalige Ordnung der deutschen Dinge gerettet hat, war es, daß die beiden gefährlichsten Gegner der Macht der Landesherrn, die Ritter und die Bauern, nacheinander aufstanden, um nach einander zu verbluten.

Die Erhebungen begannen im Sommer 1524 am Oberrhein längs der Schweizer Grenze, wo jenseits des Stromes der freie Bauer lebte und diesseits ein unglückliches Volk an den Thaten und Erfolgen der Schweizer sich ein ermuthigendes Beispiel nahm, und setzten von hier aus allmälig ganz Süd-, West- und Mitteldeutschland, Elsaß wie die Gegenden des Neckar und Main in Flammen; nur Norddeutschland blieb von dem Brande verschont.

Wie in jeder Revolution gab es auch in dieser mancherlei Schattirungen von den Gemäßigten an, denen man zugeben mußte, daß sie Billiges und Ausführbares wollten, bis zu den Extremen, die den ganzen Bestand der bisherigen Gesellschaftsordnung in Frage stellten. So war es auch in den Hussitenkriegen gewesen. Wo der Glaube an das Recht der alten Ordnung in Staat und Kirche sich löst und der „Herr Omnes" in seiner Wildheit auftritt, da fehlt es an solchen Extremen nicht. Das ist nicht etwa, wie Viele heutzutage glauben, eine Erfindung der modernen Zeit, das ist so alt, als die Menschen selbst. Nur darin finde ich einen Unterschied, daß das Gefühl der Geltung in den Massen, und die verwegene Zuversicht des Kampfes außerordentlich zugenommen hat.

Das erste Programm, die 12 Artikel, die im Hegau und am Bodensee verbreitet wurden, war ein vergleichsweise gemäßigtes Programm für eine Revolution, dem man die Ausführbarkeit nicht abstreiten konnte.

Darüber hinaus geht schon eine zweite Gruppe, die sich in Franken bei Rothenburg und Bensheim bis Würzburg und zur

Tauber hin verbreitet und der nicht Bauern allein, sondern auch studirte Leute angehörten, die glaubten, die Gelegenheit sei da, dem ganzen Reiche eine neue Gestalt zu geben; das sind die Freunde der deutschen Einheit und einer starken monarchischen Reichsgewalt, die Gegner der landesherrlichen Zersplitterung und der drückenden Feudalität, die Patrioten, die Einheit in Münze, Maß, Gewicht, Zollwesen, Rechtspflege und Abschaffung des fremden Rechts verlangen und deren Programm die wunderbarste Aehnlichkeit mit dem von 1789 hat. Solche Wünsche konnten natürlich nicht bei dem Bauer allein erwachsen; Gelehrte, ehemalige Beamte waren es, die den Plan gemacht hatten und die hofften, durch diesen gewaltigen Hebel der deutschen Reichsmisere mit einem Schlage ein Ende zu machen. Diese wurden wieder überholt durch jene weiter nach Norden, bis Thüringen und Sachsen hin zündende Abzweigung, der Thomas Münzer angehörte, die an eine sociale Revolution der radicalsten Art dachte, wie sie ohne völligen Umsturz alles Bestehenden gar nicht durchgeführt werden konnte.

So lagen bäuerliche und nationale, religiöse, politische und sociale Elemente in der Bewegung neben einander. Das war ein Unglück für den gesunden und berechtigten Theil des Programms; wäre dieser mit vollkommener Einmüthigkeit festgehalten worden, die Welt hätte sich ihm ohne Blutvergießen unterwerfen müssen. Es war Anfangs nicht die Absicht der Bauern mit Gewalt loszuschlagen, sondern mehr durch Beschlüsse großer Versammlungen und Massendemonstrationen Zugeständnisse zu erwirken. Das benutzten die Gegner geschickt aber nicht ehrlich, man versprach ihnen Abhilfe, wollte Schiedsgerichte bilden, urkundlich untersuchen, was Recht, was nicht Recht sei und danach Besserung schaffen; das war eine Finte. Wir haben die schriftlichen Beweise dafür, wie die Leute, die so die Haufen der Unzufriedenen beschwichtigten, und auseinander brachten, sich selber darüber lustig machten, daß die Bauern sich fangen ließen. Man mußte Zeit gewinnen um jeden Preis; brachen die Bauern jetzt los, so fanden sie überall unfertige Zustände, Zündstoff in Menge vor, und in ganz Süddeutschland keine geordnete Heeresmacht, die ihnen die Spitze bieten konnte.

Mit Unterhandlungen und Versprechungen wollte man also bloß den Ausbruch hinhalten, um inzwischen die Rüstungen zu voll-

enden. Im Februar und März 1525 brach der Aufstand an allen Ecken und Enden auf einmal aus, der Glaube an gutwillige Abhilfe war betrogen, der Druck der Lage war um Nichts gemindert, wohl aber Gefahr vorhanden, daß bei längerem Zuwarten die Ritter und Herren sich bis an die Zähne rüsten würden. Der Ausbruch geschah zugleich an den verschiedensten Orten, weniger weil Einverständnisse geschlossen, als weil die Zustände überall dieselben waren. Im Schwarzwald, im Hegau, am Bodensee, in Kempten, in Salzburg, auf diesem ganzen Strich flammte die Bewegung auf. Bald schlossen sich die Bauern in Franken an, eilte eine ähnliche Bewegung von Würzburg bis Nürnberg, bald regte sich's am mittleren Rhein, in der Pfalz und im Elsaß, am Taunus, im ganzen Gebiet der mittelrheinischen Ritterschaft.

Die einzelnen Kämpfe können hier nicht aufgezählt werden. Das liegt außer dem Bereich einer allgemeinen Geschichte der Zeit. Als in jenem Winkel Südwestdeutschlands der Sturm begann und sich unter Führung des Hans Müller von Bulgenbach nach dem Bodensee hin ausdehnte, tauchte in diesem Kreise ein Programm auf, das, bald in zahllosen Flugblättern über das ganze Reich verbreitet, als das allgemeine Programm der deutschen Bauernschaft galt, das waren die zwölf Artikel, deren größter Theil jetzt fast allgemein zur Wahrheit geworden ist.

In der Einleitung wird dem Leser vorgestellt, die Bauern wollten Nichts als was sie auf Grund des Evangeliums verlangen könnten, nicht sie seien darum Empörer, sondern die, die wider die Lehre Christi ihnen ihr Recht versagten. Sie wollten nicht Gewalt und Aufruhr, denn sie wüßten wohl, daß das Evangelium die Religion der Liebe und des Friedens predige. Komme es trotzdem zu schlimmen Dingen, so sei das nicht ihre Verantwortung. Sie aber vertrauten auf Gott. „Ob Gott die Bauern, die da nach seinem Wort zu leben ängstlich rufen, wer will den Willen Gottes tadeln? (Röm. 11.) Wer will in sein Gericht eingreifen (Jes. 40)? Ja, wer will seiner Majestät widerstreben (Röm. 8)? Hat er die Kinder Israels, als sie zu ihm schrieen, erhört und aus der Hand Pharao's erledigt, mag er nicht noch heute die Seinigen erretten? Ja, er wird sie erretten und in einer Kürze (2. Mos. 3, 14. Luc. 18, 8). Darum, christlicher Leser, lies die nachfolgenden Artikel mit Fleiß und nachmals urtheile".

1. „Eine ganze Gemeinde soll einen Pfarrer selbst wählen und kiesen, auch Gewalt haben, denselben wieder zu entsetzen, wenn er sich ungebürlich hielte (1. Timoth. 3. Tit. 1)". Das war von Luther nicht verlangt, wohl aber von Zwingli. „Der erwählte Pfarrer soll uns das Evangelium lauter und klar predigen, ohne allen menschlichen Zusatz, Menschenlehre und Gebot (Apost. 14)".

2. Nur der im alten Testament verordnete große Zehnt („der rechte Kornzehnt") soll ferner entrichtet werden, und zwar so, daß, nachdem für das Auskommen des Pfarrers gesorgt ist, der Ueberschuß den Dorfarmen zu Gute komme und ein Sparpfennig für Kriegszeiten zurückgelegt werde. Den kleinen Zehnt aber wollen sie nicht mehr geben, er ist „ein unziemlicher Zehnt, den die Menschen erdichtet haben", denn „Gott der Herr hat das Vieh frei dem Menschen erschaffen (1. Mos. 1)".

3. Sie wollen nicht mehr für „Eigenleute" gelten, „da uns Christus alle mit seinem kostbaren vergossenen Blut erlöst und erkauft hat". Die Schrift lehrt, „daß wir frei sind und wir wollen frei sein. Nicht, daß wir gar frei sein, keine Obrigkeit haben wollen, das lehret uns Gott nicht". Gerne wollten sie ihrer „gewählten und von Gott gesetzten Obrigkeit in allen ziemlichen und christlichen Sachen gehorsam sein".

4. Wildpret, Geflügel, Fische sollen frei sein, wie sie Gott der Herr erschaffen hat und sie wollen nicht länger zu leiden gezwungen sein, „daß uns das Unsere, was Gott dem Menschen zu Nutz hat wachsen lassen, die unvernünftigen Thiere zu Unnutz muthwillig auffressen".

5. Die Beholzung ist unbillig, denn die Herrschaften haben sich alle Hölzer allein zugeeignet. „Unsere Meinung ist, was für Hölzer Geistliche oder Weltliche, die sie immer haben, nicht erkauft haben, die sollen einer ganzen Gemeinde wieder anheimfallen und einem Jeglichen aus der Gemeinde soll ziemlicher Weise frei sein, daraus seine Nothdurft umsonst in's Haus zu nehmen, auch zum Zimmern — doch mit Wissen derer, die von der Gemeinde dazu erwählt worden, wodurch die Ausreutung des Holzes verhütet werden wird".

6. Die Beschwerung mit Diensten soll beschränkt werden.

7. Ueberhaupt soll der Bauer nicht gezwungen werden, wozu er nicht „laut der Vereinigung des Herrn und des Bauern" ver-

pflichtet ist. Was darüber hinausgeht, soll „um einen ziemlichen Pfennig geleistet werden".

8. Die Gülte ist so, daß der Bauer darüber zu Grunde geht; sie soll „nach der Billigkeit" neu geordnet werden.

9. Die willkürlichen Strafen und stets neuen Ansätze sollen aufhören.

10. Die Wiesen und Aecker, die man den Gemeinden entfremdet, sollen ihnen zurückgegeben werden.

11. Der „Todfall", mittelst dessen Wittwen und Waisen um ihr Erbe gebracht werden, soll ganz aufhören.

12. All diese Sätze soll man nach der Schrift prüfen und falls sie hieraus erwiesen werden können, aber auch nur dann, abthun.

Zwei Richtungen sind in diesem Programme vertreten, einmal kirchliche Freiheit und Predigt der neuen Lehre und sodann Ablösung der feudalen Lasten, die den gemeinen Mann unerträglich beschwerten. Das alte Recht wurde ausdrücklich anerkannt, das alte Unrecht aber verworfen.

Es war ein gemäßigtes Progamm, durchführbar und menschlich, wie biblisch gerechtfertigt. Wäre es 1524 ernsthaft verwirklicht worden, dann blieb Deutschland eine unermeßliche Calamität erspart. Von allem Unglück, das Einzelne getroffen hat, abgesehen, hätte die Nation im Ganzen nicht all die üblen Folgen erfahren, die eine mißlungene Revolution zu haben pflegt. Der politisch rege Sinn, die eifrige Theilnahme an öffentlichen Dingen, die sich in jenen Tagen der Bewegung so verheißungsvoll kundgegeben, wäre der Nation erhalten geblieben, nicht geknickt und gelähmt worden, wie es in der That geschehen ist.

Die 12 Artikel bildeten Anfangs das Programm der ganzen Bauerschaft, das kleine Flugblatt wurde in Tausenden und Tausenden von Exemplaren verbreitet. Es war kein Glück für die Bauern, daß sie von diesen Forderungen abgingen, bald in Parteien zerfielen und durch den Mangel an Einmüthigkeit den Nachdruck ihrer gerechten Forderungen schwächten. Daß gegen die verwegene Schwärmerei, welche sich in Sachsen und Thüringen regte im Anschluß an Thomas Münzer, Carlstadt und die Zwickauer, die Obrigkeiten sich zur Wehr setzten, war begreiflich; schon die einfachste Klugheit erforderte, mit solchen Begehren zurückzuhalten; wollte

man überhaupt Etwas durchsetzen, so mußte man sich mit gemäßigten Forderungen begnügen und nicht mit maßlosen Ansprüchen die günstiger Gestimmten zurückschrecken.

Neben den zwölf Artikeln tauchte ein neues Programm auf, das, von den gebildeteren Ständen verfaßt, deren lebhaftes Verlangen nach einer Gesammtreform des deutschen Staates und der deutschen Kirche vergegenwärtigte. Die Männer, die hinter diesem Entwurf standen, wollten im Sturm des Bauernkrieges den Grund legen zu einem Neubau der deutschen Verfassung nach einem Programm, das bedeutende Aehnlichkeit hatte mit den Forderungen von 1789.

Ein ehemaliger Hohenlohescher Kanzler, Wendel Hipler, hatte hierbei die Feder geführt, Heilbronn, wo der Entwurf gemacht wurde, war als Sitz einer provisorischen Reichsregierung und als Mittelpunkt des Bauernkrieges in Aussicht genommen.

In vierzehn Artikeln wurde hier verlangt: Alle kirchlich Geweihten, hohen und niederen Standes und Namens, werden der Reform unterworfen; ihre Güter verfallen nach Abzug dessen, was zu ihres Lebens Nothdurft bestimmt ist, dem gemeinen Nutzen. Alle weltlichen Fürsten, Grafen und Herren werden reformirt, damit der arme Mann ferner nicht beschwert, gleiches Recht dem Niedersten wie dem Höchsten zu Theil werde.

Alle Städte und Gemeinden sollen in göttlichen und natürlichen Rechten nach christlicher Freiheit reformirt werden; alle Bodenzinse sind abgeschafft. Kein Doctor des römischen Rechts kann zu einem Amte zugelassen werden, kein kirchlich Geweihter kann in des Reiches Rath sitzen und ein weltlich Amt bekleiden. Das Volk soll sein altes heimisches, natürliches Recht erhalten. 64 Freigerichte sollen im Reich bestellt werden mit Beisitzern aus allen Ständen, daneben 16 Landgerichte, 4 Hofgerichte und darüber ein kaiserliches Kammergericht. Alle Straßen sollen frei, die Wanderung der Kaufleute sicher, aber auch eine Ordnung sein, wie sie die Waaren zu geben haben, keine Steuer außer der alten Kaisersteuer, nur eine Münze, ein Maß und Gewicht durch das ganze Reich, Beschränkung des Wuchers der großen Wechselhäuser, Freiheit des Adels von jedem geistlichen Lehensverband, Aufhebung der Fürstenthümer, überall nur ein Schirm und eine Gewalt, die des Kaisers.

Aus diesem Heilbronner Entwurfe redet ein wesentlich anderer

Geist als aus den zwölf schwäbischen Artikeln. Während ein Umsturz des deutschen Kirchenstaates verlangt wird, ist von der Lehre des Evangeliums gar nicht ausdrücklich die Rede und die materiellen Forderungen, welche dort einen so breiten Raum einnehmen, sind hier nur mit flüchtiger Kürze berührt. Dagegen liegt hier der letzte kühne Aufriß zu einer Reichsreform vor, in dem die alten Reichsideen, diesmal nicht von kaiserlicher oder ständischer, sondern von demokratischer Seite zusammengefaßt werden. Dieser Entwurf wirft seinen Schatten weit in die Zukunft, und ist auf lange hinaus ein theils erfülltes, theils versagtes Begehren der Nation geblieben. Einigten sich die Führer über ein Programm dieser Art und standen die Massen wie ein Mann dafür ein, dann war der Stoff zu einer ungeheuren Revolution gegeben. Und die ersten Erfolge der Bauern waren überraschend; Prälaten, Edelleute, Städte unterwarfen sich ihnen in stets wachsender Zahl, vom linken Rheinufer bis tief nach Oesterreich und Tirol, vom Bodensee bis nach Franken und Thüringen hinein hatte der Aufstand alle verwandten Elemente in seinen Wirbel hineingezogen, alle widerstrebenden theils besiegt, theils betäubt. Daß dabei den Fürsten seltsam zu Muthe wurde, daß der Nachfolger des eben verstorbenen Kurfürsten Friedrich von Sachsen in schmerzlichem Scherze einmal meinte: „wer weiß, wie lange meine Herrschaft dauern wird?" das war begreiflich.

Daß Kaiser Karl V. solch eine Lage nicht benutzte, aus Deutschland ein einheitliches Reich zu schaffen, war für Napoleon I. stets ein Räthsel. Gewiß, ein Napoleon konnte so denken, nicht aber ein Monarch, der stets mit ganz anderen Dingen als mit geistlichen oder weltlichen Reformen in Deutschland beschäftigt war, der eben jetzt die Schlacht von Pavia geschlagen hatte und in Madrid über die Früchte seines Sieges nachdachte.

Von größerer Wichtigkeit als die Haltung des Kaisers, der dafür nie Verständniß gezeigt, war die Haltung des bürgerlichen Mittelstandes der Nation, in dem die Reformation ihren Sitz hatte, und der sich bereits gewöhnt hatte, von Luthers Stimme die Leitung zu empfangen. Schloß er sich den empörten Bauern, ihren kirchlichen, nationalen und socialen Forderungen an, dann war die Wucht der Bewegung unwiderstehlich und riß auch die Fürsten mit sich fort; trat er zurück oder gar gegen sie auf, dann waren ihm

zunächst moralisch die Flügel gebrochen und dann auch der gewaltsame Rückschlag eingeleitet.

Ehe Luther gesprochen, träumten sich ihn die Massen als Führer und bauten zum Mindesten auf seine stillschweigende Gutheißung, die Stimmungen außerhalb waren schwankend bis in die regierenden Kreise hinein und viele der Reichsstädte meinten, man sollte den Bauern ehrlich gewähren, was sie verlangten, und was sonst reformbedürftig sei, mit ihrer gemäßigten Hilfe zu heilen suchen. Als Luther aber sich lossagte von jedem Antheil an dem Aufruhr und dann sein schroffes Verdammungsurtheil sprach, da kehrte sich auch der ganze deutsche Mittelstand, das große Heerlager seiner Partei dagegen, und im Grundsatz war damit das Schicksal der Bewegung entschieden. Das Unglück dieser, wie so mancher anderen revolutionären Bewegung war ihr eigenes Uebermaß.

Thomas Münzer stand hier in erster Reihe als Reiseprediger des bäuerlichen Krieges gegen Alles, was diesem Stande sonst heilig gewesen war. In diesem merkwürdigen Menschen treffen die Gegensätze der Zeit auf's Wunderlichste zusammen. Mit Allem, was besteht, hat er gebrochen, und mit den Führern der beginnenden Neugestaltung ist er zerfallen. Er haßt Verfassung, Gottesdienst und Lehre der alten Kirche, aber noch mehr Luther, weil er auf halbem Wege stehen geblieben. Als Rationalist erhebt er sich gegen Luthers Lehre von der Rechtfertigung und doch ist er Mystiker genug, um sich göttlicher Offenbarungen zu rühmen und als Prophet zu den Massen zu reden. Er führt den Sturm gegen Klöster und Heiligenbilder, gegen den Priesterrock und das Ordensgewand, aber die Auflehnung der Bauern gegen Willkür der Fürsten, Edlen, Prälaten genügt ihm nicht und die Verträge, die den Druck der alten Ordnung abstellen, sind verkehrt, es darf gar keine Fürsten, Herren und Priester mehr geben, ja das Eigenthum selber ist vom Uebel, dem Umsturze des Staates und der Kirche muß der der Gesellschaft selber und ihrer alten Grundlagen sich anschließen. Wo immer die Bauern aufgestanden sind zwischen dem Main und Rhein, zwischen Oberschwaben und Thüringen, da hetzt er sie durch flammende Reden im Tone des alten Bundes gegen die Schlösser und Höfe ihrer geistlichen und weltlichen Herren. „Sehet nicht an den Jammer der Gottlosen, lasset euer Schwert nicht kalt werden vom Blut, schmiedet Pinkepanke auf dem Ambos Nimrod, werft ihm den

Thurm zu Boden, weil ihr Tag habt", so feuert er die Leidenschaften an zum mörderischen Vertilgungskampfe und von dem festen Mühlhausen aus bereitet er sich zu einem entscheidenden Schlage.

Wir kennen Luthers Urtheil über Alles, was gewaltthätiger Selbsthilfe gleich sah, mochte sie von oben oder unten, mochte sie für eine gute oder schlechte Sache geübt oder angerathen werden. Ein Aufruhr, das war seine feste Ueberzeugung, ist stets vom Uebel, er ist gegen das göttliche Gesetz und macht das Uebel nur ärger. In Nichts ist er strenger sich selber treu geblieben als hierin.

Für die Fürsten, die später seine Sache gegen den Kaiser verfechten wollten, hatte er dieselbe Antwort wie die, die er den Rittern gegeben, als sie gegen die Fürsten aufstanden. Seine Stellung zum Bauernkriege war deshalb von Anfang an vorgezeichnet, sie floß aus einem Zuge, den wir von seinem Wesen nicht trennen können, und ganz falsch ist die Beschuldigung des Parteigeistes jener Zeit, anfangs habe er zurückgehalten, weil ihm der Muth einer offenen Sprache fehlte und dann hätten ihn erst die Siege der Reaction wieder unerschrocken gemacht; er that eben jetzt, noch ehe irgend eine Entscheidung eingetreten war, das Verwegenste, was er thun konnte: er verdarb es mit allen Parteien. Er war eben überzeugt, daß man Weltliches und Geistliches nicht zusammen betreiben könne, daß die Reform keinen schlimmeren Freund habe als die Revolution, daß Lehre, Predigt, Schule, Erziehung, Alles zu Grunde gehen müsse, wenn diese zügellose Bewegung zum Siege gelange. Die Erfahrungen von 1793 geben den Beleg für die Richtigkeit dieser Ansicht; im Bürgerkriege, in der Gewohnheit gewaltsamen, ziellosen Umsturzes mußte das Volk verwildern, der schlichte, religiöse Sinn der alten Zeit untergehen, und die langsame Erziehung eines neuen Geistes konnte im Sturm und Wetter solcher Revolution nicht gedeihen.

Luther beantwortete sogleich die 12 Artikel der schwäbischen Bauern mit einer Ermahnung zum Frieden an beide Theile, indem er die Bauern zu beschwichtigen suchte, die Fürsten und Edelleute aber an ihr altes, vielfaches Unrecht erinnerte; „ihr müßt anders werden und Gottes Wort weichen" u. s. w. Schriften konnten hier Nichts helfen: die Bauern fanden seine Beistimmung zu lau, die Fürsten und Edelleute seine Vorstellungen zu feindselig.

Nun kamen die wilden Gräuel des Sturmes auf Schlösser,

Kirchen und Klöster, die brandstiftende Thätigkeit der wohlbekannten „Mordpropheten und Rottengeister", wie er Münzer und die Seinen zu nennen pflegte: da brauste Luther auf und ließ seine zweite Schrift ausgehen „wider die räuberischen und mörderischen Bauern", deren Ton ebenso hitzig war wie die Bauern selber; er wüthete gegen die Schandthaten der Aufrührer und ließ sich selbst hinreißen, die öffentlichen Gewalten zu jeder Härte gegen die Bauern aufzufordern, sie sollten „stechen, schlagen und würgen" ohne Erbarmen. Das konnte nur schaden, die Leidenschaft der Autoritäten war schon so groß, daß man nur zur Mäßigung rufen durfte.

Es war von entscheidender Bedeutung, daß Luther sich gegen die Bewegung aussprach, wie er es that; die große Masse des Mittelstandes, die bisher geschwankt, hatte nun ihre Losung empfangen, die Einen, auf deren Sympathien die Bauern gezählt, blieben ruhig, die Andern sammelten sich zu bewaffneter Abwehr.

Der Bauernkrieg erlag an dem Mangel tüchtiger Führung, an dem Unverstand der Massen, der Spaltung unter den Führern und Programmen und an der Haltung aller derer, die erst der Bewegung nicht ungünstig gewesen waren, jetzt aber sich ganz davon abwandten oder sich offen auf Seite der Gegner schlugen.

Bei Frankenhausen wurden Münzers schlecht bewaffnete und noch schlechter geführte Bauernhaufen durch die Heere des hessischen Landgrafen, des Kurfürsten Johann und der Herzoge Georg und Heinrich von Sachsen auf's Haupt geschlagen (15. Mai 1525), in Württemberg machten der Hauptmann des Schwäbischen Bundes, Truchseß von Waldburg, und die Kurfürsten von Pfalz und Trier dem Aufstand ein Ende, die Haufen im Elsaß und an der Tauber wurden niedergemetzelt, die wehrlosen Dörfer und Höfe verbrannt und was sich an Resten des Aufruhrs noch vorfand, auf's Grausamste heimgesucht.

Die Bauern erfuhren das Verhängniß einer mißlungenen Erhebung in seiner ganzen furchtbaren Härte, die Bestrafung der Unterlegenen war unmenschlich und der Druck, gegen den sie sich empört hatten, wurde ärger als je vorher. Die wenigsten Herren hatten Selbstverläugnung genug, die Zügel etwas lockerer zu lassen, die meisten Bauern hatten es schlimmer als früher. Der Rückschlag wirkte noch weiter hinaus und brachte alles Reformstreben, das bisher in so frischem Aufschwung begriffen gewesen, in einen

verdächtigen revolutionären Geruch; es ist ja so wohlfeil, wenn eine Bewegung, vor der man gezittert, am Boden liegt, Alles, was damit zusammenzuhängen scheint, ohne Unterscheidung zu verdammen. Die wirklichen Schäden wurden nicht etwa geheilt, sondern bei Seite geschoben, so daß der Unrath im Stillen fortwucherte. Der Bauernkrieg hatte dem Stande, der ihn erregte, nicht nur nicht geholfen, er hat auch eine tiefe Spaltung in die Nation geworfen, die große Reformbewegung geknickt und das politische Bewußtsein auf lange hinaus lahm gelegt.

---

§ 8.

Rückwirkung der Revolution auf die Reformation. Karl V. und der Madrider Friede. — Der Reichstag zu Speier August 1526. — Ausbreitung der Reformation. Ihr Antheil an der Spaltung der Nation. — Der neue Krieg in Italien. — Die Liga von Cognac (Mai 1526). — Die Erstürmung Roms durch die Kaiserlichen (Mai 1527). — Vordringen der Franzosen nach Neapel und Auflösung ihres Heeres daselbst (Juni 1528). — Friede zu Barcelona und Cambrai (Juni, August 1529); das Bündniß des Papstes, des Kaisers und des Königs gegen die Ketzer.

Während diese Dinge in Deutschland sich abspielten, war Kaiser Karl bedacht, seinem königlichen Gefangenen Franz I. zu Madrid, dessen Heer zu Pavia zertrümmert worden, einen Frieden abzunöthigen, der dem Glanze dieses Sieges entspräche.

Offenbar vergriff er sich in dem Maße seiner Ansprüche; hätte er sich mit dem Möglichen bescheiden begnügt, so konnte ein dauerhafter Friede aus dem Abkommen hervorgehen; aber er preßte dem Könige Bedingungen ab, die dieser nicht halten konnte, die rein unerfüllbar waren für jeden König von Frankreich.

Der Madrider Friede vom 14. Januar 1526 legte Franz folgende Bedingungen auf: Alle französischen Ansprüche auf Mailand, Neapel, Sicilien hören auf, Flandern und Artois kommen wieder unter des Kaisers Oberherrlichkeit, der König vermählt sich mit des Kaisers Schwester zum Pfande ewigen Bündnisses mit diesem und Burgund wird herausgegeben.

Die ersten beiden Bedingungen waren hart, die beiden letzten waren widersinnig; Kaiser und König standen als natürliche Gegner zu einander, die ein Ehebündniß nicht in ehrliche Bundesgenossen verwandeln konnte. Abtretungen aber, wie die von Burgund, konnte man nur verlangen und machen, wenn Frankreich selber vernichtet war. Noch zwanzig Jahre hat Franz Krieg geführt und am Ende hat er, obgleich stets unglücklich, um viel geringere Bedingungen Frieden erhalten.

Der Eid, durch den Franz den Vertrag bekräftigte, war von Hause aus unnatürlich; Franz leistete ihn mit dem frevelhaften Leichtsinn, der zur Moral des 16. Jahrhunderts gehörte, nachdem er eben vorher unter seinen Freunden eine Urkunde aufgesetzt, worin er Alles, was in dem erzwungenen Eide stehe, im Voraus für null und nichtig erklärte. In dem Vertrage befand sich eine einzige Bestimmung, hinsichtlich deren die Politik beider ein Zusammenwirken möglich machte, das war die Vereinbarung über gemeinsames Vorgehen einerseits gegen die Türken und andererseits gegen die Ketzer, die sich vom Schooße der heiligen Kirche losgerissen.

Diese Wendung der europäischen Politik lag auf demselben Wege mit dem Rückschlag, welchen die Gräuel des Bauernkrieges in der Sache der deutschen Reformation befürchten ließen.

In der That war die erste Kundgebung des Kaisers nach Herstellung des Madrider Friedens eine Erklärung vom 23. März 1526, welche einigen Fürsten des Reiches zu wissen that, gegen die Ketzerei solle demnächst ernstlich eingeschritten werden, der Sonderbund der Altgläubigen sei eine ersprießliche Vorarbeit, die Hauptsache werde der Kaiser selber demnächst von Rom aus in die Hand nehmen.

Noch baute Karl auf seine Verbündeten, König Franz und Papst Clemens VII., wenige Wochen später konnte er das nicht mehr; am 22. Mai hatten sich Franz und Clemens zu Cognac gegen den Kaiser verschworen, ein europäischer Krieg war im Anzuge, und als nun im Juni und Juli des Jahres auf dem Reichstage zu Speier von Neuem die Lage der deutschen Kirche zur Sprache kam, da konnten die Stände sicherlich annehmen, die kaiserlichen Instructionen, die sich jeder Reform widersetzten und den Vollzug des Wormser Edicts abermals einschärften, seien durch die Ereignisse überholt, und mit der Absicht, demselben Papste einen Dienst zu leisten, der eben seine Landsknechte gegen den Kaiser ausrücken ließ, könne es kein Ernst mehr sein. Gleichwohl kam es zu keinem bindenden Mehrheitsbeschluß: zwar war auf beiden Seiten der Anfang zu Sonderbündnissen gemacht, aber eine scharfe Parteienscheidung nach Mehrheit und Minderheit war noch nicht durchgedrungen, und so verordnete nach dem Gutachten des Ausschusses der Reichstagsabschied, in Sachen der Religion und des Wormser Edictes solle jeder Stand „so leben, regieren und es halten,

wie er es gegen Gott und Kaiserl. Majestät zu verantworten sich getraue".

Dieser Beschluß hat die größten Folgen gehabt; noch ist nachher Manches geschehen, was herüber- und hinüberschwankt, aber im Wesentlichen ist dieser Beschluß die Grundlage geworden für die Entwickelung der deutschen Landeskirchen und damit der modernen deutschen Einzelstaaten. Daß ein Reichsgesetz, welches jeden Landesfürsten nicht nur, sondern auch jede Reichsstadt und jeden Reichsritter in Religionssachen autonom erklärte, einer ungeheuren Zersplitterung Vorschub leistete, ist klar und daraus wohl hauptsächlich rührt der Satz her, die Reformation habe die Spaltung Deutschlands begründet: ein Satz, der im Allgemeinen als ein feststehender Gemeinplatz betrachtet wird, in den die Einen sich ergeben wie in eine unläugbare, wenn auch traurige Wahrheit, und den die Andern im Tone des Vorwurfs und der Rüge hinzuwerfen pflegen.

Der Satz ist falsch, er widerspricht der Geschichte; die Zersplitterung des deutschen Reichs war vorhanden lange ehe die Reformation kam, sie war das Ergebniß einer Jahrhunderte langen Entwicklung, und keineswegs das Werk religiöser Gegensätze. Wäre der deutsche Staat nicht schon in Auflösung gewesen, die Geschichte der deutschen Reformation in den Jahren 1521—26 wäre eine ganz andere geworden. Hätten wir zur Zeit des Wormser Reichstages einen geschlossenen deutschen Staat gehabt, nie wäre das ungeheuerliche Wormser Decret erschlichen worden. Kein Monarch eines wirklichen Deutschlands hätte im offenbarsten Widerspruch mit den Stimmungen der Nation und der Mehrzahl ihrer geistlichen wie weltlichen Stände eine Entscheidung gefaßt, die doch nicht durchzuführen war.

Aber richtig ist, die Reformation konnte ein mächtiges Moment der nationalen Einigung werden. Hatten wir 1521 einen Monarchen, der mit Rom Abrechnung hielt, hier alte Sünden tilgte, und zugleich sich bewaffnete mit der größten Ideenbewegung, die je unser Volk ergriffen hatte, dann konnte die Einheit sicherer begründet, größer angelegt werden, als sie es seit Jahrhunderten gewesen war.

Dieser Augenblick wurde versäumt und er kam nicht wieder. Die deutschen Dinge waren so gestaltet, daß das Geschick dem Kaiser

diese Gelegenheit nur einmal lockend zeigte, wurde sie nicht ergriffen, so war Alles verloren. Zwei Jahre später ist schon vom Kaiser keine Rede mehr, die Stände beschließen für sich und einigen sich, um jede Spaltung zu verhüten, daß die Lehre des Evangeliums rein und lauter gepredigt werde. Da kommt die Revolution dazwischen, die Landesfürsten werden erst von den Reichsrittern, nachher von den Bauern in ihrer Existenz bedroht, sie bleiben Sieger in dem doppelten Kampf, aber sie wollen es nicht umsonst geblieben sein. Schon lange lüstern nach einem Anlaß, ihre landesherrliche Gewalt neu zu stärken, bemächtigen sie sich jetzt der Gelegenheit, die der Kaiser versäumt und der Reichtagsbeschluß von Speier giebt diesem Streben gesetzlichen Ausdruck; das war nicht Folge der neuen Lehre, sondern der alten politischen Entwicklung, die nun auf das Schicksal jener entscheidend einwirkte. Sonst müßte die Reformation überall dieselbe Spaltung hervorgerufen haben, während wir anderwärts das gerade Entgegengesetzte wahrnehmen.

Von jetzt an hat Deutschland seinen Weg nicht mehr geändert; jedes Land findet sich mit der Reformfrage auf seine eigne Art ab, eine freie individuelle Entwicklung ist das nicht, jede Landesgewalt greift für sich durch und zwar mit gewaltthätigen Mitteln, während das in andern Ländern von einem Mittelpunkte aus geschieht und gewiß war nur das Eine, die Hoffnung derer, die meinten, der Reichtagsbeschluß vom August 1526 werde das Grab der neuen Lehre sein, wurde völlig getäuscht; er ward vielmehr die Basis einer weiteren Ausbreitung derselben. Sachsen, Hessen, Anhalt, Franken, Lüneburg, Ostfriesland, Schleswig-Holstein, Schlesien und der Ordensstaat Preußen wandten sich der Reformation zu; dazu kamen die wichtigsten Reichsstädte Nürnberg, Augsburg, Ulm, Straßburg u. A.

Der Riß wird unheilbar. Dort steht, im südlichen Deutschland, eine katholische Partei, die gar nicht mehr von Reformen spricht, und hier eine andere, für die die Reform eine abgemachte Sache ist und die von der alten Kirche nichts mehr wissen will: Oesterreich, Baiern, die süddeutschen Bisthümer einerseits, als geschlossene Gebiete, andrerseits weniger einheitlich gruppirt ein großer Theil vom alten Sachsenlande, die altfriesischen Gebiete und die östliche Colonie Deutschlands auf ehemals slavischem Boden; nicht zu reden von den Bürgern in den Reichsstädten des Nordens

und des Südens. Der Speierer Beschluß von 1526 begann seine Folgen zu äußern, immer unmöglicher wurde es der alten Kirche, ihre einstige Allmacht wieder herzustellen, aber auch dem Protestantismus, sich zur Alleinherrschaft aufzuschwingen. Daß übrigens die eigentliche Entscheidung noch immer einige Jahre in der Schwebe blieb, erklärt sich aus einer abermaligen Wendung, die in der kaiserlich-päpstlichen Politik eingetreten ist.

Aeußerst merkwürdig ist es, die Haltung der großen Träger mittelalterlicher Kirchen- und Kaiserhoheit in dieser Krisis zu beobachten. Während man in Deutschland von den höchsten bis zu den niedersten Kreisen im Gewissen auf's Tiefste erregt ist, sind Kaiser und Papst nicht bloß diesen Empfindungen gänzlich fremd, sie verläugnen selbst die einfachsten Gebote ihrer naturgemäßen Politik. Der Kaiser läßt nicht ab, ein unhaltbares Bündniß mit dem Papste zu suchen, während er seine natürlichen Verbündeten von sich stößt, und die päpstliche Politik verkennt beharrlich den mächtigen Vorschub, den ihr eine enge Verbindung mit dem Kaiser gegen die Ketzer schaffen würde.

Im Madrider Frieden hatten sich Karl V. und Franz I. gegen die ketzerische Neuerung geeinigt; wie hinfällig der Vertrag sonst war, diese *eine* Handhabe mußte der Papst um jeden Preis zu ergreifen suchen.

Gelang es ihm, hier die beiden Verbündeten festzuhalten, dann war für die deutsche Reformation noch ein furchtbar gefährlicher Augenblick gekommen. Eine solche Betrachtung war mittelalterlich-katholisch, im Sinne der päpstlichen Weltstellung unabweislich geboten, aber Clemens VII. war auch ein Mediceer, auch ein Zögling jener mediceischen Hauspolitik, die von Alters her dem Schaukelsystem huldigte und immer in *die* Wagschale ihr Gewichtchen warf, die zu leicht zu werden drohte. Ihr schönes Fürstenthum und seine gebietende Stellung in der Staatenwelt der Halbinsel sollte weder von Deutschen noch von Franzosen unterdrückt werden; um dieser rein politischen Erwägung willen, die mit der Kirche nichts zu schaffen hatte, gab der Papst die kirchliche Einheit preis.

Er war der Erste, der zum Kriege hetzte, und der Fluch der Kirche war es, daß ihr Oberhaupt von ihrer eigenen Lage keine Einsicht hatte.

So wird zwischen Clemens VII. und Franz I. die Liga von

Cognac geschlossen (22. Mai 1516) und zwar gegen den Kaiser, dessen Uebergewicht man seit dem Siege von Pavia allerwärts anfing zu fürchten. Dem Kaiser wollte man zu Gunsten Italiens und Frankreichs unannehmbare Bedingungen vorlegen und dann ihre Annahme mit Waffengewalt erzwingen.

In dieser Lage schrieb der Kaiser einen merkwürdigen Brief an die Cardinäle unter dem 6. Oct. 1526, der bei Lanz abgedruckt ist. Er habe erfahren, daß der Papst sich mit dem König von Frankreich zu einem feindseligen Anschlage gegen ihn verbunden habe. Das habe er am wenigsten erwartet. „Denn ich glaube, es giebt keinen Fürsten, der der römischen Kirche mit größerem Eifer ergeben wäre als ich" (Beweis: Parma und Piacenza). Dafür habe er selbst die heftigen Klagen der deutschen Fürsten und Stände über die mancherlei Unbill des römischen Hofes in den Kauf genommen. „Sehr großes Unrecht geschieht mir deshalb von dem Papst, dem zu Liebe ich soviel gethan, daß ich mir eben dadurch die Fürsten des Reichs nicht wenig entfremdet habe". Er erinnert an die Nothwendigkeit des Friedens gerade in diesem für das Schicksal der Kirche so entscheidungsvollen Augenblick und an das längst versprochene Concil. „Wenn wegen Nichteinberufung oder längerer Verzögerung des Concils die christliche Republik Schaden leiden sollte, so muß ich feierlich erklären, daß dafür mich am wenigsten irgend ein Vorwurf treffen würde".

Diese Ermahnungen hatten keinen Erfolg. In dem Augenblick, da der Kaiser Frankreich und dem Papst die Hand bot, um die Ketzer niederzuschlagen, erhielt er als Antwort den Krieg mit Beiden. So traf das Wunderbare zu, daß als Randglosse, als Arabeske zu den Abmachungen des Madrider Friedens gegen die Feinde des Papstes, eine kaiserliche Armee nach Rom zog, um das Oberhaupt der Kirche mit Spießen und Stangen zur Ordnung zu bringen.

Ein zahlreiches Heer, wie es Italien seit Menschengedenken nicht mehr gesehen, geführt von Bourbon und Georg Frundsberg, dessen deutsche Landsknechte mit wahrem Fanatismus gegen den Papst in's Feld rückten, erschien in den ersten Monaten des Jahres 1527 auf der Straße nach Rom. Die darbenden Söldner, unter denen noch unterwegs wegen rückständiger Zahlungen eine gefährliche Meuterei ausbrach, konnten den Augenblick nicht erwarten,

wo sie auf die Schätze Roms losgelassen würden. Bourbon führte sie am 6. Mai zum Sturm auf die ewige Stadt. Rom war wehrlos, und wurde im ersten Anlauf von den Deutschen zuerst genommen; der Papst hatte sich auf die Engelsburg geflüchtet und schlug dort, in sicherer Erwartung der französischen Hilfe, alle Forderungen der feindlichen Hauptleute aus. Da verfügten diese die Plünderung und nun fielen die spanischen und deutschen Landsknechte über die Reichthümer der Kirchen und Paläste her. Ungeheuer war die meist rasch wieder verjubelte Beute. Die Deutschen trieben ihren Hohn mit den römischen Heiligthümern und riefen Luther als Papst aus.

Karl V. war Herr des größten Theils des Patrimoniums Petri und dachte an dauernde Gebietserwerbungen im Kirchenstaat, um die weltliche Politik des Papstes unschädlich zu machen, als dieser in König Heinrich VIII. einen unerwarteten Bundesgenossen erhielt und ein durch englische Hilfsgelder bezahltes französisches Heer unter Lautrec dem heiligen Stuhle zu Hilfe kam.

Die Franzosen kamen mit Anfang des Jahres 1528 nach Neapel; das Glück war den Verbündeten bis hierher überall günstig gewesen, die Kaiserlichen zur See geschlagen, wagten zu Lande in ihrer ewigen Geldnoth schon keinen großen Einsatz mehr und im Sommer des Jahres schien eine große Katastrophe der kaiserlichen Macht unausbleiblich: vor Neapel sollte sich das Schicksal wieder zu Gunsten des Kaisers wenden. Während in der Stadt die Deutschen, Italiener und Spanier trotz ihrer großen Bedrängniß sich zu verzweifeltem Widerstande die Hand reichten, fiel eine fürchterliche Seuche unter das draußen lagernde französische Heer, mit ihr im Gefolge riß eine Zuchtlosigkeit ein, die die völlige Auflösung der Armee vorbereitete, auch ohne Schwertstreich welkte sie der Vernichtung entgegen, als einige glückliche Ausfälle der Belagerten ihr den letzten Stoß versetzten. So war das Königreich Neapel für die Franzosen ebenso rasch wieder verloren als es gewonnen worden war und nirgends mehr gelang den Verbündeten ein Erfolg, der diesen Schlag aufgewogen hätte.

Im Sommer 1529 kam die Aussöhnung zwischen Kaiser und Papst zu Stande; in dem Frieden zu **Barcelona** (29. Juni) erhielt der Letztere den Kirchenstaat und Florenz, das sich gegen ihn empört hatte, zurück und überdies die Zusicherung, daß nun

die Ausrottung der Ketzerei mit Nachdruck in Angriff genommen werden sollte. Im Juli desselben Jahres begannen die Unterhandlungen, die in dem Frieden zu Cambrai zur Aussöhnung mit Frankreich führten.

Karl V. bewilligte hier mehr, als ihm nach dem Glück seiner Waffen angesonnen werden konnte. Er gab Burgund preis, ließ die als Geiseln zurückbehaltenen französischen Prinzen gegen ein hohes Lösegeld frei und beharrte nicht weiter auf den unannehmbaren Bedingungen von Madrid, während Franz I. seinen Ansprüchen auf Italien, seiner Lehnsherrlichkeit über Flandern und Artois entsagen mußte. Erneuert wurde der Madrider Artikel wider die Ketzer.

Kirche und Reich waren wieder hergestellt, aber um den Preis, daß pestifero morbo haereticorum nun endlich gesteuert werden sollte. Freilich waren jetzt wieder drei Jahre verflossen, während deren die Entwicklung der neuen Lehre mächtig fortgeschritten war und überall besondere Landeskirchen sich gebildet hatten.

§ 9.

Rückwirkung der italienischen Dinge auf Deutschland. — Schärfung der Lage durch die Pack'schen Händel 1528. Veränderte Stellung der Parteien. Der Speierer Reichstag und die Protestation der Lutherischen (April 1529). — Die Türken vor Wien (Herbst 1529). Reichstag zu Augsburg und die Augsburger Confession (25. Juni 1530). — Die Drohungen gegen die Protestanten, deren erste Vereinigung und Bündniß zu Schmalkalden (December 1530 — März 1531). — Die Türkennoth und der Nürnberger Religionsfrieden (23. Juli 1532).

Die Stellung der Bekenner der neuen Lehre war an sich, das ließ sich nicht läugnen, keineswegs sicher oder beneidenswerth gewesen. Sie hatten den Beschluß von 1526, der nach altem Reichtagsherkommen gar kein Beschluß war, zu ihrem Vortheile zu benutzen gewußt, aber die Frage war jetzt, ob der Kaiser nicht diesen Beschluß aufheben würde, sobald er die Mittel dazu bereit hätte: dann waren sie gleichzeitig um ihren ganzen Rechtsboden gebracht und einer Macht gegenübergestellt, die sie erdrückte.

Das gefürchtete Bündniß zwischen Kaiser, Papst und König wider die Ketzer war nunmehr geschlossen, und wie die Luther'schen diesem widerstehen wollten, war nicht abzusehen.

Mit bangen Besorgnissen hatten die Anhänger der Reformation den Lauf der Dinge in Italien verfolgt; wie erregt die Stimmung in ihrem Lager war, das zeigte der blinde Lärm, den die Pack'schen Eröffnungen verursachten.

Bereits 1528, als der Krieg in den letzten Zügen lag, fürchtete man unheimliche Attentate und schenkte den abenteuerlichsten Versicherungen Glauben.

Ein entlassener Rathgeber des Herzogs Georg von Sachsen, Otto von Pack, war bei dem Landgrafen Philipp von Hessen erschienen und hatte dem berichtet, ein ruchloser Plan sei gegen ihn und den Kurfürsten von Sachsen im Werk. Den König Ferdinand an der Spitze, wollten die katholischen Kurfürsten (Mainz und Brandenburg), Herzoge (Sachsen und Baiern) und Bischöfe (Salzburg, Bamberg, Würzburg) jählings über sie herfallen, sie ihrer

Länder berauben und ihre Leute mit der katholischen Reaction überziehen: deß zum Beweise legte er Schriftstücke vor und der Landgraf wie der Kurfürst glaubten daran. Und doch war Pack ein Abenteurer, dem Urkundenfälschung wohl zugetraut werden konnte, doch lag gegen die Fürsten, die er anschuldigte, so hartköpfige Anhänger des alten Bekenntnisses sie waren, Nichts vor, was die Meinung rechtfertigte, sie würden nächtlicher Weile über ihre nächsten Verwandten herfallen wollen, sie von Land und Leuten zu jagen.

Aber in der Zeit freilich lag es, daß man Gefahren solcher und ähnlicher Art dringend befürchten mußte.

Im Jahre 1529 kamen diese dann wirklich Schlag auf Schlag. Erst ein Schreiben des Kaisers, welches, als ob seit Jahren Nichts geschehen sei, ganz trocken auf die Wormser Sentenz von 1521 zurückgriff, dann die ganz geänderte Haltung des Reichstages, darauf die offenkundig besiegelte Versöhnung zwischen Kaiser und Papst, endlich die Rückkehr des Kaisers selbst, der jetzt kam, als ein Herr, der Etwas bedeutete, die glücklichsten Kriege geführt, Frankreich zweimal gedemüthigt, Italien erobert und wieder hergestellt hatte, jetzt in der Blüthe seiner Macht und seines Alters und wohl zu dem Glauben berechtigt, durch sein bloßes Gebot werde er erreichen können, was er wolle.

Das erste Zeichen der Wendung waren also die kaiserlichen Warnungen an die protestantischen Stände, im nächsten Frühjahr werde der Kaiser den Frieden schließen und dann die Strafmaßregeln gegen Luther und seinen Anhang vollstrecken. Das wurde je nach Umständen mit Drohungen oder Schmeicheleien unterstützt; den kleineren wurde gedroht, gegen die größeren ein achtungsvoller Ton angeschlagen.

So kam am 21. Febr. 1529 der Reichstag in Speier zusammen.

Der Plan des Kaisers war in einem Gutachten enthalten, welches dahin lautete: Der Beschluß von 1521 sollte einfach wieder zur Geltung kommen und die späteren Beschlüsse, insbesondere der von 1526, nichtig sein. Der Friede, den man durch Zugeständnisse habe erkaufen wollen, sei doch nicht hergestellt worden, ebenso sei der Ausbreitung der neuen Lehre kein Einhalt geschehen, darum kehre man am besten zu der rechtswidrig verlassenen Basis des Spruches von 1521 zurück. Das war der entscheidende Antrag der kaiserlichen Commissarien vom 15. März.

Daß dieser Antrag die Mehrheit erhalten würde, war jetzt zum ersten Male wahrscheinlich; 1523 war dazu gar keine, 1526 wenig Aussicht gewesen, jetzt war der Umschlag unzweifelhaft. Die vermittelnden Fürsten, die damals nach beiden Seiten zum Frieden geredet, traten jetzt auf die Seite des Kaisers. Der Ausschuß beantragte gemäß dem kaiserlichen Gutachten: „Wer bis jetzt das Wormser Edict gehalten, solle dies auch ferner thun. In den Landschaften, wo man davon abgewichen, solle man jedoch keine weitere Neuerung machen und Niemandem wehren, Messe zu halten.“

Das klang milder, duldsamer, als es gemeint war; denen, die es anging, war der Sinn keinen Augenblick zweifelhaft. Aber während des ganzen Reichstages ist das Bestreben ersichtlich, mit möglichster Friedfertigkeit zu verhandeln und tiefere Verbitterung zu verhüten. Die Mehrheit giebt der Minderheit fast mit Bedauern kund, daß es so habe kommen müssen; die Minderheit bedauert mit aller schuldigen Achtung, daß sie ihrerseits diese Entscheidung nicht anerkennen könne.

Am 19. April legen sie Protest ein gegen den Reichsabschied der Mehrheit, am 22. erheben sie Appellation und machen in beiden Fällen den neuen Grundsatz geltend, in religiösen Dingen gebe es keine Entscheidung nach Mehrheit und Minderheit, sondern allein nach Maßgabe des Gewissens.

Sie verlangen, daß der frühere Beschluß von 1526 in Kraft bleibe, weil sonst schwerlich der Friede werde erhalten bleiben; sie könnten die Beobachtung des Wormser Edicts nicht billigen, weil sie damit ihre eigene Lehre verdammten. Obgleich sie in allen schuldigen Dingen zum Gehorsam gegen den Kaiser bereit seien, so seien dies doch solche Dinge, „die Gottes Ehre und unser Jedes Seelen Heil und Seligkeit angehen und betreffen, darin wir aus Gottes Befehlen und unserer Gewissen halben denselben unsern Herrn und Gott — vor Allem anzusehen verpflichtet und schuldig sind“ und der Kaiser, hoffen sie, werde diese Ablehnung „freundlich entschuldigen“. Der Speierer Beschluß von 1526 könne „von Ehrbarkeit, Billigkeit und Rechtes wegen“ nur durch einen einhelligen Beschluß geändert werden, und ein solcher liege hier nicht vor; aber auch davon abgesehen „in den Sachen, die Gottes Ehre und unserer Seelen Heil und Seligkeit belangen, muß ein Jeder für sich selbst vor Gott stehen und Rechenschaft geben“.

Unterschrieben hatten diese Protestation Johann von Sachsen, Georg von Brandenburg, Ernst von Lüneburg, Philipp von Hessen, Wolfgang von Anhalt, dann vierzehn Städte: Straßburg, Nürnberg, Ulm, Costnitz, Lindau, Memmingen, Kempten, Nördlingen, Heilbronn, Reutlingen, Isny, St. Gallen, Weißenburg und Windsheim.

Mit diesem Schritt hatte sich die Lage erheblich verschärft. Kam jetzt das gefürchtete Bündniß der Großmächte mit dem Papste zu Stande, dann hatte man die ernstesten, furchtbarsten Verwicklungen vor Augen. Der Kaiser machte sich schlagfertig, um mit Heeresmacht nach Deutschland zu ziehen; eben hatte er zu Barcelona und Cambrai sich der Mitwirkung des Papstes und des Königs von Frankreich versichert, als ihm die Hauptstadt seiner österreichischen Erblande von dem gewaltigsten Türkenheere bedroht wurde, das je an der Donau erschienen war.

Der letzte große Kriegsfürst der Osmanen, Suleiman, der den Grundgedanken eines solchen Staatswesens richtig erfaßte, der wußte, daß solch ein Volk nur als lebendiges Heerlager unter Schlacht und Sieg gesund bleiben könne, ließ sein unermeßliches Heer — auf 250,000 Mann wurde es angeschlagen — gleich einer Völkerwanderung über die deutschen Erbstaaten Karls V. sich ergießen. Der alte Hang des Osmanenthums zu kriegerischer Propaganda war in ihm noch einmal lebendig geworden. Die ganze Christenheit sollte dem Schwerte des Propheten unterworfen werden und der Augenblick schien günstig: die Kirche war zerrissen durch eine tiefgehende Zwietracht, die eben zu gewaltsamem Austrag drängte und der Monarch, dessen Lande zunächst auf seinem Wege lagen, holte eben aus zum Schlage gegen die Abtrünnigen.

Ein banger Augenblick war es nicht bloß für den Kaiser, sondern für das ganze Abendland. Mochte man noch so gering denken von der Fähigkeit der Türken, in den rasch überflutheten Landschaften etwas Dauerhaftes zu schaffen, das auf die Länge zu fürchten gewesen wäre; die Gefahr, die ganze Bildung des Westens auch nur momentan den Barbaren des Ostens unterliegen zu sehen, war vollkommen groß genug, um Alles, was sonst die Christenheit entzweite, zurückzudrängen und die gemeinsam Bedrohten zu einem ungewöhnlichen Kraftaufwande zu vereinigen.

Die ungeheure Gefahr wurde abgewehrt durch die heldenmüthige Vertheidigung Wiens und durch den edlen Aufschwung,

der damals ganz Deutschland ergriff trotz des kirchlichen Schismas. Es zeigte sich, daß es in diesem Punkte in Deutschland keine Parteien gab. Wie hatte die Reformpartei geeifert über den Mißbrauch, den die Curie mit den vorgespiegelten Türkenkriegen getrieben; jetzt, da das Schreckniß Fleisch und Bein geworden war, predigte sie, Luther selbst voran, so begeistert zum gemeinsamen Widerstande als die Anhänger des Kaisers, und unter den Fürsten, welche die meisten Opfer brachten, standen die eifrigsten Bekenner der neuen Lehre, namentlich Landgraf Philipp von Hessen, vorn an.

Die Stadt Wien hielt sich gerade so lange, bis der Großsultan die Unmöglichkeit einsah, seinen Kriegsvölkern in dem ausgesogenen fremden Lande die nöthige Verpflegung zu schaffen, und mit dem Reste, den ihm der Hunger und die schlechte Jahreszeit bei längerem Verweilen übrig lassen würde, sich gegen die Massen tapferer Krieger zu behaupten, die jetzt von allen Seiten in Anmarsch waren.

Nach einem letzten ganz verunglückten Anlauf auf die Mauern Wiens (14. October) mußte er, ohne eigentlich geschlagen zu sein, zum Abzug schreiten und das war im Grunde die empfindlichste Niederlage, die ihn treffen konnte. Unaufhaltsam war er bis hierher vorgedrungen und ohne wirkliche Entscheidung auf dem Schlachtfeld mußte er wieder zurück. Das war ein Umschwung, der die Türkenherrlichkeit überhaupt schwer traf.

Ganz unerwartet war der Kaiser von einer schweren Sorge befreit. In den angstvollen Septembertagen, da der Großtürke von der Donau her seine östliche Hausmacht vor sich her aufrollte und in den Händen der Bemannung seiner schlecht befestigten Hauptstadt nicht bloß das Schicksal dieser lag, konnte er ernsthafte Bedenken hegen, ob er nicht Papst, Kirche, Ketzer und Alles vergessen sollte, um seine bedrohten Erblande zu retten; da war ihm, ohne sein Zuthun, Hilfe geworden, Wien war gerettet, der Türkenanfall im gefährlichsten Augenblick in sich selber zusammengebrochen, sein Glücksstern hatte sich ihm noch einmal günstig erwiesen in einem Maße und Umfange wie noch nie vorher.

Ungemein glücklich hatten sich die Dinge für ihn gestaltet; ein neuer siegreicher Feldzug hatte ihm den Frieden mit dem Papst und dem König von Frankreich gebracht. Die bewährteste Kriegsmacht Europa's war der seinen erlegen, der Lorbeer Franz I. hingewelkt

vor dem Waffenglück des jungen Kaisers, der Großtürke hatte nach Anfangs glänzenden Erfolgen gleichfalls eilig das Feld geräumt und gegen Karl stand nur noch das kleine Häuflein der deutschen Fürsten und Städte, die im April 1529 zu Speier protestirt hatten.

Wohl waren die entschlossen, für ihre Ueberzeugung Alles zu opfern, aber wie klein erschien ihre Macht gegenüber der des Kaisers und wie gespalten und uneinig traten sie überdies einer Politik entgegen, die jetzt zum ersten Mal genau zu wissen schien, was sie durchsetzen wollte.

Zu Barcelona hatten die Verbündeten noch einen Versuch der Bekehrung vorgesehen, wenn der mißlang, dann wollten sie „die Schmach, die man Christo angethan", mit allen Mitteln rächen. Die Protestirenden waren jeder Bekehrung durch Drohungen, Einschüchterungen, so gut wie durch Schmeicheleien und Meinungsopfer unzugänglich; was aber wollten sie thun, wenn der Kaiser nun mit der Drohung Ernst machte?

Darüber waren sie nicht einig. Gewissensbedenken sträubten sich gegen die Gebote rücksichtsloser Nothwehr. Es war zu Anfang noch ein Streit der Pflichten, von dem später keine Rede mehr ist. Während die weltkundigen Elemente nicht zweifelhaft waren, daß Gewalt mit Gewalt zu vertreiben sei, hielt das theologische Oberhaupt der Partei, Martin Luther, an dem Standpunkt fest, den er von jeher vertreten hatte, daß in geistlichen Dingen nur mit geistlichen Mitteln gewirkt, daß das Wort nur durch das Wort gegründet werden könne. „Der Obrigkeit", äußert er noch am 28. Nov. 1529, „soll man nicht widerstehen mit Gewalt, sondern nur mit Erkenntniß der Wahrheit; kehrt sie sich daran, so ist's gut; wo nicht, so bist du entschuldigt und leidest um Gottes willen. Wir möchten lieber zehnmal todt sein, denn solch Gewissen haben, daß unser Evangelium sollte eine Ursach gewesen sein einigen Bluts oder Schadens, so von unsertwegen geschehen".

Eine bewaffnete Auflehnung gegen den Kaiser erschien ihm nach seinen mittelalterlichen Anschauungen immer noch wie ein sträflicher Aufruhr; die Achtung vor der Kaisermacht, die Pflicht des Unterthanengehorsams hat er nur sehr schwer und nothgedrungen abgestreift. Von dieser Seite seiner Weltanschauung kann man sich heute kaum mehr eine rechte Vorstellung bilden; die Seelengröße, die darin liegt, wird Jedermann einleuchten, aber auch, daß die

Ansicht eines Theologen in der Politik, d. h. im Gegenspiel realer Mächte, nicht maßgebend sein kann.

Zu dieser Meinungsverschiedenheit zwischen den Männern der That und den Männern der Lehre kam nun noch ein Zerwürfniß theologischer Natur hinzu.

Es drehte sich dies insbesondere um die Lehre vom Abendmahl.

Luther hatte sich schon 1519 hinsichtlich dieses Sacramentes entschieden von der katholischen Auffassung getrennt. Einmal verwarf er die Verweigerung des Kelches und dann die Idee des Opfers, die mit der katholischen Lehre verbunden war, und damit das Abendmahl nicht den Schein eines guten Werkes gewinne, verwarf er auch das Dogma von der Brodverwandlung.

An Stelle der unmittelbaren Verwandlung nahm er eine Art mystischer Gegenwart des Erlösers in dem Sacrament an und diese bewirkte nach seiner Lehre dasselbe, was die katholische Transsubstantiation.

Dagegen hatte sich in der Schweiz eine andere Auffassung ausgebildet. Zwingli konnte sich mit keinem der beiden Wunder vereinbaren, er verstand in seiner nüchternen Anschauungsweise diese mystischen Dinge nicht, nahm die Worte „das ist mein Fleisch" für „das bedeutet mein Fleisch" und stützte sich dabei auf eine Menge ähnlicher Stellen, wie z. B.: „ich bin der Weinstock", was doch offenbar nur in demselben übertragenen Sinn gemeint sei. Das waren die Gegensätze, um die sich ein Stück Weltgeschichte abspielte, um die sich die protestantische Welt in zwei Lager theilte zur selben Zeit, da ihr die strengste geschlossenste Einheit nothwendiger war als je.

Schon 1529 fehlte es nicht an den warnenden Stimmen Solcher, die mit richtigem politischen Blick erkannten, wie bedenklich es sei für die Sache der gesammten Reform, wenn die freie Schriftforschung sofort wieder mit dogmatischem Hader beginne und die neue Richtung sich gleich in der wichtigsten Frage entzweie, und die darum riethen, man möge um jeden Preis eine vermittelnde Formel suchen.

Landgraf Philipp nahm daran den größten Antheil, zumal er persönlich mehr zu Zwingli als seinen eigenen Theologen neigte, und Melanchthon, Bucer u. A. thaten das Ihrige, eine Versöhnung mit den Schweizern herbeizuführen, aber vergebens.

Zu Marburg war endlich Michaelis 1529 ein theologisches Gespräch veranstaltet worden, wo auf Philipps Anregung die schwei-

zerischen und sächsischen Theologen zusammenkamen, um sich über eine vermittelnde Formel zu einigen. Man kam in wichtigen Punkten zu einer leidlichen Uebereinkunft, aber in dem, was für Luther die Hauptsache war, in dem Mysterium der buchstäblichen Gegenwart Christi, schnitt er jede Verständigung ab; es blieb bei den Worten, die er vor sich auf die Tafel geschrieben, „das ist mein Leib", es regte sich in ihm der unduldsame, leidenschaftliche Mönch, der Mann der starren, alten Scholastik, der einen Widerspruch nicht ertragen konnte, dem die nüchterne Natur des Schweizers innerlich widerstrebte und der das Mißtrauen gegen dessen Person und Lehre nie überwunden hat. Luther verwarf jede Gemeinschaft mit ihm und ließ sich zu mancher Aeußerung fortreißen, die er nicht behaupten konnte und bei kaltem Blute später selbst bedauerte; Zwingli und die Seinen bewahrten dem gegenüber eine bei weitem versöhnlichere und mildere Haltung.

Oberalemannien, Schwaben und die Schweiz waren von Zwingli's Auffassung ergriffen, zu ihr neigten Reichsstädte und angesehene Fürsten, wie Philipp von Hessen. Dieser, staatsklug genug, die Sache nicht auf die Spitze zu treiben, verhehlte nicht, daß ihm Zwingli's Lehre natürlicher und faßbarer erschien.

So war der Protestantismus nun nicht bloß über die Frage des Widerstandes gegen die kaiserliche Reaction ganz uneinig, er war auch innerlich entzweit; zwei Lager standen sich gegenüber, von denen im Augenblick ernster gemeinsamer Gefahr das eine vielleicht sagte: Was gehen uns die Andern an? Warten wir ab, wie die Dinge laufen.

Im Mai 1530 kam Karl V. nach Deutschland. Eben hatte er zu Bologna die letzte Hand gelegt an das Friedenswerk, welches der Neuordnung Italiens den Abschluß gab und zu Bologna seine Versöhnung mit dem Papste durch die feierliche Kaiserkrönung besiegelt (Febr.). Dort waren ohne Zweifel auch die letzten Verabredungen über Kirche und Ketzer getroffen worden. Darf man aus der allgemeinen Lage rathen, so waren Papst und Kaiser jedenfalls darüber einig, daß man die hartnäckig widerstrebenden Abtrünnigen dahin bringen müsse, in den Schoß der Kirche zurückzukehren. Dann aber schieden sich die Meinungen. Clemens VII. und seine Nachfolger dachten, dann sei genug geschehen. Die einzige Reform, für die sie Sinn und Verständniß hatten, war eben die Wiederherstellung der verlorenen Einheit ihrer Herrschaft, gleich-

viel mit welchen Mitteln. Karl V. aber meinte, sei das brüchige Gebäude äußerlich wieder zusammengeschweißt, dann müsse ihm die innere Festigkeit wieder gegeben werden durch ein allgemeines Concil, welches die berechtigten Ansprüche auf Kirchenreform verwirkliche. War so zu wählen, dann fand sich der Papst lieber in die Fortdauer der Ketzerei, in die Losreißung von einigen 100,000 Seelen, als daß er in eine Wiederholung der Conciliенstürme von Costnitz und Basel willigte, die gleich unheimlichen Gespenstern auf das Gedächtniß der Curie wirkten.

So kam der Augsburger Reichstag. Seit Jahrhunderten hatte Deutschland keinen so glänzend mehr gesehen. Das ganze deutsche Reich war noch einmal in seiner mittelalterlichen Pracht und Herrlichkeit erschienen. Und wie anders kam der Kaiser als damals, da er den Rhein herauf nach Worms zog. Noch kannte man ihn damals nur als den Enkel des Kaisers Maximilian, jetzt wußte die Welt von ihm zu erzählen, zwei Mal hatte er den Stolz des Siegers von Marignano gebeugt, Franz wie den Papst hatte er zum Bündniß genöthigt, überall hatten seine Feldherrn und Staatsmänner den Sieg davon getragen und der Glanz ihrer Thaten fiel auf ihn zurück. Daß er jetzt im Rausche solcher Erfolge glaubte, die deutschen Dinge zu schlichten, werde es nur eines Wortes bedürfen, nachdem sich Italien und Frankreich vor ihm gebeugt, das war begreiflich.

Mit ungewöhnlichem Prunke zog er in Augsburg ein. Er liebte sonst dergleichen nicht, dies Mal aber wollte er blenden, Freund und Feind sollten fühlen, daß er der Kaiser sei, im alten Sinne des Worts der Herr der Welt, der Vogt der Kirche, und als er feierlich eingeholt war von den Fürsten des Reichs, die ihm in voller Ergebenheit entgegen gezogen waren, da war sein Erstes, daß er die protestirenden Fürsten von Sachsen, Brandenburg, Lüneburg und Hessen vor sich kommen ließ.

In einer nicht unfreundlichen Form, aber doch in sehr bestimmtem Ton erklärte er ihnen durch seinen Bruder, die Duldung der Luther'schen Predigt und die Uebung der neuen gottesdienstlichen Formen müsse ein Ende nehmen, das Weitere werde sich finden. Er dachte nicht anders als es werde vollkommen genügen, dies Gebot auszusprechen; die Fürsten würden sich fügen, nachdem sich viel Größere als sie gefügt hatten.

Von einer Widersetzung aus politischen Gründen war denn auch nicht die Rede: bei der nächsten Generation stand es schon anders, diese aber war von jedem Verdachte frei, daß sie dem Kaiserhause nicht treu ergeben wäre.

Friedrich der Weise hatte in erster Reihe die Wahl Karls zum Kaiser durchgesetzt, sein Nachfolger Johann hatte so gut wie Philipp von Hessen sich gegen die Türken durch Eifer und Treue hervorgethan und der alte Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach war grau geworden im Dienste des Kaisers, den er stets mit der Unterwürfigkeit eines Lehensmannes als seinen obersten Herrn betrachtete. Nur die ernsteste Gewissensfrage konnte solche Männer zum Widerspruch gegen ihren Herrn und Kaiser bestimmen.

Einmüthig erklärten sie, so bestimmt wie er die Forderung gestellt, daß sie nicht gehorchen könnten, das seien Sachen des Gewissens und in Sachen des Gewissens gelte kein kaiserliches Machtwort. Der Landgraf Philipp begann sofort die Rechtfertigungslehre aus Augustin und dem Neuen Testament zu beweisen. Aber auf diesem Felde hatte der Kaiser wenig gearbeitet, ungeduldig und zornig fiel er ihm in's Wort und wiederholte seinen Befehl von Neuem. Da warf sich der alte Markgraf von Brandenburg vor ihm nieder und rief: „Eher laß ich meinen Kopf als Gottes Wort".

Das erschütterte den Kaiser auf's Tiefste. Die Antwort, die er gab, ist bekannt, sie zeugt davon, daß er vor dem Abgrunde zurückbebte, an den ihn dieser Weg führen konnte.

Dieser erste Sturm, von dem er gehofft hatte, daß er ausreichen werde, die Fürsten und die Städte einzuschüchtern, war also abgeschlagen, der Luther'sche Gottesdienst wurde in den sogenannten Quartieren der Fürsten und den „Herbergen" der reichen Patricier mit einer gewissen Feierlichkeit begangen, und als am Tage nach jenem Auftritt die Frohnleichnamsprocession gehalten wurde, lehnten die protestirenden Fürsten seine Einladung dazu ab. So wenig vermochte der Kaiser mit dem Gewichte seiner Erfolge und seiner persönlichen Gegenwart gegen die Bekenner der neuen Lehre auszurichten.

Nun verlangte der Kaiser, daß ihm die Gegensätze der beiden Lehren in Kürze dargelegt würden. Darauf war man im Kreise der verbündeten Fürsten gerüstet, seit dem Reichstagsausschreiben hatte man dazu vorgearbeitet, in kurzer Zeit war deshalb die Dar-

legung der Unterscheidungslehren niedergeschrieben, die alsbald (25. Juni 1530) dem Kaiser überreicht und später das Augsburger Bekenntniß genannt wurde.

In diesem Actenstück war der Gegensatz der neuen und alten Lehre so mild und leidenschaftslos als möglich entwickelt und die Rechtfertigung der ersteren so fein und gewandt auseinandergelegt, als man dies von einem Melanchthon nur immer erwarten konnte.

Es erfolgte eine Gegenschrift von der anderen Seite, aus dem Kreise der angesehensten katholischen Theologen, die mit ihren Fürsten herbeigekommen waren wie die protestantischen mit den ihrigen. Luther selbst war nicht zugegen; als Geächteter wollte er doch die Herausforderung nicht wagen, dort persönlich zu erscheinen, wo eben um die Giltigkeit des Achtsdecrets gestritten wurde, aber er war in Coburg und stand von hier aus mit den Seinen in eifrigem Briefwechsel.

Die Verhandlungen, die nun der Kaiser anstellte, führten zu keiner Aussöhnung; daran war außer dem sachlichen Widerstreit auch die seltsame Weise des Kaisers schuld, der vermitteln wollte und doch sich auf keine Erörterung der Gewissensfragen einließ, der weit weniger gewaltthätig dachte als seine geistlichen und weltlichen Rathgeber und doch als Schirmvogt der Kirche blinden Gehorsam forderte, dessen günstigstes Angebot am Ende das war: die Protestanten sollten sich dem Papst wieder unterwerfen — bis der Kaiser das längst versprochene Concil in Rom zu Stande gebracht haben würde!

Der Reichstagsabschied sprach dann in beleidigender Schärfe die Drohung aus, bis zum nächsten Frühjahr erhielten die Protestanten noch Bedenkzeit, ob sie gutwillig zurückkehren wollten, und der Kaiser fügte hinzu, nähmen sie diesen Abschied nicht an, so würde man ungesäumt die Ausrottung ihrer Sekte in's Auge fassen müssen.

Unter dem Eindruck dieser Drohungen traten die protestantischen Fürsten Weihnachten 1530 zu Schmalkalden zu einer vorläufigen Abrede zusammen, die zunächst ihr Verhalten gegenüber dem Reichskammergericht zum Gegenstande hatte, wenn dasselbe Schritte thun sollte, den Abschied von Augsburg zu vollstrecken, und aus der im März des folgenden Jahres das bewaffnete Schutzbündniß von Schmalkalden hervorgegangen ist.

Vorher schon hatte man sich mit Luther über die Frage des

nothgedrungenen Widerstandes endlich geeinigt. Nicht ohne Kampf verstand er sich zu der Ansicht, daß die Protestanten das Recht haben sollten, sich, angegriffen, ihrer Haut zu wehren.

Die auf das Frühjahr 1531 angekündigte Reichsexecution kam nicht. Hatte man im Juli und August 1530 sich bedacht, gegen die noch ungeeinigten Protestanten einzuschreiten, trotz des Rathes von Loysa, bei den Ketzern, „den Hunden handle es sich gar nicht darum, Seelen zu Gott zu bekehren, sondern darum, ihre Körper zum Gehorsam zu zwingen", so bedachte man sich jetzt noch mehr, gegen die geeinigten vorzugehen, da sich inzwischen auch die äußere Lage vollkommen geändert hatte.

Der Friede mit Frankreich zeigte sich mehr als unsicher, die Türken bereiteten sich vor, die Schmach von 1529 zu tilgen, im Westen und Osten waren die Erbfeinde Deutschlands und des Kaisers in Bewegung. Und hatte der Kaiser auch nur das Reich ganz zu seiner Verfügung, wenn er daran ging, die Protestanten abzustrafen?

Sein Lieblingswunsch, den Bruder Ferdinand zum deutschen König gewählt zu sehen, war selbst im katholischen Lager auf Widerspruch gestoßen, namentlich das baierische Haus, das sich selbst im Stillen auf diese Würde Hoffnung machte, sprach ängstlich von der Uebermacht der Habsburger und that nachher den ersten Schritt, dem schmalkaldischen Bunde Verständigung anzubieten.

So hatte Karl, wenn er den Kampf mit den Protestanten begann, nicht bloß die alten Feinde draußen, sondern auch die Auflehnung der katholischen Fürsten im eigenen Lager zu fürchten, oder mindestens keine Hilfe von ihnen zu erwarten.

Das Alles wirkte zusammen, ihn friedlich zu stimmen. Seit Sommer und Herbst 1531 trägt er sich ernstlich mit Gedanken an einen Waffenstillstand, die Verhandlungen werden eröffnet und führen, nachdem jede Aussicht geschwunden, sich mit den Türken friedlich abzufinden, am 23. Juli 1532 zu dem Nürnberger Religionsfrieden, bei dem Beide nachgegeben hatten, um gegen die Türken stark zu sein.

Das schönste Heer, das die Christenheit je mit geeinigten Mitteln zu Stande gebracht, trat den Türken entgegen, und diese wagten keinen entscheidenden Kampf; nach mehreren im Einzelnen erlittenen Niederlagen räumten sie das Feld wie 1529 ohne eigentliche Schlacht.

Zweiter Abschnitt.

Die Reformation in den übrigen germanischen Staaten:
Schweiz, Dänemark, Schweden, England.

§ 10.

Die Schweizerische Reformation. Ulrich Zwingli's früheste Lebensverhältnisse und Entwicklungsgang (1484—1519). Studium der Alten. Leutpriester in Glarus 1506—1516. Studium des N. Testaments. Predigt gegen das Reislaufen. Thätigkeit zu Maria Einsiedeln 1516—1518. Berufung nach Zürich. Die Reformation in Zürich 1519—1525. Zwingli's Predigten im großen Münster. Rathsbeschluß von 1520. Die 67 Artikel von 1523. Gang der Reformen. Das reformirte Zürich und die Schweiz 1526—1531.

Zwingli's früheste Lebensverhältnisse und Entwickelungsgang (1484—1519).

Ulrich Zwingli, der schweizerische Reformator, den wir jetzt näher zu betrachten haben, ist bei Gelegenheit des Marburger Religionsgesprächs berührt worden; dort wurde auch der mißtrauischen Abneigung gedacht, welche Luther persönlich gegen ihn hegte und die jede tiefere Verständigung zwischen Beiden ausschloß.

In der That waren sie nach Charakter, Herkunft und Bildungsgang so grundverschiedene Persönlichkeiten, wie sie nur je unter Geistesverwandten einander gegenübergetreten sind. Einer wie der Andere ist eines Bauern Sohn, aber die Eltern des Einen sind blutarm und bei all ihrem achtungswerthen Ehrgeize, aus ihrem talentvollen Knaben etwas Tüchtiges werden zu lassen, außer Stande, ihn ohne fremde Gutthat zu unterrichten, die Eltern des Andern sind wohlhabende, einflußreiche, angesehene Leute, deren Kinder keinen Brodreigen zu singen brauchten; Jener hat eine trübe, an bitteren Erfahrungen reiche Jugend, muß viel „sich drücken und schweigen still", Dieser wächst auf als das Kind des ersten Mannes im heimathlichen Dorfe, lernt früh sich in der vollen Unabhängigkeit eines jungen Republikaners aus gutem Hause fühlen und bewegen; Jenen führte seine mönchische Schwermuth in's Kloster, Dieser ist der Welt und dem Leben heiter zugewandt;

Jener wird ein Zögling der Mystiker und der Kirchenväter, Dieser ein Jünger der Humanisten und der Alten; Beide reißen sich von der Kirche los, aber der Eine unter Seelenkämpfen, die der Andere so nie gekannt hat, Luther, weil er kirchlicher war als die Kirche selber, Zwingli, weil er fast wie ein humanistischer Kritiker die echte mit der falschen Kirche verglich und ihren Widerspruch unversöhnlich fand.

Ulrich Zwingli ward am 1. Januar 1484 im toggenburger Lande, in Wildhaus, geboren als der Sohn des Ammanns der kleinen Gemeinde. So unscheinbar das Gemeinwesen war, seine Bewohner hatten einen tapfern, unabhängigen Sinn; unter dem gefürchteten Krummstab von St. Gallen hatten sie sich von allerlei drückenden Feudallasten freigemacht und Zwingli's Vater war dabei ihr muthiger Wortführer gewesen. Die derbe, naturwüchsige Weise, die nüchterne, praktische Verständigkeit, der muntere Witz schlichter Gebirgssöhne, wehte wie erfrischende Alpenluft durch das Haus, in dem der spätere Reformator aufgewachsen ist. Von dem mystischen Hang, der sich Luther so früh auf die Seele legte, ist ihm nie Etwas nahe getreten. Von dem Oheim, der Dekan in Wesen war, erhielt er den ersten Unterricht, dann kam er nach Basel und Bern, um die Elemente der klassischen Bildung sich anzueignen. In der freien Schweiz, diesem Verbindungsglied zwischen Italien und Oberdeutschland, hatten die humanistischen Studien zeitig Wurzel geschlagen und mit ihnen ein entschiedener kirchlicher Freisinn sich ausgebildet. Beides wirkte auf Zwingli's frühesten Bildungsgang bestimmend ein. Der begabte Gründer der klassischen Schule in der Schweiz, Heinrich Wölflin oder Lupulus, wie er sich nannte, war Zwingli's Lehrer in Bern und der muthige Theologe Thomas Wittenbach, der öffentlich zu lehren wagte: „das ganze Ablaßwesen ist eitel Blendwerk, Christus allein hat das Lösegeld für die Sünden der Menschheit geleistet" — ward sein Lehrer und Vorbild in Basel. Der wissenschaftliche und religiöse Geisteszustand der besseren Kreise war hier reif zu selbständigem unabhängigem Reformstreben und Zwingli hatte Recht, wenn er später seinen Anklägern entgegnete, alle Achtung vor Martin Luther, aber was wir mit ihm gemein haben, das war schon unsere Ueberzeugung, ehe wir seinen Namen kannten.

Fünfzehn Jahre alt war er (1499) auf die Hochschule nach

Wien gezogen, nachdem er eben vorher die Anträge von Berner Dominikanern, die einen Mönch aus ihm machen wollten, rundweg abgeschlagen. Wohlgebildet und geschult in allen humanistischen Fertigkeiten, der Kunst der neuen lateinischen Prosa und Poesie, kam er nach Basel zurück und dort wirkte Wittenbach so mächtig auf ihn ein, daß er beschloß, sich ganz der Theologie zu widmen. 1506 ist er Magister der freien Künste und noch in demselben Jahre erwählter Prediger der Gemeinde zu Glarus.

In Glarus hat er 10 Jahre lang unausgesetzt auf's Vielseitigste gewirkt und an sich selber gearbeitet; hier erst machte er die tieferen Studien, die der Ernst seines späteren Berufs erforderte und unter denen er selber zum Manne reifte, hier auch that er die ersten bewußteren Blicke in die großen nationalen und politischen Schäden seiner Heimath, deren Heilung ihm nicht minder als die Kirchenreform am Herzen lag. Merkwürdig ist, im scharfen Gegensatz zu Luther, der Weg, den seine Studien nahmen. Die Briefe seiner ersten Zeit sind die Briefe eines Humanisten, dessen Amt der Kirche, dessen Herz aber den großen Geistern des Alterthums gehört; er bestellt Ausgaben von Cicero, Sallust, Seneca, Valerius Maximus, Horaz, freut sich von ganzer Seele über die Schläge, die die Dunkelmänner in Wien, Basel und Paris von den humanistischen Freigeistern erhalten und unterweist in seinem Hause junge Landsleute in den neuen Studien mit einem Erfolge, dem ein Erasmus seine bewundernde Anerkennung nicht versagt. Mit dem Studium des Griechischen, das er erst hier ernstlich in Angriff nimmt, geht ihm eine neue Welt auf; mit brennendem Eifer wirft er sich auf die griechische Grammatik des Chrysoloras, „Nichts außer Gott", schreibt er einem Freunde, „solle ihn abhalten Griechisch zu erlernen, nicht leeren Ruhmes wegen, sondern um der heiligen Schrift willen".

Platon, Lucian, Homer, Pindar liest er mit Entzücken, das Neue Testament aber „damit er die Leer Christi aus irem eigenen Ursprung erlernen möchte" wie er sagt; die paulinischen Briefe schreibt er im Urtext ab, am Rande trägt er erklärende Bemerkungen ein — das Exemplar ist noch vorhanden — und lernt Wort für Wort auswendig. So kommt er auch an die verschüttete Quelle der Offenbarung, in der Luther als Mönch zu Erfurt endlich seinen Trost fand, aber nicht auf dem Umwege durch Scholastik, Mystiker und Kirchenväter, sondern unmittelbar aus der geist-

läuternden Schule der Alten. Am Texte der echten Ueberlieferung prüft er dann die Glaubenslehren älterer und jüngerer christlicher Denker, der gefeierten Kirchenlehrer wie der gelehrten Ketzer und so entstand ihm allmälig ein System unabhängig gewonnener Ueberzeugungen, auf dem der Reformator feste Sellung nehmen konnte.

Solche Geistliche waren damals in der Schweiz so selten wie überall. Bei einer Versammlung aller Dekane der Eidgenossenschaft fanden sich, wie Bullinger bezeugt, nicht mehr als drei, die in der Bibel zu Hause waren; alle übrigen bekannten, keiner von ihnen hätte das Neue Testament jemals ganz gelesen. Der Clerus war hier völlig versumpft, theils in Ueppigkeit, theils in Gleißnerei, die Predigt der Ungebildeten war Kanzelgeschwätz nach fremden Heften, die der Gebildeteren war trockene Scholastik.

Die innere Entfremdung Zwingli's gegen die alte Kirche zeigt sich bereits in dem Geiste und der Richtung seiner Predigten, aber bis es zu einem Bruch kommt, dauert es noch Jahre lang. Inzwischen zieht er zweimal mit seinen streitbaren Landsleuten als Feldprediger nach Italien; das erste Mal (1512) ist er Zeuge des Triumphzugs der Schweizer durch die Lombardei, das zweite Mal (1515) muß er mit erleben, wie das glänzendste Heer, das die Schweizer je für fremdes Geld ausrücken ließen, ein schmähliches Ende findet; wie die Einen, von den Franzosen bestochen, vor dem Feinde ihre Landsleute im Stich lassen, und die Anderen gespalten und entmuthigt bei Marignano auf's Haupt geschlagen werden. In den trostlosen Tagen vor der Schlacht redete der junge Feldprediger den Eidgenossen in's Gewissen, schalt über den Fluch der heimathlosen Reisläuferei, die Entartung der alten Zucht, den Verfall der schweizer Waffenehre.

Er hatte damit die unheilvollste Krankheit der Eidgenossenschaft berührt; das Land war ein Werbeplatz geworden für Kaiser, König, Papst bei ihrem unablässigen Kampf um die Lombardei. Städte, Dörfer, aber auch ganze Cantone mit ihren Behörden standen im Solde einer der fremden Mächte und lieferten die waffentüchtige Jugend gegen gutes Handgeld unter die fremden Fahnen; je nach der Größe des Angebotes der Parteien wechselte auch in der Eidgenossenschaft die Farbe, dieselben Leute schlugen sich heute für, morgen gegen dieselbe Sache: kurz es war ein unwürdiges Treiben, das Ehre und Treue der Eidgenossen zu

Grunde richtete, dessen jeder redliche Patriot sich in tiefster Seele schämen mußte.

Der Sache der Kirchenreform kam es übrigens zu Gute, daß die päpstliche Politik der schweizerischen Reisläufer nicht entbehren konnte; Jahre lang sah Rom dem Vorgehen der Neuerer zu und hoffte immer wieder auf gütlichen Ausgleich, nur um sich dieser Unterstützung nicht zu berauben.

Von 1516—1518 finden wir Zwingli als Leutpriester zu Maria-Einsiedeln, einer Abtei, die damals in den Händen eines sehr freisinnigen Mannes war, während der Ort selber mit seinem wunderthätigen Gnadenbilde in der St. Meinradszelle den Mittelpunkt eines rohen Aberglaubens bildete. Hier war es, wo Zwingli zuerst anfing das Evangelium zu predigen. Der neue Leutpriester wagte es, den Tausenden von Pilgern, die hier Heilung von Krankheit und Ablaß der Sünden suchten, von einer Sündenvergebung zu reden, die nicht durch Wallfahrten und eitle Gelübde, nicht durch Berührung heiliger Altäre und Gnadenbilder, sondern durch Besserung des Herzens und des Wandels, durch wahre Buße und sittliche Umkehr erworben werde. „Diese Auserwählten Gottes, zu deren Füßen ihr herströmt, sind sie wohl durch fremdes Verdienst in des Himmels Herrlichkeit eingegangen? Nein, durch Ausharren auf dem Fußsteige des Gesetzes, durch Unterwerfung unter des Höchsten Willen, durch eine todesverachtende Ergebenheit gegen ihren Erlöser. Ihres Wandels Heiligkeit bleibe euch Muster, tretet in ihre Fußstapfen; weder Gefahr noch Verführung lenke euch ab; auf solche Weise ehrt ihr euch würdig. Aber am Tage des Bedrängnisses setzet einzig auf Gott eure Zuversicht, auf ihn, der den Himmel und die Erde hervorrief. In der Todesstunde ruft einzig Jesum Christum an, der mit seinem Blute euch erkauft hat, ihn, den einzigen Mittler zwischen Gott und den Menschen".

Ungeheures Aufsehen machten diese Reden, die Altgläubigen schüttelten den Kopf, die Freisinnigen erkannten bereits ihren begabtesten Wortführer, sie ermuthigten ihn durch aufmunternde Schreiben und manche Verständigung für größere Plane wurde hier schon eingeleitet. Auch in Rom ward man aufmerksam und im August 1518 suchte ihn der Legat Pucci durch Schmeicheleien, Ehren und Vortheile in das Interesse der Curie zu verflechten. Zwingli stand noch auf dem Boden der Kirche, in deren Haus ja viele

Wohnungen waren und versuchte mit redlichem Eifer in ihrem eigenen Innern den Geist der Reformen zu wecken und gegen die ärgsten Mißbräuche die Kirchengewalt selber in Bewegung zu bringen. Erst als alle Ermahnungen fruchtlos geblieben waren, schritt er wie Luther zum offenen Bruch. Er hat selbst 1525 in einem Briefe an einen Freund Rechenschaft abgelegt von den vielen Vorstellungen, die er im Stillen bei Cardinälen, Bischöfen und Prälaten gemacht, „daß man die Mißbräuche abzuthuen anhebe oder sie würden mit großer Unruhe von selbst umfallen". Alles sei vergebens gewesen und er könne sich nun mit gutem Gewissen sagen, „daß ich niemals in Winkeln und wie die Diebe etwas fürgenommen, sondern allweg zeitig genug gewarnt und allen Menschen Antwort gegeben habe".

Die Kirche war schon auf einer Stufe des Wechselverderbes angekommen, wo die Scheidung von Brauch und Mißbrauch, Glauben und Aberglauben mindestens für alle die unausführbar geworden war, die vielleicht die Macht, aber nicht die Gesinnung dazu hatten; auch in der Schweiz fehlte das Aergerniß des Ablaßkrames nicht, den kein verständiger Mensch offen zu vertheidigen wagte und der doch wie ein unheilbarer Aussatz an dem Systeme haftete.

Die Reformation in Zürich 1519—1525.

Zwingli war Leutpriester in Zürich (seit 1519), als Tetzels schweizerischer Doppelgänger, Bernhardin Samson, von den Waldstätten aus seinen schamlosen Ablaßkram auch nach Zürich bringen wollte. Zwingli setzte bei der eben versammelten Tagsatzung durch, daß der freche Barfüßler aus der Schweiz ausgewiesen wurde und erlebte, — so ernstlich bemühte sich Rom noch, es nicht mit der Eidgenossenschaft zu verderben — daß ihn der bischöfliche Vicar darum brieflich belobte, weil er „den fremden Wolf von der Weide getrieben".

Seit Neujahr 1519 hielt Zwingli im großen Münster zu Zürich eine Reihe von Predigten über Auslegung des Evangeliums. Er behandelte Matthäus, die Apostelgeschichte, die paulinischen Briefe „in einfältiger Schweizersprache" und lehrte die Rechtfertigung durch den Glauben an den Heiland, wie er sie selber an der Quelle gelernt hatte. Dabei sprach er gegen „den Mißglauben, den Aberglauben, und die Gleißnerei", züchtigte die Laster der Einzelnen,

wie den Verfall der allgemeinen Sittenzucht, redete wider die Mißbräuche der Kirche, die Entartung der Cantone, ihre Ungerechtigkeit gegen die Schwachen und ihre Selbstwegwerfung an die Großen, klagte über den Sturz der eidgenössischen Freiheit und Ehre durch Parteienhader und Reislaufen, Pensionen und Bullen. Zwingli handhabte das Wort wie ein geborener Redner, seine Sprache war schlicht aber tief ergreifend, denn in ihr glühte eine tiefe Ueberzeugung, darum machte er einen unermeßlichen Eindruck auch bei denen, die seine Ansicht nicht theilten. Die Leute, denen er in ihr Innerstes traf, meinten, er deute mit Fingern auf sie; „frommer Mann, nimm dir's nicht an", pflegte er dann wohl tröstend zu sagen; „das ist ein rechter Prediger der Wahrheit, der wird sagen, wie die Sachen stehen", äußerten die, die seit Jahren der Kirche und der Predigt aus dem Wege gegangen waren und ein fahrender Schüler, wie der biedere Thomas Platter, meinte bei Zwingli's Predigt über Joh. X. „ich bin ein guter Hirte", ihm sei „als zöge ihn Einer bei dem Haar über sich".

Und eben jetzt bereitete sich wieder ein Krieg um das Herzogthum Mailand vor; wieder kam der französische „Kronensack", um in der Schweiz Reisläufer zu werben, alle Eidgenossen traten auf Franz I. Seite, nur Zürich lehnte alle Anträge ab, soviel hatte Zwingli durch seine kräftige Mahnung durchgesetzt (Mai 1521); als nun aber Gesandte des Papstes und Kaisers kamen und der Erstere auf Grund alter Verträge Mannschaften zum Schutze des Kirchenstaates verlangte, da unterlag er doch. Bei dieser Gelegenheit sprach er zum ersten Mal scharfe bittere Worte gegen Rom selber. Hier rührte sich eben sein reizbares Nationalgefühl und in dem Gift dieser Ausländerei sah er den Inbegriff aller Schäden seiner Heimath. „Ich wollte", sagte er u. A., „man hätte durch des Papstes Bundesbrief ein Loch gestoßen und seinem Boten auf den Rücken gehängt, ihn heimzutragen. Wenn sich im Lande ein Wolf blicken läßt, so läutet ihr Sturm, ihn zu verfolgen; aber den Wölfen, so des Menschen Leib und Seele verderben, wollt ihr nicht wehren. Wie billig tragen sie rothe Hüte und Mäntel. Schüttelt man sie, so fallen Dukaten und Kronen heraus; windet man sie aus, so rinnt das Blut eurer Söhne, Brüder, Väter und guten Freunde daraus".

Indeß schärfte sich auch die Verstimmung der Gegner Zwingli's,

politische und kirchliche Feinde fingen an auf den anderen Luther zu schelten, die Gemeinde, das Volk gegen ihn aufzuregen; es kam so weit, daß Zwingli kaum seines Lebens mehr sicher war, daß der Rath ihm eine Wache vor das Haus stellen mußte und, wenn er Abends ausging, eine Anzahl junger Männer als freiwillige Leibgarde ihn begleitete. Noch im Jahre 1520 verlangte der päpstliche Legat, daß Luthers Schriften in der Schweiz verbrannt, seine Anhänger ausgerottet würden; die Tagsatzung gehorchte und ließ, zumal in Luzern, Haussuchungen nach den verbotenen Büchern veranstalten. „Alles was kritzis, krätzis ist", sagte der Luzerner Rathsbote, „ist lutherisch und wird verbrannt". Mit diesen Worten nahm er die griechische Ausgabe des Neuen Testaments von Erasmus mit, um sie zu verbrennen.

Der Züricher Rath wußte dem Edict die Spitze abzubrechen; das Mandat, das er, scheinbar in Uebereinstimmung mit dem Beschluß der Tagsatzung noch im Jahre 1520 erließ, war der That nach eine Freigebung der geächteten Lehre. Er verordnete nämlich „daß alle Leutpriester, Seelsorger und Prädikanten insgemein frei, wie dieses auch die päpstlichen Rechte zugeben, die heiligen Evangelien und Episteln gleichförmig nach dem Geiste Gottes und der rechten göttlichen Schrift und neuen Testaments predigen und was sie mit gemeldeter Schrift erhalten und bewähren mögen, verkündigen und von anderen zufälligen Neuerungen und Satzungen schweigen sollen".

Auf Grund dieses Beschlusses konnte die Sache der Reform ungehemmten Fortgang nehmen. Hatten die Häupter der Kirche sich der Abstellung ärgerlicher Mißbräuche versagt, so fing damit jetzt die Gemeinde selber an, und bezeichnend für Geist und Richtung der schweizerischen Reformation ist wieder, daß man hier damit beginnt, das inhaltlos gewordene Außenwerk des Kirchenthums einzureißen, statt, wie Luther gethan, sogleich auf den Austrag der tiefsten Principienfrage des christlichen Glaubens zu dringen.

Kaum hatte Zwingli (März 1522) den Widersinn der Fastengebote dargethan, so fingen einige seiner Anhänger auch bereits an, die Verbote gewisser Speisen in der Fastenzeit als nicht mehr vorhanden anzusehen und zwar — das war im Grunde das Einzige, was man ihnen deshalb zum Vorwurf machen konnte — ohne sich einen Ablaß durch Buß- und Bullenbriefe u. dergl. da-

für zu kaufen. Darüber klagte der Weihbischof von Constanz bei dem Rath; Zwingli wurde vernommen und berief sich zur Beschämung des Gegners auf die klaren Worte des Apostels Paulus an Timotheus, „daß alle Creatur Gottes gut und Nichts verwerflich sei, was mit Danksagung empfangen durch das Wort Gottes und Gebet geheiligt sei". Die Predigt aber, die so großen Anstoß gegeben, gab er im Druck heraus; den Inhalt dieser seiner ersten Druckschrift kann man in den Worten zusammenfassen: „Summa, wilt du gern fasten, thu es; wilt du gern das Fleisch mit essen, iß es mit, laß mir aber daby den Christenmenschen fry".

Dem Geschrei, das die Mönche aller Orten darüber erhoben, machte ein Rathsbeschluß ein Ende, der noch unzweideutiger als der von 1520 die Predigt nach der Schrift, mit Ausschluß der scholastischen Erklärer, in Schutz nahm.

Zwingli fuhr fort in seinem Geiste zu predigen; das Unglück der Schweizer Reisläufer bei Bicocca gab ihm neuen Anlaß, die „lieben Ehrenleut von Schwyz" zu warnen „vor der fremden Herren Geld, das uns umbringen wird", und gegen die Altgläubigen ließ er im August 1522 eine neue ausführliche Schrift in 69 Artikeln ausgehen.

Nach dem Siege in der Sache der Fastenverbote erfolgte der Sturm gegen den Cölibat der Geistlichen. Welch furchtbare Unsittlichkeit das Eheverbot der Cleriker erzeugte, das lehren von vielen zwei Thatsachen, auf die sich Zwingli in seinem Sendschreiben an den Bischof von Constanz beruft, einmal, daß die Bischöfe förmliche Steuern von den Concubinen und unehelichen Kindern der Geistlichen erhoben und sodann, daß viele Schweizer Gemeinden nach altem Brauche, um des Hausfriedens und der Ehre ihrer Familien willen, dem neu angestellten Pfarrer zur Pflicht machten, „sich eine eigne Concubine im Hause zu halten".

Es that Noth, daß hier einmal offen und ehrlich geredet wurde und Zwingli that das Juli 1522 in einer von mehreren Gleichgesinnten unterzeichneten Bittschrift an den Constanzer Bischof und in einem zweiten Sendschreiben an die gleiche Adresse.

Trotz alledem machte der neue Papst Hadrian VI. noch einmal einen Versuch, auf den kühnen Schweizer begütigend einzuwirken oder wie dieser sich etwas derb ausdrückte, ihn „umzukuppeln", aber Zwingli trieb jetzt selber zu einer bündigen Entscheidung. Er bat den Züricher Rath um Veranstaltung einer öffentlichen Dis-

putation, um mit der Schrift in der Hand sich mit seinen Gegnern zu messen. Der Rath ging darauf ein und schrieb die Disputation auf den 23. Januar 1523 aus.

Vorher legte Zwingli in 67 Thesen ein vollständiges Glaubensbekenntniß nieder, das den Rahmen seiner gesammten Welt- und Religionsanschauung enthält. Als Grundzug macht sich hier schon geltend, was ihn so scharf von Luther unterscheidet, das Streben nämlich, von Kirchenthum und Glaubenslehre Alles auszuscheiden, was nicht durch den Schriftbeweis sich rechtfertigen läßt, und keineswegs wie Luther wollte, Alles das stehen zu lassen, was nicht geradezu dem Wortlaut der Bibel widerspricht.

Da heißt es gleich über das Evangelium: „Alle die irren und lästern Gott, welche dem Evangelium ohne die Bestätigung der Kirche keine Autorität zuschreiben“, von Jesus Christus als alleinigem „Wegführer und Hauptmann“ zur Seligkeit: „Wer eine andere Pforte sucht oder zeigt, ist ein Mörder der Seelen und ein Dieb“: vom Papstthum: „Christus ist der alleinige ewige Hohepriester, daraus wird ermessen, daß die, welche sich für Oberpriester ausgegeben haben, der Ehre und Gewalt Christi widerstreben und sie bei Seite stoßen“; über Kleidung der Geistlichen: „Gott ist nichts mißfälliger als Gleißnerei, daraus folgt, daß Alles, so sich vor den Menschen heilig stellt, eine schwere Gleißnerei und Verruchtheit ist. Damit fallen Kutten, Zeichen, Platten“; von Orden und Sekten: „Alle Menschen sind Brüder Christi und Brüder zu einander; daher sollen sie auf Erden keinen zum Vater aufwerfen. Damit fallen hin Sekten, Orden, Rotten“; vom Cölibat: „Wenn die Geistlichen empfinden, daß ihnen von Gott die Keuschheit versagt ist und sie heirathen nicht, so sündigen sie“; von der Obrigkeit: „Es giebt keine geistliche, sondern nur eine weltliche Obrigkeit, ihr gebührt der Gehorsam aller Christen ohne Ausnahme, wenn sie nicht gebietet, was wider Gott ist, thut sie das aber, so mag sie mit Gott entsetzt werden“; vom Fegfeuer: „Die wahre heilige Schrift kennt kein Fegfeuer nach dem Tode“; von Abstellung der Mißbräuche: „Die geistlichen Vorgesetzten sollen sich eilig demüthigen und das Kreuz Christi, nicht die Opferkasten aufrichten, oder ihr Untergang ist nahe. Die Axt steht am Baum“. Am Schlusse sagt er: „Niemand unternehme hier mit Sophisterei und Menschentand zu streiten, sondern komme mit der Schrift als

Richter, damit man die Wahrheit finde oder wenn sie, wie ich hoffe, bereits gefunden ist, sie behalte. Amen, das walte Gott".

Die Disputation nahm einen für Zwingli's Gegner höchst kläglichen Verlauf. 600 Menschen waren herbeigeströmt, um dem Religionsgespräch beizuwohnen. Zwingli hielt eine kleine Ansprache zur Eröffnung und schloß sie mit den Worten: „Nun wohl her im Namen Gottes, hier bin ich". Der bischöfliche Vicar, der nun das Wort ergriff, sprach von allem Möglichen, nur nicht von den Thesen Zwingli's, vertröstete auf ein Concil, auf das Urtheil der Bischöfe und Prälaten u. s. w. Er schwieg beharrlich, als er aufgefordert wurde, die Anklage auf Ketzerei aus der Schrift zu begründen, und der Züricher Rath konnte am Nachmittag des 29. Januar mit Fug und Recht verkünden, es sei, da Niemand sich erhoben habe, dem Magister U. Zwingli seinen Irrthum zu erweisen, sein ernstlicher Wille, daß derselbe „fortfahre, wie er bisher gethan, die heilige Lehre des Evangeliums und die Aussprüche der heiligen Schrift nach dem Geiste Gottes zu verkünden und zu predigen". Dasselbe solle von allen anderen Dienern des göttlichen Wortes gelten, und das Schmähen und Lästern bei hoher Strafe verboten sein.

Durch diesen Beschluß hatte sich Zürich von dem Bisthum Constanz losgerissen, die Gemeinde der Gläubigen hatte sich in den Besitz der Rechte gesetzt, welche Zwingli's Kirchenauffassung ihr zuschrieb, die geistliche Gewalt, welche er als eine rechtlose Anmaßung des Kirchenfürsten betrachtete, war damit thatsächlich durchbrochen und der Grundstein seiner Kirchenpolitik, die Machtvollkommenheit der Gemeinde war gelegt.

Und nun folgen sich Schlag auf Schlag die Umwandlungen, welche aus diesem Grundsatze herflossen: an Stelle der lateinischen tritt die Muttersprache in Gebeten, Tauf- und Trauformeln, das Einkommen von Stiftungen und Klöstern wird für Zwecke der niederen und höheren Schulbildung herangezogen, die Zellen der Mönche und der Nonnen werden geöffnet, die Priester gehen feierlich Ehen ein; auch Meßopfer und Bilderdienst sollten abgeschafft werden, als Einmischung erfolgte. Am 26. Januar 1524 faßte eine Tagsatzung zu Luzern einen Beschluß gegen die Reformen, im März des Jahres erschienen Boten der zwölf Orte vor dem Rathe zu Zürich und machten Vorstellungen; aber Zürich mit seinen Land-

gemeinden blieb fest und nahm seit Frühling 1524 einen neuen, noch entschlosseneren Anlauf. Die Messe, Processionen, das Frohnleichnamsfest und die Bilder wurden abgeschafft, die Reliquienschreine geöffnet und die Gebeine begraben, die Orgeln aus den Kirchen entfernt, das Todten- und Messengeläute, das Einsegnen von Palmen, Salz, Wasser, Asche, Kerzen und die letzte Oelung aufgehoben, und die Austheilung des heiligen Abendmahls unter beiderlei Gestalt am Gründonnerstag 1525 durch eine feierliche Communion der ganzen reformirten Gemeinde eingeweiht.

Das reformirte Zürich und die Schweiz. 1525—1531.

Ueber den wiederholten Versuchen der Altgläubigen, die ganze Eidgenossenschaft gegen die Züricher Ketzer aufzuregen, war diese selber in zwei Lager auseinander gefallen, hatte die Ketzerei, die man ausrotten wollte, außerhalb Zürichs vielfach Wurzel gefaßt und sich mit allen gährenden politischen und geistigen Gegensätzen verbündet. Das gebildete Bürgerthum in den größeren Städten Basel, Bern, Schaffhausen, St. Gallen, das durch freisinnige Prediger bearbeitete Landvolk in Appenzell, Glarus, Graubündten sträubte sich gegen die Vergewaltigung der neuen Lehre und nur in den fünf Urcantonen Luzern, Zug, Schwyz, Uri, Unterwalden, denen Freiburg und Wallis sich anschlossen, hielt die altgläubige Partei fest zusammen. In der Regel hatte die letztere ihren Sitz in den patricischen Oligarchien, deren Herrschaft und reichste Einkommensquellen versiegten, wenn die religiöse Demokratie durchdrang und die päpstlichen Gnaden und Pensionen ein Ende nahmen, während Alles, was in Stadt und Land demokratisch dachte, naturgemäß der Reform zuneigte. Die Richtung der Unterthanenlande oder gemeinen Herrschaften bestimmte sich wesentlich nach der der herrschenden Orte; im Thurgau, Rheinthal, Aargau und den freien Aemtern hatte durch den Einfluß von Zürich, St. Gallen, Bern, die Reformation das Uebergewicht, während in Sargans, Gaster, Utznach, Baden die Urcantone wenigstens überwogen, die welschen Vogteien aber (jetzt der Canton Tessin), so wie Veltlin, Bormio und Chiavenna nach kurzem Schwanken ganz bei der alten Kirche festgehalten wurden.

So floß hier überall Kirchliches und Politisches zusammen

und Zwingli's Stellung war darum von Hause aus eine ganz andere als die Luthers. Luther hielt sich streng innerhalb der Grenze rein kirchlicher Reform. Wie die deutschen Dinge einmal gestaltet waren, war das der bescheidenere zwar, aber auch der klügere Weg. In den kleineren Gemeinwesen der Schweiz war er gar nicht möglich.

In der Art, wie Zwingli diese Nothwendigkeit seiner Lage begriff, zeigt sich die hervorragende Ueberlegenheit seines Geistes. Wie er die Kirche auf den Grund der Gemeinde zurückgeführt, so hatte er es auch mit dem Staate vor, und nicht bloß mit dem einzelnen Gemeinwesen des Cantons, sondern mit dem großen Gemeinwesen der gesammten Eidgenossenschaft.

Er war der Erste, welcher den großen Gedanken hatte, den Schweizer Cantonen eine Gesammtverfassung zu geben, ähnlich der repräsentativen Demokratie, wie sie jetzt nach drei Jahrhunderten wirklich zum Siege gelangt ist, das unnatürliche Uebergewicht der kleinen Urcantone zu brechen, ihr Regiment aus den Vogteien herauszudrängen und den großen Cantonen die Stellung anzuweisen, die ihnen nach Ausdehnung, Macht, Vermögen, Bildung zukam. Die Gleichberechtigung, vermöge deren die fünf kleinen Urcantone auf der Tagsatzung durch Sitz und Stimme so viel bedeuteten als die großen Cantone, war politisch ein Widersinn. Erst in unseren Tagen ist damit für immer gebrochen worden, Zwingli war's, der diesen Gedanken, damals Vielen unverständlich, zuerst aufgestellt hat, er ist darum politisch wie kirchlich der größte Reformator, den die Schweiz je gehabt hat. Man kann sagen, in der modernen Verfassung der Schweiz, die vor zehn Jahren gegründet worden ist, haben Zwingli's Ideen endlich gesiegt.

Hier liegt einer der mächtigsten Hebel seiner Propaganda, aber auch die Hauptursache der Erbitterung seiner Gegner. Für die Urcantone handelte es sich um die gesammte Existenz, die Irrlehre war in ihren Augen zugleich Revolution und Aufruhr, der Kampf gegen die alte Kirche zugleich ein Kampf gegen das ganze herrschende Regiment, mit dem sie standen und fielen.

Ein entscheidendes Ereigniß war der Sieg, welchen in Bern die reformatorisch gesinnte demokratische Partei über die herrschende Oligarchie davon trug. Die religiösen Kämpfe hatten hier die Massen aufgerüttelt aus der Passivität des hergebrachten Gehorsams; bei den Wahlen von 1527 hatten die Reformirten die ge-

schlossene Oligarchie im großen Rathe gesprengt, die so umgewandelte Behörde forderte zurück, was ihr an Rechten seit zwanzig Jahren stillschweigend entzogen worden war und veranstaltete ein feierliches Religionsgespräch Neujahr 1528, bei dem die Zwinglische Lehre einen neuen großen Triumph davon trug; die Folgen davon waren nicht nur ein allgemeiner Sturm auf die Heiligenbilder und Gemälde der Kirchen, sondern auch eine vollkommene Staatsumwälzung: die beiden Räthe gingen von jetzt an, statt sich wie bisher vetterschaftlich selber zu ergänzen, aus dem allgemeinen Wahlrechte der reformirten Gemeinde hervor und der Schimpf der Pensionen, welche alle bisher mächtigen Familien mit Frankreich verknüpften, ward endlich abgethan.

Dieser Schlag hatte eine mächtige Rückwirkung. Die Verbereitung der neuen Lehre nahm einen neuen Aufschwung und die Gebirgsfeste der fünf Urcantone, wie geschützt auch nach innen ihre Lage war, ward jetzt von einem Sturm umfluthet, der ihre Stellung von Tag zu Tage unhaltbarer machte.

Die Urcantone lebten auch außerhalb ihrer Berge; sie hatten mit den anderen ihren Antheil an den gemeinen Herrschaften, die von Vögten mehrerer „Orte" zugleich oder gar im Turnus regiert wurden. Es gab Landschaften, wo Zürich, Bern mit Schwyz, Luzern, Zug zusammen regierte*). Die Einen hielten sich nach Zwingli's Lehre, die Anderen nach dem alten Stil, die Einen verfolgten, was den Anderen heilig war, da gab es hundertfältigen Anlaß zu Streit und Hader herüber und hinüber. Ein so complicirtes Staatswesen wie diese alte Schweiz mit ihren herrschenden „Orten", ihren „zugewandten" und „unterthänigen" Landschaften mußte aus den Fugen gehen, wenn nicht von beiden Parteien eine entschieden siegte oder eine Grenze zwischen ihnen zu ziehen unmöglich war.

Die Partei der bedrängten Urcantone griff zu verzweifelten Mitteln gewaltthätiger Abwehr: schon 1526 war ein reformirter Prediger öffentlich verbrannt worden, zum Zeichen, daß das auf wenige Tage später von ihnen ausgeschriebene Badener Religionsgespräch nur ein großes Ketzergericht sein sollte; dies Verfahren griff jetzt in großem Maßstabe um sich, reformirte Prediger und

*) So gehörte Thurgau in Verwaltungssachen sieben, in Gerichtssachen zehn Orten an; im Rheinthal herrschten neben den fünf Orten noch Zürich, Glarus, Appenzell.

ihre Anhänger wurden mit Geldstrafen, Kerker, Auspeitschung, Verstümmelung, Hinrichtung unbarmherzig heimgesucht, so weit ihr Einfluß reichte; die reformirten Cantone befleckten sich nicht mit Gewaltthaten gegen Personen, aber fast jeder Sieg ihrer Anhänger war durch Bildersturm gegen die Kirchen bezeichnet.

Unter solchen Reibungen bereitet sich der entscheidende Kampf vor. Schon 1529 droht er auszubrechen und die Urcantone haben sich dazu des Bündnisses mit dem Hause Habsburg versichert, in der erklärlichen Hoffnung, was der Kaiser im Reiche durchführen wolle, werde ihm auch in der Schweiz gelingen. Die Reformirten dagegen haben ihren Rückhalt an den Gleichgesinnten unter den oberdeutschen Ständen, Constanz, Ulm, Augsburg, Nürnberg und Philipp von Hessen.

Im Juni 1529 standen sich beide Theile schlachtgerüstet gegenüber. Zwingli dachte über das Recht bewaffneter Nothwehr von Anfang anders als Luther, da er sich zum ersten Male darüber entscheiden sollte. „Du kennst diese Leute nicht", antwortete er den Warnungen seines Freundes Oecolampadius. „Ich sehe das Schwert schon gezückt und werde thun, was eines treuen Wächters Pflicht ist". Der Friede, dessen die neue Lehre bedurfte — das sah er klar — war nicht ohne Krieg zu haben; darum wollte er den Krieg rasch im günstigen Augenblicke mit einem wohlgezielten Schlage entschieden wissen und, ein streitbarer Alpensohn wie er war, zog er selber, zu Pferde und die Hellebarde im Arm, mit den Seinen an die Grenze, um den schlecht gerüsteten Gegner niederschlagen zu helfen.

Es kam nicht zum Krieg. Der Landammann Aebli von Glarus trat den Zürichern in den Weg, als sie eben über die Grenze rücken wollten, und brachte sie durch seine Vorstellungen zur Umkehr. Zwingli sagte ihm: „Gevatter Ammann! Du wirst dessen vor Gott noch Rechenschaft geben. Unsere Gegner haben Dich mit glatten Worten betrogen. Dieweil sie im Sack und ungerüstet sind, glaubst Du ihnen und scheidest; hernach aber, wenn sie gerüstet sind, werden sie unser nicht schonen und Niemand wird dann scheiden".

In der That muß die Kriegsmacht der Züricher trotz des mangelhaften Zuzugs der Bundesgenossen und der geringen Kriegslust Berns in diesem Augenblick eine ganz überlegene gewesen sein, denn der „Landfrieden", zu dem sich am 25. Juni 1529 zu Cap=

pel die fünf Cantone bequemten, war das Eingeständniß einer vollständigen Niederlage ihrer Sache.

Da Gottes Wort und der Glaube nicht Dinge sind, heißt es hier, wozu man die Menschen zwingen darf, so soll es auf beiden Seiten nach freiem Ermessen gehalten werden und in den gemeinen Herrschaften die Mehrheit der Kirchgemeinde über Abschaffung oder Beibehaltung der Messe und anderer Gebräuche bestimmen. Die fünf Orte heben ihr Bündniß mit Herzog Ferdinand auf, bezahlen die Kriegskosten, erhalten den Rath, die fremden Jahrgelder abzuschaffen und die Drohung, jede Verletzung dieses Abkommens werde eine „neue Sperre von Frucht und Kauf" zur Folge haben.

Hätte man sich in der großen Streitfrage auf die bloß religiöse Seite beschränken können, so war auf Grundlage dieses Landfriedens ein dauerhafter Sieg der Reformirten nicht zweifelhaft, aber das ging hier nicht und Zwingli selber war seinem Wesen nach am allerwenigsten zu einer solchen Trennung des Kirchlichen vom Politischen geneigt. So trat unter den Elementen, die religiös einig waren, jetzt nach dem Siege ein politisches Zerwürfniß ein. Bern und Zürich hatten einen Weg in Sachen der Kirchenreform, aber sie gingen auseinander, wenn es galt, der Schweiz eine andere Bundesverfassung mit einem neuen Vorort zu geben, da wollte keine Stadt der andern weichen. Drei Jahrhunderte hat es gedauert, bis dieser Streit ausgetragen war, als Zürich in unseren Tagen — und auch da nicht ohne lauten Schmerzensschrei — sich darein fügte, daß der Sitz der Bundesregierung nach Bern verlegt ward. Damals aber war der Streit um den Vorrang um so schwerer auszugleichen, als Zürich, das Zwingli besaß und dort seine Lehre zuerst zur Geltung gebracht, die Führerrolle in der Sache der Kirchenreform vor seinem Nebenbuhler voraus hatte.

Der Friede von Cappel führte bald zu neuem Streit. Beide Theile klagten gegen einander und beide hatten Recht. Die Urcantone beschwerten sich, daß in den Vogteien mit gemischtem Regiment Zürich und Bern nach Kräften der neuen Lehre Sieg und Fortgang zu schaffen suchten, daß in zweifelhaften Fällen der Druck der größeren Macht Alles entscheide, daß in jeder Gebietsstreitigkeit die religiöse Frage zu ihren Ungunsten geltend gemacht werde und daß die Rechte des neugewählten Fürst-Abts von St. Gallen, der selber flüchtig in der Fremde umherirre, schmählich mißachtet würden.

Zürich und Bern dagegen klagten, die Urcantone achteten die Hauptpunkte des Landfriedens nicht, die neue Lehre habe nirgend die Freiheit, die ihr vertragsmäßig zugesagt worden, wer von den Reformirten sich in ihrem mittelbaren oder unmittelbaren Bereiche blicken lasse und predigen wolle, werde eingekerkert, verfolgt, ja hingerichtet, man behandele ihre Mitbekenner wie Landesfeinde und schüre den Haß durch Schmähschriften und Lästerungen aller Art.

Beides war richtig und, wie die Dinge lagen, gleich erklärlich.

Schon 1530 sah es wieder sehr ernsthaft aus und das war dieselbe Zeit, wo in Augsburg die Explosion nahe schien. Der Ausbruch wurde noch verhütet, aber auf die Dauer war der Zustand unhaltbar. Frühjahr 1531 trugen die Züricher auf Krieg gegen die Urcantone an, aber bei den Verbündeten drangen sie nicht durch; auf dem Städtetag zu Aarau (15. Mai desselben Jahres) entschloß man sich vielmehr zu einer verhängnißvollen Halbheit, man beschloß gegen Zwingli's wohlbegründete Warnungen eine Lebensmittelsperre gegen die armen Bergcantone, reizte sie dadurch auf's Aeußerste und that doch Nichts, sich eine wirkliche Entscheidung zu sichern.

Wären Bern und Zürich einig gewesen, so würden sie, unterstützt von den reformirten Bundesgenossen, keiner großen Anstrengung bedurft haben, die weit minder mächtigen Urcantone zu Boden zu schlagen. Aber der Sondergeist, hier so mächtig wie in Deutschland, störte auch hier die Einheit und das benutzten die Urcantone mit Geschick. Zwingli hatte richtig gesagt: „Habt ihr das Recht, die fünf Orte auszuhungern, so habt ihr auch das Recht, sie anzugreifen. Aus Schwäche versäumt ihr dieses; gereizt, mit dem Muthe der Verzweiflung werden sie es thun".

In den ersten Octobertagen hatten die Urcantone unter der Hand ein kleines Heer gesammelt, an tüchtigen Soldaten fehlte es nicht, ebenso wenig an den Cadres für ein rasches Aufgebot und um über einen der Verbündeten, ehe Hilfe kam, herzufallen, war ihre Mannschaft zahlreich genug.

Die Züricher waren vollständig überrascht, als die Fähnlein der Urcantone über den See herauffuhren; kaum hatten sie Zeit, eine nothdürftige Rüstung auf die Beine zu bringen. Auf der Höhe des Albis sammelten sich langsam und schwerfällig die Schaaren der Züricher, während unten bei Cappel die Vorhut be-

reits im Kampfe stand. Zwingli selber war dabei und feuerte den Muth der Seinen an. Sie waren höchstens 2000 Mann gegen einen vierfach überlegenen Feind.

So kam es am 11. October zu jener Schlacht bei Cappel, in der die Züricher nach tapferem, lange schwankendem Kampfe endlich dem überlegenen Gegner erlagen. Das war eine wichtige Entscheidung auf lange hin. Zwingli selbst fiel im Getümmel der Streitenden. Das ist auch ein bezeichnender Gegensatz zu Luther, der Nichts von Waffengewalt wissen wollte und dessen letztes Wort war: „Haltet Frieden“. Es sind das zwei verschiedene Weltanschauungen, deren jede an ihrem Orte ihr Recht hat, und die nicht aneinander gemessen werden dürfen.

Der zweite Cappeler Landfriede vom 20. Novbr. 1531 war den Reformirten ungünstig genug, sie mußten jetzt dasselbe leisten, was die Urcantone im ersten Landfrieden, die Kriegskosten bezahlen und ihre Bündnisse mit auswärtigen Mächten aufgeben.

Andrerseits sollte die Glaubensscheidung der Cantone bleiben wie sie war, und in den gemeinen Vogteien die Mehrheit jeder Gemeinde über den Glauben und die Vertheilung der Kirchengüter entscheiden.

Hier also wie in Deutschland wird die Sache den einzelnen Staatsgewalten überlassen. Der Protestantismus war nicht verdrängt, die Ueberwältigung des Katholicismus war verhindert, beide Theile mußten suchen, sich ferner friedlich zu vertragen.

In der Schweiz wie in Deutschland fehlt es an einer zusammenhaltenden Macht, um die Religionsfrage in einer bestimmten Richtung endgiltig zu entscheiden und der Reform wie der Kirche die Einheit zu wahren. Von den streitenden Gewalten ist keine stark genug, die andere niederzuwerfen, und so bleibt das Ergebniß hier wie dort der Dualismus der Kirchen und Bekenntnisse.

An die Thätigkeit Zwingli's knüpft sich ein weltgeschichtliches Princip der Kirchenverfassung: die Machtvollkommenheit der Gemeinde. Entschiedener als Luther hat Zwingli mit dem Außenwerk des alten Kirchenthums gebrochen, durch dieses Princip aber hat er der Welt einen Anstoß gegeben, der von unerschöpflicher Fruchtbarkeit geworden ist und, wie wir noch sehen werden, nicht bloß für das kirchliche, sondern auch für das staatliche und gesellschaftliche Leben.

---

§ 11.

Dänemark. Die Zeit von der Calmarer Union (1397) bis zur Reformation. — Die Stellung des dänischen Königthums. — Christians II. (1513—1523) Charakter und Politik. — Verwicklung mit Schweden. — Das Blutbad von Stockholm (Nov. 1520). — Reformanläufe in Dänemark. — Aufstand des Adels. — Wahl Friedrichs I. (April 1523—1533). — Dessen Politik nach Außen und Innen. — Der Reichstag zu Odensee (1527) und die Duldung der neuen Lehre. — Vollständiger Sieg der Reformation unter Christian III. (1534—1559).

In den skandinavischen Staaten begegnet uns ein Schauspiel vollkommen abweichend von der Entwicklung der deutschen und der schweizerischen Reformation. Was wir bis daher entweder ohne oder gegen hergebrachte monarchische Ordnungen auftreten sahen, das wird hier im Norden von vornherein eine Waffe in der Hand der Monarchie selbst, mit Hilfe der Reformation stellt diese ihre Allmacht her und während bei uns über der Kirchenreform die seit lange hinfällige Weltstellung des Reichs vollends zu Ende geht, bezeichnet dieselbe Umwälzung für den skandinavischen Norden den Beginn seines weltgeschichtlichen Daseins.

Im Zeitalter der beginnenden Reformation liegen die skandinavischen Dinge in einem seltsamen, ausweglosen Wirrwarr, der Anfangs kaum zu lösen scheint.

Im Jahre 1397 war hier der große Gedanke zum Vollzuge gekommen, die skandinavischen Stammverwandten nur als Schattirungen eines Volkes zu betrachten und die drei Reiche zu einem einzigen zu vereinigen: das war die berühmte Union zu Calmar, welche unter Königin Margaretha zu Stande kam.

Es giebt Ideen, die sehr gesund und naturgemäß sind, und dennoch scheitern, weil sie entweder zu früh oder zu spät kommen. Die Richtigkeit jener Unionsidee ist heute außer allem Zweifel. Gegenwärtig besteht in Dänemark, Schweden und Norwegen eine

weitverzweigte Partei, welche rührig an der Gründung eines skandinavischen Gesammtstaates arbeitet. Schweden ist durch den Verlust seiner östlichen Länder, in denen jetzt Rußland steht, aus seiner einstigen Großmachtstellung für immer hinausgeworfen und auf eine Verstärkung durch die nächsten stammverwandten Elemente naturgemäß hingewiesen; Dänemark ist im Hinwelken, seine alte Colonial- und Seemacht ist unhaltbar, eine Scheidung des deutschen und dänischen Elements unvermeidlich geworden und so erscheint auch hier der Gedanke wohl begreiflich, den eine Partei verfolgt, wenn sie sagt: Laßt den Deutschen das Land bis zur Eider, was dann bleibt, sei die dänische Provinz von Skandinavien.

Damals war das anders. Die skandinavische Union war etwas ganz Dynastisches und hatte in den Völkern keinen Boden, während heute die Völker dahin neigen und die Fürsten widerstreben. Die Gegensätze unter den Bruderstämmen waren viel schroffer, und das Bedürfniß gegenseitiger Anlehnung viel geringer als heutzutage. In Dänemark wie in Schweden fühlte man sich mächtig genug, um entweder allein zu stehen, oder die Andern als Unterthanen beherrschen zu können; war der Unionskönig in Dänemark gewählt, so hatte er in Schweden thatsächlich Nichts zu sagen, war er in Schweden gewählt, so war er in Dänemark machtlos.

So führten die Bundeskönige seit 1397 dem Namen nach die Herrschaft über die drei Königreiche, aber zu zwei Drittheilen war ihr Reich in partibus infidelium.

Außer dem Widerstreben der Völker gegeneinander stand der Einigung auch die Ohnmacht der monarchischen Gewalt entgegen, welche durch starke aristokratische Gegengewichte hier mehr beschränkt war als irgendwo anders. Die Souveränetät der monarchischen Staatsmacht hat doch nur bei den romanischen Nationen Wurzel geschlagen, bei den germanischen hat es unsägliche Mühe gekostet, auch nur ein Wahlkönigthum durchzusetzen, und wie sich gegen dieses die deutschen Kurfürsten durch Wahlcapitulationen zu verwahren pflegten, so thaten dies im Norden eine mächtige Kirche und ein mächtiger Adel durch eine sogenannte „Handfeste".

Die Handfeste, welche in Dänemark die ersten Könige aus dem oldenburger Hause beschwören mußten, verurtheilte diese zu völliger Machtlosigkeit. Nichts durfte der Fürst thun ohne Anhörung seiner Reichsräthe und diese hatten jede Anstellung, selbst

die im Hofstaat und im Hofgesinde des Königs zu vergeben. In Bestimmung über Krieg und Frieden, Ausschreibung von Steuern, Verpfändung von Gütern, war er an den Reichsrath gebunden; Adel und Kirche haben ihren eigenen Gerichtsstand, frei gewordene Lehen fallen an den Adel zurück, der Adel hat Steuerfreiheit, Fehderecht: kurz es war eine mehr als deutsche „Libertät".

Der König hatte also in seinen Landen gegen sich einmal den Widerstand der Nationen untereinander, wie denn verwandte Völker, einmal entzweit, sich bitterer hassen als nicht verwandte, sodann einen grundbesitzenden Adel und eine stolze gewaltige Kirche, beide von unermeßlichem Reichthum. In dieser doppelt beengten Lage schafft sich das Königthum Luft durch kluge Benutzung der Reformation, mit ihrer Hilfe wirft es sich zunächst auf den einen der Gegner, die Kirche, schleudert ihn zu Boden und ist nun stark genug, dem Adel die Wage zu halten.

Dänemark war noch immer der Mittelpunkt der nordischen Reiche, sein König der Unionskönig, und hier waren seit der Mitte des 15. Jahrhunderts die Grafen von Oldenburg auf den Thron gelangt. Man hatte bisher aus verschiedenen deutschen Fürstenhäusern gewählt, so 1412 Erich VII. von Pommern, 1440 Christoph III. von Baiern, jetzt hatten die Dänen den klugen Gedanken, den angesehenen Herzog Adolf von Holstein und Schleswig zu wählen, um dadurch zugleich die beiden Herzogthümer mit Dänemark in eine Art Personalunion zu bringen.

Adolf lehnte für sich ab, aber er war doch zu sehr Fürst, um nicht dafür seinen Verwandten Christian I. von Oldenburg auf den dänischen Thron zu bringen (1448—1481).

So wurde beim Tode Adolfs jene verhängnißvolle Personalunion Dänemarks und der Herzogthümer, die Adolf vermeiden wollte, dennoch wieder eingeführt. Von jener Zeit stammen die unaufhörlichen Streitigkeiten her um das Recht der Herzogthümer, das immer wieder verletzt und in Frage gestellt wird, obgleich es durch die klarsten Urkunden verbrieft ist.

Auf Christian I. folgt von seinen Söhnen Johann I. (1481—1513) auf dem dänischen Thron, Friedrich in den Herzogthümern, des Ersteren Sohn König Christian II. (1513—1523) fällt gerade in das Zeitalter der Reformation und er ist es, der den Versuch macht, gestützt auf die kirchliche Neuerung, eine Königsmacht von

möglichst ausgedehntem Umfang zu gründen. Daß der Versuch mißlungen ist, erklärt sich aus der Art seines Verfahrens und den Schwächen seiner Natur.

Christian II. hatte die Wahl von seinem Vater Johann geerbt, sein Oheim Friedrich I., später sein Nachfolger auf dem dänischen Thron, hatte die Herzogthümer erhalten. In Schweden regierten seit lange angesehene Adelige, die beiden Sture, die sich nur Statthalter nannten, aber mächtiger waren als der König, und auf Norwegen war der Einfluß des dänischen Königs nicht größer als hier. Hierzu kam die wirthschaftliche Abhängigkeit von der seebeherrschenden Hansa und eine Handfeste, die für diesen Fürsten, seiner unbändigen leidenschaftlichen Natur wegen, ganz besonders strenge ausgefallen war. Aus dieser auf allen Seiten beengten und demüthigenden Lage sucht der unternehmende Fürst einen Ausweg; er will die Macht der beiden Aristokratien, die ihn beschränken, niederwerfen und von Dänemark aus Schweden beherrschen, indem er eine Nation durch die andere in Schach hält.

König Christian II. gehörte zu den Persönlichkeiten, denen es nicht an einer gewissen Einsicht und Kenntniß der Verhältnisse, wohl aber an jener reifen Charakterdurchbildung fehlt, die für große politische Unternehmungen unerläßlich ist. Er hatte unzweifelhaft Anlagen nicht gewöhnlicher Art, aber eine Erziehung, die sie auf rechte Weise gepflegt und gezügelt hätte, war ihm nicht zu Theil geworden, vor Allem sein wildes, jähes Temperament war ohne jedes heilsame innere Gegengewicht geblieben. Er war mehr verwegen als muthig, mehr kühn im Anlauf als ausdauernd in der Durchführung. Er konnte die gefährlichsten Dinge wagen, aber in der Gefahr auszuharren vermochte er nicht. Dabei war er außer Stande, Widerspruch oder gar Widerstand zu ertragen, ohne sittliche Scheu und politisches Gewissen, frivol, treulos durch und durch, und darum fielen zuletzt alle Parteien mit Recht von ihm ab. Sein Leben war nichts weniger als musterhaft. Von Holland hatte er eine Geliebte mitgebracht, die persönlich anmuthig, liebenswürdig und harmlos war und halb ernst halb spöttisch „Täubchen" (Düveke) genannt wurde. Aber sie brachte durch ihre Mutter einen neuen Einfluß in die Regierung herein und dieser war gründlich verhaßt.

Frau Sigbritt, eine heruntergekommene Holländerin, war von

zügellosem Ehrgeiz und gefiel sich in der Rolle einer Beherrscherin des jungen Königs. Sie brachte den ganzen friesischen Haß gegen die hohe Aristokratie, das heiße demokratische Blut der Friesen mit. Fortwährend malte sie dem jungen König, wie man in Holland einen solchen Adel nicht kenne, der 3/4 des Grundbesitzes in Händen habe, den Bürger und Bauer in schimpflicher Unterthänigkeit halte und den König selber in schmähliche Fesseln schlage.

So trug sich Christian früh mit Gedanken an eine neue Ordnung, welche den unterdrückten Ständen, dem Bürgerthum, dem Handel und Verkehr eine bisher unmögliche Freiheit der Bewegung erwerben, und der ausschließlichen Vorherrschaft von Adel und Kirchenthum ein Ende machen sollte. Mitten in den ersten Bemühungen dieser Art starb die Geliebte des Königs (1517) unter Symptomen gewaltsamer Beseitigung. Des Königs Gemüth verdüsterte sich noch mehr, er beging Thaten wilder Leidenschaft und Rachsucht gegen vornehme Dänen, die er in Verdacht hatte und obwohl ihn eine Hofpartei glauben zu machen gewußt, sie sei ihm untreu gewesen, steigerte der Fall doch seinen Menschenhaß nach allen Seiten.

Da brach die reformatorische Bewegung aus und Christian ging daran, wenn auch zunächst ohne Berührung mit derselben, die skandinavischen Dinge umzugestalten.

Sein erster Gedanke war, die Nationalitäten gegen einander zu hetzen und eine durch die andere zu beherrschen. Das war ein wiederholt gebrauchtes Mittel, denn der Schwede und Däne haßten sich gründlich. Zunächst dachte er, den Dänenhaß in Pacht zu nehmen gegen die Schweden, dadurch diese zu unterwerfen und dann hier einmal Sieger, sich der Aristokratie in Dänemark zu entledigen.

In Schweden war das Unionskönigthum vollkommen machtlos und aus den angesehensten Adligen hatte sich allmälig eine Art Reichsverweserschaft gebildet, der zum wirklichen Königthum nichts als der Name fehlte. Die Sture hatten diese Stelle mit Erfolg und Ehren bekleidet, aber wie bei jedem Aristokratenregiment die eine Familie, welche alle Macht besitzt, die andern Familien gegen sich hat, so ging es auch hier, zumal der ganze hohe Clerus war gegen die Sture. Ihr Regiment verstieß gegen die Solidarität der beiden Adelskörperschaften und ging namentlich darauf aus,

den Druck der Kirche auf den kleinen Mann zu mildern. Das hatte den Grund gelegt zu der erbitterten Spaltung, in die sich jetzt Christian II. einmischen wollte.

Der Erzbischof von Upsala, Gustav Trolle, stand dem Reichsverweser in offener Feindschaft gegenüber: die Partei des Letzteren wollte Auflösung der Calmarer Union, die des Ersteren hielt an Dänemark fest, im November 1517 hatten sich Beide auf einer Ständeversammlung zu Stockholm mit einander gemessen, der Erzbischof war unterlegen und abgesetzt worden.

Im Januar 1518 landete Christian in Schweden, hoffend, das Zerwürfniß zwischen Trolle und Sture werde ihm Gelegenheit geben, die beiden Aristokratien gegen einander zu brauchen und aufzureiben. Aber das gelang ihm nicht. Obwohl rechtlich der König auch von Schweden, kam er nicht einmal nach Stockholm herein. Der ganze Anschlag mißglückte und seine einzige Beute waren die Geiseln, die ihm für die Sicherheit des Abzugs gewährt worden waren und die er, statt sie zurückzugeben, widerrechtlich als Gefangene mit fortführte. Unter diesen Geiseln war der nachherige König Gustav Wasa.

Bei einem zweiten Unternehmen sollte er glücklicher sein. Er sucht Hilfe bei den burgundischen Verwandten, dem Hause Habsburg, ja selbst bei dessen Gegner, Franz I., stellt ihnen vor, es handele sich hier um die Sache aller Könige und bringt ein stattliches Heer von deutschen und französischen Söldnern zusammen.

So bricht er im Januar 1520 in Westgothland ein, schlägt die Schweden, unterwirft den Süden des Reichs und zieht in Stockholm ein, nachdem der schwedische Adel, der, mit dem Tode Sten Stures, Haupt und Leitung verloren, im März zu Upsala eine Capitulation eingegangen war.

Die erste der Bedingungen, die der König eidlich zu halten gelobt, lautete auf völlige Straflosigkeit aller Derer, die gegen ihn gefochten hatten. Erst auf dies Versprechen hin war ihm Stockholm geöffnet. Nun aber trat die tiefe Treulosigkeit seiner Natur hervor; die zugesicherte Amnestie sollte ihn nicht abhalten, die Häupter des schwedischen Adels blutig zu treffen und eine scheußliche Sophistik war bereit, ihn seines gegebenen Wortes zu entbinden. In dem Streite zwischen Sten Sture und Gustav Trolle hatte dieser einen päpstlichen Bannstrahl gegen die Partei des Ersteren

erwirkt, der König von Dänemark war als Vollstrecker des Bannes bezeichnet worden und dies sollte jetzt die Handhabe des Eidbruchs werden. An der Seite des Königs stand als Rathgeber ein gewissenloser Abenteurer, den die Sigbritt aus der tiefsten Hefe emporgebracht hatte, Namens Dietrich Slaphök; der machte Christian klar, den Eid habe er als König von Dänemark zu Gunsten seiner Gegner geleistet, aber als Vollstrecker des päpstlichen Bannes sei er zur Schonung der vom Papste Geächteten nicht verbunden, und unter den mancherlei Vorschlägen, die dem rachsüchtigen Fürsten gemacht wurden, erschien ihm dieser als der einleuchtendste.

Am 4. November 1520 hatte er sich feierlich krönen lassen, die nächsten Tage vergingen unter allerlei Lustbarkeiten, am 7. begann er bereits die offenen Feindseligkeiten gegen Angehörige und Partei der Sture's und am 8. November wurden die barbarischen Hinrichtungen der angesehensten Häupter der Geistlichkeit, des Adels und der Bürgerschaft eröffnet, welche der Geschichte unter dem Namen das Blutbad von Stockholm bekannt sind und bei den Schweden einen unbeschreiblichen, bis heute nicht getilgten, Dänenhaß gesäet haben.

Christian glaubte, die Massen würden sich freuen über das Schicksal ihrer adeligen Bedrücker, aber er täuschte sich, durch ganz Schweden ging nur ein Gefühl der tiefsten Entrüstung, man fragte nicht nach Parteien und Privilegien, es genügte, daß es Schweden waren, die der verhaßte Däne durch einen Frevel ohne Gleichen auf's Schaffot geliefert. Der Widerhall dieser That war in Europa gewaltig und nicht zum Wenigsten in Dänemark selber. Waren die Dänen Anfangs freudig mitgezogen, um den schwedischen Uebermuth zu züchtigen, so war der Fall jetzt ein anderer; sie sahen dem König in die Karten, sie dachten, was er heute in Stockholm gethan, das kann er morgen in Kopenhagen versuchen und so fand er bei seiner Rückkehr in den Reihen des dänischen Adels eine ungemeine Erbitterung vor.

Nun versucht er ein zweites Experiment, er fängt an zu buhlen mit dem Protestantismus. Von Ueberzeugung, von innerer Erwärmung für die Sache der neuen Lehre war hier keine Rede: eben erst hatte er aus ängstlicher Pietät gegen den päpstlichen Bann die schwedischen Edelleute massenhaft gemordet und nun kam er auf ein Mal voll Begeisterung für die Ketzer, die Feinde des

Papstes, die der Bann mit ganz anderem Rechte getroffen hatte. Die Wandelung war zu durchsichtig, um irgend Jemanden zu täuschen.

In Kopenhagen waren unter der Masse des Volkes protestantische Regungen vorhanden. Die Berührung mit Deutschland war nahe genug, der Druck des aristokratischen Kirchenregiments und aller seiner Mißbräuche hier so empfindlich wie anderwärts: der ganze Norden war schon in den ersten Jahren von dem Widerstandsgeist der neuen Lehre ergriffen worden, die Herzogthümer Schleswig und Holstein am frühesten, von dort züngelte es hinauf nach Jütland: wie wenig Raum war hier noch nach den Inseln zu überspringen, wo der Verkehr so enge und die Beschwerden so verwandt waren.

Aber Christian II. war nicht der Mann, diese Bewegung zu leiten und Schlimmeres hätte der neuen Lehre nicht begegnen können, als wenn sie mit diesem Träger behaftet, von diesen Händen befleckt, ihren Einzug in Dänemark gehalten hätte. Seine Theilnahme an dem Protestantismus gedieh nicht über einige schwächliche Manöver hinaus, entschlossener dagegen griff er wider die Privilegien des Adels und des Clerus durch.

Im Jahre 1522 begann er mit einer neuen Handelsordnung, welche die städtischen Kaufleute von den Monopolien der Geistlichkeit, des Adels und der Concurrenz der fremden Kaufherren befreien sollte, dann beschränkte er die Adelsvorrechte auf Dienste, Jagdfolge, Forstnutzung u. s. w., unter denen der schwer belastete Bauer litt, er vergrößerte Kopenhagen, begann Entwürfe zu machen zur Anlage eines Hafens, kurz er bereitete einen Bruch mit der gesammten Vergangenheit dieses Landes vor.

Allein Nichts wollte ihm mehr gedeihen. Auch das Gute, was er brachte, erschien nur als neuer zweideutiger Kunstgriff des Tyrannen, um sich der wachsenden Ueberzahl seiner Feinde zu erwehren, der Bürgerstand fühlte, daß er nur geködert werden sollte gegen Kirche und Adel und selbst die, die seine Neuerungen im Stillen billigen mochten, scheuten jede Berührung mit dem Mörder von Stockholm. Seit jenem Tage ist bei seinem Thun kein Segen mehr, sein Buhlen mit dem Protestantismus entfremdete ihm die Katholiken, und gewann ihm doch die Protestanten nicht, seine wirklichen Reformen erbitterten den geistlichen und weltlichen Adel und führten ihm doch die Massen nicht zu. In Schweden hatte sich

um den geflüchteten Gustav Wasa bereits ein Anhang gebildet, der eine gefährliche Empörung drohte, als im eignen Lande die allgemeine Unzufriedenheit zum Ausbruch kam.

In Jütland war der Adel aufgestanden, bald hatten sich ihm die Prälaten und Barone der Inseln angeschlossen und im Januar 1523 erfolgte ihr Absagebrief an den König wegen Verletzung der Handfeste, tyrannischer Frevel aller Art, Bedrohung des Adels und Clerus u. s. w. Gleichzeitig hatten die Aufständischen den erledigten Thron dem Oheim des Königs, Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein angetragen, der hatte die Wahl angenommen und dabei hatte es sein Bewenden, obgleich Christian jetzt, von Allen verlassen, schmählich Abbitte that und in kläglichem Tone Genugthuung und Besserung versprach.

Ohne eine Maßregel der Gegenwehr noch zu wagen, entfloh Christian im April 1523 und räumte seinem Nachfolger das Feld. In den Jahren der Verbannung kehrte er reuig zum Katholicismus zurück, landete 1531 mit Heer und Flotte in Norwegen, rief dort die katholischen Prälaten gegen den König von Dänemark auf, mußte aber schon im Frühjahr 1532 vor der Uebermacht die Waffen strecken und zu Kopenhagen in ein Gefängniß wandern, in dem er bis zu seinem Tode (1559) geblieben ist.

Mit der Thronbesteigung Friedrichs I. wurde das Verhältniß der beiden Herzogthümer zu Dänemark wieder geknüpft, unter dem sie bis heute leiden. Als Christian II. 1513 zur Regierung kam, war die Trennung glücklicherweise vollzogen worden, die Herzogthümer hatten ihren eignen Herzog; jetzt wurde wieder ihr Herzog König und die unselige Personalunion trat auf die Dauer in Kraft.

Der neue König war eine durchaus andere Persönlichkeit als sein Neffe, bedächtig, vorsichtig, schonend und vermittelnd nach allen Seiten, in seinem ganzen Wesen ein Mann, der nicht leicht ein Wagniß unternahm und zu Zugeständnissen gern bereit war, auch wenn er auf seine fürstliche Gewalt eifersüchtig genug war, sie nirgends bloßzustellen. Die Hauptsache aber war, daß er wahrscheinlich den Protestantismus auf den dänischen Thron brachte. Die Herzogthümer waren ja bereits lutherisch, nur mit Widerstreben hatte der Clerus in ihres Herzogs Wahl gewilligt, nun kam dieser Herzog auf den dänischen Thron: es war undenkbar, daß der die alte Kirche aufrecht erhalten würde.

Friedrich I. hat in seiner schwierigen Lage mit ungemeinem Geschicke operirt; alle weitaussehenden Ziele läßt er fallen; die Union, die Herrschaft über Norwegen und Schweden läßt er fallen, die Pläne seines Vorgängers gegen die Hansestädte und den heimischen Adel, Alles giebt er preis, nur auf einen Punkt richtet er unablässig all seine Aufmerksamkeit, auf die religiöse kirchliche Reform. Er schloß nachher mit Gustav Wasa einen Vertrag, worin er Schweden als unabhängig anerkannte, ebenso mit Norwegen eine Capitulation, welche diesem Lande das Wahlrecht gab, auch den Lübeckern gab er nach, und so in jeder Frage der äußeren Politik, nur nicht in der Angelegenheit der Reformation.

Zwar hatte er u. A. in der Handfeste dem Adel geloben müssen, die Reformation nicht einzuführen und den Katholicismus nicht feindselig anzugreifen; er hat das Versprechen nicht gebrochen, als er nichts that, ihrem selbständigen Fortgang zu wehren, zu hindern, daß sich ihre Ideen in Schleswig-Holstein und Jütland immer mehr befestigten, das Versprechen konnte man ihm nicht auflegen, daß er gewaltsam den Strom dämmen wolle, der ohne sein Zuthun die ihm persönlich und politisch feindliche Kirche unterwühlte. Man irrt wohl nicht, wenn man hierbei eine doppelte Betrachtung annimmt. Einmal war er dem Lutherthum ergeben mit Leib und Seele und dann sah er so gut als Christian II., daß es ein ungeheuerer Vortheil für die Krone sein mußte, wenn es gelang, das mächtige aristokratische Kirchenthum zu zertrümmern, seinen Grundbesitz der Krone heimzuziehen, seine politische Mitherrschaft zu brechen und so den einen Arm der aristokratischen Gegenmacht der Art zu lähmen, daß die Krone dem andern endlich überlegen ward. Auf diesem Umwege arbeitete er sicherer als sein Vorgänger auf einen Zustand hin, der seiner religiösen Ueberzeugung nicht minder als der Herrscherberuf einer bisher ganz ohnmächtigen Krone entsprach.

Er griff den Katholicismus nicht an, aber er hinderte auch nicht, daß Luther'sche Prediger vom Festland auf die Inseln kamen und ihre Lehre verbreiteten. Wie hätte er auch seine Glaubensgenossen zurückweisen können!

In Jütland war bereits der ganze Adel dem Protestantismus gewonnen, auch auf den Inseln fingen die Sprengel der rechtgläubigen Bischöfe an immer kleiner zu werden, als er 1527

zur endgiltigen Regelung der Sache den Reichstag nach Odensee berief.

Dort verlangte er Duldung des Lutherthums und erhielt sie durch ein förmliches Toleranzedict. Damit war das Signal gegeben zur Ueberfluthung des Katholicismus durch die neue Lehre.

Mit Friedrichs I. 1533 erfolgten Tode tritt die Krisis ein. Der Clerus arbeitet für den zweiten Sohn, Johann, der katholisch gesinnt ist, die protestantische Partei will den lutherisch gesinnten Prinzen Christian erheben. Aeußere Einwirkungen bestimmen die Entscheidung.

In der Noth der Händel mit Lübeck versteht sich die Aristokratie zur Erwählung Christians III. (1534—1559), der mit schwedischer Hilfe und durch eine glückliche Diversion nach Lübeck den Sturz Wullenwebers herbeiführt und allmälig das Land wieder erobert. Jetzt beginnt, nicht gewaltsam, aber mit unaufhaltbarer Sicherheit, die völlige Durchführung der Reformation, die Zertrümmerung der katholischen Hofkirche und ihrer bisher mit dem Adel getheilten Allmacht. Ein selbständiges dänisches Königreich erhebt sich, ein stolzer weltlicher Adel steht ihm, namentlich in Jütland und den Herzogthümern, zur Seite, aber ein Gegner der Krone ist bewältigt und dessen Spolien haben die Monarchie ausgestattet.

§ 12.

Schweden. Die Erhebung unter Gustav Wasa (1523—1560). — Dessen Persönlichkeit und Politik: 1521 Reichsverweser, 1523 König von Schweden. — Innere und äußere Bedrängniß seiner Lage. — Kampf mit dem Clerus. — Die Entscheidung auf dem Reichstag zu Westeräs 1527. — Die Reformation. — Wachsthum der Königsmacht. — Inneres Gedeihen und äußere Unabhängigkeit des Landes.

Ungleich großartiger als in Dänemark ist der Kampf um Krone und Reformation in Schweden und bedeutender durch den großen Mann, der sie leitet, durch die Weltmacht, die daraus hervorgeht.

Wir haben Schweden verlassen bei dem Stockholmer Blutbad. Der alte Dänenhaß war furchtbar aufgeflammt in diesem Lande und über allen Parteigegensätzen, an denen es nicht fehlte, stand der eine Gedanke, dies frevelhafte Regiment abzuschütteln. Aber Christian hatte Stockholm in Händen, der Süden des Landes, die Hafenplätze waren besetzt, der Norden aber, obwohl von Dänen frei, hatte wenige Städte, wenig Mittelpunkte, wo Kraft zum Widerstande sich sammeln und festsetzen konnte: weit auseinander verstreut wohnte auf seinen einsamen Dörfern und Gehöften ein kraftvolles Geschlecht, aber so zersplittert und zerfahren, daß der Süden von dorther auf wirksame Hilfe nicht zählen konnte. Da gelang es einem einzigen Manne, dies tief gebeugte Volk, das unter der gehässigsten Fremdentyrannei schmachtete, wieder aufzurichten, in einem Augenblick, wo noch Niemand die Hand gegen den Landesfeind zu erheben wagte, eine stattliche Macht zu schaffen und in erstaunlich kurzer Zeit die Unabhängigkeit Schwedens zu erkämpfen.

Unter jenen, von Christian II. treulos weggeführten Geiseln war ein Jüngling, Namens Gustav Erichson (geb. 1490). Er stammte aus einer der angeseheneren Adelsfamilien, die durch Partei- und Familienbande mit den Sture's verknüpft war und

ein Garnbündel, „Wase" genannt, im Wappen führte, woher der Beiname Wasa.

Als Gefangener war er 1518 nach Kopenhagen gekommen und hatte in argwöhnischer Haft traurige Tage verlebt. Der Zorn über die Schmach seines Vaterlandes gab ihm die Kraft, sich des Kühnsten zu vermessen, einsam über Land und Meer zu entfliehen, fremde Hilfe für sein Vaterland aufzurufen und nachher auf eigene Faust dessen Befreiung in die Hand zu nehmen. September 1519 entkam er verkleidet nach Lübeck; dort sah man Alles gern, was gegen den verhaßten Christian geschah, und verweigerte die Auslieferung des Flüchtlings; aber mehr wollte man nicht thun, ein starkes Königthum in Schweden war hier so wenig genehm als ein starkes Königthum in Dänemark, in diesem Punkte dachten die seebeherrschenden Kaufherren gerade so, wie die eifersüchtige Aristokratie in den nordischen Reichen. Ueberdies wußte noch Niemand, was hinter dem landfremden Flüchtling war, der erst noch zu zeigen hatte, was er vermöchte.

Unerkannt war er in seine Heimath zurückgekommen, als ihn die Nachricht vom Stockholmer Blutbade ereilte; der Tag hatte seine ganze Familie zu Grunde gerichtet, Vater und Schwager waren getödtet, Mutter und Schwestern gefangen nach Dänemark abgeführt, alle seine Freunde waren niedergemetzelt, auf seinen eigenen Kopf ein Preis ausgesetzt. Von den Häschern des Königs verfolgt, von Verrath und Treulosigkeit gehetzt, schlägt er sich Monate lang als Tagelöhner und Landstreicher durch unter Gefahren und Mühsalen aller Art.

Da taucht er plötzlich im Norden seines Vaterlandes vor einer großen Versammlung von Dalekarliern als der auf, der er war.

Die Natur hatte ihn wunderbar ausgestattet, schon in den ersten Jahren seines Jünglingsalters hatte seine imposante Erscheinung, der Zauber seiner Persönlichkeit Alle ergriffen; auch auf die Lübecker hatte er seines Eindrucks nicht verfehlt, die die Aussichten des Machtlosen ohne jeden Enthusiasmus, als nüchterne Krämer überschlugen. Er war eine kräftige, nordische Gestalt, hatte eine wunderbar ansprechende Art des Wesens, seltene Gabe der Rede und angeborene Gewandtheit, mit Allen zu reden, dem vornehmsten wie dem gemeinen Mann, und jede Frage durch geschickte Unterhandlung zu lösen.

So taucht er jetzt in einer Bauernjacke als Befreier seines Volkes auf und setzt den Norden von Schweden gegen die Dänen in Bewegung. Von seinem Thun in den Monaten der Vorbereitung werden ähnliche Dinge erzählt wie vom König Alfred, als der in derselben Lage war, wie er in alten Volksliedern seinen Schmerz aussprach, durch kluge Fragen die Gesinnung der Andern zu erkunden, durch feurige Worte sie zu gewinnen wußte, so von Hof zu Hof zog, da und dort sich zu erkennen gebend, überall werbend und anfeuernd, so namentlich in Dalekarlien. Mit diesen Thalmännern des Nordens, bäuerlich bewaffnet, militärisch nicht geübt, aber von gewaltiger physischer Kraft und unversöhnbarem Dänenhaß, unternahm er einen Feldzug der Verzweiflung gegen ein bedeutendes Söldnerheer, das die wichtigsten Plätze des Landes besetzt hielt und das tollkühne Wagniß gelang unter gewaltigen Anstrengungen und mit Hilfe der Wirren in Dänemark.

Schon im August 1521 war er zum Reichsverweser gewählt, im Juni 1523 als König ausgerufen und bald darauf, kaum drei Jahre nach seiner Erhebung, hielt er als Meister des Landes unter dem Jubel der Nation seinen Einzug in Stockholm. Nur mit Widerstreben hatte der Adel sich in die Königswahl gefügt, aber die Stimme des Volkes war zu mächtig, und dem galt ein König von Schweden wie Gustav als die einzige Bürgschaft nationaler Unabhängigkeit.

Aber Gustavs Krone war vorläufig nicht viel mehr als ein Titel, eine Würde, der die Person ihren ganzen Inhalt geben mußte. Gustav fand ein Land vor, das seit Jahrhunderten in einer schwankenden, immer wieder durchbrochenen und neu geknüpften Verbindung mit Dänemark und Norwegen gewesen war, wo bald Fremdlinge, bald Einheimische geboten hatten, und endlich Niemand mehr wußte, wer eigentlich zu befehlen hatte; Gesetz und Recht war fast von der Zeit verschüttet, man hatte auf allen Seiten verlernt zu regieren und regiert zu werden. Unter den bunten Wechseln der Zeiten des Unionskönigthums war keine Regierung zu durchgreifender Macht und allgemeinem Ansehen gekommen, jeder Theil des Volkes hatte sich allmälig gewöhnt, auf eigene Hand zu leben, so gut er's vermochte, der Adel wollte Niemandem gehorchen, die Kirche war eine Macht für sich geworden, die zum Theil außerhalb des Landes stand und das Königreich wie eine Provinz aus-

beutete; das Volk hatte auch nicht gehorchen gelernt und wirthschaftete so selbständig, als ihm die beiden herrschenden Aristokratien gestatteten.

Und welche Mittel fand er in diesem Lande, in dem seit anderthalb Jahrhunderten Selbsthilfe und Fehderecht zügellos gewaltet, um den Anfang des Neubaues zu beschaffen? Zwei Drittel des gesammten Grundbesitzes waren in den Händen eines stolzen, allmächtigen Clerus, neben ihm ein herrschsüchtiger, reicher Adel, der den größten Theil des übrigen freien Besitzes hatte. Die Krone hatte bei 60,000 Mark regelmäßiger Ausgaben ein Einkommen von 24,000 Mark, die Schuld an die Lübecker für ihre Hilfe während des Krieges betrug 1 Million Mark, der Süden Schwedens war noch in den Händen der Dänen, der Handel, die Küstenschifffahrt, die Häfen wurden ausgebeutet von den Lübeckern.

Eine Krone also ohne Inhalt, ein Land, das der gesetzlichen Zucht entwöhnt und dessen Wohlstand von Fremden niedergehalten war, ein über und über verschuldeter Thron, dessen Verbindlichkeiten fünfzig Mal mehr betrugen als der König aufbringen konnte: das war, was Gustav Wasa vorfand, als ihn der Jubel der Schweden zum Königthum geführt hatte.

Der Plan seiner Politik war einfach: er wollte den hohen Clerus stürzen, um mit seinen Spolien sich selbst, und wenn es nicht anders ging, unter Theilnahme des Adels auszustatten, so aber, daß unter allen Umständen der Bürger und Bauer dabei gewann, und nicht, wie das Christian II. erfahren hatte, beide zugleich sich ihm entfremdeten. War das erreicht, dann war die Möglichkeit gegeben, die Krone mit ihren eigenen Mitteln zu Etwas zu machen.

Gustav Wasa war der Mann nicht, den religiöse Bekenntnißunterschiede innerlich tief berührt hätten, er war ein einfacher, sittenstrenger, ernster Charakter, der schon in der Jugend bei aller Neigung zu hochfliegenden Planen, bei aller Gluth leidenschaftlicher Ehrliebe in seinen Handlungen stets eine gewisse kalte Verständigkeit und nüchterne Entschlossenheit vorwalten ließ, eine Natur, der neben einer gewaltigen tyrannischen Ader ein wunderbarer, maßvoller Takt, eine Gewohnheit der Selbstbeherrschung eigen war, wie sie sich selten in dieser Vereinigung vorfindet. Um den Streit der Glaubenslehren, der jetzt die Welt bewegte, hatte er sich nie

gequält, aber das entging seinem hellen Blicke nicht, daß der Weg zur machtvollen Entwicklung der Fürstengewalt über den hohen Clerus hinwegführe, und daß in der allgemeinen Aufregung der Laienwelt gegen das alte Kirchenthum eine ungeheure Waffe der weltlichen Staatsmacht liege.

Diese politische Seite des Protestantismus ergriff er auf's Eifrigste und nirgends ist er mit so klarer Folgerichtigkeit durchgeführt worden als gerade hier, aber in dem Gedanken lag auch ein großes weltgeschichtliches Recht. Sollten, so durfte der Staatsmann fragen, die Staaten zu Grunde gehen, damit ein altes Unrecht, das die Zeit geheiligt, bestehe, sollten die Völker vollends bis auf's Mark ausgezehrt werden durch das Monopol des Clerus, der nicht bloß die Gewissen, sondern auch die wirthschaftlichen Lebensquellen der Gesellschaften gebunden hielt? Die alte Verquickung weltlicher und geistlicher Herrschaft rächte sich jetzt. Mochte man die Rache, die nun gefordert wurde, einen Raub nennen, das Volk konnte nur einen größeren Raub darin sehen, daß die Kirche durch erschlichene Urkunden und Ränke aller Art allmälig fast den gesammten Grundbesitz des Landes in ihre Gewalt gebracht.

Bewunderungswürdig ist die Verbindung von kluger Vorsicht und rücksichtsloser Energie, mit der Gustav Wasa hier zu Werke geht; er ist eine dämonische Erscheinung, auf der einen Seite die verführerische Gewalt der Rede, die die Massen bezaubert, und dann auf der anderen wieder Thaten, in denen der Despot die Krallen weit herausstreckt.

Der Gedanke war leichter entworfen als ausgeführt. Der Adel schreckte wahrscheinlich zurück, wenn es dem Clerus an die Wurzeln seiner Macht gehen sollte; beruhte doch seine eigene Stellung auf ähnlichen Grundlagen: wurden die hier umgestoßen, wer schützt dann uns? mochte er fragen.

Die tapferen Bauern, die mit ihm aus Dalekarlien gegen die Dänen aufgebrochen waren, hingen an ihrem alten Glauben, die Reformation hatte sie noch nicht berührt; gelang es den Priestern, dies schlichte, arglose Volk zu bearbeiten, dann erhoben sich wahrscheinlich dieselben Hände gegen ihn, die ihn eben erst emporgetragen hatten. Das geschah denn auch in einzelnen Fällen. Was sollte er nun? Sich an das Bürgerthum wenden? Ein solches gab es nicht, denn Schweden hatte keinen Handel, keinen

Markt, keine Flotte, sein ganzer Verkehr war in den Händen der Lübecker.

So mußte er vorsichtig auf Umwegen gehen und die Stimmung, die er brauchte, langsam werden und wachsen lassen. Ohne sich selber auszusprechen, begünstigte er unter der Hand die Luther'sche Lehre, während er nach Außen mit dem Papst im besten Einvernehmen blieb. Es war hier im Norden nicht jener entzündliche Geist, jenes aufgeregte Bedürfniß nach Reformen unter den Massen lebendig, wie wir es in Mittel- und Süddeutschland getroffen haben; es mußte dem Volke erst eingeimpft werden und das besorgte er denn auch mit meisterhafter Klugheit und rührigem Eifer. Seit 1523 läßt er für das Lutherthum wühlen, ohne alle Uebereilung, aber mit zäher Nachhaltigkeit, wie es sich für dies Volk schickte. Auch Schweden hatte unter der Geistlichkeit eine kleine Reformpartei, die sich zu der Wittenberger Lehre bekannte, so Lorenz Anderson und die Gebrüder Peterson.

Solche Männer ließ er predigen gegen die Mißbräuche und den Ablaß, er mäßigte zwar ihren Uebereifer durch verständige Mahnungen, erwiderte aber den Beschwerden des Clerus, seien es Mißbräuche, die sie berührten, so möge man sie abthun, und falls sie irrten, solle man sie aus der Bibel widerlegen. Dem Streit zwischen der alten und der neuen Lehre gab er möglichst große Oeffentlichkeit. Während in Religionsgesprächen, Predigten und Flugschriften die Gegensätze aufeinander platzten, hielt er mit seiner eigenen Ueberzeugung zurück und nur über einen Punkt sprach er sich einmal offen aus: über das Recht des Staates auf die Kirchengüter. Als auf zwei Reichstagen von 1526 eine sehr hohe Besteuerung des Clerus beschlossen worden war — Prälaten und Klöster mußten $^{2}/_{3}$ ihrer Jahreseinahme entrichten — that dieser das Unverständigste, was er thun konnte, er erregte einen Aufstand, an dessen Spitze sich zwei Bischöfe stellten.

In ihren Reden behandelten die Aufrührer den Retter des Landes wie einen hergelaufenen Usurpator, sie meinten, ihnen würde Nichts dabei geschehen, wenn die Andern ihre Köpfe lassen müßten. Gustav Wasa dachte wie Napoleon, der nicht einsehen wollte, warum man nicht auch Bischöfe sollte hängen können. Er schlug den Aufstand in Dalekarlien nieder, zog die Anstifter vor ein weltliches Gericht und dieses verurtheilte sie zum Tode. Im Februar 1527

wurde das Urtheil vollstreckt; die verführte Menge aber blieb straflos.

Im Juni desselben Jahres versammelte er den Reichstag zu Westeräs, auf dem außer Clerus und Adel zum ersten Male auch Vertreter des Bürger- und Bauernstandes erschienen. Die Bürger fühlten sich geschmeichelt durch die Ehre dieser Berufung, die Bauern betrachteten sie mehr als einen schuldigen Zoll der Dankbarkeit für ihre Hilfe: Beide aber hatten mit dem König einerlei Interesse und waren wohl geneigt, dem Clerus nöthigenfalls durch ihren physischen Druck die Opfer einleuchtend zu machen, die ihm zugedacht waren. Mit den Beschlüssen dieses Reichstages beginnt die weltgeschichtliche Größe Schwedens, die in stetem Wachsthum bis zu dem Unglück und Ungeschick Karls XII. gedauert hat.

Diesem Reichstage, der absichtlich in eine kleine abgelegene Stadt verlegt war, um jeden Druck von außen zu verhüten, legte der König die Forderungen vor, die aus seinem Programm flossen, und die nöthig waren, um die Krone auf sich selber zu stellen, dem Staate das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe zu verbürgen, ein täglich wachsendes Deficit zu beseitigen, die kolossale Schuld an Lübeck abzutragen und endlich den Alp seines Handelsmonopols zu entfernen, das Alles aber auf Kosten des ungeheuren Reichthums der Kirche. Auch der kirchlichen Zerwürfnisse war in den Eröffnungen des Königs gedacht und hier erbot er sich nachzuweisen, daß er kein Ketzer sei, wie man ihm verleumderisch nachsage, sondern das reine Wort Gottes bekenne. Die herrschende Spaltung der Gemüther aber müsse gehoben werden.

Er fand damit keinen Anklang. Der Adel äußerte sich unmuthig, der Clerus turbulent aufgeregt und erklärte, in der Sache der Kirchengüter werde er nur der Gewalt weichen. Da ergriff der König selbst in feierlicher Sitzung das Wort. Er war nicht bloß ein Fürst, der Muth besaß, wie wenig Menschen in der Geschichte ihn besessen haben, er hatte auch eine Gabe der Rede und der persönlichen Einwirkung auf die Menschen, wie sie nur geborenen Herrschernaturen eigen ist. Die Schweden haben uns selbst geschildert, wie seine stattliche Erscheinung, sein hinreißendes Wort die Massen zu bewegen vermochte, das hatte er bewährt, als er, ein geächteter, gehetzter Flüchtling, sein geknicktes Volk zum Kampf gegen

die Dänen aufrief, das bewährte er auch jetzt im Kampf gegen die geistliche Aristokratie.

Er erklärte, er habe den letzten Versuch machen wollen, ob es ihm möglich gemacht werde, hier als ein König zu regieren. Er betrachte diesen Versuch als mißlungen. Regen und Sonnenhitze, Pest und Theuerung, Alles lege man ihm zur Last und der erste beste Priester dürfe sich über ihn zum Richter aufwerfen; und doch habe er nicht aus Ehrgeiz, sondern um Schweden zu retten, den Thron bestiegen, doch habe er väterliches und mütterliches Erbe dem allgemeinen Besten geopfert und nun lohne man ihm mit Undank. Schweden sei noch nicht reif, einen König zu tragen und mit vor Thränen fast erstickter Stimme setzte er hinzu, ich muß diese Krone niederlegen.

Mit diesen Worten verließ er die ganz bestürzte Versammlung, die gleich darauf auch in kopfloser Verwirrung auseinanderlief. Die weiteren Auftritte in dem sich selber überlassenen Reichstage zeigten, was aus Schweden werden mußte, wenn der König fehlte. Die vier Stände lagen sich bald buchstäblich in den Haaren, unter leidenschaftlich stürmischen Verhandlungen kam es zu keinem einzigen Beschluß, wohl aber zu immer tieferer Entzweiung der Parteien, und so wild und wirre mußte es bald in ganz Schweden aussehen, wenn nicht eine kräftige Faust durchgriff.

Nun trat ein, was der König erwartete: der Adel spaltete sich und ein großer Theil desselben war der Meinung, der Clerus muß Opfer bringen, kein Staat von dieser Menschenarmuth und Dürre des Bodens kann bestehen, wenn zwei Drittel des Grundeigenthums in todter Hand bleiben, der Adel verließ den Clerus; daß die Bürger und Bauern aber, die Nichts zu verlieren, sondern nur zu gewinnen hatten, ungeduldig drängten und drohten, ja schon die Fäuste erhoben, war nur zu begreiflich.

Drei stürmische Tage nach jener Absage ward der König wieder in den Reichstag hereingenöthigt, ein neuer Huldigungseid geleistet und nun wendete sich auch das Schicksal seiner Vorschläge; von Allen verlassen, gab die Geistlichkeit nach, und zwar mit einer Unterwürfigkeit, die zeigte, daß sie alle Haltung verloren hatte. Wie es wohl zu geschehen pflegt, daß politische Parteien, die lange in blindem Trotz das Billigste verweigert haben, dann plötzlich in die schmachvollste Nachgiebigkeit umschlagen, so ging es hier: die Geistlichkeit fügte

sich Beschlüssen, die ihre ganze Stellung im Staate umkehrten und Alles vernichteten, was sie bisher leidenschaftlich verfochten hatte.

Der Reichstagsbeschluß verordnete ganz nach Gustavs Forderungen:

1) Alle Stände haben die gemeinsame Verpflichtung, jedem Aufruhr zu widerstehen und die Regierung gegen innere und äußere Feinde zu vertheidigen.

2) Der König ist berechtigt, über Klöster und Kirchengüter frei zu verfügen.

3) Der Adel ist berechtigt, sein seit 1454 an die Kirche gekommenes Gut wieder einzuziehen.

4) Die Predigt der Luther'schen Lehre ist freigegeben.

In einem besonderen Revers unterschrieben die Bischöfe den Satz: „sie seien es zufrieden, so reich oder arm zu sein, als sie S. Gn. der König haben wolle, nur möge man sie bei ihren verminderten Einnahmen auch von der Pflicht entbinden, ferner auf dem Reichstage zu erscheinen".

Damit war der alte schwedische Kirchenstaat zusammengebrochen. Aeußerlich blieb die Kirche noch majestätisch genug bestehen, aber in der Politik bedeutete sie Nichts mehr, sie war zu arm, zu völlig abhängig vom König geworden, und es ließ sich denken, daß dieser von den Bewilligungen des Reichstages zu Westeräs einen ausgiebigen Gebrauch machte. Der Sieg der Krone war freilich erkauft um einen Preis, den man später beklagen mochte, der aber damals nicht abzuweisen war; die Macht des Adels war noch erhöht worden durch den Sturz der Kirche, denn er hatte mit der Krone sich in ihre Reichthümer getheilt. Die folgenden schwedischen Könige hatten damit noch genug zu thun, aber es gehörte doch ein Karl XII. mit seinem Vergessen alles Landesrechts dazu, um die schwedische Adelsmacht wieder gefährlich zu machen.

Dem Reichstage sind noch stürmische Zeiten gefolgt, aber Gustav ward ihrer Meister. Jetzt erst (Januar 1528) ließ er sich als König krönen und nun begann auch die segensreiche Seite eines solchen Königthums sich zu entwickeln. Die Reichstage von Oerebrö (1540) und Westeräs (1544) sicherten seinem Hause den erblichen Besitz der schwedischen Krone und beseitigten das Wahlreich; während dessen machte die Reformation die erstaunlichsten Fortschritte; was wie eine kleine Sekte begonnen hatte, das be-

herrschte jetzt bald die ganze Nation. Zum ersten Male, seit es ein schwedisches Königthum gab, lernte dies Land jetzt ein monarchisches Regiment modernen Schlages kennen. Alles dessen, was eine einheitliche Regierung auszeichnet, gewissenhafte Verwaltung und Rechtspflege, Gleichheit vor dem Gesetz, Landfriede und innere Sicherheit, wurde Schweden jetzt erst froh. Der König hatte ein ansehnliches Einkommen, eine zuverlässige, bewaffnete Macht und ein treues, anhängliches Beamtenthum. Mit solchen Mitteln wurden die Anfänge eines königlichen Regiments begründet, wie es hier nie bestanden hatte.

Dann wurde die Schuld an Lübeck abgetragen, Schweden freigemacht von dem hansischen Handelsmonopol, mit Dänemark, Rußland, England, den Niederlanden wurden Handelsverträge geschlossen, dem Hauptproduct Schwedens, dem Eisen, ein großer Absatzmarkt aufgeschlossen und die junge schwedische Handelsfreiheit unter den Schutz einer kleinen eigenen Flotte gestellt. Alles, was einen Staat reich und blühend machen kann durch verständige Pflege seiner wirthschaftlichen Wohlfahrt, durch Abschüttelung handelspolitischer Fremdherrschaft und Oeffnung der heimischen Hilfsquellen, das begann jetzt in wachsenden Verhältnissen sich schwunghaft zu entfalten bis an Gustavs Tod (29. Sept. 1560).

So lange der König regierte, hatte Jeder über ihn zu klagen, der Clerus vergaß seine Verluste nicht, der Adel sah scheel auf die Allmacht der Krone, der Bürger und Bauer nahm die Segnungen des neuen Regiments hin, als ob sie sich von selbst verständen, und schalt über neue Steuern und Lasten; Jeder war widerspenstig gegen die neue Ordnung eines streng monarchischen Staates und als der König die Augen schloß, da gab es keinen glänzenderen Namen als den seinigen. Die lebende Generation hatte allerdings einen harten Uebergangszustand durchzumachen, aber sie legte auch den Grund zu der Weltmacht, die im 17. Jahrhundert vollendet worden ist. Das große Nordostreich der kommenden Zeit wurde hier angelegt und viel Unglück und Mißgeschick hat dazu gehört, es wieder zu zertrümmern. Darum war man später so dankbar für die Zeit des friedlichen Schaffens und Bauens unter Gustav Wasa.

Das ist der Verlauf der Dinge in den skandinavischen Reichen eines aus germanischem Blut entsprossenen Stammes, der politisch vielfach gesondert, aber auf gleicher Grundlage erwachsen war und

jetzt durch die Reformation die Anfänge eines neuen staatlichen Daseins gewann. In Dänemark wie in Schweden ist an die religiöse Umwälzung eine große politische Wiedergeburt geknüpft; in beiden Ländern ist die Kirchenreform nicht wie in Deutschland der Ausfluß einer tiefen Glaubensbewegung in den Massen, sondern der Hebel eines staatlichen Umsturzes, der die religiöse Sinnesänderung der Völker erst im Gefolge hat, aber in beiden beginnt mit dieser Krisis ein Aufschwung zu nationaler Macht und weltgeschichtlicher Bedeutung, hinter dem Deutschland weit zurückbleibt.

---

§ 13.

England. England vor den Tudors. — Heinrichs VIII. (1509 bis 1547). Charakter und kirchliche Haltung in der ersten Zeit. — Abwehr der Reformation, auf die die innere Entwicklung der Nation hindrängt. — Die Verwicklung mit Rom. — Der Ehehandel 1526—29. — Wolsey's Sturz. — Der Bruch mit Rom. — Der königliche Supremat 1534. — Der Glaubenskrieg gegen Katholiken und Protestanten. — Die Säcularisation der Klöster. — Die 6 Artikel von 1539.

England vor den Tudors.

Nicht die englische Reformation, wohl aber der Beginn des Einreißens der mittelalterlichen Kirche in England fällt in unsere Periode und diese Vorarbeit der kirchlichen Umwälzung verrichtet ein Monarch, der Reformation und Reformatoren persönlich mit leidenschaftlichem Hasse verfolgt. Der Fall, der hier eintritt, ist ausnahmsweiser Natur und von keineswegs glücklicher Art. Man konnte, wie es hier geschah, den hergebrachten Kirchenbau stürzen, mit einem Chaos von Trümmern des alten Zustandes den Boden bedecken, wenn aber nicht die positive Errungenschaft eines neuen kirchlichen und religiösen Lebens hinzu kam, so war das Geschehene für die lebende Generation ein sehr zweifelhaftes Glück. Mehr aber als das läßt sich der Regierung Heinrichs VIII. nicht nach rühmen, die wirkliche Reformation beginnt in England erst unter Eduard VI., erlebt dann ihre Feuerprobe unter Maria und kommt endlich zum Siege unter Elisabeth.

Für den Gang der großen kirchlichen Bewegung war die Haltung Heinrichs VIII. allerdings von einer Bedeutung, die über seine persönlichen Zwecke und Absichten weit hinausgriff; für Verbesserung des Lebens und der Lehre hat er Nichts, vielmehr Alles was nur möglich war gethan durch böses Beispiel und Verwirrung der Gewissen, Beides zu verschlechtern, aber er hat aus Gründen sehr mannichfaltiger Art einen schroffen Bruch geschaffen zwischen

England und dem mittelalterlichen Kirchenthum, und das blieb eine große geschichtliche Thatsache, auch wenn es ganz anders ausschlug, als er dachte. Ein königliches Papstthum wollte er gründen, ebenso allmächtig, ebenso verfolgungssüchtig als das rein kirchliche, das er in seinem Lande zerstörte, in Wahrheit aber machte er Bresche der Freiheit.

Die Reformation im weitesten Begriffe ist epochemachend geworden für die Ausbildung des englischen Verfassungsstaates, und ihrerseits wieder wesentlich bedingt durch die eigenthümliche Entwicklung, welche das englische Staatswesen seit dem 13. Jahrhundert verfolgt hat.

Absolute Monarchien im Sinne des 17. und 18. Jahrhunderts gab es im Abendlande noch nirgends, aber die Art, wie sich die ständischen Rechte zur königlichen Gewalt verhielten, war doch außerordentlich verschieden. In Frankreich waren sie seit Franz I. in enge Schranken eingeschlossen, in Deutschland drohten sie, verwachsen wie sie waren mit dem aufstrebenden Landesfürstenthum, die politische und nationale Einheit des Reichs zu überwuchern, in Spanien hatte Karl V. mit den Freiheitsrechten der alten Königreiche noch einen heißen Kampf zu bestehen, in England war ein Zustand von entschieden monarchischem Gepräge und doch mit gewissen anerkannten freiheitlichen Grundlagen umgeben, wie sie sonst nirgends bestanden.

Die Grundlage dieser Grundlagen war die Magna Charta von 1215. Es ist richtig, sie war der Freiheitsbrief des hohen weltlichen und geistlichen Adels gegen einen erbärmlichen König, begründete also ein Privilegium der Aristokratie und Hierarchie, aber sie enthielt daneben noch sehr wichtige Bestimmungen, die man sonst in mittelalterlichen Privilegien vergebens sucht. Wer unsere deutschen Königsgesetze des 13. Jahrhunderts durchgeht, findet, daß die hohen Herren bei uns sich nicht bloß alle Vorrechte fürstlichen Standes einräumen lassen, sondern auch den König gebrauchen, um die übrigen Freiheiten zu beschränken, und ganz ähnlich war das Verhalten der Privilegirten im alten Frankreich. Hierin aber liegt der Gegensatz der Magna Charta zu allen Privilegien des Mittelalters. Sie bewilligt den Geistlichen Wahlfreiheit, den Baronen Milderungen der feudalen Bande, aber dieselben Milderungen räumt sie auch den unteren Vasallen ein und giebt Gewährungen,

die dem ganzen Volke zu Gute kommen: einerlei Münze, Maß und Gewicht, Sicherheit des Verkehrs, Verbot willkürlicher Zölle und Auflagen, Garantie der städtischen Freiheiten, freie Verfügung über das Eigenthum, feste Gerichtssitze, die Bestimmung, daß Keiner seinem natürlichen Richter entzogen, keinem Bauer sein Ackergeräth abgepfändet werden darf.

Das war damals genug, um die ungehemmte Entfaltung der bürgerlichen und bäuerlichen Arbeitskraft gedeihen zu lassen, zumal in einem Inselreich, das für Handel und Verkehr von Hause aus überaus günstig angelegt war, von continentalen Kriegen gar nicht berührt wurde und feindlichen Einfällen weniger ausgesetzt war als irgend ein anderes Land. So hatte sich in England in allen, auch in Bürger- und Bauernkreisen ein nationaler Wohlstand, die Grundlage aller politischen Unabhängigkeit gebildet. Adel und Geistlichkeit waren zwar die Privilegirten, aber die Magna Charta gab auch dem kleinen Mann, dem Bürger in den Städten, dem Bauer auf dem Lande sein Recht; das Staatsgrundgesetz war auch für ihn ein unantastbares Palladium gesetzlicher Freiheit, jeder Engländer wußte, was sein Recht war. Seit 1283 erscheinen allmälig neben den Vertretern des Adels und des Clerus auch städtische Abgeordnete auf den Parlamenten, volle 200 Jahre früher als in Deutschland; seit 1297 ist an ihre Einwilligung die Erhebung von Steuern geknüpft und mit dem Bürgerthum vereinigt sich nach und nach der kleine Adel, der ebensowohl geschützt ist, als der große Lehensmann, in den Parlamenten aber ein Gegengewicht gegen die Macht des hohen Adels nur in den Bürgern fand. Eine günstigere Verbindung als diese zwischen dem kleinen Adel und dem Bürgerstand läßt sich nicht denken.

Nun kam im 14. Jahrhundert die Zeit der inneren Erschütterungen und der äußeren Kriege. Kriege sind sonst nicht das Mittel, bürgerliche Freiheit gedeihen zu lassen, aber auch darin war hier eine Ausnahme. König Eduard III., der stattlichste Monarch des 14. Jahrhunderts, führte große Kriege mit Frankreich und machte zuletzt Ansprüche auf die ganze französische Krone: das waren reine Eroberungskriege, die mit der Förderung englischer Volkswohlfahrt Nichts zu schaffen hatten. Aber der König war fortwährend genöthigt, sich von seinen Ständen Subsidien bewilligen zu lassen und so setzte sich eben unter diesem Monarchen jene Abhängigkeit

der Krone vom Parlament in allen Geldfragen fest, in der der gesammte englische Parlamentarismus wurzeln sollte.

In den Wirren der Bürgerkriege, die nun folgten, sind viel edle Keime zertreten worden, aber die Stetigkeit der Entwicklung des Parlamentarismus hat nicht gelitten, eher noch gewonnen. Schon jetzt sind drei große verfassungsmäßige Grundsätze in thatsächlich anerkannter Geltung: der König kann ohne Zustimmung des Parlamentes kein Gesetz geben, er kann ohne Zustimmung des Parlamentes keine Steuer auflegen, er ist verbunden, die ausführende Verwaltung nach den Gesetzen des Landes zu führen, und wenn er diese Gesetze bricht, so sind seine Rathgeber und Agenten verantwortlich.

Unter der neuen Dynastie der Tudors, deren Legitimität recht eigentlich auf dem Willen der Nation ruhte, denn die sonstigen Kronansprüche des Siegers von Bosworth Heinrichs VII. (1485—1509) waren sehr zweifelhafter Natur, begann nun die Bildung jener starken Staatsgewalt, die die Wunden der Bürgerkriege ausheilen und England durch die Wirren einer stürmischen Uebergangszeit glücklich hindurchführen sollte.

Heinrich VIII. (1509—1547)

Charakter und kirchliche Haltung in der ersten Zeit. Abwehr der Reformation, zu der die innere Entwicklung der Nation hindrängt.

Heinrich VIII. erbte von seinem Vater eine Königsmacht, die fester begründet war, als sie seit Generationen irgend ein König von England besessen hatte und er hatte das volle Gefühl dessen, was diese Krone bedeutete. Sein von Natur lebhafter autokratischer Hang war noch gesteigert durch ein leidenschaftlich aufbrausendes, gegen Widerspruch völlig unduldsames Temperament. Es ist an sich schwer, eine Natur wie die seine vollkommen zutreffend zu zeichnen und die Engländer haben uns das nicht erleichtert, sondern womöglich noch erschwert, ihr Parteigeist hat sich des geschichtlichen Urtheils bemächtigt. Die protestantischen Federn haben dem Könige doch nicht den großen Dienst vergessen wollen, den er ihrer Sache geleistet, als er das Joch der römischen Hierarchie abwarf; darum ist in ihren Schilderungen, trotz der vielen Protestanten, die er verbrannt hat, ein kleiner rosiger Schimmer über sein Bild ausge-

breitet und er ist lichter gezeichnet worden als er verdient. Die Katholiken andererseits haben ihm auch nicht den Bruch mit Rom und seine wenig ehrenwerthen Motive vergessen und darum haben sie ihn grau in grau gemalt. Beider Fehler müssen wir zu vermeiden suchen.

Zu dem stark ausgeprägten Herrschaftsgefühl, das er mit seinem ganzen Hause gemein hat und das die stets bereite Unterwürfigkeit des Parlaments eher genährt als gezügelt hat, kam bei ihm noch Etwas, was eine Neigung aller Fürsten jener Zeit ist, der Instinkt, der bei ihm mehr war als unbewußter Trieb, sich möglichst aller hemmenden Fesseln zu entschlagen, möglichst absoluter König zu sein, wie sein monarchisches Ideal Franz I., dem er oft geckenhaft nachgeahmt, obgleich er manchen Handel mit ihm gehabt.

England hat keinen König besessen, der so die Neigung und so das Zeug gehabt hätte, ein Tyrann seines Landes zu werden. Die Stuarts hatten dazu den besten Willen, aber nicht die Fähigkeit, obgleich sie unaufhörlich versicherten, sie wollten gewaltige Regenten sein, es reichte nirgends. Heinrich VIII. war der Mann dazu, ein rüstiger diplomatischer Kopf, der mit den Menschen umzugehen verstand, ein Wille, der vor keiner Schwierigkeit zurückschreckte und ein Talent von vielseitiger Anlage, das Alles freilich verdüstert durch die wilde Leidenschaftlichkeit und zügellose Sinnlichkeit seines Temperaments, die um so gehässiger erscheint, weil sie einen gewissen theologischen Firniß hat.

Heinrich VIII. hatte eine leidliche gelehrte Bildung genossen und dünkte sich darob als äußerst gewandter Scholastiker, er liebte den gelehrten Zank und die zünftige Sophistik, selbst seine fleischlichen Excesse scheute er sich nicht dogmatisch zu begründen und zu entschuldigen. Auf dem wüsten Hintergrunde eines solchen Naturells, das dem sinnlichen Genuß mit einer wahrhaft blinden Hast nachjagt, macht der theologische Firniß, der darüber aufgetragen ist, einen doppelt widerwärtigen Eindruck.

Im Zusammenstoß mit der großen religiösen Reformbewegung des Jahrhunderts mußte eine so geartete Fürstennatur eine ganz ausnahmsweise Spiegelung erfahren.

Das Verhältniß Englands zu den römischen Dingen war scharf, zum Theil schärfer als in Deutschland ausgeprägt. Wenn

irgend eine Nation sich von lange her zu dem römischen Primat abwehrend, ja feindselig verhielt, so war es die englische. Wycliff wird mit Recht betrachtet als ein Hauptvorläufer der Reformation und außer Huß, der sein geistiger Schüler war, ist keiner zu nennen, der das Kirchenthum so unabhängig aufgefaßt und erörtert hätte als er, nur mit dem Unterschied, daß das, wofür Huß verbrannt ward, hier ungestraft gepredigt werden durfte und zwar noch Jahrzehnte vorher.

Dazu kam, daß die humanistische Bildung, die ja überall eine Verbündete der kirchlichen Auflehnung war, auch in England eine sehr ausgedehnte Verbreitung gewonnen hatte; in wenig Ländern des Nordens wurden die Alterthumsstudien gründlicher gepflegt, im elementaren Unterricht wie in der wissenschaftlichen Forschung ernstlicher betrieben, als gerade hier. Kurz die beiden Quellen, aus denen die Reformation überall ihre gediegensten Kräfte sog, die Motive der religiösen Opposition aus der Zeit der Concilien und die Aufklärung durch die klassischen Studien, strömten hier reicher und ursprünglicher als irgendwo und theils noch vor Luther, theils ganz unabhängig von ihm hatten sich hier verwandte Stimmungen mächtig geregt.

Aber Heinrich VIII. verhielt sich dagegen durchaus ablehnend. Kein Monarch Europa's pflegte das conservative Kirchenthum mit mehr persönlicher Erhitzung und Leidenschaft als er.

Das hing einmal mit seiner theologischen Halbbildung zusammen. In seiner merkwürdigen Natur spielte auch ein absonderliches doctrinär-scholastisches Element mit, das sich mit gänzlichem Mangel an religiösem Sinn sehr wohl vertrug, ein Stück Gelehrteneitelkeit, das ihn hie und da fortriß, auch auf diesem allen Fürsten sonst so fern liegenden Gebiete Lorbeeren pflücken zu wollen, die ihm nicht beschieden waren.

Ein Anderes kam noch hinzu. Alle Tudors, auch Elisabeth, hegen eine stille Neigung für Rom, die mehr aus der Idee politischer Solidarität als aus religiösen Beweggründen entspringt. Der Grundzug dieser Familie ist eine starke dynastische Empfindung für die Hoheit monarchischer Autorität, der auch bei Heinrichs sonst so verschiedenen Töchtern, Maria und Elisabeth, vernehmlich genug durchklingt. Rom ist der Typus unbewegter Autorität, an dieser Autorität rütteln, kann auch für die Sicherheit weltlicher Throne

gefährlich werden: das ist die nahe liegende instinktartige Erwägung, die diesem Hausgeiste zu Grunde liegt.

Von dieser Seite her war auch Heinrich VIII. ein entschiedener Gegner der revolutionären Richtung gegen Rom, welche die deutsche und schweizerische Reformation genommen hatte. Planmäßig und mit unmenschlicher Härte ist er dagegen eingeschritten, die Ketzer waren ihm Rebellen, Hochverräther, die Ketzerprocesse häuften sich und nur in Frankreich war die Zahl ihrer Opfer größer als in England.

So war die Stellung Englands und des Königs, die Nation und er ganz entgegengesetzt gesinnt, im Volk eine reiche Anlage reformatorischer Keime seit dem 15. Jahrhundert, vom Throne her eine schroffe, feindselige Abwehr ihrer natürlichen Entwicklung.

Gleich bei seinem ersten Versuch, in den Kirchenstreit als Mann vom Fache hineinzureden, erfuhr er persönlich eine empfindliche Zurechtweisung. Dem Reiz, in der Frage von den guten Werken dem Wittenberger Mönch eine derbe Lection zu ertheilen, hatte er nicht widerstehen können und so im Jahre 1522 eine Schrift gegen Luther ausgehen lassen. Friedrich II. sagt einmal, man muß immer König und nie Priester sein wollen, dieser Klugheitsregel war Heinrich VIII. nicht eingedenk. Seine Schrift verrieth den Dilettanten, dessen Blößen die königliche Autorität decken sollte und kam bei Luther ganz an die falsche Stelle. Luther schrieb eine zornige grobe Antwort, nächst der Schrift gegen den Braunschweiger die gröbste, die er überhaupt geschrieben hat, gleichsam um zu beweisen, daß diese königliche Autorität ihm nicht im Mindesten imponire; Wendungen, wie die: „wenn Gott einen Narren haben will, so macht er einen König zum theologischen Schriftsteller" gehören noch zu den vergleichsweise mildesten Ausdrücken in der Gegenschrift des thüringischen Bauernsohnes.

Das brachte ihn auch persönlich gegen die Reformation auf und so war denn, Alles in Allem genommen, für England von allen denkbaren Möglichkeiten keine entfernter als die, daß unter diesem König ein Bruch mit Rom erfolgen werde. War doch überdies neben ihm, als allmächtiger Günstling, Cardinal Wolsey, der keinen anderen Gedanken hegte, als den, vom Cardinal zur päpstlichen Würde aufzusteigen und der mit einem Fuß schon in der römischen Curie stand.

Die Verwicklung mit Rom. Der Ehehandel von 1526—29.

Da kam seit 1526 und 1527 ein eigenthümlicher Ehehandel des Königs dazwischen, der mit der Reformation entfernt Nichts zu thun hatte, aber in seinem weiteren Verlauf aus einer rein persönlichen und nicht eben sauberen Angelegenheit zu einer weltgeschichtlich wichtigen Sache wurde.

König Heinrich VIII. war seit dem 11. Juni 1509 vermählt mit der Wittwe seines in frühen Jahren verstorbenen älteren Bruders Arthur, dem die Thronfolge bestimmt gewesen war und für den der kluge Vater die reichste Erbin weit und breit zu werben gewußt hatte. Es war dies Katharina von Aragonien, die Tochter jenes mächtigen Ehepaars, Ferdinands von Aragonien und Isabella's von Castilien, die durch Vereinigung ihrer beiden Erbtheile das spanische Reich erst begründet hatten. Die Tochter solcher Eltern war eine viel begehrte Partie, sie brachte als Mitgift die Allianz des reichen und mächtigen spanischen Königshauses. Da starb der jugendliche Kronprinz plötzlich und zwar nach so kurzer Ehe, daß zweifelhaft blieb, ob sie geschlechtlich überhaupt vollzogen war. Das Natürliche wäre nun gewesen, die durch das Verhängniß gelöste Verbindung der beiden Häuser als aufgehoben zu betrachten. Aber Heinrich VII. knüpfte Unterhandlungen an, um die Wittwe für seinen zweiten Sohn, den nunmehrigen Thronfolger zu erwerben. Das hatte Schwierigkeiten. Einmal lag das kanonische Bedenken vor, ob die Ehe mit der Wittwe des Bruders gestattet sei. Dann war Heinrich jünger und von ganz anderem Naturell als Katharina, deren stille, schwermüthige, spanische Weise wenig zu dem wilden, ungebundenen, leidenschaftlichen Wesen Heinrichs zu passen schien. Aber dem klugen Tudor, dem schon so Vieles geglückt war, glückte auch dies, er kettete das Paar zusammen und bereits am 23. Juni 1503 war der Ehevertrag fertig, der freilich erst nach sechsjährigen Spannungen und widerwärtigen Zerwürfnissen durch das freiwillige Entgegenkommen des eben auf den Thron gelangten Prinzen förmlich und rechtsgiltig vollzogen wurde.

In dem Bestreben, den König so licht zu zeichnen als mög-

lich, vergessen die Engländer nicht zu erwähnen, daß Heinrich gleich zu Anfang eine Art Gewissensverwahrung zu Protokoll gegeben habe, worin er seine Bedenken gegen die durch Kirchensatzungen verbotene Ehe niedergelegt. Die Thatsache ist richtig. Es war eben etwas theologische Bedenklichkeit und Casuistik in ihm, was ihn veranlaßte, sich auf alle Fälle zu verwahren. Rom kam ihm damals zu Hilfe und Papst Julius II. erließ eine Bulle, wodurch alle theologischen Einwände beseitigt und die Ehe als durchaus rechtmäßig bezeichnet wurde.

Der Verlauf der Ehe schien keine der Befürchtungen, die man gegen sie gehegt, zu rechtfertigen. Das Ehepaar paßte zwar sonst wenig zusammen, aber merkwürdiger Weise vertrugen sich die beiden so verschieden gearteten Naturen recht gut. Die Frucht der Ehe war eine Tochter, Maria, die nachher den Thron bestiegen hat, Söhne blieben nicht am Leben und die Engländer versichern uns, daß dies die erste Ursache einer leisen Entfremdung geworden sei. Doch kam davon äußerlich Nichts zu Tage. Katharina, eine beschauliche Natur, die sich gern auf sich selbst zurückzog, war geschmeidig, nachgiebig und ließ den leichtfertigen, lebenslustigen Gemahl wirthschaften, wie er wollte.

Ein halbes Menschenalter hatte die Ehe in Frieden gedauert, da tauchten die alten Bedenken wieder auf, die man längst begraben glaubte. Die mosaische Stelle, die eine solche Ehe widerrieth, kam mit neuer Macht über das Gemüth des königlichen Theologen und ließ ihm keine Ruhe mehr. Wohl gemerkt: am Hofe war ein junges, blühendes Hoffräulein, französisch leicht und anmuthig gebildet, das reizende Gegentheil der öden und stillen Eintönigkeit Katharinens, ihre Erscheinung hatte den König bezaubert und das war es, was das Wiedererwachen der vergessenen religiösen Scrupel, wenn nicht allein hervorgerufen, so doch entscheidend gefördert hat. Der König war der alternden Gemahlin satt, und lüstern nach Anna Boleyn; nur als Gemahlin, nicht anders verhieß diese Gegenliebe, so mußte der König an die Lösung der alten und Schließung einer neuen Ehe denken, die ihn sinnlich mehr befriedigen und hoffentlich mit einem Thronfolger beschenken würde. Die Sinnlichkeit gab schließlich den Ausschlag. Nackt, unverhüllt sind solche Motive nichts Schönes, aber mit einem theologischen Mäntelchen bedeckt, etwas Abscheuliches. Jetzt auf einmal sollte, wie seine

Hoftheologen betheuerten, die bald 20 Jahre bestehende Ehe ungiltig, und der König von schweren Gewissensbissen gefoltert sein, während diese ihn nicht hinderten, dem schönen Fräulein eifrig nachzustellen, und als er sie zur Maitresse nicht gewinnen konnte, die Ehe zu versprechen.

Der Cardinal Wolsey, wenn auch noch immer begierig, die dreifache Krone zu tragen, war endlich, mit schwerem Herzen freilich, bereit, eine Vermittlung zu unternehmen, die ihm vielleicht nicht bloß die Aussicht auf die päpstliche Tiara, sondern das ganze Werk seines Lebens kostete. Man wandte sich nach Rom und ersuchte um eine Bulle, welche des Königs Bedenken bestätigen und sein Gewissen durch Auflösung der den kirchlichen Satzungen widersprechenden Ehe beruhigen sollte. Das war ein heikler Antrag. Hätte nicht Rom durch eine frühere Bulle selbst alle Anstände aus dem Wege geräumt, so wäre die Sache nach dem in der Curie herrschenden Geiste ziemlich einfach gewesen. So aber fühlte man sehr wohl, wie unstatthaft es erscheinen mußte, wenn Papst Clemens VII. das gerade Gegentheil von dem that, was Papst Julius II. in ganz unzweideutiger Weise in derselben Sache ausgesprochen hatte.

Aber es war die Zeit von 1526—27, wo der Sieg von Pavia und der Madrider Friede den Kaiser Karl auf die höchste Stufe seiner Macht geführt hatte, wo Rom eifrig mit Franz I. buhlte, um die entstehende Weltmacht mit vereinten Kräften wieder zu zertrümmern und die päpstliche Politik nicht von einem Priester, sondern von einem Mediceer nach rein weltlichen Gesichtspunkten geleitet wurde. Gerade in diesem Augenblick der Bedrängniß kam die englische Gesandtschaft an den Papst und glücklicher für ihr Gelingen konnten die Dinge in der That kaum liegen. Man war hier nicht verlegen, des Kaisers leibliche Tante, die Königin Katharina, tödtlich zu beschimpfen, man dachte an seinen Sturz, warum sollte man sich bedenken, ihn zu beleidigen? Der Papst zeigte sich nicht abgeneigt, dem König zu willfahren. Wir wissen, wie durch und durch weltlich die Politik des obersten Kirchenfürsten bereits geworden war; in der Entrüstung über die Erfolge Karls V., in der Hoffnung, einen neuen mächtigen Verbündeten gegen ihn zu werben, entschloß sich Clemens VII. zu der unglaublichen Schwachheit, eine Gesandtschaft abzuordnen, die die Sache untersuchen und nach Befund die

Ehescheidung aussprechen sollte. In der ersten Weisung des Legaten war das als seine Aufgabe bezeichnet.

So kam der Cardinal Campeggio nach England. Er versuchte zuerst, die Königin zu einem freiwilligen Verzichte zu bewegen und als das fehlschlug, begann ein peinliches, widerwärtiges Gerichtsverfahren, das alle Mitlebenden erschütterte und selbst die hartherzigen Richter der unglücklichen Königin auf Augenblicke tief bewegte. Unvergeßlich blieb, wie die unschuldige Fürstin vor Gericht gezogen und verhört ward, wie sie in ihrer Weise schlicht und einfach, aber bestimmt und entschieden ihr gutes Recht verfocht, ihre eheliche Treue, das Pfand ihrer Liebe in Erinnerung brachte und herzbewegend, wehmüthig beklagte, daß es ihr, der Fremden, nicht möglich gewesen wäre, diesem Lande als Königin zu sein, was sie ihm so gern gewesen wäre.

Die Richter irrte das nicht, sie setzten das barbarische Verfahren fort, aber man kam nicht vorwärts. Der päpstliche Legat insbesondere hatte es durchaus nicht so eilig als der König, der seiner Anna einen Brief heißer Ungeduld über den andern schrieb. Die Lage draußen war noch zu ungewiß, der Wind kam bald von dieser, bald von jener Seite, noch war Alles in der Schwebe. Der Legat, er mochte darüber geheime Weisungen haben, eilte nicht, weil er abwarten wollte, wie der Kaiser und der Papst sich zu einander stellen würden, und eben hier bereitete sich ein völliger Wandel vor. Clemens VII. war Ende 1528 außer Stande, das Feld gegen den Kaiser zu behaupten, die Kriegführung seiner Verbündeten war abermals unglücklich gewesen, die Söldner Karls V. waren bis nach Rom gekommen, hatten fast die ganze Halbinsel in der Hand: Alles ließ sich dahin an, daß der Papst mit dem Kaiser einen anständigen Frieden suchen mußte, und für den Letzteren lag ein zu wichtiger Grund zur Versöhnung eben in der schwebenden Ehescheidungssache, von der er nicht bloß die Gefahr eines unheilbaren Bruches mit Rom, sondern auch einen unauslöschlichen Schimpf für seine Dynastie befürchtete.

Da, im Juni 1529, erhielt Campeggio plötzlich eine Bulle, die ihn abberief, weil die Sache in England nicht spruchreif geworden sei und darum in Rom untersucht werden solle. Aeußerlich betrachtet, sah diese Wendung nur aus wie die Annahme der Berufung, welche König Heinrich VIII. selbst nach Rom eingelegt hatte.

Verglich man sie aber mit dem Umschwunge, den inzwischen die Weltlage durch die Versöhnung zwischen Kaiser und Papst erfahren hatte, so war der wirkliche Zusammenhang nicht zweifelhaft und Heinrich VIII. war sich denn auch über den Sinn vom ersten Augenblick an vollkommen klar. Wir haben über diese Angelegenheit eine Anzahl der interessantesten Actenstücke; beide Theile sind einander durchaus werth, aber keiner ist schlau genug, den andern zu hintergehen, wenn sie sich auch mit gleißnerischen Redensarten in einem scheinbar ganz freundlichen Einvernehmen halten; Einer durchschaut den Andern auf's Vollkommenste und namentlich sieht Heinrich sofort, daß der Papst ihm durch eine Hinterthür entschlüpfen und sein Versprechen niemals erfüllen will. Als des Legaten Abreise erfolgte und ihm die Abberufungsbulle mitgetheilt ward, erkannte er ganz richtig darin den ersten Schritt des Rückzuges der Curie, wenn er auch noch nicht wußte, daß in denselben Tagen der Friede zwischen Kaiser und Papst unterzeichnet ward und eine wesentliche Bedingung des Abkommens eben war, die unglückliche Katharina nicht fallen zu lassen.

Nun war Heinrich entschlossen, auf eigene Faust zu handeln; die erste sichtbare Rückwirkung dieses Entschlusses war der Sturz Wolsey's. Einer mußte daran glauben, den Papst, den Kaiser konnte man nicht greifen, so mußte Wolsey herhalten und dafür büßen, daß sein Einfluß nicht ausgereicht hatte, die versprochene Scheidung beim Papste durchzusetzen. Der Cardinal wurde aus allen Würden und allem Glanze herausgeworfen und in's Elend gestoßen, er war nicht der Mann, der das mit stoischer Fassung ertragen hätte: der Fall brach ihm das Herz.

Das war ein bedeutender Vorgang. Denn Wolsey war immer Cardinal der römischen Kirche und hätte im äußersten Falle ihr Interesse nie ganz verleugnet. Dieser hemmende Einfluß fiel jetzt weg und bald sollten sich die Folgen des Umschwunges in ihrer ganzen Breite und Tiefe entwickeln.

Der Bruch mit Rom.

Der königliche Supremat 1534. Der Glaubenskrieg gegen Katholiken und Protestanten. Die Säcularisation der Klöster. Die sechs Artikel von 1539.

Eine Zeit lang regiert jetzt der König ohne Günstling, ohne allmächtigen Minister. Dann kam Thomas Cromwell, ein

äußerst gewandter Diplomat und in seiner ganzen Richtung und Haltung der entschiedenste Antipode von Wolsey, nicht ein Mann, von dessen Ueberzeugungstreue und Selbständigkeit man einen guten Einfluß auf den König erwarten konnte, sondern dessen Ehrgeiz und Hoffahrt viel eher geeignet waren, den König auf böse Wege zu treiben; dabei ein entschiedener Gegner der weltlichen Herrschaft der römischen Kirche, ein Feind jeder Einmischung Roms in englische Dinge, darin das volle Gegentheil der Richtung, die Wolsey vertreten hatte.

Unter seiner Anregung wahrscheinlich wird es jetzt im Parlament zum ersten Male lebendig. Bis dahin hatte der König durch Einschüchterung in grober und milder Form Alles versucht, um die nationale Opposition gegen Rom im Parlamente niederzuhalten; jetzt überläßt er das Parlament darin zum ersten Male sich selbst. Dort wird jetzt der alte, durch Wolsey's Uebergriffe gesteigerte Unwille über die Privilegien des Clerus, die finanziellen wie die gerichtlichen, laut; alle früheren Conflicte mit Rom werden wieder aufgerührt und noch in der Tagung von 1529 wird bereits der Wunsch ausgesprochen, der König solle als „das einzige Haupt, als der machtvollkommene Gebieter und Schutzherr der geistlichen und weltlichen Interessen der Nation" betrachtet werden. Der König und seine Minister hatten sichtbares Wohlgefallen an dieser Oppositionslust, sie zeigten dadurch der Curie, wie sie nicht allein ständen gegen sie, sondern gestützt seien auf die unzweideutig kundgegebene öffentliche Meinung des Landes.

Es kommt aber zugleich ein anderer Einfluß mit in's Spiel, dessen ganze Bedeutung der König selbst nicht richtig erfaßte, der unter seinen Augen ihm entgegenwirkte und jetzt, seit 1530—31, anfing, sichtbar hervorzutreten.

Thomas Cranmer, ein fein gebildeter Geistlicher, der in der Stille unter Luthers Einfluß seine Studien gemacht, ein vorsichtiger, geschmeidiger Mann, kein Charakter von extremer Schärfe, aber im Herzen durchaus lutherisch gesinnt, war, als Erzbischof von Canterbury, Primas der englischen Kirche geworden (1532); diese Beförderung war der erste Abfall des Königs von dem alten Kirchenthum, freilich wußte er noch nicht, in welchem Maße eifrig Cranmer lutherisch war.

Noch scheuen sich beide Theile, es zum Aeußersten zu treiben,

Rom will fortfahren zu unterhandeln und der König sucht sich durch theologische Autoritäten rein zu waschen, von allen Hochschulen Europa's werden um schweres Geld Gutachten eingeholt. Aber das ist die Zeit von 1530—31, wo Rom mit dem Kaiser im engsten Einverständniß war, mithin im entscheidenden Augenblicke keine Nachgiebigkeit erwarten ließ, und so erweitert sich doch zusehends die Spaltung, obgleich keiner von Beiden das letzte Wort sprechen will.

Nun aber war Vielerlei zusammen gekommen: die Ernennung Cranmers, die Ermuthigung des Parlaments, die Aufhetzung des Clerus, der den König zum Kirchenoberhaupt erklärt, Peterspfennig und Annaten abschafft, endlich die erst in aller Stille vollzogene, dann feierlich verkündigte Ehe mit Anna Boleyn (Januar 1533) und die durch englische Juristen ausgesprochene Scheidung von Katharina: das waren die wichtigsten Elemente des offenen Bruchs, die Bannbulle war nicht mehr länger zurückzuhalten (1534).

Heinrich VIII. war nicht der Mann, um wie Luther eine solche Bulle zu verbrennen; die Strafmittel der alten Kirchenautorität waren ihm keineswegs gleichgiltig, aber er hatte auch autokratischen Sinn genug, um sich hierdurch tief verletzt und mit schnödem Undank belohnt zu fühlen; hatte er doch viel für den Papst gethan, Ketzergerichte eingeführt, gegen Luther geschrieben und nun war der Bann gekommen; in dem Gefühl unverdienter Kränkung fand er den ersten beruhigenden Trost für den Schrecken der Bannbulle. Dann schritt er zu einem entscheidenden Gegenzug.

Das Parlament wird berufen und unter dem Eindruck der Bannbulle werden folgende Vorschläge gemacht und einmüthig angenommen: Der päpstliche Supremat ist abgeschafft, an seine Stelle tritt der königliche Supremat. Die früher schon vom Clerus selber beschlossene Aufhebung des Peterspfennigs und der Annaten wird bestätigt, der Clerus hat nur noch die Stellung einer Convocation unter der Autorität des Königs, nicht mehr einer Kirche unter der Oberhoheit Roms. Alle sollen den Suprema teid leisten. Darin war zu beschwören: die Ungiltigkeit der ersten und die Legitimität der zweiten Ehe des Königs, die Erbunfähigkeit Maria's und das Erbrecht Elisabeth's, die Anerkennung des Königs als Oberhaupt der Kirche und „daß sie Christum und sein Evangelium lauteren

Herzens nach den Worten der heil. Schrift und nach der Ueberlieferung orthodoxer und katholischer Kirchenlehrer predigen, Nichts darin verdrehen und in ihren Gebeten zuerst des Königs als Oberhauptes der englischen Kirche Erwähnung thun wollten" u. s. w. u. s. w.

Von einer Umwandlung des Glaubens nach der neuen, gereinigten Lehre war hier überall nicht die Rede. Die Hierarchie ward verstümmelt und dem Könige unterworfen; aber alles Uebrige blieb vorerst. Das katholische Dogma ward nicht verändert. Wehe dem, der die Messe, die Brodverwandlung, die Heiligenverehrung, die Sieben Sacramente oder die Lehre von den guten Werken angriff; er wurde unfehlbar gefaßt und als Ketzer verbrannt. Aber wehe auch dem, der den Suprematseid verweigerte, das neue königliche Papstthum nicht anerkennen wollte, der wurde ergriffen und als Hochverräther gehängt. Das war keine Reformation, nicht einmal eine neue Kirchenordnung, nur eine Uebertragung der obersten Gewalt vom Papste auf den König, alles Andere blieb, wie der Glaube, so die gottesdienstlichen Formen der alten Kirche, nur in der Spitze der Verfassung war eine wesentliche Veränderung geschehen, mit der gleichwohl ein Verharren bei Rom schwer, wenn nicht unmöglich war.

Nur für geschmeidige, fügsame, muthlose Menschen war dieser Zustand erträglich; für Männer von Charakter, die sich laut zu ihrer Ueberzeugung bekannten, war er todbringend. Wer wie der Kanzler Thomas Morus, der übrigens früher bei den Hinrichtungen der Ketzer dem Könige tapfer zur Seite gestanden, und der Bischof John Fisher jenen Eid verweigerte, der wurde verfolgt und auf das Schaffot gebracht, und ebenso blutig wurde nach der anderen Seite gegen protestantische Neuerer eingeschritten. Außer den Galgen für die, welche der König Verräther nannte, standen Schaffot und Scheiterhaufen neben einander, jenes für die vornehmen, dieser für die gemeinen Ketzer.

Wenn dieser Zustand fortdauerte, so war ein ruchloseres Spiel mit religiösen Dingen, eine entsetzlichere Verwirrung der Gewissen nicht zu denken. Alles Alte ward zerstört und Nichts an die Stelle gesetzt als die unumschränkte Allgewalt des Königs und seiner persönlichen Leidenschaft. Aus der Geschichte der dreizehn schrecklichen Jahre, die nun gefolgt sind, hebe ich, absehend von den ferneren

Ehehändeln*) des Königs, zwei Momente hervor, die für die spätere Gestaltung des englischen Staates und der englischen Kirche von großer Bedeutung geworden sind: die Säcularisation der Klöster und den Terrorismus in Sachen des religiösen Glaubens.

Wie überall, wo der Kirchenstreit von der Krone aufgenommen worden war, hatte man auch hier angefangen, die unermeßlichen Reichthümer der Kirchen- und Klostergüter einzuziehen und damit die Krone zu bereichern. Bei Gustav Wasa haben wir gesehen, was ein Fürst von Macht- und Herrscherbewußtsein mit dieser Beute anfangen konnte. Hätte Heinrich VIII. einen ebenso weitschauenden Ehrgeiz und eine ebenso besonnene, umsichtige Thatkraft besessen wie Jener, so hätte die kolossale Bereicherung der Krone der englischen Freiheit einst verhängnißvoll werden können. Wäre Heinrich der sparsame, umsichtige, berechnende Staatsmann gewesen, um diesen ungeheuren Schatz aufzuspeichern und gewinnbringend anzulegen, so hätte er den Erben seiner Krone ein Kapital überliefert, das den Stuarts genügt hätte, die machtvollkommene Königsmacht völlig auf sich selber zu stellen und aller Schranken zu entkleiden. Statt dessen wurden die mit großer Härte eingezogenen Kirchengüter planlos um Spottpreise verschleudert und der Erlös in Pracht und üppigen Festen verjubelt; der Hof schwamm einige Zeit im Ueberfluß, und nachdem in unbegreiflich kurzer Frist Alles vergeudet war, kehrte die alte Geldverlegenheit zurück.

Die verschwendeten Reichthümer waren freilich nicht in's Leere gefallen; der ländliche Adel hatte die Grundstücke an sich gebracht, die große grundbesitzende Klasse, welche bis zu dieser Stunde den englischen Staatsbau getragen und beherrscht hat, datirt ihren Wohlstand und ihre Blüthe von jenem großen Aufstreich der Klostergüter, den der leichtsinnige König in demselben Augenblick veranstaltete, als er, hinschauend auf die rasch erworbenen Reichthümer, sich als der mächtigste Monarch der Christenheit dünkte.

Dieser wirthschaftlichen Umwälzung zur Seite ging ein religiöser Terrorismus, der entsetzliche Gräuel verschuldet und der in der Nation eine furchtbare Demoralisation hinterlassen hat.

---

*) Er hatte nach dem Tode Anna Boleyn's noch vier Gemahlinnen: 1) Johanna Seymour (Mai 1536 bis October 1537), 2) Anna von Cleve (Januar 1540), 3) Katharina Howard (August 1540 bis Februar 1542), 4) Katharina Parr (1543).

England ist der Schauplatz eines wilden Glaubenskriegs, der Jahr für Jahr unzählige Opfer fordert und dessen Ende unabsehbar ist, weil Niemand auf die Frage antworten kann: Was ist denn nun der rechte Glaube in diesem Lande und was soll denn werden aus diesem Meer von Trümmern? Das Parlament selbst spielt eine schmähliche Rolle, es ist der Spielball jeder königlichen Laune, faßt heute Glaubensartikel ab und sitzt morgen als Ketzergericht über Katholiken und Protestanten, votirt heute die Klostergüter als königliches Privateigenthum und verfügt morgen, daß Jeder zu glauben hat, was der König und seine Beauftragten über Glauben und kirchliche Einrichtungen noch befehlen werden. Bei diesem trostlosen Wirrsal gewann im Grunde nur eine Partei, die der verkappten Papisten im Rathe des Königs, der Gardiner und Pole, die mit überaus schlauer und sicherer Taktik vom alten Sauerteig so viel zu retten wußten als irgend möglich. Verfolgen Cromwell und Cranmer die altgläubigen Katholiken, so wachen Bischof Gardiner und Cardinal Pole über die neugläubigen Protestanten und bei der ganz grundsatzlosen Willkür, von welcher die schmale Linie zwischen erlaubtem und verbotenem Glauben gezogen war, fiel es auf beiden Seiten nicht schwer, für jede Gewaltthat einen guten Grund zu finden.

Der König wird unaufhörlich zwischen widersprechenden Launen hin und her gezogen und keine unabhängige Stimme in seiner Umgebung wird laut; wie in den Ehehändeln, so treibt er auch in der Kirchenpolitik ein frivoles Spiel. Im Zorn über die Brandschriften des päpstlichen Stuhles rast er gegen die Papisten und läßt die Bibel verbreiten (1538), das Jahr darauf schlägt dem Kanzler Cromwell ein Eheproject fehl und nun beherrschen wieder die Papisten sein Ohr. Das Parlament muß sechs Glaubensartikel beschließen, die zu neuen barbarischen Verfolgungen führen mußten und geführt haben: 1) Die Brodverwandlung findet beim Abendmahl statt. 2) Der Laienkelch ist nicht nothwendig. 3) Die Priesterehe ist nach göttlichen Gesetzen unerlaubt. 4) Gelübde der Keuschheit behalten unwiderrufliche Kraft. 5) Privatmessen widerstreben nicht der heiligen Schrift und sind zum Trost der Seelen beizubehalten. 6) Die Ohrenbeichte ist nützlich und nothwendig.

Harte Strafen an Leben und Vermögen wurden auf jede Uebertretung gesetzt, alle Ehen von Priestern, Mönchen und Nonnen für

ungiltig erklärt und mit Todesstrafe belegt; gleiches Schicksal traf die, welche Beichte und Abendmahl verachteten oder sich zur herkömmlichen Zeit desselben enthielten. Dem ganzen unseligen Treiben fehlt jeder sittliche Gedanke; was Heinrich VIII. hinterließ, war ein Chaos, aus dem die Nation erst unter den schwersten Kämpfen sich herausarbeiten sollte.

Dritter Abschnitt.

Die deutsche Reformation vom Nürnberger bis zum Augsburger Religionsfrieden 1532—1555.



§ 14.

Günstige Weltlage von 1532—1542 für die Reformation. — Die Restauration in Württemberg 1534. Ausbreitung der neuen Lehre, trotz des Münsterschen Aufruhrs und des Umschwungs in Lübeck (1533—1535). — Versöhnungsversuche des Kaisers 1538—1541. Seine Anschauung der Dinge. Instruction und Auftreten des Vicekanzlers Held. Die Liga zu Nürnberg, Juni 1538. Die Religionsgespräche, das Augsburger Interim und der Reichstagsabschied vom 29. Juli 1541. — Entscheidende Fortschritte des Protestantismus 1539—1542. — Uebertritt Brandenburgs und des Herzogthums Sachsen (1539). Einschreiten des schmalkaldischen Bundes in Braunschweig und der Kölner Kirchenstreit.

Die Weltlage von 1532—1542 und ihre Gunst für die Reformation.

Im Nürnberger Frieden war Nichts ausgemacht, als daß bis zum endgiltigen Austrag beide Theile Frieden halten sollten; den Bekennern der Augsburger Confession war ihre, aber auch nur ihre Lehre zugestanden und der Kaiser hatte versprochen sein Vorgehen gegen die Abtrünnigen einzustellen. Die Protestanten hielten das, Angesichts der allgemeinen Gunst ihrer Lage, für einen dauerhaften Frieden und dachten nicht mehr daran, daß ein ernstlicher Versuch gemacht werden könne, sie zurückzuzwingen in die katholische Kirche, aber für den Kaiser war das doch nur ein Waffenstillstand. Er war 1530 gekommen mit der festen Absicht, Reaction zu machen, hatte zu seiner großen Enttäuschung den Geist der Widersetzlichkeit stärker, allgemeiner gefunden als vorher und war von einem kühnen Durchgreifen nur deshalb zurückgetreten, weil er seinen Verbündeten, Frankreich, Rom und den katholischen Fürsten Deutschlands in solchem Kampf nicht unbedingt vertrauen durfte und gegen die Osmanen die Hilfe der Protestanten nicht entbehren konnte; aber sein Programm war und blieb dasselbe, die Protestanten sollten sich auf eine oder die andere Weise der Einheit der Kirche wieder unter-

werfen und wenn das geschehen, sollte Rom eine Kirchenversammlung berufen und mit dieser die nothwendigen Reformen beschließen.

So war die Lage 1532. Im letzten entscheidenden Moment hatten die Protestanten ein politisches Bündniß zu Schmalkalden geschlossen, dieser Bund bildete die einzige föderative Macht im Reiche, mit ihr sich in den Kampf zu begeben, schien dem Kaiser damals bedenklich, da er auf die ihm befreundeten Fürsten nicht zählen konnte; jetzt kamen wieder große Welthändel dazwischen, die ihn ein Jahrzehnt von jedem Eingreifen in die deutschen Dinge abhielten. Noch einmal wurde so der Fortgang des Protestantismus auf Jahre hinaus durch die Verwickelungen des Kaisers mit der großen europäischen Politik gegen jede Feindseligkeit beschützt.

Der Kaiser führt während dieser Zeit große auswärtige Kriege mit wechselndem Erfolg. Der Krieg mit Frankreich läßt nicht lange auf sich warten, er dreht sich um dieselben Händel wie früher und führt ebensowenig zu einer dauernden Entscheidung. Der Kaiser nimmt große Entwürfe auf, er geht daran, die Barbareskenstaaten niederzuwerfen und dadurch der Christenheit eine unermeßliche Wohlthat zu erweisen, zum Theil gelingen sie, aber von Deutschland ziehen sie ihn vollkommen ab. Im Reiche selbst war der Sturm, der 1529 Wien von Osten her bedroht, nur momentan beschworen, eine große Thatsache war es immerhin, daß die Osmanen nie wieder, auch 1683 nicht, mit so gewaltiger Macht erschienen wie das erste Mal; aber auch diese Händel dauern mit ihren Gefahren fort, Ungarn wird noch einmal überschwemmt, die deutschen Erblande noch einmal bedroht; kurz eine Fülle drängender Verwickelungen nimmt sein Augenmerk und seine Thatkraft für die europäische Politik vollkommen gefangen und die Protestanten erhalten freien Spielraum.

Selbst wenn der Kaiser wollte, konnte er Nichts gegen sie wagen, so lange er bald in Spanien und Italien, wo auch der neue Papst die rein weltliche Politik seiner Vorgänger gegen den Kaiser fortsetzt, bald gegen Frankreich, gegen die Osmanen und die Barbaresken im Kampfe lag; und überdies waren in Allem, was den Glauben nicht berührte, die protestantischen Fürsten besser kaiserlich als die katholischen. Insbesondere der ritterliche Philipp von Hessen faßte die kaiserlichen Unternehmungen als große nationale Bestrebungen auf und gegen die Türken bot er sich geradezu als

Oberfeldherr des österreichischen Heeres in Ungarn an. Der kaiserliche Hof schonte ihn deshalb augenscheinlich, während das Verhältniß zu den katholischen Fürsten ein kaltes, bisweilen gespanntes blieb.

So waren die Protestanten durch ein Zusammentreffen günstiger Umstände in die Lage gebracht, den Schutz des Friedens nicht bloß unangefochten zu genießen, sondern auch über die strenge Grenze seines Wortlautes hinaus zu verwerthen. Streng genommen hatte er nur den Unterzeichnern jenes Bekenntnisses Duldung gewährt, ein weiteres Umsichgreifen der neuen Lehre war nicht gestattet, aber wer wollte es hindern, wenn jetzt da und dort Einzelne, und selbst ganze Gebiete sich neu bekehrten? Der schmalkaldische Bund konnte im Nothfall helfen gegen inneren Widerstand, der Kaiser aber nicht wehren.

Die Restauration in Württemberg. 1534.

Der Herzog Ulrich von Württemberg, gegen den schon 1513—14 die Bauern erbittert aufgestanden waren, war in dem Sturm, der in Folge der Hutten'schen Fehde über ihn hereinbrach, erlegen und von Land und Leuten vertrieben; das Herzogthum war einstweilen vom Kaiser eingenommen und von fremden Kriegsvölkern besetzt worden. Das hatte der verbundene Haß einer merkwürdigen Coalition zu Stande gebracht; das ganze Land war gegen den Herzog, Adel, Bürger und Bauer hatte sein gottvergessenes Regiment empört, der schwäbische Bund war gegen ihn, und seine eigenen Verwandten dachten sich aus seiner Beute zu bereichern. So war der Schlag gegen ihn erfolgt, aber Hilfe hatte er dem Lande nicht gebracht.

Man lernte jetzt, daß die entsetzlichste Tyrannei eines einheimischen Fürsten unter Umständen noch erträglicher sein kann, als der Druck einer fremden Soldateska. Wie schlimm auch Ulrich gewirthschaftet haben mochte, er war doch ein angestammter Fürst und ein solcher vergißt doch nicht, daß das Land ihm und seinem Hause gehört und diesem erhalten werden muß. Ein Band der Pietät bleibt hier doch immer zwischen Fürst und Volk, aber zu einer fremden Besatzung ist ein solches Verhältniß undenkbar. Truppen des Kaisers und des schwäbischen Bundes lagen im Lande und wer es bekommen würde, wußte Niemand. So wurde es hin und her gezerrt und von allen Theilen ausgepreßt und gedrangsalt.

Die Zeit der zwanziger und der Anfang der dreißiger Jahre war ein Zustand herrenloser Willkür, wo man seufzte, wäre doch der Herzog Ulrich wieder da; das bewies freilich nur, daß die fremde Soldatenwirthschaft noch unerträglicher war als seine launenhafte, gewissenlose Despotie. Ulrich selber gab zwar keine Bürgschaft dafür, daß er gebessert zurückkehren werde, aber er hatte einen Sohn, der inzwischen herangewachsen war und von dem man sich das Allerbeste versprach. Der seltene Fall, daß einem unwürdigen Regenten die Natur einen Sohn und Nachfolger verleiht, der die Laster seines Vaters vergessen macht, war hier eingetreten.

Der Prinz Christoph war in Allem das Gegenbild seines Vaters, ebenso ernst und sittenrein, als dieser frivol und ausgelassen, ebenso streng gegen sich, als dieser es gegen Andere war, ebenso sparsam und gewissenhaft in Sachen der Wirthschaft, als dieser leichtsinnig und verschwenderisch war; und ihm gehörte doch eigentlich das Land, die Legitimität sprach durchaus zu seinen Gunsten in den Augen der Fürsten, die vortrefflichen Eigenschaften seines Charakters gewannen ihm das Herz des schwäbischen Volkes und zu dem Allen kam noch ein Moment von der allergrößten Bedeutung.

Ulrich war mit seinem Sohne Christoph nach Mömpelgard an der elsässisch-burgundischen Grenze geflüchtet; dort war der junge Prinz für die neue Lehre gewonnen worden, bald wußte man, daß er zu ihren eifrigsten Bekennern zähle und daß auch der Vater, nur um in sein Land zurückzukommen, zu einem Zugeständniß nach dieser Seite bereit sei.

So reifte im Kreise des schmalkaldischen Bundes der Gedanke, das Herzogthum Württemberg, wo das Volk sich unmuthig gegen den fortdauernden Druck der Fremdherrschaft auflehnte und durch das ganze Land protestantische Regungen verzweigt waren, wieder herzustellen und zwar zu Gunsten des legitimen Fürstenhauses, natürlich gegen die geheime oder offene Zusage, daß dies ein neues Glied in den Reihen der Protestanten und des schmalkaldischen Bundes werden würde.

Der Kurfürst von Sachsen und die Reformatoren Luther, Melanchthon fanden das bedenklich, sie erinnerten an den Buchstaben des Religionsfriedens, der eine solche eigenmächtige Ausdehnung des Bekenntnisses verbiete und warnten, unbesonnen einen schweren Conflict mit dem Kaiser heraufzuführen. Aber der muthige

Philipp von Hessen riß sich von allen Bedenken los und er war es denn auch, nicht der Bund, der die Sache durchgeführt hat.

Philipp, der Enkel einer württembergischen Fürstin, hatte sich seit einem Jahrzehnt der Sache Ulrichs vergebens angenommen, ihm Zuflucht gewährt, sich beim Kaiser für ihn verwendet, die Hilfe Braunschweigs, Baierns, Sachsens fruchtlos angerufen. Wirksamer waren die Unterhandlungen, die er Januar 1534 zu Bar le Duc mit Franz pflog und die zu einem Subsidienvertrag führten ohne weitere lästige Bedingungen, als die Verpfändung der linksrheinischen Besitzungen Ulrichs. Auch von anderer Seite, von Fürsten und Städten, wurde Geldhilfe verlangt und auch mit Ulrich selbst ein Abkommen verabredet.

Wiewohl die Lage günstig, der Kaiser in Spanien, Ferdinand von Türken und Ungarn bedrängt, Frankreich gewonnen, der schwäbische Bund aufgelöst und angesehene Fürsten einverstanden waren, nahm Philipp die Sache doch ernst genug, das bewiesen die Anordnungen, die er beim Aufbruch für Leben und Sterben hinterließ und die stattliche Rüstung, in der die hessische Ritterschaft einen tüchtigen Kern bildete.

Die Gegner waren auf seinen Angriff nicht gefaßt und wurden in ganz unfertiger Rüstung überrascht. Am 23. April brach der Landgraf von Cassel auf, ging nicht weit von Frankfurt über den Main, und fiel dann schnell, da Frankfurt und Pfalz den Durchzug verweigerten, über Erbach und Fürstenau nach Schwaben ein. Von Neckarsulm, Weinsberg, Neuenstadt a. N. ging es auf den Feind, der, des Durchmarsches durch die Pfalz gewärtig, sich an der Enz bei Vaihingen aufgestellt hatte und jetzt erst sich bei Heilbronn und Laufen sammelte. Hier fand am 13. Mai das entscheidende Treffen Statt, das der Landgraf gewann. Mit rascher Entschlossenheit und vielem Geschick wußte er seinen Sieg zu verfolgen; binnen wenig Wochen war Württemberg genommen, die Heeresmacht des Landgrafen bis nach Oberschwaben vorgeschoben und am 29. Juni der Waffenerfolg durch den Frieden von Cadan besiegelt. Die kaiserlichen Truppen verließen das Land und der Herzog Ulrich hielt unter dem Jubel des Volks seinen Einzug; brachte er doch Befreiung vom fremden Druck und Freiheit für die neue Lehre.

König Ferdinand, der Bruder des Kaisers, fand sich in den

Verzicht auf das Herzogthum; das Haus Habsburg behielt sich gewisse Rechte vor und räumte dafür dem Herzog und seinem Sohn die Herrschaft wieder ein. So schwach war die kaiserliche Machtstellung bereits geworden, daß der Handstreich eines einzigen entschlossenen Fürsten ihr mitten im Frieden eine Position rauben konnte, um die man sich früher so eifrig bemüht hatte.

Durch diese Entscheidung war ein protestantischer Keil in den deutschen Süden hineingetrieben, der Sache des Protestantismus ein sehr wichtiges Glied gewonnen und der schmalkaldische Bund um einen werthvollen Vorposten bereichert. Was ungefähr gleichzeitig im Norden und Nordwesten Deutschlands in anderer Richtung geschah, hatte dem gegenüber kein Gewicht.

In Westfalen, zumal in Münster selbst, hatte sich, zum Theil von auswärtigen Schwärmern angeregt, jene häßliche Fratze christlicher Freiheit und heidnischer Zügellosigkeit ausgebildet, die die extremste Form der Wiedertäuferei zur Herrschaft brachte und hier in einem tollen Königthum gipfelte. Dies Gemisch aus wirklicher Begeisterung, mißverstandener Bibeldeutung, wilder Sinnlichkeit und ganz gemeiner Verworfenheit stellte ein abschreckendes Bild menschlicher Verirrung dar, in dem der Protestantismus, ja selbst die ursprüngliche wiedertäuferische Lehre, keinerlei Verwandtschaft anerkannte. Diese Form des „Schneiderkönigthums", diese Theokratie mit Vielweiberei, Communismus und viehischer Ausgelassenheit hatte überhaupt nichts Christliches mehr. Die ursprüngliche wiedertäuferische Lehre lehnte deshalb jede Mitverantwortung dafür entschieden ab; vollends der Protestantismus konnte, wenn die Aufrührer von den benachbarten katholischen Fürsten zu Paaren getrieben wurden, darin keinen Sieg über ihre eigene Sache beklagen.

Daher blieben die Protestanten vollkommen ruhig. Wohl fühlten auch sie, daß mit der Ausrottung der Schwarmgeister hier wie anderwärts auch die gesunden protestantischen Keime zerstört wurden, aber sie konnten es nicht hindern; mit einem Johann von Leyden gemeinschaftliche Sache machen, hieß noch viel Größeres gefährden.

Was dort unterlag, war nur ein wildes Nachspiel der Revolution von 1524—25, an der sie sich auch nicht betheiligt hatten. In Württemberg dagegen siegte der wirkliche Protestantismus über die bisher herrschende katholische Regierung und diese war hier keine geringere, als die des Kaisers selbst.

Daß nunmehr in friedfertiger Weise andere Bekehrungen nachfolgten, brauche ich nicht zu sagen, daß im Norden und in der Mitte Deutschlands ziemlich zahlreiche Uebertritte ganzer Gebiete erfolgten, Anhalt und Pommern, Augsburg, Frankfurt, Hannover, Hamburg, Kempten neu hinzutraten, war begreiflich; Niemand hinderte sie, die einzige Macht in Deutschland war der Bund und daß dieser sich sogleich erheben würde, wenn man sie bedrohte, ließ sich erwarten.

So wenig der schmähliche Ausgang des Münsterschen Aufruhrs ein Mißerfolg des Protestantismus heißen konnte, so wenig war dies auch bei dem Sturz des Wullenweverschen Regiments in Lübeck der Fall (August 1535); die Weltpolitik der Hansa und ihrer allmächtigen Hauptstadt nahm allerdings ein Ende, die Lübeck'sche Demokratie verlor ihre herrschende Stellung, aber die Luther'sche Lehre fiel damit nicht. Wie sie von Hause aus mit der weltlichen Politik Nichts zu schaffen haben wollte, blieb sie auch auf deutschem Boden meist verschont von Wechselfällen, die ihr sonst tödtlich geworden wären. Dem Kaiser entgingen die mächtigen Fortschrite des Protestantismus nicht, aber ebensowenig, daß er Nichts daran ändern könne. Er stand zwischen zwei Feuern, einerseits hätte er gern den Protestantismus unterdrückt, das bewiesen die unzähligen Processe des Kammergerichts gegen die Protestanten, andererseits auch gern mit Rom abgerechnet, aber zum Einen wie zum Andern fehlten ihm die Mittel. Dem Papst gegenüber bleibt er bei der Forderung eines Reformconcils; aber als dazu endlich Anstalten getroffen und im Mai 1537 eine Kirchenversammlung nach Mantua ausgeschrieben wurde, war er doch nur zum Schein seinem Wunsche näher gerückt. Die Protestanten thaten, als ob mit dem Nürnberger Religionsfrieden Alles abgethan sei, und der Papst Paul III. ertrug lieber das Schisma, als daß er Reformen ehrlich zugestanden hätte.

Versöhnungsversuche des Kaisers 1538—41.

Wie der Kaiser die Dinge ansah, erfahren wir aus einzelnen vertraulichen Geständnissen seiner Depeschen. Um dieselbe Zeit, als die erzählten Dinge sich zugetragen hatten und das Uebergewicht des schmalkaldischen Bundes sich immer schärfer entwickelte, gab er seinem Vicekanzler Held eine Instruction an seinen Bruder Fer-

dinand mit (October 1536), deren Inhalt für seinen Standpunkt höchst belehrend ist.

Da wird vor Allem betont, wie die religiöse Spaltung in Deutschland weiter und weiter greife und, falls ihr Fortgang nicht gehemmt werde, auch politisch die Stellung des Kaisers und jedes Regiments in Deutschland untergraben werde. Der Kaiser bedürfe aber, zumal jetzt gegen Frankreich, eines starken Rückhalts in Deutschland und darum dürfe man mit den Mitteln der Abhilfe jetzt nicht länger zögern.

Dann klagt er über den Papst, daß er ihm hierbei so wenig zu Willen sei, daß er in seiner frostigen oder gleißnerischen Haltung verharre und durchaus nicht ehrlich auf den Gedanken des Concils eintreten wolle. Sollte sich das nicht ändern, so gebe er seinem Bruder im tiefsten Vertrauen zu erwägen, ob es nicht ein Mittel gäbe, Deutschland wenigstens zu einem solchen Concil zu bestimmen, im Nothfall ohne den Papst und ohne den König Franz, die nun einmal nicht dazu zu bewegen seien. Sollte auch das nicht verfangen, so müsse man sich nach irgend einem anderen Auskunftsmittel umsehen, für immer dem weiteren Abfall vom Glauben zu wehren, und dem Wortlaut des Nürnberger Friedens Geltung zu verschaffen. Vielleicht gelinge es dann doch, wenn nicht eine Kirchenversammlung, wenigstens eine assemblée nationale zu Stande zu bringen, wo die Sache zu einer heilsamen Entscheidung geführt werden könne.

Später schreibt er auch an seine Schwester Maria, die verwittwete Königin von Ungarn, und räth ihr, Alles zu thun, damit eine weitere Spaltung der Gemüther verhütet werde.

Inzwischen hatte sein Vicekanzler Held durch die Art, wie er den kaiserlichen Auftrag verstand und auszuführen suchte, Oel in's Feuer gegossen. Statt zu vermitteln und zu versöhnen, wie seine Weisung sagte, trat er schroff und gebieterisch auf, forderte in herrischem Ton, daß die Protestanten sich ohne Weigern dem päpstlichen Concil und den Entscheidungen des Kammergerichts unterwürfen und als diese Beides ablehnten unter Erinnerung daran, daß selbst in dem Ausschreiben des Concils von Ausrottung „der pestilenzialischen lutherischen Ketzerei" die Rede sei, im Kammergericht aber lauter geschworene Feinde der Protestanten säßen, da eilte er an den katholischen Höfen umher, wühlte und hetzte, bis am

10. Juni 1538 das Nürnberger Bündniß fertig war, in dem sich Georg von Sachsen, die zwei Braunschweiger, Albrecht von Brandenburg, Baiern, König Ferdinand, Salzburg gegen die schmalkaldischen Verbündeten zusammenthaten.

Dies katholische Gegenbündniß war nicht was der Kaiser wollte, aber es war auch im Sinne des Anstifters ein großer Fehler; eine Verabredung wie diese, bloß auf dem Papier geschlossen, ohne Waffen, ohne Geld, forderte die Protestanten nur heraus, ohne ihnen eine gediegene Rüstung entgegenzustellen. Das fühlte des Kaisers Schwester sehr wohl, und darum enthielt ihre Antwort auf seine Ermahnungen einen aufrichtigen Tadel dieser Dinge. Wie es in Deutschland stehe, schrieb sie im Herbst 1538, müsse man sich in Deutschland jede Freundschaft zu erhalten suchen. So sei einer der tüchtigsten Fürsten im Reich der Landgraf Philipp von Hessen, der sei gut kaiserlich gesinnt, mit ihm müsse man dauerhafte Verständigung suchen, statt dessen habe der Vicekanzler Held ihn wie seine Verbündeten vor den Kopf gestoßen und durch das Nürnberger Bündniß ihr gerechtes Mißtrauen erregt. Warum habe man nicht statt dessen die Sache bis zu einer allgemeinen Kirchenversammlung ruhen lassen? Alles müsse aufgeboten werden, die religiöse Spaltung friedlich zu heilen und dazu sei nöthig eine Verständigung mit den tüchtigsten Fürsten, insbesondere mit dem Landgrafen Philipp von Hessen.

Der Kaiser folgte dem Rathe seiner Schwester bis zu einem gewissen Punkte, aber mit den Hintergedanken und Vorbehalten, die nun einmal seine Politik in der ganzen Sache von Anfang an bezeichnen.

Statt mit Gegenbündnissen und Hetzereien im Sinne Helds fortzufahren, versucht man es einstweilen mit Unterhandlungen und Religionsgesprächen, das geschieht in den Jahren 1540 und 1541, zu Hagenau, Worms, Regensburg, man sucht friedlich sich über all die Punkte zu verständigen, hinsichtlich deren man sich seit 1517 am nächsten gekommen war, und eben jetzt war der einzige und letzte Augenblick eingetreten, wo man in Rom selber sich ernstlich die Frage vorlegte, ob man nicht versuchen solle, durch ehrliche Anerkennung der berechtigten Reformforderungen der Protestanten die Einheit der Kirche wieder herzustellen.

Die Cardinäle, mit welchen sich Papst Paul III. gleich zu

Anfang seiner Regierung umgeben, bildeten eine Auslese feingebildeter und aufgeklärter Geistlichen, mehrere darunter, wie der geistvolle Venetianer Contarini, Sadolet, Poole, Morone, ja damals noch selbst Caraffa, als Paul IV. später der Papst der Reaction, waren von eingestanden reformfreundlicher Gesinnung. Aus diesem Kreise war ein merkwürdiges Gutachten über eine Kirchenreform hervorgegangen, das den Protestanten allerdings nicht weit genug ging, aber für die jetzt vorherrschende Stimmung der Curie ein höchst bedeutsames Denkmal bildete.

Bei der allerwärts unter den Fürsten vorwiegenden Neigung zum friedlichen Austrag war die Haltung der Curie entscheidend für den versöhnlichen Charakter der Religionsgespräche, die jetzt geführt wurden. Freilich, mochte in den reinen Glaubensfragen die Annäherung noch so zweifellos sein, in der Angelegenheit der kirchlichen Verfassung und der päpstlichen Autorität blieb man sich am Ende so fern als zu Anfang. Aber den Vortheil hatte der jetzt schwebende Zustand, daß der äußere Friede nicht bloß ungestört blieb, wie er 1532 geschlossen worden war, sondern daß er auch durch günstige Auslegung dem Protestantismus weitere Fortschritte gestattete, und jeder neu hinzutretende Anhänger des Augsburger Bekenntnisses derselben Duldung genoß, wie die damaligen Unterzeichner.

So entstand das Regensburger Interim und der Reichstagsabschied vom 29. Juli 1541. Um sich die Hilfe der protestantischen Fürsten gegen die Türken zu sichern, ging der Kaiser bis an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit; neben einer Ermahnung an den Papst, „eine christliche Ordnung und Reformation aufzurichten, die zu guter, gebührlicher und heilsamer Administration der Kirchen förderlich und dienlich sei", erfolgt für die Protestanten eine Bestätigung des Nürnberger Friedens, worin zugleich die Beschwerden gegen das Kammergericht und gegen die Clausel wegen der Neubekehrten abgestellt wurden. Die Ausschließung der Protestanten vom Kammergericht hört auf, die anhängigen Prozesse werden eingestellt, „bis das gemeine oder Nationalconcilium oder in dieser Sache eine gemeine Reichsversammlung gehalten wird" und schließlich wird verordnet, „daß ob sich Jemand sonst zu ihrer Religion begeben wolle, demselbigen dies unbenommen sein solle".

Ehrlich aber war das nicht gemeint, denn noch in denselben

Tagen erneuerte der Kaiser den Nürnberger Bund gegen die Protestanten und zeigte an, daß er auch den Papst zum Beitritt bestimmt habe: er hatte mithin eben jetzt den Gedanken an wirkliche Versöhnung für immer aufgegeben und wollte nur bessere Zeiten abwarten, um offen gegen die Unverbesserlichen hervorzutreten.

Inzwischen hatten sich nämlich unter der Gunst des augenblicklichen Waffenstillstandes wichtige Veränderungen zugetragen, welche den Kaiser belehrten, daß der Fortgang der neuen Lehre alle seine Befürchtungen noch hinter sich ließ.

Entscheidende Fortschritte des Protestantismus 1539—1544.

Brandenburg. — Herzogthum Sachsen. — Braunschweig. — Köln.

Zu den Fortschritten, welche der Protestantismus seit dem Nürnberger Frieden in Württemberg, Pommern, Anhalt, Mecklenburg und in den Reichsstädten gemacht, war jetzt der Uebertritt zweier ganzer Länder hinzugekommen, deren Fürsten bisher am treuesten zur alten Kirche gehalten hatten, **Brandenburg** und das **albertinische Sachsen**, daneben waren die Stifter Magdeburg, Halberstadt, Naumburg übergetreten.

Der Kurfürst Joachim von Brandenburg galt mit Recht als einer der entschiedensten Gegner der lutherischen Lehre; im Leben hatte er streng am alten Glauben festgehalten und daß auch nach seinem Tode das Land nicht der Ketzerei verfalle, war das Ziel seiner eifrigsten Bemühungen gewesen. Aber die Mark Brandenburg war rings umgeben von protestantischen Einflüssen, nördlich berührt von Pommern und Mecklenburg, die schon übergegangen waren, westlich von den Stiftern an der Elbe, Magdeburg, Halberstadt, Naumburg, die eben übergingen und südlich vom Kurstaat Sachsen, der von Anfang an der neuen Lehre zugewandt war; überhaupt war in der Vielstaaterei des alten Reichs kein Land so abzusperren wie heutzutage, überall züngelten die Lande in einander über. Als der Kurfürst Joachim I. 1535 starb, zeigte sich augenblicklich, daß die protestantische Lehre im Lande Tausende von Bekennern zählte und daß trotz aller Strenge eine geheime Protestantengemeinde sich in der Stille gebildet hatte, die nur auf den günstigen Augenblick wartete, um sich offen zu erklären. Die Söhne

aber, für deren Festhalten am alten Glauben der Vater sich jede Bürgschaft hatte verschaffen wollen, fielen von seiner Politik ab. Der jüngere, Markgraf Johann, erklärte sich offen für Luther und war der Erste, der in seinem kleinen Erbe der neuen Lehre unbeschränkte Freiheit gab. Der ältere, Kurfürst Joachim II., blieb für seine Person noch Jahre lang Katholik, aber er ließ dem Drange seiner Bevölkerung freien Lauf, sagte sich von den Fanatikern unter den katholischen Fürsten los, schaffte die Messe ab und begann die Kirche zu reformiren. Es war als ob er nur den offenen Abfall und das Zerwürfniß mit dem Kaiser scheute, der Sache nach war er schon abgefallen.

Nicht die landesherrliche Nöthigung gab hier, wie im albertinischen Sachsen, den Anstoß zur Reform, sondern umgekehrt die Stimmung der Bevölkerung. In beiden Ländern würden die Regenten bei der alten Ordnung geblieben sein, aber es ging nicht mehr und so fügten sie sich den Umständen.

Im albertinischen Sachsen hatte bis 1539 der alte Glaube äußerlich die Herrschaft behauptet. Wer öffentlich mit lutherischen Gesinnungen auftrat, verfiel strenger Ahndung, Verbote und Strafurtheile erfolgten genug; aber es war weltbekannt, daß hier Tausende lebten, die einen kleinen Gang von ein paar Stunden nicht scheuten, um drüben im ernestinischen Sachsen in die lutherische Kirche zu gehen.

Der alte Herzog Georg war ein warmer Anhänger des altkatholischen Glaubens, ihm war es Ernst damit, seinem ganzen Wesen nach konnte er für einen ausgeprägten Parteimann gelten. Aber er konnte nicht hindern, daß sein Bruder Heinrich in den kleinen Gebieten Freiberg-Wolkenstein, wo er regierte, der neuen Lehre Spielraum und freie Bewegung ließ, und noch weniger, daß das stattliche Gebiet seines ernestinischen Verwandten im Kurfürstenthum überall das Lutherthum verbreiten ließ, oder daß seine eigenen Unterthanen über die Grenze gingen und so die Ketzerei, trotz aller Strafmaßregeln, den Weg selbst in sein Leipzig fand.

Es ging dem alten Herrn schwer zu Herzen, daß er denken mußte, gleich über seinem frischen Grabe könne die neue Lehre in sein Land ihren Einzug halten. Er versuchte Mancherlei, was bewies, wie tief es ihm im Sinne lag, diese Wendung um jeden Preis fern zu halten. So hatte er in seinem Testament den un-

erhörten Plan niedergelegt, im Nothfalle die Legitimität der Erbfolge zu stören, nach seinem Tode eine Art provisorischer Regierung eintreten zu lassen, die aus ihm ergebenen und der alten Lehre zugewandten Leuten zusammengesetzt sein und bei der eine mitwirkende Rolle dem König Ferdinand, des Kaisers Bruder, zufallen sollte. Im Hintergrunde lag die gänzliche Ausschließung seines eigenen Hauses zu Gunsten Habsburgs. So verzweifelter Pläne war er fähig, nur um sein Land bei der alten Ordnung festzuhalten.

Aber rascher noch, als Herzog Georg in den Augenblicken seiner trübsten Befürchtungen ahnen mochte, fiel nach seinem Tode dies alte Kirchenthum im albertinischen Sachsen zusammen. Am Abend des Todestages (17. April 1539) erschien Herzog Heinrich in Dresden, mit ihm kamen die Wittenberger Reformatoren, hinter ihm stand der schmalkaldische Bund, der über 20,000 Mann zu Fuß und 4000 Pferde gebot, der lang niedergehaltene Geist der neuen Lehre brach jetzt überall unaufhaltsam hervor, und eine einzige Kirchenvisitation am 6. Juli genügte, die Reform durchzuführen oder vielmehr, die längst vollzogene Bekehrung zu einer allgemein anerkannten Thatsache zu erheben.

Das Alles zusammengenommen bildete den Inbegriff der Umgestaltung, unter deren Eindruck der Kaiser zu Anfang der vierziger Jahre die Versöhnungsversuche in Angriff genommen hatte. Sie zeigten den Protestantismus und den schmalkaldischen Bund in einem entschiedenen Uebergewicht und ließen noch größere Erfolge ahnen. Schon gehörten zu ihm im Süden: Württemberg und die schwer in's Gewicht fallenden oberdeutschen Reichsstädte, Nürnberg, Augsburg, Ulm, Constanz, Straßburg, dann das ganze mittlere Deutschland, Thüringen, Sachsen, Hessen, ein Theil der braunschweigischen und der welfischen Lande, im Norden die Stifter Magdeburg, Halberstadt, Naumburg, denen Hildesheim wenigstens zuneigte, Ostfriesland, die Hansestädte, Holstein und Schleswig, Pommern, Mecklenburg, Anhalt, Schlesien, die sächsischen Fürstenthümer, Brandenburg und Preußen.

Von größeren geschlossenen Gebieten blieben nur übrig Oesterreich, Baiern, Pfalz und die rheinischen Kurfürstenthümer; wie lange sich noch Herzog Heinrich von Braunschweig als Oase inmitten der Wüste norddeutscher Ketzerei halten würde, war sehr zweifelhaft; widerstandsfähige Länder waren nur Oesterreich, Baiern, Pfalz

und die geistlichen Staaten am Rhein. Aber auch hier fing es an zu wanken und man irrt nicht, wenn man dieser Erscheinung einen wesentlichen Einfluß auf die Entschließungen des Kaisers zuschreibt. Der Gedanke, daß die Propaganda des Lutherthums mehr und mehr eine Stärke und einen Umfang annehme, dem zu wehren über kurz oder lang unmöglich werden würde, daß am Ende auch seine eigenen Erblande davon befallen und mit dem etwaigen Uebertritt der geistlichen Kurstaaten die letzte Stütze seiner kaiserlichen Autorität zusammenbrechen müsse, hat entscheidend auf die Wendung hingewirkt, die zum schmalkaldischen Kriege geführt.

In Oesterreich selbst begann trotz des Regensburger Convents von 1524 jene protestantische Bewegung, die Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts den weitaus größten Theil der Erblande dem Protestantismus zugeführt und die erst die Gräuel des dreißigjährigen Krieges wieder ausgerottet haben. Im landsässigen Adel, unter den Bauern und in einzelnen namhaften Städten regte sich mächtiger und mächtiger der Geist der Neuerung und hier, wo man von Türken und Ungarn umdrängt, von Baiern argwöhnisch belauert und der in auswärtige Welthändel verflochtenen kaiserlichen Autorität entrückt war, konnte man den ständischen Reformbegehren, wenn sie einmal in entschiedenem Ton gestellt wurden, kein schroffes Nein entgegensetzen.

Eine ähnliche Erscheinung zeigte sich in Baiern. Die Kirchenvisitation des Regensburger Convents hatte hier gezeigt, wie es im Clerus aussah. Der Befund der Untersuchung öffnete einen Abgrund von Mißbräuchen und steigerte das Verlangen nach durchgreifenden Reformen. War das Verlangen einmal gewährt, so ließ sich nicht mehr berechnen, wo man innehalten und ob nicht vielleicht der Uebertritt zum Lutherthum das Ende sein würde.

In Pfalz Neuburg siegte jetzt auch die neue Lehre und die alten pfälzischen Kurlande, umgeben, wie sie waren, von lauter protestantischen Gebieten, leisteten gleichfalls schwerlich mehr langen Widerstand. Dort hatte Otto Heinrich am eifrigsten dafür gearbeitet, hier hatte Ludwig V. als kluger Diplomat lange zwischen Katholiken und Lutheranern vermittelt, Friedrich II. aber war vollends nicht der Mann, dem allgemeinen Drang mit Macht zu widerstehen.

An keiner der berührten Stellen war von Oben ein Druck

geübt worden, im Gegentheil, überall kam er von Unten und die Autorität gab ihm nach. Von Männern wie Johann und Johann Friedrich von Sachsen, Philipp von Hessen, konnte man sagen, daß sie mit Herz und Seele beim Lutherthum waren und mit thätigem Eifer für seine Ausbreitung wirkten, aber in Oesterreich, Baiern, Pfalz, Brandenburg wären die Fürsten noch mit der alten Lehre gegangen, wenn es sich nur machen ließ.

Unter den norddeutschen Fürsten war nur noch einer, den der Kaiser unter seine unbedingt Getreuen zählen durfte, das war der Herzog Heinrich von Braunschweig, derselbe, mit dem Luther in einer Streitschrift noch gröber umgesprungen ist als selbst mit König Heinrich VIII., ein Mann, der in seiner Ungebundenheit kein völliger Hanswurst, aber doch einer Krone durchweg unwürdig war, dabei freilich ein überaus rühriger Ränkeschmied im Dienste des Kaisers und seines Bruders. Der trieb und drängte, wühlte und hetzte ohne Aufhören gegen die Protestanten, mehr aus eigener Angst, als weil die Gefahr wirklich so groß gewesen wäre. Eine unruhige, abenteuernde Natur, suchte er Händel mit den benachbarten Reichsstädten. Goslar hatte ein paar Klöster niedergerissen und war dafür vom Kammergericht in die Reichsacht erklärt worden. Durch die Regensburger Declaration war dieser Spruch, wie alle andern, überdies noch ausdrücklich, niedergeschlagen worden, aber der Braunschweiger bestand auf dem Vollzug. Außerdem hatte er die Stadt Braunschweig mit Feindseligkeiten aller Art beunruhigt. Obgleich vom König Ferdinand gewarnt, man werde ihm kaiserlicherseits keine Hilfe schicken, beruhigte er sich nicht und nun fiel der schmalkaldische Bund über ihn her, der seit lange lüstern war, mit dem unbequemen Nachbar anzubinden. Im Verein mit den Mannschaften der beiden Städte rückten die Landsknechte des Landgrafen und des sächsischen Kurfürsten, zusammen etwa 20,000 Mann stark, heran, der Herzog entfloh, sein Land wurde eingenommen und der Protestantismus auch hier durchgeführt (Sommer 1542).

Dies Ereigniß machte schon einen höchst beunruhigenden Eindruck am kaiserlichen Hofe, aber noch durchschlagender wirkte ein anderer Fall: der geistliche Kurstaat Köln war auf dem Punkte, der katholischen Kirche verloren zu gehen. Geschah dies, so war ein unheilbarer Riß in die alte Reichsverfassung geschehen

und wie lange die benachbarten Kirchenstaaten dann noch festhielten, war nicht leicht abzusehen.

Es war nichts Ungewöhnliches, daß geistliche Stifter durch den Uebertritt ihrer Würdenträger der katholischen Kirche verloren gingen. Das erste hervorragende Beispiel gab der Deutschordensmeister, Herzog Albrecht von Brandenburg, der in verzweifelter Bedrängniß seinen Staat zu einem weltlichen Fürstenthum erklärte, also mit seinem Orden aus der Kirche austrat und sich zu einem weltlichen Erbfürsten machte (1525).

Man sah das vorläufig als nicht sehr bedeutend an, weil das Land ohnehin als ein verlorenes betrachtet wurde und überdies auch nicht zum Reich gehörte.

Bedeutungsvoller erschien schon, als sich in den Stiftern Halberstadt, Magdeburg, Naumburg dasselbe wiederholte, aber noch viel tieferen Eindruck mußte es machen, wenn der Abfall den bedeutendsten der rheinischen Kurstaaten ergriff.

Geistliche Fürstenthümer gab es, außer dem Kirchenstaat selber, nur noch in Deutschland. In Frankreich, England, Spanien waren die Bischöfe längst ihrer weltlichen Macht entkleidet worden; die Verquickung weltlicher und kirchlicher Herrschaft gehörte zu den Lebensbedingungen des alten deutschen Reichs, erst im Anfang unseres Jahrhunderts ist diese Anomalie erlegen, damals bestand sie noch unerschüttert und in voller Blüthe. Ein halbes Hundert Bischöfe, die zugleich weltliche Rechte hatten, über einen großen Theil deutschen Gebietes zerstreut, gab der katholischen Kirche eine immer sehr beachtenswerthe, vielleicht gar nicht zu erschütternde Macht in Deutschland. In erster Reihe standen Mainz, Köln, Trier, Salzburg, dann die Hochstifter von Westfalen, der Weser und Elbe an bis nach Würzburg, Bamberg, Freising, Augsburg, Regensburg; eine stattliche Zahl geistlicher Staaten, mit denen, wenn einmal die Säcularisation unter ihnen aufräumte, der Kirche eine sehr mächtige Stütze zusammenbrach. In unserem Jahrhundert bestand nur noch ein Theil der alten geistlichen Staaten, als aber dieser eingezogen wurde, war die ehemalige deutsche Reichsverfassung ganz unmöglich geworden.

Darum war der Uebertritt eines katholischen Erzstiftes unter den rheinischen Kurfürstenthümern eine ungeheure Wendung der Dinge; falls er sich glücklich vollzog, war die Reichsverfassung in

ihrem Wesen umgestaltet. Das Kurcollegium hatte dann eine protestantische Mehrheit; schon jetzt waren Protestanten darin, Sachsen, Brandenburg, Pfalz, kam jetzt Kurköln dazu, so standen 4 gegen 3; daraus ergab sich, daß bei jeder künftigen Kaiserwahl das protestantische Bekenntniß entschied. Daß damit die habsburgische Macht aus dem Reiche hinausgedrängt ward, lag in der Natur der Sache.

Im Erzstift Köln erklärte der alte Erzbischof Hermann von Wied am Abend seines Lebens, er habe sich von der Richtigkeit der protestantischen Lehre überzeugt, begann protestantische Theologen heranzuziehen und zeigte sich entschlossen vermöge des Beschlusses von 1526, in Köln die Reformation durchzuführen. Das zerriß den deutschen Kirchenstaat und pflanzte an den Niederrhein zwischen Westfalen und des Kaisers niederländischen Erblanden eine protestantische Festung, die bald nicht mehr zu erschüttern war. Ja wenn das Unternehmen gelang, dann reizte es zur Nachfolge. Hermann von Wied war ein Mann ohne Ehrgeiz und Eigennutz, der nur seinem Gewissen Genüge thun wollte; es gab andere geistliche Fürsten, die weniger lauter dachten, die die Versuchung reizte, sich mittelst des Protestantismus zu weltlichen Erbfürsten zu machen.

Der Erzbischof fand Anklang bei der niederen Geistlichkeit, den weltlichen Ständen und dem Volke des flachen Landes, aber nicht bei dem Domkapitel und auch nicht bei der Bevölkerung seiner Residenz. Die Entscheidung schwebte lange, des Kaisers eigenstes Interesse gebot ihm, sie nicht sich selber zu überlassen. Die Braunschweiger und die Kölner Sache waren Symptome, die, wenn sie unbeachtet blieben, einen völligen Umsturz der deutschen Dinge in Aussicht stellten. Wartete der Kaiser noch ein paar Jahre, dann waren die Eroberungen des Protestantismus Rechtszustand geworden, die neue Lehre, die schon in der Nation einen mächtigen Rückhalt besaß, hatte dann auch die Organe des Reichs sich unterworfen und an eine Restauration, wie sie der Kaiser stets vorgehabt, war nicht mehr zu denken. Ein anderer Grund kam hinzu, der dem Kaiser rasches Einschreiten empfehlen mußte. Unverrückbar hatte er bisher den Gedanken festgehalten, durch ein Concil die endgiltige Regelung der kirchlichen Dinge treffen zu lassen. Es gab eine Zeit, wo dies den Bekennern der neuen Lehre, die damals noch nicht „protestirt“ hatten, ein nicht unerwünschter Ausweg gewesen wäre. Hätte man ihnen 1518, 1519 und 1521 ein Concil ge-

boten, statt sie mit Acht und Bann zu schrecken, so war zum Mindesten der Bruch vermieden und auf eine geschlossene Macht konnten die Neuerer nicht pochen. Anders war es schon nach 1526, seit die protestantischen Länder ihre besonderen Kirchen und Gottesdienstordnungen hatten, eine Rückkehr von Jahr zu Jahr schwerer, die Parteienscheidung immer klaffender wurde. Die Veränderungen von da bis 1532 deckte der Nürnberger Friede und die noch größeren Veränderungen, welche seitdem eingetreten waren, hatten zu Regensburg sich eine förmliche Anerkennung ertrotzt. Jetzt konnte man den Protestanten schon nicht mehr von einem Concil reden, für sie war die Rechtsfrage abgemacht, ihr besonderes Kirchenthum war ausgebildet, an innerer Stärke und äußerem Umfang hatte die Reformation in Deutschland ein zweifelloses Uebergewicht, das sie offen preisgegeben hätten, wenn sie sich auch nur theoretisch wieder der päpstlichen Autorität unterwarfen. Es war leicht gesagt, wir geben Reformen, aber unterwerft ihr euch dafür dem Papst; das konnte kein ehrlicher protestantischer Fürst mehr annehmen, ohne das Lebensprincip seiner ganzen Richtung preiszugeben.

Die steigende Sorge vor dem immer drohenderen Umsichgreifen der Reformation, die Einsicht, daß das Concil sammt der Einheit der Kirche in eilfter Stunde gerettet werden oder für immer verloren gehen müsse, das gab jetzt beim Kaiser den Ausschlag und bestimmte ihn, die ernstesten Maßregeln vorzubereiten.

---

§ 15.

Der schmalkaldische Krieg (1546—47). Vorbereitungen des Kaisers zum Kriege seit 1544. Arglosigkeit, Zwietracht und Versäumnisse der Schmalkaldener (1545—1546). — Herzog Moritz von Sachsen, Persönlichkeit und Politik. Sonderbund mit dem Kaiser (Juni 1546). — Der Krieg vom Sommer 1546 bis Frühjahr 1547. — Klägliche Kriegführung der Verbündeten an der Donau. — Moritz' Einfall in Kursachsen. — Schlacht von Mühlberg (24. April 1547).

Vorbereitungen des Kaisers zum Kriege seit 1544.

Arglosigkeit, Zwietracht und Versäumnisse der Schmalkaldener.

Noch hielt der Kaiser die Linie der Nachgiebigkeit inne, aber seine Entschließungen waren gefaßt. Wenn er jetzt (1544) den Reichstag zu Speier mit milden Worten eröffnen und schließen ließ, in dem Abschied vom Juni desselben Jahres die letzten Gewährungen nochmals bestätigte, und, unter nachdrücklicher Betonung seines Verlangens nach Reformen, jeden Reichsstand zu Vorschlägen über ihre einmüthige Durchführung aufforderte, so war das nicht mehr ehrlich gemeint. Die Verfügungen zum Kampfe waren schon getroffen und es galt nur, die Schmalkaldener einzuwiegen in eine trügerische Sicherheit.

Eben hatte er seinen vierten Krieg gegen Frankreich glücklich beendigt. Er war in den ersten Tagen des September siegreich vorgedrungen bis in die Nähe von Paris, weiter als seit Otto II. irgend ein deutscher Kaiser, und ganz plötzlich hatte er einen Frieden geschlossen, so mäßig in seinen Bedingungen, wie er selten einem Besiegten in solcher Lage gewährt wird. Der Kaiser wollte dauerhaften Frieden und einen zuverlässigen Bundesgenossen gegen die deutschen Ketzer. Im Frieden von Crespy (14. September) war ausdrücklich die gemeinsame Unterdrückung der vom Glauben Abtrünnigen ausgemacht worden, und das allein genügt schon, die ganze Taktik des Kaisers zu enthüllen.

In Deutschland beschwichtigte er den Argwohn der Protestanten durch das Versprechen gemeinsamer Reformen, wenn nicht auf einem Concil, so doch gewiß auf einer Nationalversammlung, dafür waren die Protestanten ihm gegen Frankreich und die Türken zu Willen, in Frankreich aber verpflichtete er sich einen Waffengefährten gegen die deutschen Ketzer. Das Alles liegt nur um Monate auseinander und der große Irrthum der Schmalkaldener war, daß sie an des Kaisers Aufrichtigkeit glaubten. Sie vergaßen, daß er den Nürnberger Religionsfrieden (1532) nur als widerwilliges Zugeständniß gewährt, und zehn Jahre darauf wieder nur aus Noth bestätigt hatte, daß man jeden Augenblick gegen ihn auf der Hut sein mußte; stolz auf die gewaltigen Fortschritte, welche ihre Sache und ihre Macht in den letzten Jahren gemacht hatte, schlugen sie sich jeden Gedanken an eine neue Bedrohung aus dem Sinn, unterstützten den Kaiser wacker gegen Frankreich und die Türken und halfen so selber die Ketten schmieden, die für sie bestimmt waren.

Schon 1544 war beim Kaiser der Krieg beschlossene Sache und der Ausbruch nur noch eine Frage der Zeit. Das Jahr 1545 verstrich unter fruchtlosen Versuchen, einen gütlichen Ausgleich zu finden, auf beiden Seiten schärften sich die Gegensätze zum unabwendbaren Bruch. Zunächst erfolgte die Katastrophe Heinrichs von Braunschweig.

Der Feldzug von 1542 hatte ihm sein Land genommen; mit des Kaisers wenigstens äußerlicher Zustimmung war es von den Schmalkaldenern sequestrirt worden. Inzwischen hatte der Vertriebene sich Geld und Truppen verschafft, um im Spätjahr seinen Ueberfall zu beginnen. Aber die Niederlage von Kahlfeld, nicht weit von Nordheim (21. October 1545), machte all seinen Hoffnungen ein Ende und brachte ihn selbst gefangen in die Hand der Sieger.

Außer mancherlei bedenklichen Anzeichen und beunruhigenden Gerüchten war es bezeichnend, daß auf dem neuen Reichstage zu Worms (Mai 1545) von Erfüllung der Speierer Zusagen keine Rede mehr war, wohl aber das Trienter Concil dringend anempfohlen ward. Der Landgraf Philipp meinte: es gemahne ihn, wie wenn man ein Kind mit einem Apfel zerre.

Ein neues Religionsgespräch wurde auf das nächste Jahr angesetzt; inzwischen wurde aber die Lage allerwärts bedenklicher von

Tag zu Tag, ohne ernstlichen Willen zur Verständigung kam man zusammen und unter lärmendem Zank ging man auseinander.

Im Januar 1546 fand ein Convent der Schmalkaldischen zu Frankfurt Statt und da zeigte sich, daß man die Macht des Bundes überschätzt hatte. Die schlimmsten Befürchtungen des Landgrafen trafen zu. Schon 1539 hatte er zu Bucer gesagt: Beim württemberger Zuge habe Alles bei ihm allein gestanden, jetzt wollten Mehrere befehlen. Viele Köche machten selten eine gute Suppe. Man müsse nicht den evangelischen Bund für einen Abgott halten; die christlichen Stände hätten nicht immer christliche Bedenken, es liefe viel Zeitliches mit unter. In der Verpflichtung des Beitrages seien Viele säumig, wenn's zum Treffen komme, würden noch Mehrere sich zurückziehen, die jetzt des Friedens Tadler wären.

Das Alles bewahrheitete sich jetzt schon, noch ehe es wirklich zum Treffen kam, die Städte haderten mit den Fürsten, ein wichtiger Nachbar, der Herzog Moritz von Sachsen, war zweideutig, der durch die Größe seiner Macht zum Oberbefehl berechtigte Kurfürst Johann Friedrich war schwerfällig und der Schrecken über die kaiserlichen Rüstungen hielt einen Theil der Verbündeten selbst vom Besuche der Zusammenkünfte ab. Des Landgrafen Ersuchen um Aufklärung über bedenkliche Schritte der kaiserlichen Politik wurden von Granvella mit schönklingenden Ausreden erwidert. Auch die letzte Zusammenkunft zu Speier (März 1546), an der Karl und seine Minister persönlich Theil nahmen, machte, obwohl die Gespräche von diesen mit unverkennbarer Absicht in friedlichem Tempo erhalten wurden, auf den Landgrafen einen beunruhigenden Eindruck. Die Verhandlungen drehten sich hauptsächlich um die Frage: ob Trienter oder National-Concil, um die Kölnische Sache und um die Erfüllung der Speierer Zusagen; in allen drei Punkten hielt die kaiserliche Politik trotz aller Milde der Formen ihren Standpunkt unerbittlich fest.

Unterdessen war am 18. Februar 1546 Luther gestorben. Nach seiner ganzen Anschauung konnte man erwarten, daß er bis zuletzt zum Frieden mahnen werde; mit seinem Tode schwand auch dieses Hinderniß des Krieges hinweg.

Der Reichstag von Regensburg, schon schwach besucht und überwiegend in des Kaisers Hand, ließ den Bruch deutlicher ahnen; der Kaiser hatte seine Allianzen geschlossen und nahm sich keine

Mühe mehr, den Ständen zu verhehlen, daß es zu den Waffen kommen werde; freilich nur gegen Friedensstörer, die sich des Verbrechens beleidigter Majestät schuldig gemacht. Die auswärtigen Verbindungen der Protestanten waren theils durch den Kaiser gelöst (Frankreich und England), theils ohne reellen Werth (Dänemark), theils hatte die eigene Zwietracht den Erfolg verdorben (Schweiz). Noch rechnete Philipp eine Zeit lang auf den Gemahl seiner ältesten Tochter Agnes, Herzog Moritz, aber bald schwand auch darüber jede Illusion.

So hatten sich, als der Krieg bereits unabwendbar geworden war, die Aussichten der Schmalkaldischen stetig verschlimmert. Kein Bund kann es an Schlagfertigkeit mit der Macht eines geeinigten Staates aufnehmen, vollends wenn er wie hier aus Gliedern von ungleicher Stärke zusammengesetzt ist. Der Mächtigere war der Kurfürst von Sachsen, und der war gerade zur Leitung unfähig, der weniger Mächtige, der Landgraf, wäre zur Leitung fähig gewesen, aber ein Landgraf durfte einen Kurfürsten nicht commandiren. 1532 hatte Luther zu Philipp, der über den unvollkommenen Frieden unmuthig war, gesagt, ein unvollkommener Friede ohne Blutvergießen ist immer dankbar anzunehmen. Täuscht euch nicht, mit tapferen Erklärungen und Betheuerungen sind sie Alle zur Hand, so lange die Gefahr noch ferne ist, aber laßt nur erst die Noth kommen, dann sieht es anders aus. Daß auch in den Reihen des Protestantismus im Augenblick der Noth die Spreu sich von den Körnern sondern werde, war nur zu denkbar.

Gleichwohl hätte der Schmalkaldische Bund viel mehr erreichen können als er wirklich erreichte. Er konnte vor Allem die Ansammlung einer kaiserlichen Kriegsmacht in Deutschland hindern und das hat er ganz versäumt.

Der Kaiser war durch die Wahlhandfeste enge gebunden, er durfte ohne ständische Zustimmung kein fremdes Kriegsvolk nach Deutschland führen. Man hatte also einmal eine rechtliche Handhabe gegen ihn, dann aber war man auch wohl im Stande, thatsächlich die Bildung einer kaiserlichen Heeresmacht unmöglich zu machen. Es gab nur zwei Heerstraßen, auf denen der Kaiser seine Landsknechte herbeiführen konnte, die eine kam aus den Niederlanden, die andere aus Italien und beide konnte man ihm leicht verlegen.

Die Zuzüge aus Italien abzuhalten, war am leichtesten. Hier hatte die Natur durch hohe Gebirge und enge Pässe dafür gesorgt, daß der Eintritt nach Deutschland mit wenig Mitteln zu hindern war. Wenn die Protestanten hier bei Zeiten den Brenner und das Oberinnthal besetzten, so konnten die Kaiserlichen von Italien her gar nicht angreifen. Hätten z. B. nur die oberdeutschen Stände und Städte, vielleicht nur Augsburg und Ulm zusammengehalten, so wären sie allein im Stande gewesen, die Pässe ausreichend zu besetzen; sie hatten ja das Geld, die Söldner anzuwerben und ihr Feldhauptmann, Schertlin, sagte ihnen in seinen Briefen wiederholt: gebt mir eine kleine Truppenmacht, um die Pässe im Lechthal zu besetzen, und es kommt kein kaiserlicher Soldat nach Deutschland. Aber da stand theils das ehrenwerthe Bedenken im Wege, daß man nicht die Offensive ergreifen wollte, theils die Furchtsamkeit, die eben doch den Kampf überhaupt scheute. Schertlin stand Monate lang am Eingange des Lechthals, es war ein Leichtes, Tirol zu besetzen und von hier aus die beiden Bergstraßen in Besitz zu nehmen, über die die Kaiserlichen heranziehen mußten; geschah das, dann konnte die ganze übrige Macht des Bundes sich westwärts gegen die Niederlande wenden und falls sie rasch und umsichtig vorwärts drangen, mit überlegenen Kräften auch hier den Zugang zum Reiche sperren, die sich sammelnden Söldner zerstreuen. Aber auch das geschah nicht, und so wurden die beiden prächtigsten Gelegenheiten, des Kaisers Heeresmacht im Anmarsch aufzuhalten oder zu vernichten, ganz versäumt.

Dagegen operirte Kaiser Karl nach jeder Seite hin mit außerordentlichem Geschick. Seine Friede athmenden Erklärungen hielten die Protestanten immer noch in der Zuversicht fest, daß es nicht zum Kriege kommen werde. Erst 1546 warf er die Maske ab. Und auch da noch, als Jedermann mit Händen greifen konnte, was bevorstand, geschah Nichts gegen die heranziehenden Kaiserlichen. Mit demselben Geschick, das der Kaiser zuerst angewendet, um die Protestanten sicher zu machen, ging er nachher darauf aus, sie zu theilen. Er ward nicht müde zu wiederholen, es handle sich nicht darum, gegen den Glauben der Protestanten Etwas zu unternehmen, vielmehr halte er alle seine Zusagen aufrecht, er habe es nur zu thun mit einem politischen Sonderbunde, der ein Reich im Reiche darstelle und der kaiserlichen Autorität als Rebell gegenübertrete.

Diese Unterscheidung und die bestimmte Zusage, daß es sich nicht um Glaubenssachen handle, hatte den Erfolg, daß die minder Entschlossenen einen Scheingrund erhielten, mit dem Kaiser oder wenigstens nicht gegen ihn zu gehen. Den Schenen, wie dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Brandenburger, war es ein erwünschter Vorwand, die Hände in den Schooß zu legen, den gewandten Politiker Moritz von Sachsen aber zog er dadurch ganz an sich.

Mit diesem Manne tritt ein ganz neues Element in die deutschen Dinge ein; von seiner Persönlichkeit und Politik hing zu einem guten Theile die Entscheidung über das Schicksal des deutschen Protestantismus ab, es ist daher wohl gerechtfertigt, wenn wir uns Beide hier etwas näher betrachten.

Herzog Moritz von Sachsen.

Persönlichkeit und Politik. Der Sonderbund mit dem Kaiser (Juni 1546).

Albrecht dem Beherzten war Georg der Bärtige in der Regierung des Meißener Landes gefolgt, während der jüngere Sohn Albrechts, Herzog Heinrich, die friesländischen Besitzungen und, falls er sie nicht behaupten könnte, die Städte und Schlösser Freiberg und Wolkenstein, sowie einen Theil der Landeseinkünfte haben sollte. Mancherlei Mißhelligkeiten bewogen ihn, Friesland dem Bruder ganz abzutreten und sich mit einem Jahrgelde und den ihm angewiesenen Besitzungen zu begnügen. Während Georg eines seiner Kinder nach dem andern begrub, lebte sein Bruder Heinrich zu Freiberg, wenig bekümmert um den Lauf der Dinge und die Freuden des Lebens genießend, so weit es die oft leere Kasse zuließ. Fröhlich sprach er dem Becher zu, hielt seine Tafel und lebte lustig dahin, während seine Gemahlin, die Mecklenburgerin Katharina, mit ernsten Dingen beschäftigt, den Gemahl an Thatkraft und Festigkeit weit überbot.

Aus dieser Ehe war Moritz am 21. März 1521 geboren; von zwei jüngeren Söhnen Heinrichs blieb August, der Nachfolger von Moritz, am Leben. Von Moritz' Jugend und Erziehung ist wenig bekannt; eine besonders gelehrte Bildung ward ihm nicht zu Theil, doch mag wohl die energische Mutter viel auf ihn eingewirkt haben. Als Knabe und Jüngling verweilte er bei Albrecht von Mainz und Georg, dem Oheim; der mochte wohl, bei dem Dahinsterben seines Stammes, sich des möglichen Erben und Nach-

folgers versichern wollen. Es war auch Anfangs leidliches Einvernehmen, etwa bis 1538; dann trat Entfremdung ein. Wesentlichen Antheil daran hatte jedenfalls die kirchliche Frage; je eifriger Georg für das alte Kirchenthum thätig war, um so verhaßter mußte ihm die lutherische Richtung des Hofes zu Freiberg sein, die wohl hauptsächlich durch die Herzogin bestimmt war. Daß Moritz den Aufenthalt bei seinem Oheim mit dem Hofe Johann Friedrichs vertauschte, hing damit zusammen.

Um den begabten Prinzen stritten sich so Jahre lang entgegengesetzte Einflüsse. Auf der einen Seite sah Georg seine letzten Söhne sterben, und es lenkten sich also seine Blicke doch wieder auf den talentvollen, aufstrebenden Neffen. Dagegen suchten Moritz' Eltern und deren Rathgeber, auch Landgraf Philipp, zwar das Verhältniß zu Georg freundlich zu erhalten, aber auch Moritz beim Lutherthum festzuhalten. In Georg aber dämmerten abenteuerliche Pläne, wie der Gedanke, Oesterreich zur Erbfolge zu berufen, wogegen Rathgeber und Stände ihren Widerwillen nicht verhehlten.

Mitten in diesem Getreibe widersprechender Tendenzen starb am 17. April 1539 Herzog Georg. Nun trat Herzog Heinrich die Regierung an, Georgs Rathgeber wurden beseitigt und das Lutherthum eingeführt. Bezeichnend war, daß Moritz mit den gefallenen Räthen ein Verhältniß unterhielt und darin seine Selbständigkeit zeigte.

Noch auffälliger geschah dies in einer anderen Sache. Moritz vermählte sich, gegen der Eltern Willen, mit Agnes, der Tochter des Landgrafen Philipp. Das verursachte arge und öffentliche Zerwürfnisse, durch Philipps Doppelehe geschärft, und nur mit Mühe gelang es Moritz, sich mit seinen Eltern wieder auszusöhnen. Reibungen und Hetzereien herüber und hinüber blieben auch jetzt nicht aus, dazu kam eine steigende Unzufriedenheit im Lande über die Mißregierung des schwachen Heinrich, der wenige Tage nach einem ernsthaften Auftritt zwischen ihm und den angesehensten Männern des Landes starb (August 1541).

So war Moritz' Jugend eine reiche Schule des Lebens und der Erfahrung gewesen. Die Widersprüche, die ihn in und außer dem heimischen Hofe von früh auf umgaben, hatten seinen Eigenwillen, seinen Sinn für rücksichtslos selbständiges Verfahren genährt, die tiefen Blicke, die er in die weltlich-kirchliche Politik der

protestantischen und katholischen Höfe Mitteldeutschlands that, ihm zeitig gute und schlimme Illusionen über Personen und Dinge benommen; als er jetzt unabhängig in die deutsche Politik eintrat, war er über seine Jahre reif an Urtheil und Thatkraft.

Gleich die ersten Schritte der neuen Regierung zeigen die Neigung zu selbständigem Thun; nicht des Vaters Rathgeber, sondern Andere erhalten den leitenden Einfluß, zum Theil solche, die Herzog Georg nahe standen. Zu Rathe gezogen wurde vor Allem Landgraf Philipp, der ihn auch willig ertheilte. Dabei ist aber wohl zu beachten, daß der Landgraf damals mit Kurfürst Johann Friedrich nicht durchweg einig war und daß darum die Annäherung an Hessen zugleich eine Entfernung von den Ernestinern bedeutete. So sah es auch der Kurfürst mit seinen Rathgebern an und es fehlte nicht an kleinen Reibungen. Das wurde nicht besser, als Moritz seines Vaters Heinrich schon sehr laues Verhältniß zum Schmalkaldischen Bunde vollends löste und im Jahre 1542 erklärte, der evangelischen Lehre werde er und sein Land treu bleiben, auch Hilfe leisten, wenn sie bedroht würde, aber dem Bunde angehören wolle er nicht.

Die Spannung mit Kurfürst Johann Friedrich wuchs bald der Art, daß Landgraf Philipp nur mit Mühe den offenen Krieg verhütete. Hier, klagte später Melanchthon, wurde der Same der Zwietracht gestreut, aus dem allmälig das große Trauerspiel sich erhob, dessen Ende wir nicht absehen.

In demselben Maße, in dem sich Moritz den Schmalkaldenern entfremdete, beeiferte sich die kaiserliche Politik, ein näheres Verhältniß mit ihm anzuknüpfen und des Herzogs Rathgeber, namentlich Georg und Christoph von Carlowitz, arbeiteten in gleicher Richtung. Er selber wurde durch das Verhältniß zu den Ernestinern hinübergeschoben; seine Liebe zum Protestantismus und sein Verhältniß zu Philipp von Hessen war jedenfalls kein Hinderniß.

In den Unterhandlungen, die jetzt von kaiserlicher Seite angeregt, gepflogen werden, entwickelt sich der Charakter dieser unter den protestantischen Fürsten vollkommen neuen Politik in bezeichnender Anschaulichkeit. Moritz stellt sich besorgt über Johann Friedrichs Plane auf Magdeburg und Halberstadt; er wünscht daher, daß der Kaiser ihm den Schutz der Stifter überweise. „Die Bischöfe und Kapitel sollen ihn zu einem vom Kaiser verordneten

Schutzherrn annehmen". Der Aufwand solle auf die Stifter verschrieben, diese ihm also gleichsam verpfändet werden. Deutlicher noch sprach er sich über Meißen und Merseburg aus; hier sollte Carlowitz sich bemühen, „daß der Kaiser dem Herzog und seinen Erben die beiden Stifter erblich und eigenthümlich verschreibe". Die Reformation habe er eingeführt, weil die Lande sich ihr zugewandt; auch Herzog Georg habe das bei all seinem Eifer auf die Dauer nicht hindern können. Aehnlich sei es auch in Meißen und Merseburg; die Bischöfe könnten die Unterthanen nicht abziehen. Am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn die beiden Bischöfe nach göttlicher Schrift reformirt und ihr bischöflich Amt recht gebraucht hätten; das sei nicht geschehen, daher zu besorgen, es möchte ein Unfall über sie kommen, ehe dies Moritz, als ihr Schutzherr, verhüten könne.

In Nürnberg stand Christoph v. Carlowitz in eifrigem Verkehr mit Granvella. Dieser rühmte des Kaisers hohe Meinung von Moritz, prophezeite ihm ein glänzendes Emporkommen; „der Kaiser habe besonders große Hoffnung und ganz gnädigen Willen zu Moritz getragen". Man schmeichelte seiner Eitelkeit, rühmte seinen Antheil am Türkenkriege, wünschte seine Mitwirkung bei dem Kriege gegen Frankreich. Granvella, schreibt Carlowitz, wolle vor Allem gern den Herzog in die Kundschaft des Kaisers bringen, damit die Protestirenden sähen, daß der Kaiser sie und ihre Verwandten ebenso gern als die Andern zu gebrauchen und hervorzuziehen geneigt sei. Dem Landgrafen wurden auch Anträge gemacht, aber ihm gefiel die Sache nicht. Er wollte klar sehen: „Unser Gebräuchniß ist in diesen Dingen, gewiß zu wissen, nicht zu wähnen". Ganz traute er auch nicht, er meinte, es werde ihm ein Beinlein in den Mund geworfen sein, mit einem Stift für seinen Bruder Herzog August, der sich die ganze Zeit am Hofe Ferdinands aufhielt.

An dem Convent, den die Schmalkaldener zu Frankfurt abhielten, wollte er nur durch Theologen, nicht durch Räthe Theil nehmen; das Bekenntniß wollte er theilen, nicht die Politik, und darum lehnte er auch jetzt den Beitritt ab. Noch 1543 im Spätjahr setzte er sich zum Heere des Kaisers in Bewegung, das freilich nur noch die fruchtlose Belagerung von Landrecies vornahm. Indessen wurde 1544 das diplomatische Spiel der Einschläferung gegen die Protestanten mit Erfolg geübt, ihre Mitwirkung für den Krieg

gewonnen und der Feldzug dann kräftiger wieder aufgenommen. Bei diesem Anlaß hatte Moritz Gelegenheit, bei Vitry seine Tapferkeit ebenso sehr wie seine Gewandtheit als Führer zu bewähren. Der Friede zu Crespy brachte die Katastrophe näher. Auch inmitten dieser beginnenden Verwicklung hatte Moritz Muße, seine Plane auf die Stifter zu verfolgen, und als damals Merseburg durch Todesfall erledigt ward, die Wahl seines Bruders zum Administrator durchzusetzen. Auch ward militärische Vorsorge getroffen, Pirna, Dresden, Leipzig in festen Stand gesetzt.

Seine politische Haltung, eine gewisse Selbständigkeit nicht ohne den Verdacht der Zweideutigkeit, trat auch bezeichnend in der Braunschweiger Fehde von 1545 hervor. Durch Erbvereinigung war er verpflichtet, seinem Schwiegervater Philipp Hilfe zu leisten, und er kam dieser Pflicht, wiewohl nicht allzu eilig, auch nach, aber er stand doch zugleich im Zusammenhang mit dem Braunschweiger und dessen Freunden, machte sich zum Organ von Vermittlungsanträgen, die er, obgleich erfolglos, bis auf's Schlachtfeld und bis zur Gefangennahme des Herzogs fortsetzte. Es war charakteristisch, daß die Schmalkaldener davon nicht erbaut waren und auch der Kaiser mißtraute.

Inzwischen ließ sich Alles zur Entscheidung an. Der Kaiser hatte sich die Hände freigemacht, mit Frankreich Frieden, mit den Türken Waffenruhe geschlossen, mit dem Papste sich verständigt, und die letzten Verhandlungen von 1545—46 bewiesen nur die Schwierigkeit, eine friedliche Ausgleichung zu finden. Auch Moritz mußte sich jetzt entscheiden. Landgraf Philipp machte Vorschläge, durch eine engere Verständigung Hessens und der beiden Sachsen die evangelische Sache zu decken; Moritz machte Gegenvorschläge, welche — die Lehre betrafen. Der Kurfürst Johann Friedrich ließ sich nicht nehmen, daß das Sprichwort „ein Meißner ein Gleißner" auch auf Moritz und seinen Carlowitz Anwendung finde und Philipp sagte das treffende Wort: „er wolle gern Ruhe und Friede haben und in Dingen, da man nachgeben könne, nachgeben; aber wahrlich, mit der Religion wolle nicht umgegangen sein als man da in weltlichen Sachen um Habe, Güter, Aecker, Wiesen u. s. w. handle, da einer spreche, laß du mir dies nach, so will ich dir jenes nachlassen".

Solche Dinge verstand Moritz nicht: wenn er je aufrichtig

war, so war er es, als er dem Kaiser versicherte, er sei unschuldig an der Reformation, das Land habe sie seinem Fürsten aufgedrungen und dieser habe nicht anders gekonnt als sie zulassen, selbst wenn er gewollt hätte. Er war dem Strome der Dinge gefolgt, eine tiefere religiöse Empfindung hatte ihn nie berührt, aus Politik hielt er an der neuen Lehre fest, denn einmal war sie nicht rückgängig zu machen und dann gab sie der neuen landesherrlichen Gewalt einen mächtigen Rückhalt gegen den Kaiser. Sein neuester Biograph (v. Langenn) nennt ihn einen vertrauten Schüler des Erasmus, er hätte wohl hinzufügen können, und der neuen spanisch-burgundischen Schule von Staatsmännern, deren Meister der Kaiser selber war; wie diese betrachtete er den ganzen kirchlichen Handel rein von der politischen Seite, die große Verwicklung, die jetzt sich vorbereitete, als eine kostbare Gelegenheit, als ehrgeiziger, weltlicher Fürst sein Glück zu machen; seinen hochfliegenden Planen war das kleine Herzogthum zu enge geworden, an der Seite des Kaisers winkte ihm die sichere Aussicht auf reiche Beute. Sein ganzes Wesen barg unter einer theilweise frivolen Hülle einen weitschauenden politischen Verstand und großen Scharfsinn, der etwas lockere, chevalereske Zug seines Naturells war eher geeignet, seinen Ernst zu verbergen als auf Mangel daran schließen zu lassen, ohne Frage war die neue Generation deutscher Fürsten und Politiker, die mit ihm hervortrat, durch eine nicht gewöhnliche Persönlichkeit eröffnet.

Während der ersten Monate des Jahres 1546, da Alles auf den offenen Kampf hindeutete, wich sein Unterhändler Carlowitz den kaiserlichen Räthen kaum von der Seite; that er es ausnahmsweise, so kehrte er stets zu ihnen zurück, selbst dann, wenn es nicht ohne Aufsehen geschehen konnte, wie da, als er die Conferenz der Schmalkaldener zu Frankfurt besuchte, um unmittelbar, nachdem er sich von dem Gange der Angelegenheiten unterrichtet, sich wieder an den kaiserlichen Hof zu begeben. Im März 1546 befand er sich zu Mastricht; bei den Verhandlungen dort fiel von Seiten Granvella's die Aeußerung, der Kaiser habe von der Zeit an, da er den Herzog erkannt, allewege die gnädige, gute Hoffnung und Zuversicht zu ihm getragen, daß er in der Religion und anderen Sachen viel Gutes thun und einen guten Unterhändler oder Mittler abgeben könne, darum würde der Kaiser soviel desto lieber zu

seinem Stande in dem Reichsrath (es handelte sich um Führung der Stimme) helfen und was an ihm, dem Kaiser, liege, solle Moritz billig höher hinauf, denn weiter hinab gesetzt werden. Auch sonst fielen freundliche Worte, und Carlowitz war bemüht, diese Stimmung zu pflegen und auf sie ein näheres Einverständniß zu gründen. Er brachte es dahin, daß der Kaiser selber huldvoll an ihn schrieb, ihn seines fortdauernden, herzlichen Wohlwollens versicherte; dabei lud er ihn dringend ein, in Regensburg zu erscheinen.

Seit Ende April war Carlowitz in Regensburg; sein amtlicher Auftrag betraf die Sache der sächsischen Bisthümer, namentlich Magdeburg und Halberstadt, die Hauptsache aber war die Vermittlung eines Sonderbündnisses zwischen dem Kaiser und dem Herzog. Unter den drei Wegen, welche Moritz offen standen, mit den Schmalkaldenern, mit dem Kaiser oder mit keinem von Beiden zu gehen, hätte seine Wahl nicht zweifelhaft sein können. Seit Mai steht Carlowitz mit Granvella in Unterhandlung über „einen engeren und besonderen Verstand"; Granvella versichert des Kaisers Gunst; „kein Fürst sei", habe er geäußert, „zu dem er ein so guts Herz, so gnädige Zuversicht und so guts Vertrauen trage"; auch sei er gern bereit, das besondere Abkommen zu schließen, aber der Herzog müsse selber kommen. Ueber die Religion kamen, wie es scheint, beide Theile leicht hinweg; die Besorgnisse vor Kursachsen beseitigte Granvella mit der Erklärung, „es werde aus dem besonderen Bund den Landen und Leuten merkliche Wohlfahrt und Gedeihen erfolgen und Moritz brauche sich dann weder vor dem Kurfürsten von Sachsen, noch sonst einem Nachbarn zu fürchten". Aber er solle kommen, nicht nur einen gnädigen Kaiser, sondern einen Vater und Freund werde er in Karl finden.

Das war die Zeit, wo Landgraf Philipp auf einer Conferenz zu Naumburg versuchen wollte, den Herzog und den Kurfürsten noch einmal mit einander zu versöhnen und ihre „Gebrechen" auszugleichen.

Naumburg oder Regensburg war also die Frage.

Ganz traute Moritz der kaiserlichen Diplomatie noch nicht; doch begab er sich im Juni nach Regensburg, die Verhandlungen wurden alsbald begonnen und zum Abschluß gebracht (19. Juni).

Der Wunsch des Herzogs wegen Magdeburgs und Halberstadts ward erfüllt: der Kaiser ernannte ihn zum Conservator, Executor und Schirmer der Stifter. In dem Bündniß vom gleichen Tage war zwar das Ziel nur in unbestimmten Umrissen zu erkennen, aber Moritz sagte doch Freundschaft und Hilfe zu, Beiträge zum Kammergericht und Unterwerfung unter das Concil, so weit die übrigen Fürsten solche leisteten. In Religionssachen solle er nichts weiter in seinem Lande neuern, jede fernere Reform solle den Kirchenversammlungen anheimgestellt sein, dafür sagen Karl und Ferdinand dem Herzog ihre Hilfe zu.

Am 20. Juni fand eine Unterredung der drei Fürsten in Gegenwart ihrer Räthe Statt. „Die Schuldigen", heißt es da, „würden gestraft werden; noch sei der Kaiser nicht entschlossen, wie er es anfangen wolle, der Markt werde lehren, was das Korn koste. Sollte es dazu kommen, so werde Moritz nicht weit zum Kaiser haben, die Mandate würden ergeben, was der Kaiser beabsichtige. Sollte Acht oder dergleichen ergehen, so solle Jeder zu dem Seinen sehen; wer Etwas bekomme, der habe es". Wegen der Religion hieß es nochmals: im Fall die Religionssachen nicht völlig verglichen würden, sondern einige Artikel unverglichen blieben, möge Moritz sowie seine Unterthanen bis zu weiterer Vergleichung ungefährdet und ohne Sorgen bleiben. Weiter wurde Moritz nicht eingeweiht, das ganze Gespräch hatte etwas absichtlich Geheimnißvolles, was wenig Vertrauen erweckte: es enthüllte genug, um den Herzog beim Kaiser festzuhalten, aber nicht genug, um ihn zu beruhigen über die letzten Folgen.

Man sieht, wie Beide zu einander stehen. Hat Moritz keine Pietät für den Protestantismus, so kennt er sie ebensowenig gegenüber dem Kaiser, die neue Lehre ist ihm nur Mittel zum Zweck, aber das Verhältniß zum Kaiser nicht minder. Von der warmen, ritterlichen Anhänglichkeit, welche die ältere Generation auch der protestantischen Fürsten dem Haupte der deutschen Nation entgegentrug, ist bei ihm kein Anflug mehr. Das Geschlecht der ganz modernen, allen mittelalterlichen Reichsüberlieferungen entwachsenen Politiker, das seine letzten Ausläufer in den Abenteurern des 30jährigen Krieges hat, beginnt mit Moritz, freilich in einer stattlichen Erscheinung.

Kaiser Karl seinerseits giebt sich in diesem Wechsel von ver-

trauensvoller Offenheit und geheimnißvoller Zurückhaltung wie ein Erzieher seinem hoffnungsvollen Schüler. Man begreift, wie er mit einer gewissen Vaterfreude in die Seele des jungen Fürsten hineinsah. Das war ein Mann nach seinem Herzen, der verachtete gründlich das Gezänk der Theologen und die Schwärmerei der kleinen Geister, der kannte nur die Triebfedern realer Macht, nur die Rechnungen äußerer Politik, ganz wie er. Seltsam war nur der Irrthum, daß er wähnte, in solcher Seele könne Treue, Hingebung, herzliches Vertrauen keimen. Das kannte er ja selber nicht, wo es nicht der Vortheil durchaus erheischte, und was dem Meister fehlte, konnte er von seinem Schüler nicht verlangen. Das ehrenwerthe Geschlecht der deutschen Fürsten des guten alten Stils, der Johann, Philipp, Johann Friedrich, die ihrem Kaiser treu waren, wo es das Reich und nicht ihr Gewissen anging, ging zu Grabe; die Männer, denen es Ernst war um ihren Glauben und die in dem herben Streit der Pflichten mit schwerem Herzen den Gehorsam aufkündigten, den sie gegen Türken und Franzosen nie verleugneten, waren doch andere Naturen, als die, die jetzt kamen, die ihr eigenes Ich als den Mittelpunkt des Reiches betrachteten und die unter der deutschen Libertät Vergrößerung ihrer Hausmacht und die absolute Fürstenwillkür nach oben und nach unten verstanden. Man muß den Unterschied hervorheben, weil der Parteigeist in seiner Verblendung auch jene Fürsten zu denen geworfen hat, die mit der Religion Politik machten.

Naturen wie Moritz waren durch des Kaisers Taktik ungemein in ihren eigenen Planen begünstigt. Daß Moritz offen gegen die lutherische Lehre auftrete, hielt er selber für unmöglich, er hat das ja nachher zur Genüge erfahren müssen. Aber wenn er sagte, es handelt sich hier nicht um religiöse, sondern um rein politische Dinge, so hatte das ein ganz anderes Ansehen, und Moritz war nicht gewillt, hier nur halb mitzuspielen, wie die Charakterlosen, die neutral blieben, um je nach dem Ausgang des Kampfes die Partei zu wählen. Er kannte die Schwäche und Zerfahrenheit des Bundes, er wußte sich, wenn er entschieden mit dem Kaiser ging, seiner Beute sicher und so nahm er seine Stellung.

Der Krieg vom Sommer 1546 bis Frühling 1547.

Klägliche Kriegführung der Verbündeten an der Donau. Moritz fällt in Kursachsen ein. Schlacht von Mühlberg (24. April 1547).

Verglich man die sichere Haltung, welche die kaiserliche Politik in allen Vorbereitungen des Kampfes an den Tag legte, mit der Zerfahrenheit im schmalkaldischen Lager, so mußte Einem bange werden für die Sache, die mit so gewaltigen Kräften angegriffen, mit so unzulänglichen Mitteln vertheidigt wurde. Und doch war die Lage des Kaisers nichts weniger als unbedenklich. Sein einziger Verbündeter in Deutschland war ein ehrgeiziger Fürst, der wahrscheinlich jetzt schon erwog, wie er nach erfochtenem Siege mit dem Kaiser abrechnen werde; dann rechnete er auf Frankreich, das er durch Großmuth an sich gekettet und das deshalb um nichts zuverlässiger wurde, auf Rom, wo das Wetter ewig umsprang, und auf seine spanischen Kriegsvölker, die freilich die rechte Waffe waren, um die Einheit des deutschen Reiches und der deutschen Kirche neu zu begründen. Einem großen Volke erklärte er den Krieg wegen einer Sache, die es in allen seinen Tiefen aufgeregt wie nie ein gemeinsamer Impuls, und seine Bundesgenossen dabei waren Spanien, Frankreich, Rom, Herzog Moritz! Wie geschickt die Einleitung auch gewesen war, das Ganze war doch ein Hazardspiel, das erste, das der Kaiser gewagt, und es ist ihm denn auch mißlungen.

Dem Kriege voraus ging das Triumphgeschrei der Curie, daß die Ketzerei jetzt bald am Boden liegen werde. Das war eine recht unangenehme Bloßstellung der Taktik des Kaisers. Er und sein Moritz verkündigten, wir führen keinen Glaubenskrieg, und Rom jubelte, noch ehe ein Waffengang geschehen war, daß die Ungläubigen diesmal der Strafe nicht entgehen würden.

Als Kriegserklärung schickte der Kaiser am 20. Juli die Acht gegen die protestantischen Fürsten nach Deutschland, während seine Heeressäulen aus Italien und den Niederlanden heranzogen. Weder am Rhein noch in Tirol fanden sie den Weg verlegt.

Die Macht, welche der schmalkaldische Bund, nach Vereinigung der sächsischen und hessischen Mannschaften mit den süddeutschen Contingenten bei Donauwörth zusammen hatte, wird auf 47,000 Mann berechnet; aber man versäumte, den noch schwachen Kaiser anzugreifen, vermochte vor Ingolstadt zu keinem entscheidenden

Entschluß zu kommen, ließ den Kaiser seine Kräfte heranziehen, vergeudete die eigene Kraft in fruchtlosen Scharmützeln und die Zeit im Lager bei Giengen, bis das Geld ausging, die Söldner schwierig wurden und die einzelnen Heerhaufen abzuziehen begannen. Der Landgraf Philipp mühte sich ab, dem Kurfürsten Johann Friedrich die Lage und die Aufgabe klar zu machen, aber umsonst, er setzte nicht einmal durch, daß die berüchtigte Ingolstadter Herausforderung (2. Septbr.) an „Karl König in Hispanien, der sich den fünften römischen Kaiser nennt" unterblieb.

Der Kaiser fand die tiroler Pässe frei, die noch in den letzten Wochen des Sommers von Schertlin besetzt und dann auf einen unbegreiflichen Befehl wieder geräumt worden waren, und während die Schmalkaldener sich bei Giengen verschanzten, führte Alba den ersten Stoß gegen die Reichsstädte, Ulm und Augsburg, die am wenigsten widerstehen konnten. Auf ihren Flanken standen Württemberg und die Pfalz, sehr zweifelhafte Verbündete. Als die Reichsstädte keinen Schutz fanden, war auch die Unterwerfung von Württemberg und Pfalz entschieden: Der deutsche Süden lag zu den Füßen des Kaisers und seiner Spanier. In Köln und Straßburg begann die Restauration. Das Lager zu Giengen welkte inzwischen unter Geldnoth, Ausreißerei, Krankheiten, der Auflösung entgegen; hier war schon wenig Hoffnung mehr, als die Nachricht kam, daß Herzog Moritz in das Land des Kurfürsten Johann Friedrich eingebrochen sei, das gab den Ausschlag: in den letzten Novembertagen des Jahres hatten die Schmalkaldener den Kriegsschauplatz in Süddeutschland geräumt, auf dem Schlachtfeld nicht besiegt, denn der Kaiser wagte keinen entschlossenen Angriff, aber politisch bereits vollständig geschlagen.

Am 1. August bereits hatte Karl V. dem Herzog Moritz die Vollstreckung der Acht an seinem schmalkaldischen Nachbar übertragen. Aber der vorsichtige Fürst beeilte sich nicht, weniger wohl, weil er noch auf die Verhandlungen mit den Bundesfürsten Hoffnung setzte, als weil er dachte wie seine Base, die Herzogin Elisabeth: „Das Haus von Oesterreich hat große Augen und Maul: was es nur siehet, das will es haben und fressen". Während der Kaiser dringend zur Eile mahnte, rieth Carlowitz seinem Fürsten, sich so lange in Nichts einzulassen, bis man sehe, wem Gott den Sieg gebe, oder wenigstens bis König Ferdinand, dem auch deshalb ge-

schrieben sei, der Aechter Land angreife; höchstens die Bergstädte und was von der Krone Böhmen zu Lehen gehe, wollte er rathen einzunehmen, jedoch so, daß der Herzog, wenn die Dinge hier außen anders geriethen, vorzuwenden habe, es sei dies zur Abwendung fremden Eingriffs und dem Kurfürst und seinen Unterthanen zum Besten geschehen.

Freilich durfte man auch den Kaiser und seinen Bruder nicht zum Mißtrauen reizen und das Temporisiren ward immer schwerer, je länger sich die Entscheidung darüber hinauszog, „wem Gott wohl den Sieg geben werde"? In dieser Verlegenheit wandte sich der Herzog mit Verhandlungen unmittelbar an Ferdinand, während er in seiner vielseitigen Politik auch mit den Bundesfürsten noch immer Verhandlungen pflog. Noch äußert er gegen die Herzogin Elisabeth, wenn die weltlichen Sachen abgetragen seien und der Kaiser auch dann von seinem Ernst nicht lassen wolle, „so werde er männiglich die Gelegenheit geben, zu ermessen und sich selbst zu berichten, was ihm gebühren wolle". Auch war selbst im eigenen Lande der Verdacht rege genug, daß schließlich die Religion doch gefährdet sei. Selbst aus Böhmen ward berichtet, wenn Johann Friedrich käme, so würden ihm die Städte ihre Thore öffnen. Gewiß ist, daß sie sich sträubten, gegen Sachsen zu ziehen; die Utraquisten sahen doch in der Gefahr des Lutherthums auch die eigene. Aus diesen Zweifeln erklärte sich das Suchen nach Fühlung auf allen Seiten, die Anlehnung an Brandenburg, die Anknüpfungen mit Pommern und Polen. So begreift sich auch das Hinausziehen der Unterhandlungen mit Ferdinand; sie werden im October wieder aufgenommen, Moritz geht selbst nach Prag, sucht Rath bei den wiederholt einberufenen Ständen und betheuert (11. Octbr.) brieflich nochmals den Bundesfürsten, es handle sich nicht um die Religion, „er begehre die Lande nicht, suche nur deren Ehre und Wohlfahrt, habe nicht gefährlicher Weise bis jetzt still gesessen, könne aber die sächsischen Lande nicht in fremde Hand kommen lassen". Drei Tage danach am 14. Octbr. schloß er mit Ferdinand zu Prag ab.

Das Verlangen der Habsburger, das Land des Geächteten gleich in zwei Theile zu zerschneiden, hatte Moritz abgewendet; im Uebrigen sollte Ferdinand die Lande einnehmen, so weit sie der Kurfürst von der Krone Böhmen zu Lehen getragen, alles

übrige des heil. röm. Reichs oder geistliche Lehen sollte Moritz besetzen. Sechs Tage, nachdem Ferdinand an der Grenze angelangt, sollte des Herzogs Angriff beginnen. Für die Unterthanen, die unter Ferdinands Gewalt kommen würden, sagte dieser zu, sie nicht mit Gewalt von ihrer Religion zu drängen, sondern bis auf christliche Vergleichung sie dabei zu lassen.

Am 27. Octbr. erfolgte dann aus dem kaiserlichen Lager von Sontheim die Uebertragung der Kurwürde auf Moritz von Sachsen.

Was dieser jetzt noch mit Vorschlägen an die Bundesfürsten erreichen wollte, ist schwer zu sagen; begreiflicher, daß er es für nöthig hielt, eine Rechtfertigung seiner Politik ausgehen zu lassen. Hier hatte Carlowitz wohl Recht, wenn er dem schwankenden Fürsten dringend anlag, eine Partei ganz und bestimmt zu ergreifen. Im kaiserlichen Lager schwand das Mißtrauen nicht, zumal da jetzt Moritz zögerte, den Kurfürstentitel anzunehmen. Sachsen ward inzwischen rasch besetzt.

Daß die schwankenden Verhältnisse eine bestimmtere Gestalt annahmen, dazu trug Johann Friedrichs Ehrlichkeit nicht wenig bei. Er verließ das süddeutsche Lager, um sein Land gegen den Friedensbrecher zu schützen. Sein Manifest sprach von „verrätherischem Judasgeld", das den Einfall zu Wege gebracht, so sei das „viehische, tyrannische und unchristliche, türkische und hussarische Volk" hereingeführt worden; er drohte mit Vergeltung und ihm „mit gleichem Maße zu messen".

Johann Friedrich zog von Eisenach nach Halle und gen Leipzig, das mit Dresden der Mittelpunkt der albertinischen Lande war. Moritz hatte dort Vorsichtsmaßregeln getroffen, die Mannschaften und die Einwohner ermuthigt, aber er war doch besorgt, als (9. Januar 1547) der Kurfürst anlangte, weniger vielleicht wegen dessen Heeresmacht, als um der zweifelhaften Stimmung des Landes willen. Allerdings lief dem Kurfürsten viel Volk zu; man sah in Moritz den Feind des Glaubens, in Carlowitz „den alten Papisten", daher die Hilferufe Moritzen's an Ferdinand, an Brandenburg, an Albrecht von Culmbach. Im kaiserlichen Lager unterschätzte man die Gefahr, weil man die Erregung der Bevölkerung nicht in Anschlag brachte.

In der Kriegführung freilich zeigte sich Moritz hier wie sonst

seinem Gegner überlegen; trotz seiner Bedrängniß bewies er angestrengte Thätigkeit, Einsicht, überlegene Ruhe allerwärts, während Johann Friedrich den Krieg planlos führte, die Belagerung von Leipzig aufheben mußte (Ende Januar) und die dem Gegner ungünstigste Zeit verloren hatte, bis dieser die ersten Verstärkungen erhielt. Doch sah es geraume Zeit so aus, als wolle er die Verwirrung im Lande sich steigern lassen, bis ein allgemeiner Aufstand Moritz zum Abzug nöthigen würde; die Stimmungen in den sächsischen Landen wie in Böhmen waren in der That der Art erregt, daß sie Schlimmes befürchten ließen und die Habsburger nicht mehr lange zögern durften, wenn nicht Moritz unterliegen sollte.

So erschien der Kaiser in Eger und am 11. April überschritt Moritz mit den Spaniern, der Vorhut des kaiserlichen Heeres, die sächsische Grenze. Johann Friedrich wandte sich gegen Dresden. Der Kaiser führte stattliche Heereskräfte über Adorf, Plauen und Reichenbach nach Weida und Umgebung. Die vereinigte Macht zog dann über Jerisau, Geithain, Colditz, Leisnig und Lommatzsch der Elbe zu. Johann Friedrich, der sich von Dresden nach Meißen zurückgezogen, ließ die Elbbrücke abbrennen und zog Mühlberg zu.

Er hörte am 24. April eben die Predigt, als sich am andern Ufer Reiterei zeigte. An Truppen hatte er nur 10 Fähnlein Fußvolk und 7 Geschwader Reiterei; die Gunst der Lage zu nützen, war versäumt worden. Der Kaiser ließ nach Mühlberg Kugeln werfen, als er des Kurfürsten Anwesenheit erfahren und dieser entschloß sich jetzt, auf Wittenberg zurückzuweichen. Da erbot sich Moritz, durch eine Furt der Elbe dem Abziehenden nachzueilen; dies geschah, das kaiserliche Heer folgte und so ward über den schwachen und überraschten Gegner ein leichter Sieg erfochten (24. April 1547).

Rauh und barsch wurde der Gefangene vom Kaiser empfangen. „Bin ich nun der gnädige Kaiser?" fuhr ihn Karl an. Und auf die Bitte um eine seiner fürstlichen Würde entsprechende Haft, wurde geantwortet: „Ich will euch halten nach eurem Verdienst, geht nur hinweg."

Am 19. Mai erfolgte dann die Capitulation zu Wittenberg. Darin verzichtete Johann Friedrich auf alle Gerechtsame

am Kurfürstenthum, verpflichtete sich, die Festungen Wittenberg und Gotha auszuliefern, sich selbst in die Gefangenschaft des Kaisers zu begeben und das Reichskammergericht, sowie die künftigen Beschlüsse des Kaisers und der Stände anzuerkennen. Die „confiscirten" Güter Johann Friedrichs erhielten Moritz und Ferdinand. Moritz verpflichtete sich, den Kindern desselben 50,000 fl. jährlichen Einkommens zu sichern, wofür mehrere Orte und Aemter bestimmt wurden, die vorzüglichsten waren Gotha, Weimar, die Herrschaft Saalfeld; auch Eisenach und die Wartburg blieb den Ernestinern. Der Bruder Johann Friedrichs, Johann Ernst, erhielt Coburg. Dem Könige Ferdinand wurden die Lehensgerechtsame der Krone Böhmen vorbehalten. Johann Friedrich verzichtete auf Magdeburg und Halberstadt.

Vier Wochen später erfolgte der Streich gegen Philipp von Hessen. Außer Stande, für sich allein dem Kaiser zu widerstehen, ließ er sich jetzt zum ersten Mal in seinem Leben bestimmen, im Unterhandeln sein Glück zu versuchen. Das gerieth ihm freilich schlecht genug. Ganz klar sind wir nicht über den actenmäßigen Gang der Unterhandlungen unterrichtet. Unbewiesen ist die bekannte Erzählung, daß ihm „nicht einiges Gefängniß" zugesagt gewesen, woraus man nachher „nicht ewiges" Gefängniß gemacht habe; aber sicher ist, daß der Landgraf absichtlich auf's Gröbste getäuscht und hintergangen worden ist.

Die ersten Bedingungen, welche Ferdinand und Moritz ihm vorlegten, waren milde genug; bald aber stellte sich heraus, daß der Kaiser Ergebung auf Gnade und Ungnade wolle, dabei wurden jedoch Versicherungen gemacht, die jeden Gedanken an dauernde Haft ausschlossen, so namentlich das schriftliche Versprechen, daß „er weder an Leib noch Gut, mit Gefängniß, Bestrickung oder Schmälerung des Landes solle bestraft werden"*).

So that der Landgraf seinen Fußfall vor dem Kaiser und als er glaubte, sich entfernen zu können, wurde er festgenommen und in's Gefängniß geworfen. Dergleichen läßt man durch untergeordnete Leute machen, die man nachher verläugnen kann, und das geschah auch hier.

*) Rommel, Geschichte von Hessen III. 330—332.

§ 16.

Interim und Restauration (1548). — Das Concil zu Trient (seit 13. December 1545) und der Reichstag zu Augsburg (seit September 1547).

Interim und Restauration (1548).

So war der Kaiser wunderbar rasch der Sieger über Deutschland geworden. Der Bund war ungemein demüthigend unterlegen, das protestantische Fürstenthum gespalten, ein hervorragender Fürst dieser Partei stand ihm als erklärter Bundesgenoß zur Seite, Pfalz und Württemberg hatten sich bei Zeiten verständigt, es blieben nur Philipp und Johann Friedrich übrig und Beide waren in seiner Gewalt. Er war Meister in Deutschland, wie es seit lange kein kaiserlicher Herr mehr gewesen war, er hatte die Waffen in der Hand, andere standen ihm nicht mehr entgegen, Deutschland war bis zur Elbe besetzt und im ganzen Süden und Südwesten schien nur von seinem Winke abhängig, was er die Entscheidung der kirchlichen Frage nannte. Jetzt begann der Plan des Kaisers sich zu enthüllen und vor Allem die Täuschung zu schwinden, als ob es sich lediglich um einen Kampf gegen politische Rebellen und für die politische Autorität des Kaisers gehandelt habe.

Der Kaiser ließ eine Glaubensformel ausarbeiten, welche eine Vereinbarung des alten und neuen Glaubens sein, das Augsburger Interim von 1548, welches Protestanten und Katholiken zusammenfassen sollte. Dieser Versuch des Siegers von Mühlberg kennzeichnet die unbeschreibliche Naivetät, mit welcher der große Diplomat und Menschenkenner der religiösen Frage des Jahrhunderts gegenüberstand.

Der Protestantismus hatte sich in Deutschland vollkommen selbständig ohne, ja gegen die staatlichen Gewalten entwickelt, er

war eine That des Gewissens der Nation; was diese an Theologen, Denkern, Gelehrten irgend Bedeutendes aufzuweisen hatte, war ihr zugethan nicht auf irgend einen Befehl von oben her, sondern aus innerem Drange. Auch die Parteien und Meinungsverschiedenheiten waren selbständig erwachsen. Wie hatte Luther mit sich selbst gerungen, um über eine einzelne Frage in's Reine zu kommen, und wie viel Kampf ward nachher fruchtlos aufgewendet, um seine ausgebildete Lehre mit den anderen Abzweigungen des protestantischen Gedankens zu versöhnen. Das hatte sich nicht gemacht durch äußere Gewalt und ließ sich darum auch nicht umwälzen durch einen fürstlichen Machtspruch. Das sind Dinge, die sich nicht am grünen Tische, im Cabinet der Diplomaten ausrechnen und schlichten lassen, das sind Lebensaufgaben der ernstesten Art. Und nun kam der Kaiser, ein Fremdling in Allem was Deutschland anging, er, der immer nur die äußere Schale des Kampfes begriffen, dem der katholische Glaube nur etwas Angelerntes, der protestantische aber etwas ganz Unverstandenes war, verquickte Bestandtheile von beiden zu einem dritten, und sagte: Das sei jetzt euer Glaube!

Das zeigt an einem unvergleichlichen Zuge, wie klug, wie bedeutend man sein kann in rein politischen Dingen bei der erstaunlichsten Kurzsichtigkeit in religiösen. Was der Kaiser in seinem Interim brachte, das ließen sich die Millionen weder rechts noch links aufdrängen, auf beiden Seiten hatten sie ihren eignen Glauben und stießen den seinen zurück. Wenn man wie hier, in der Lehre von der Rechtfertigung und einzelnen anderen Punkten den Protestanten nachgab, in den Fragen der Kirchenverfassung, der Hierarchie und bischöflichen Machtstellung lagen Unterschiede, die sich jetzt nicht mehr ausgleichen ließen durch einen Federstrich.

Als die Schwierigkeiten sich herausstellten, griff man zur Gewalt. In Augsburg, Ulm, Constanz, Straßburg, Regensburg, in allen oberdeutschen Städten wurden die Widerspenstigen theils mit brutalen Drohungen, theils mit wirklichen militärischen Executionen heimgesucht, die spanischen Söldner des Kaisers brachen in den Frieden der Städte und der Familien ein und Hunderte von überzeugungstreuen Predigern der neuen Lehre irrten in Süddeutschland mit Weib und Kind heimathlos umher. Der Kaiser hätte sich gern mit sanftem Zwang, mit Drohungen und Einschüchterungen begnügt, aber das wollte nicht verfangen, der alte Glaube wäre eine Lüge

gewesen, wenn sich die Leute dem neuen so leichthin unterworfen hätten; man mußte sie durch Soldaten in die Messe treiben und durfte harten Zwang jeder Art nicht scheuen.

Außerhalb der hilflosen Reichsstädte Oberdeutschlands fiel das Interim einfach zu Boden. Von den Katholiken wurde seine Anerkennung nicht verlangt, die protestantischen Fürsten erkannten es entweder nicht an, oder versagten die gewaltsame Durchführung: das Ergebniß war dasselbe.

Wenn auch einzelne kluge Fürsten es verkündigen ließen, wie in der Pfalz und in Württemberg geschah, die Unterthanen bekreuzigten sich davor und lebten im Stillen ihrem Glauben nach. Auch der kluge Moritz verkündigte es und ließ es noch etwas abschwächen, um es mundgerechter zu machen, aber er sah bald, daß es ernsthaft nicht durchzuführen sei und ließ sich an dem Schein des guten Willens genügen. Schon das erzürnte den Kaiser, der von seinem allergetreuesten Bundesgenossen solche Widersetzlichkeit am wenigsten erwartet hatte. Weiter nordwärts traf das Interim auf offenen Widerstand. Magdeburg erklärte sich bereit, ihm bis auf's Letzte sich entgegenzusetzen, dasselbe geschah im ganzen Norden, wo der Arm des Kaisers nicht hinreichte.

Kurz, der Versuch, die Einheit der deutschen Kirche durch Interim und spanische Landsknechte wiederherzustellen, fand die größten Schwierigkeiten. Es ging durch ganz Deutschland das bittere Gefühl, daß man schmählich getäuscht sei, daß die Fürsten sich hatten hintergehen lassen, die meinten, es handle sich bei dem Kampf nicht um den Glauben. Ein Sturm von Unwillen und Erbitterung ging durch die fliegende Presse jener Tage und wir haben noch einzelne Blätter, worin mit ahnungsvoller Wahrheit vom Kurfürsten Moritz gesagt wurde, wie er als neuer Judas Ischarioth seine Glaubensgenossen verrathen habe, so werde er zuletzt auch den Kaiser selbst verrathen.

Die Vorgänge in den oberdeutschen Städten verbreiteten sich im Fluge durch das Reich, die gehässigen Auftritte, die dabei vorgekommen waren, die Gewaltthaten gegen Verfassung und Einzelne, die Vertreibungen angesehener Bürger und glaubenstreuer Prediger erregten allerwärts laute Entrüstung; solche Dinge bewiesen, was der Sieg des Kaisers in Wahrheit bedeutete, und je argloser man vorher vertraut hatte, desto heftiger war jetzt der Haß. Man durch-

schaute des Kaisers spanische Politik und wußte jetzt, daß man sich des Schlimmsten von ihr zu versehen habe.

In jedem Falle, wenn der Kaiser auf alle seine Factoren zählen konnte, stand ein ernster Kampf bevor. Hatte schon die Unterwerfung von ein paar Reichsstädten und der Abfall von Pfalz und Württemberg so großen Lärm gemacht, was mußte erst geschehen, falls der Kaiser alle Kraft zusammennahm, um den offen widerstrebenden Norden niederzuwerfen.

Allein im Augenblick, da er die reife Frucht jahrelanger Arbeit glaubt pflücken zu können, widerfährt ihm die bitterste aller Enttäuschungen, die Stützen, auf die er sich bisher verlassen, versagen ihm alle: Rom, Frankreich, die Fürsten und vor Allem Moritz. Dieser Lieblingszögling seiner Polilik macht an dem Meister das Meisterstück, die Dinge so zu wenden, daß in der buntesten aller Coalitionen der Papst und die Türken, Rom und die deutschen Fürsten, die Protestanten und Frankreich zusammenwirken, um des Kaisers Macht in Stücke zu werfen.

Das Concil zu Trient (seit 13. December 1545) und der Reichstag zu Augsburg (seit September 1547).

In Rom sah man den Erfolgen des Kaisers mit etwas gemischten Empfindungen zu. Man war froh, als es den Anschein hatte, daß das Schisma abgestellt sei, aber daß des Kaisers Arm von Rom bis zu den Alpen gebot, war nicht gerade angenehm. Sehr unruhig wurde man dagegen, als der Kaiser nun anfing auch in die kirchlichen Dinge hineinzuregieren, in denen er gar nicht bewandert und schwerlich gewillt war, alleinige Rücksicht auf die Interessen der Curie zu nehmen. Seit Ende der zwanziger Jahre war Karl's Gedanke, den Kirchenstreit auf einem Concil zu erledigen. Die Urkunde, in der dieser Plan auftaucht, ist bereits angeführt*). Unverbrüchlich hatte er seither daran festgehalten, die Protestanten zur Unterwerfung unter das Concil zu bringen; sie sollten in die alte Kirche wieder zurück, waren sie einmal soweit, dann wollte er durch seinen Einfluß dem Concil die Richtung geben, die eine für alle Theile leidliche Vereinbarung erzielen würde. War nur einmal ein Boden für die Einheit gewonnen, dann war ihm

*) S. 118 vgl. 202.

einerlei, ob in der Lehre vom Abendmahl, von der Rechtfertigung u. s. w. nach einer oder der andern Seite Zugeständnisse gemacht wurden.

Rom fügte sich diesem Plane von Anfang an nur mit Widerstreben. Man traute dem kaiserlichen Concil gar nicht, hieß es doch erst allgemeine Kirchenversammlung, dann freies Nationalconcil, endlich Nationalversammlung und zwar ohne den Papst. Das war zu vieldeutig und schwankend für die Anschauungen und Ansprüche der Curie. Man sträubte sich darum hier beharrlich, das Concil zu berufen und erst 1537 dachte man daran, den wachsenden Abfall durch dieses Mittel zu hemmen. Fuhr man freilich fort, wie bisher, immer nur fürstliche Hausinteressen zu verfolgen, so war vorauszusehen, daß bald die halbe Welt abfallen würde. Jetzt stellte man das Programm für ein Concil auf, dann dauerte es noch Jahre, bis dasselbe berufen wurde und abermals Jahre, bis es endlich 1545 zu Stande kam, um dieselbe Zeit, als Kaiser Karl die Rüstungen zum Kampf gegen die Ketzer beinahe vollendet hatte und beide Mächte völlig von einander abhingen. Die Kirchenversammlung hing ab von dem Vorschreiten des Kaisers gegen die Ketzer, und dieser wieder von der Nachgiebigkeit des Papstes in Sachen des Concils. Jetzt waren die Protestanten unterworfen und mußten, wofern sie das Interim angenommen, auch das Concil anerkennen.

Der Kaiser hätte die Kirchenversammlung am liebsten in Deutschland gesehen, statt, wie der Papst beharrlich forderte, in Italien: zuletzt hatte man sich über einen Versammlungsort dicht an der Grenze zwischen Italien und Deutschland geeinigt, das Bisthum Trient gehörte noch zum deutschen Reich.

Gleich die ersten Vorgänge in der Versammlung bewiesen, daß man hier eine förmliche Gespensterfurcht hatte vor einer Wiederkehr der Dinge von Constanz und Basel. Ueberall war der Gedanke sichtbar, Alles fern zu halten, was die Souveränetätsgelüste von damals wecken konnte, und so bestimmt als möglich sich der Unangreifbarkeit päpstlicher Autorität zu versichern. Die Versammlung bestand in ihrer überwiegenden Mehrheit aus spanischen und italienischen Mönchen, das entschied schon über ihren Charakter.

Ueber die Geschäftsbehandlung befragt, hatte der Kaiser den Wunsch ausgesprochen, es sollten zuvörderst die Fragen in Angriff

genommen werden, die eine Verständigung zwischen beiden Parteien möglich machten. Es gab eine ansehnliche Menge von Dingen, die beiden Parteien gemeinsam waren gegenüber z. B. dem griechischen Christenthum. Es gab ein großes lateinisches Kirchenthum auf gleichem Grunde, das sich vor Allem schied von der morgenländischen Kirche. Selbst heut läßt sich noch immer eine Menge harmonirender Punkte aufstellen, worin Protestantismus und Katholicismus sich absondern von dem christlichen Osten.

Stellte man dies voran, so war den Protestanten der Eintritt ungemein erleichtert, die Pforte so weit geöffnet als möglich, und dann kamen sie wahrscheinlich in ziemlicher Anzahl, mit der Zeit spielten sie vielleicht eine Rolle, die zum Mindesten dem Kaiser nicht unlieb war und wirkten unter Umständen in seinem Sinne auf die Kirchenreform ein. Der Hintergedanke, daß sie Ketzer seien, war doch halb verhüllt.

In Rom aber war man entschlossen, den entgegengesetzten Weg zu gehen, sofort diejenigen Punkte scharf zu betonen, welche die wesentlichsten Unterscheidungslehren enthielten und diejenigen als unbekehrbare Ketzer zu erklären, die sich dann nicht fügten. Man legte weniger Werth darauf, ein paar hundert Tausend Seelen mehr oder weniger zu gewinnen, als die Unfehlbarkeit des alten Kirchenthums festzuhalten und kein gefährliches Beispiel der Schwäche und Nachgiebigkeit zuzulassen.

Die ersten Gegenstände der Verhandlung waren die Autorität der Schrift in dem Texte der Vulgata, der kirchlichen Tradition, das Recht der Auslegung beider, die Rechtfertigungslehre: das waren die Fragen, in denen die alte und die neue Lehre am unversöhnlichsten auseinandergingen, grellere Gegensätze als die, die hierin lagen, konnte man gar nicht finden, alles Andere war hiegegen unbedeutend.

Und diese Fragen entschied man im altkatholischen Sinne, nicht vollkommen so, wie man sie seit 1517 officiell behandelt hatte, ganz war man doch von dem Strom der Zeit nicht unberührt geblieben, aber in den Hauptsachen blieb man bei der alten Satzung und verwarf, was von ihr abwich. Dies Verfahren war entscheidend. Der Kaiser hatte gemeint, man solle die Protestanten mit glatten Worten von Frieden und versöhnlichem Entgegenkommen an sich locken und ihnen wenigstens den ersten Schritt auf dem Rückweg in die Kircheneinheit so viel als möglich erleichtern: waren

sie nur ein Mal im Concil, dann wurden sie ihm selbst vielleicht sehr vortheilhaft als Gegengewicht gegen die übertriebenen Ansprüche der Curie; der Gedanke, sie gegen die Hierarchie selber zu brauchen, lag ihm vielleicht gar nicht fern, so aber kam es nicht einmal zum Versuch; der Kaiser hatte so viel Mühe und Opfer aufgewendet, um dem Concil die Wege zu ebnen, hatte den Protestanten so oft und feierlich versichern lassen, die Reform komme ganz gewiß, wenn nur erst das Concil gesichert sei und sie selber sich dem nicht halsstarrig widersetzen wollten, jetzt war das Concil da und das erste Wort, das von Trient herüberschallte, war: anathema sit! Von nun an war der Kaiser mit dem Papst überworfen und der Schriftenwechsel, der sich jetzt zwischen den beiden Verbündeten entspann, zeigte deutlich, daß Beide nicht länger zusammen gehen könnten.

Der Papst hielt für zeitgemäß, durch eine Verlegung des Concils jede Einwirkung des Kaisers abzuschneiden; die Hilfstruppen hatte er schon vorher vom Lager des Kaisers abgerufen. Aus einigen Todesfällen, die in Trient vorgekommen waren und die sich in der letzten Zeit nicht vermehrt, sondern vermindert hatten, schloß man, daß der fernere Aufenthalt in dieser Gegend die Gesundheit der Prälaten gefährde und im März 1547 wanderte die Versammlung zum größten Theil nach Bologna.

Im Januar 1548 erschien eine feierliche Gesandtschaft des Kaisers in Bologna, legte an der Schwelle der Versammlung eine entschiedene Verwahrung nieder und erklärte: die Kirchenversammlung von Trient sei gewaltsam unterbrochen worden und was die zu Bologna berathen und beschließen würde, sei null und nichtig.

Also im Augenblicke, da der Kaiser anfing, in Deutschland sein Interim durchzuführen und den Protestanten mit Landsknechten die Messe beizubringen, begegnete ihm das Ungeheuere, daß er mit Rom in offenen Bruch kam und gegen dessen Vorgehen feierlich protestiren mußte; in solcher Stellung war ein großer kirchlicher Kampf nicht durchzuführen.

Schon dies Zerwürfniß mit dem Papste hätte es dem Kaiser schwer gemacht, mit den in seiner Hand liegenden sicheren Machtmitteln an sein Ziel zu kommen; in dem unermeßlichen Kampfe gegen den größeren Theil der deutschen Nation und der deutschen Fürsten durfte er nicht zugleich mit Rom verfeindet sein, eine oder die andere Partei mußte er für sich haben.

Und der Kaiser betrieb entgegen der sonstigen Vorsicht und Kaltblütigkeit seiner Natur gerade jetzt weitgehende Entwürfe, die unter allen Umständen schwierig, unter den augenblicklichen doppelt gewagt und vermessen waren.

Der Reichstag war im September 1547 unter dem Eindruck der Siege des Kaisers zusammengekommen. Hier konnte er beschließen lassen, was er wollte. Die Fürsten, die den Muth des Widerspruchs gehabt hätten, saßen im Kerker, Andere kamen nicht, er hatte das ganze Uebergewicht eines Kriegs- und Ausnahmezustandes auf seiner Seite.

So setzte er die pragmatische Sanction für die Niederlande durch, wonach sein altes burgundisches Erbe durch ein eignes Gesetz als ein Ganzes erklärt und erblich dem habsburgischen Hause zugesprochen, als zehnter Kreis mit dem deutschen Reiche verbunden, bestimmte Beiträge zu zahlen hatte, aber dem Reichskammergericht und der Reichsregierung nicht unterworfen war. Er erreichte also die Personalunion dieser Länder mit seinem Hause und die Verpflichtung des Reichs, für sie gegen jeden Feind aufzutreten, aber gleichzeitig entzog er sie jeder Einwirkung der Reichsgewalten; eine Vereinbarung, bei welcher das habsburgische Hausinteresse Alles, das Reich Nichts gewann.

Was der Kaiser außerdem noch beschließen ließ, kam einer förmlichen Umwälzung der deutschen Dinge gleich.

Als Landfriedensbruch wurden zum ersten Mal auch Eingriffe in geistliches Eigenthum, Beraubungen von Kirchen und Klöstern, Störungen von geistlichen Gerichtsbarkeiten bezeichnet.

Das Reichskammergericht, dessen verhältnißmäßige Unabhängigkeit ihm seit lange ein Dorn im Auge war, ward neu geordnet und dem Kaiser die Besetzung der Stellen anheimgegeben.

Eine Reichskriegskasse ward beschlossen, welche dem Kaiser aus Mitteln des Reichs die Möglichkeit gewährte, sein spanisches Heer unter den Fahnen zu erhalten und jede Auflehnung niederzuschlagen.

Gegen den letzten Vorschlag ward fast allgemeine Opposition laut, aber der Kaiser blieb Sieger, wenigstens auf dem Reichstag. Er war Meister in den deutschen Dingen geworden, wie es seit Jahrhunderten kein Kaiser mehr gewesen war, aber er hatte auch die deutsche Fürstenaristokratie herausgefordert durch eine Revolution,

die, ob wohlthätig oder nicht, unhaltbar war, wenn die Stützen versagten, mittelst deren er seinen letzten großen Sieg erfochten hatte. Wer mit Rom und dem Protestantismus gleichzeitig im Streite lag, der durfte nicht auch den hohen Adel deutscher Nation zum Zweikampf aufrufen. „Eines nach dem Andern" pflegte Luther wohl zu sagen, jede dieser drei Aufgaben reichte schon aus, ein Fürstenleben vollauf zu beschäftigen, alle drei auf einmal zu unternehmen war eine Vermessenheit, aber dem Kaiser waren seine Erfolge zu Kopf gestiegen, er hielt Nichts mehr für unmöglich. Daß jetzt bei den deutschen Fürsten die Frage, ob Protestantismus oder Katholicismus? anfing in den Hintergrund zu treten, lag in der Natur der Sache, und Karl that Nichts, diese erwachende Opposition zu beschwören, im Gegentheil, er schärfte sie noch.

Die Behandlung, die er den beiden gefangenen Fürsten zu Theil werden ließ, war unwürdig. Es war ein lächerlicher Anachronismus, wenn er um der Fehde willen, die sie gegen ihn geführt, anfing, zu verfahren, wie kein deutscher Kaiser je verfahren war, Gericht zu halten in tumultuarischer Weise wie über gemeine Verbrecher, ihnen Länder und Würden abzusprechen, dann ein Todesurtheil fällen und sie von Kerker zu Kerker schleppen zu lassen.

Wenn Kaiser Karl der Große den mächtigen Thassilo, der zweimal untreu geworden war, absetzte und in's Kloster schickte, so konnte er das inmitten ungeheurer Erfolge anderer Art. Wenn Konrad II. seinen Stiefsohn entsetzte als rückfälligen Rebellen, so gab es Stimmen, die das mißbilligten, aber die Mehrzahl billigte es der Ordnung im Reiche wegen.

Seitdem aber war ein halbes Jahrtausend vergangen und innerhalb desselben hatte kein Kaiser einen Reichsfürsten vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Selbst Friedrich I. hatte Heinrich den Löwen nach fünfmaliger Vorladung nur seiner Länder beraubt, und von denen war ein Theil nachher wieder an ihn zurückgekommen. Die Sache Johann Friedrichs war die Sache aller deutschen Fürsten. Der behäbige, gutartige Kurfürst, kein großer Geist, aber durch und durch ein ehrbarer Mann, hatte das Vertrauen aller Parteien, den zu behandeln wie einen im freien Felde aufgegriffenen Verbrecher, war eine Unwürdigkeit. Wenn es dem Kaiser Ernst war mit dem Todesurtheil, so war es eine nutzlose Grausamkeit, es wie ein Damoklesschwert über seinem Haupte

hängen zu lassen, wenn es ihm aber nicht Ernst war, dann war es ein Kokettiren mit dem Justizmord, das man nie treiben darf.

Philipp von Hessen war die beliebteste unter allen fürstlichen Persönlichkeiten der Zeit, und er verdiente es, denn bei all seinen Schwächen und Leidenschaften war es ihm heiliger Ernst mit seinem Glauben und mit seiner Liebe zur deutschen Nation. Das hat er oft genug in treuer Heeresfolge dem Kaiser selbst bewiesen. Karls Landsknechte kannten ihn alle als einen tapferen Kriegsmann. Den nun von Kerker zu Kerker schleifen, den lebenskräftigen und lebenslustigen Mann in ekelhaften, dumpfen Gefängnissen schmachten zu lassen, bis er fast den Verstand verlor, war nicht bloß eine Barbarei, sondern eine Tollheit.

Herzzerreißend waren die Klagen des gequälten Fürsten. Umsonst erbietet sich sein ältester Sohn, für ihn in's Gefängniß zu gehen, fruchtlos sind alle Beschwerden, die Alba und Granvella weisen sie mit rauher Brutalität zurück und der Kaiser hat keine Lust, sie zu lesen. Der Landgraf erinnert an das schmählich gebrochene Wort und die unwürdig gebrochenen Zusagen. Man läßt ihn in schmutzigen Löchern von spanischen Kriegsknechten bewachen, deren Gestank und Rohheit ihn fast zur Verzweiflung bringen: „statt der 4 zur Wache bestimmten", sagt er, „kämen immer 10—12 in seine Stube; wenn er schlafe, zögen sie die Gardinen auf, um zu sehen, ob er nicht durch eine Ritze oder ein Mausloch entschlüpft sei". Von Augsburg wurde er nach Nördlingen gebracht in eine Herberge, deren Wirth kurz zuvor an der Pest gestorben war. Wegen einer mißliebigen Antwort nahm ihm der Kaiser seinen Leibarzt, seinen Sekretär und andere Diener, auch Dinte und Papier ward ihm verboten. Als er im Januar 1548 den Rhein hinabtransportirt ward, lief ihm Gesindel nach, „ließ sich ansehen, daß sie dazu abgerichtet waren" und rief: „allhie reit der ufrurerischer Schelm und Bosewicht". Alle ungeschlichteten Händel und Processe, in denen Hessen mit Nachbarn und Lehensleuten schwebte, wurden indessen einseitig vom Kaiser entschieden und das Land hundertfältig gedrückt; der Landgraf selbst ward im Gefängniß zu Oudenarde gezwungen, einen schmählichen Vertrag mit dem Deutschmeister einzugehen.

Als er Krankheits halber in der Kreuzwoche Fleisch essen wollte, ließ ihm der spanische Hauptmann die Speise auf den

Boden werfen. Die Landgräfin, die den Kaiser vergebens fußfällig angefleht, lag sterbenskrank; kurz vor ihrem Ende richtete sie ein rührendes Bittschreiben an den Kaiser, zeigte wie alle Bedingungen der Capitulation nun geleistet wären, und flehte ihn an, um ihres seligen Vaters Georg Verdienste willen, ihr ihren Gemahl wieder zu geben. Sie starb im April 1549, ohne das Mindeste erreicht zu haben. Vielmehr ward der Landgraf in Mecheln in eine noch strengere Haft gebracht und dem geistlichen Zuspruch eines viehisch bigotten spanischen Wächters preis gegeben. Und als ihm nun gar Ende 1550 ein Fluchtversuch mißlang, hängte man zwei seiner treuen Hessen vor seinen Augen auf. Alle deutschen Diener wurden ihm genommen und nun verfiel er einem dumpfen Hinbrüten, das für seinen Verstand befürchten ließ.

Jeden Tag erfuhr man in Deutschland, wessen die deutsche Freiheit sich von dem spanischen Kaiser zu versehen habe, der mit seinen fremden Söldnern den Fürsten jetzt ebenso erbarmungslos zusetzte wie der Nation. Die kaiserlichen Knechte benahmen sich überall wie im besiegten Lande und die Stimmen, die jetzt in fliegenden Blättern und Pamphleten laut wurden, zeugten von einer nationalen Erbitterung, wie sie in der schlimmsten napoleonischen Zeit über die Schmach des Rheinbundes sich geregt hat.

Ein Blatt sagte: „Deutschland soll nicht unter Spaniern und Pfaffen liegen“, in einem andern heißt es: „dahin ist es mit dem deutschen Volk gekommen, daß man seiner spottet, Gott sei's geklagt“.

Das Gefühl war durchweg das, sind wir darum die große Nation, damit der Kaiser uns eine brutale Fremdherrschaft aufhalse? Der Kaiser hatte Niemanden für sich, als seine Söldner und sein Cabinet, aber gegen sich alle großen Factoren der Zeit, den Katholicismus wie den Protestantismus, die deutschen Fürsten und das deutsche Volk. Man sucht vergebens nach einer Stimme, die etwa sagte: Ertragen wir das Alles wie eine Prüfung, erhalten wir doch die Einheit des Reichs. So kann man im 19. Jahrhundert am Schreibtisch reflectiren, damals war es unmöglich.

Einen deutschen Fürsten vor Allem mußten diese Aeußerungen des öffentlichen Unwillens treffen wie ebensoviele Gewissensbisse, *Moritz* von Sachsen, ohne dessen Abfall die Schmalkaldener schwerlich unterlegen wären und dessen Ehre für die Zusagen an

den Landgrafen Philipp verpfändet war. Es dauerte lange, bis er sich diesen Empfindungen zugänglich zeigte, und doch ließ es Philipp, sein Schwiegervater, nicht an Mahnungen, Bitten und Vorwürfen fehlen. „War er", schrieb ihm dieser einmal, „ein armer Knecht, und hätte so etwas mündlich zugesagt, so würde er zum Kaiser gehen und sagen: Herr, wir haben ihm das zugesagt, will E. M. in nit ledig lassen, so setze E. M. uns an die Stelle. Ihr Ruf, wenn sie so fort fortführen, einen kleinen Zorn oder Unwillen zu schenen, werde ewiglich nit ausgelöscht und in der Historien bleiben".

Im Juli 1547 wendete sich Moritz an den König Ferdinand und stellte diesem vor, welch verhängnißvollen Eindruck dies Verfahren in Deutschland machen müsse, aber es half Nichts. Eine persönliche Verwendung beim Kaiser hatte denselben Erfolg. Der Kaiser war übermüthig und blind, ja er konnte den Kurfürsten Moritz auf sein Begehren erwidern, er lasse sich so Etwas nicht abtrotzen, er werde des Landgrafen Leib in zwei Hälften zerschneiden, und jedem der beiden Bürgen eine Hälfte zuschicken. Selbst dieser kalte, nüchterne Rechner hatte im Rausche der Allmacht seine Besinnung verloren, er war jetzt ganz wie geschaffen, das Opfer einer allerdings meisterhaft angelegten Intrigue zu werden.

§ 17.

Moritz und die Verschwörung der deutschen Fürsten. Vereinzelung des Kurfürsten unter Protestanten und Katholiken; sein Vermittlungsversuch beim Kaiser, die Verständigung mit den Protestanten, die Unterhandlungen mit Frankreich, die Coalition gegen den Kaiser. — Der Vertrag mit Frankreich und der Ueberfall des Kaisers (1551—1552). — Der Vertrag von Chambord (Januar 1552). — Der Aufbruch der Verbündeten (März 1552). — Arglosigkeit und Trotz des Kaisers. — Einnahme der Ehrenberger Klause (Mai 1552). — Flucht Karl's V. — Der Passauer Vertrag und der Augsburger Religionsfriede (August 1552—Sept. 1555). — Karl's V. Rücktritt und letzte Tage. — Allgemeine Ergebnisse der Reformation in Deutschland.

Moritz und die Verschwörung der deutschen Fürsten. (1550—1551).

Der Kurfürst Moritz sah mehr und mehr, daß sein Spiel auf die Länge nicht haltbar sei. Auf ihn warf sich ein furchtbarer Haß. Jedes Gerücht von Johann Friedrichs Leiden wurde ihm, dem treulosen Verwandten, zugerechnet, jede Mißhandlung des Landgrafen wurde ihm, dem Schwiegersohn, dem Ehrenbürgen, vorgeworfen. Es gab nichts Verabscheuenswürdigeres als die Haltung, in der man ihn jetzt malte. Im eigenen Lande selbst wurden Stimmen laut, die sagten, man habe einen doppelten und dreifachen Verräther über sich, eine ganze Literatur von Pamphleten, in denen das Thema von Judas Ischarioth hundertfach abgehandelt wurde, schoß um ihn auf. Ueberall umgab ihn Haß und Mißtrauen, und dazu nun die ganze Lage: der steigende Druck der Fremdherrschaft, die wachsende Gährung in der Nation, des Kaisers Streit mit Rom und die neuesten Erfolge seiner politischen Uebergewalt. Daß der verschlossene, vielgewandte Diplomat sein letztes Wort noch nicht gesprochen, seine letzte Karte noch nicht ausgespielt, ahnte man wohl, aber er mußte eilen, wenn er nicht die Gunst der Lage verscherzen

wollte. Sonst behielt der gefangene Landgraf Recht, der, wenn man ihm von des Kurfürsten geheimen Planen sprach, meinte: „kan nit verstehen, wie ein Sperling einen Geier überwinden will, derweil er die besten Vogel von sich gejaget und selbst sie verstöret".

Das Alles reifte in dem nüchternen Kopfe den Gedanken: ich muß eine andere Stellung einzunehmen suchen, die mich wieder herstellt in meinem Lande, in der protestantischen Partei und gegenüber dem bedrohlichen Uebergewichte des Kaisers.

Zuerst dachte er daran, den Kaiser zur Milde gegen den Landgrafen zu stimmen. Er verzweifelte Anfangs nicht, ihm mit gutem Rathe beizukommen, aber er hatte sich getäuscht. Daß er nun die Belagerung Magdeburgs in die Länge zog und seine Truppen bei der Hand behielt, zeigte, daß er seine Kräfte aufsparen wollte. Ein erstes offenes Zeichen des Abfalls war, daß er sich weigerte, 1550 auf dem Reichstage in Augsburg zu erscheinen; ehrenhalber, äußerte er, könne er und der Brandenburger nicht kommen, es sei denn, daß der Kaiser den Landgrafen ledig lasse. Auch habe er den Söhnen des Letzteren die ausdrückliche Zusage gegeben, des Kaisers Ladung nicht zu befolgen.

Jetzt horchte er auch nach Frankreich hinein, ob man auf jener Seite nicht denke, dem alten Feinde eine Diversion zu bereiten, und dort hatte man bereits das entstehende Zerwürfniß richtig herausgewittert.

Moritz ging also nicht nach Augsburg; seinem Abgesandten gab er hinsichtlich des auf's Neue verheißenen Concils die Weisung, es seien auch die Protestanten einzuladen, die Handlung aber möchte gottselig und christlich sein nach göttlicher Schrift mit gebührlicher Abstellung unrechter Lehre und Mißbräuche, diese Dinge müßten nicht durch Erörterung und Präsidirung der päpstlichen Hoheit, welche Part sei, entschieden werden, sondern nach dem Richtscheit der heiligen Schrift. Zu solch einem Concilium wolle auch er tapfere, gelehrte und friedliche Männer senden. In die bereits zu Trient und Bologna besprochenen Artikel sollten sie dagegen nicht einwilligen. Der Reichstag zeigte den Kaiser bereits in seiner Verlassenheit, und während dem Kurfürsten von dort noch einmal ein Zeugniß des Vertrauens wurde, machte er schon hinter dem Rücken des Kaisers den Franzosen entgegenkommende Erklärungen, das erregte ihm durchaus keine Gewissensbedenken.

Bezeichnend war sein Verhalten in der Magdeburgischen Angelegenheit. Die gegen die Stadt gleich nach dem Tage von Mühlberg ausgesprochene Acht zögerte er zu vollziehen, er suchte Unterhandlungen mit den Geächteten, wußte aber die ganze Leitung in seiner Hand zu behalten; dem Reichsrecht, meinte er, sei genügt, wenn man mit den Geächteten Nichts zu schaffen habe; es genüge daher wohl, den Verkehr mit der Stadt abzubrechen, ein gemeinschaftlicher Krieg habe seine großen Bedenken (December 1548). Indessen rüsteten Dänemark und die Seestädte, wie man glaubte, für Magdeburg; Moritz war darum doch nicht für schärfere Maßregeln, weil die Stadt dadurch nur größeren Anhang bekomme! Langsam wurden die Truppen in Bewegung gesetzt, der Reichstag von 1550 übertrug ihm den Vollzug der Acht, aber die Lage blieb im Wesentlichen unverändert.

Aus dem kaiserlichen Lager kamen indeß seltsame Botschaften. Aus Brüssel ward von Aeußerungen berichtet, wie: es werde in deutschen Landen nicht gut werden, es griffe denn der Kaiser den deutschen Fürsten baß in die Würfel, daß sich dann Alles, wenn der Prinz Philipp eingesessen, wohl schicken werde; es sei besser, daß Deutschland e i n e n Herrn, denn so viele Tyrannen habe. Und als Moritz nicht in Augsburg erschien, äußerten die Spanier: weil sich Moritz zu jetziger Zeit und nach den Victorien des Kaisers bereits so ungehorsam anzeige, so meine Letzterer, daß er, da der Kurfürst und seine Unterthanen alle lutherisch, zu demselben endlich nicht viel Besseres denn zu Johann Friedrich sich zu versehen habe. Vom Uebermuth der Spanier, ihrer höhnenden Geringschätzung der Deutschen, ihrem wüsten Fanatismus wußten die Abgesandten nicht genug zu berichten.

Nun machte sich Moritz mit Magdeburg etwas eifriger zu schaffen, nahm die Neustadt weg (November 1550) und machte den Zug gegen Verden — Alles, um sich gegen des Kaisers Anmuthung, in Augsburg zu erscheinen und für Philipps Wahl zu wirken, desto besser entschuldigen zu können. Daß er freilich der belagerten Stadt nicht allzu wehe that, beklagten die österreichisch Gesinnten seiner Räthe, wie Carlowitz selber; der Zug gegen Verden hatte jedoch den kaiserlichen Hof wieder beruhigt. Duca Mauritio war nach Ansicht der Spanier doch der beste und nützlichste Diener. Um so ungestörter konnte Moritz gegen die Candidatur des Infanten

Philipp wirken; politisches Interesse und persönliche Freundschaft mit Maximilian, dem Sohne Ferdinands, trafen hier zusammen. Er ging aber noch einen Schritt weiter und sah sich nach Verbündeten desto ernstlicher um, je weniger Aussicht auf Nachgiebigkeit des Kaisers war.

Er hatte Besprechungen mit dem Markgrafen Hans von Brandenburg im Februar 1551, die sich darum drehten, wie denen von Sachsen und Hessen aus ihrem Gefängniß zu helfen sei; die Fürsten von Weimar, die Landgrafen von Hessen und andere Mächte sollten förderlichst in den Handel mit eingezogen werden. Moritz war immer noch vorsichtig, erinnerte, daß er des Kaisers Diener sei und fragte den Markgrafen, ob er wohl wisse, welch ein schwerer Vogel es sei, den man jagen wolle. Aber man war zuletzt doch darüber einig, daß das Unternehmen auf die Freiheit, auf die Religion und auf die Befreiung der beiden gefangenen Fürsten bezogen werden solle. Man rechnete auf die Hilfe von Preußen, Pommern, Mecklenburg, auch vorerst auf Subsidien von Frankreich, denen dann später ein Angriff gegen die Niederlande folgen werde. Selbst England zählte man unter die wahrscheinlichen Verbündeten, und daß die Türken Ferdinand nöthigen würden, daheim zu bleiben, lag auch nicht außer aller Möglichkeit. Mit solcher Macht, meinte man, wären die Pfaffen und Mönche wohl aus Deutschland hinauszutreiben.

Es kam recht zu guter Stunde, daß damals ein Schreiben des Kaisers (28. Febr.), der unzufrieden war über das Ausbleiben des Kurfürsten, drohend davon sprach, er werde sich künftig in anderer Gestalt zeigen, und da die Söhne des Landgrafen so gröblich verführen, hätten sie ernste Strafe verdient. Dazu kamen dann die gesteigerten Klagen Philipps, dessen Fluchtversuch mißlungen war und der fürchtete, nach Spanien geschleppt zu werden.

Die größte Schwierigkeit bei der Einleitung der ganzen Sache war, das unbesiegbare Mißtrauen gegen Moritz zu überwinden, dem Niemand glauben wollte, daß es ihm Ernst sei mit seinen Absichten. Der Markgraf von Brandenburg mußte es deshalb unternehmen, die Familien der gefangenen Fürsten zu gewinnen und ihnen einleuchtend zu machen, daß Moritz diesmal nicht den Verräther machen werde. Nicht ohne Schwierigkeiten gelang das. Im Mai 1551 tagte der Brandenburger mit Moritz, Wilhelm

von Hessen und Albrecht von Mecklenburg in Torgau. Doch war, wie eine Instruction vom Juli zeigt, Moritz auch jetzt noch zurückhaltend gegen Rathschläge, die zum Kriege führten. Wilhelm von Hessen hatte freilich Recht, wenn er sagte, die Verhandlungen würden fernerhin so wenig fruchten als bisher.

Noch einmal und dringender sandten Moritz und der Brandenburger im September 1551 an Ferdinand, um ihm vorzustellen, wie schlecht man ihre Dienste gelohnt. Sie beriefen sich auf die Verhandlungen in Halle und wie die Capitulation selbst überall nicht einen gefangenen, sondern einen regierenden Landgrafen voraussetze: es half so wenig als bisher, und so ward denn Magdeburg mehr und mehr der bequeme Vorwand, Streitkräfte zu rüsten.

Der Vertrag mit Frankreich und der Ueberfall des Kaisers (1551—52).

All diese Vorbereitungen fanden im tiefsten Geheimnisse Statt, der Kaiser sollte in vollständiger Arglosigkeit überrascht werden. Um des Erfolges ganz sicher zu sein, genügte die Verschwörung der deutschen Fürsten nicht. Moritz zweifelte keinen Augenblick, daß man sich auch Frankreichs versichern müsse, und scheute auch vor bedenklichen Zusagen zu diesem Behufe nicht zurück. Die Andern fanden das weniger einfach und unverfänglich, namentlich der Brandenburger ließ sich erst spät überzeugen, daß auf diese Hilfe gerade am meisten ankomme. Im Anfang 1551 war man endlich auch darüber einig; im Mai wurden gemeinsame Verhandlungen angeknüpft durch eine Gesandtschaft, welche Moritz, Hans von Brandenburg, Wilhelm von Hessen und Johann Albrecht von Mecklenburg an Heinrich II. abgesendet. Dieser sollte Subsidien geben und eine Diversion gegen den Kaiser machen, dafür wurden ihm Aussichten selbst auf die deutsche Krone eröffnet und für den Fall der Erwählung eines andern Hauses versprochen, dem Oberhaupte des Reiches ohne des Königs Willen nicht beizustehen.

Heinrich befolgte eine zögernde und zurückhaltende Taktik, doch ward im Juli ein Bevollmächtigter instruirt. Im October traten Moritz und sein Bruder mit dem Brandenburger Markgrafen und Johann Albrecht von Mecklenburg in Lochau zusammen und verabredeten den Angriff, sobald Frankreich sich entschlossen haben würde. Hessen sollte die Feindseligkeiten beginnen, mit Magdeburg wollte sich

Moritz verständigen; gleichzeitig erfolgte der Vertrag von Friedewald mit Frankreich, den Heinrich II. (15. Januar 1552) zu Chambord bestätigte. Als Zugeständniß für eine ansehnliche Geldzahlung an die Verbündeten sollte der König das Recht erhalten, die zum Reich gehörigen Städte, wo nicht deutsch gesprochen werde, als Cambray, Metz, Toul und Verdun unter Vorbehalt der Reichshoheit als Reichsvicar zu besetzen; auch versprach man, bei einer Kaiserwahl den König selbst oder einen ihm gefälligen Fürsten zu wählen. Alle übrigen Reichsstände sollten zum Beitritt eingeladen werden, besonders die Söhne Johann Friedrichs.

Im December 1551 thaten dann Sachsen und Brandenburg in Verbindung mit Dänemark, Pfalz, Zweibrücken, Baiern, Baden, Württemberg und Mecklenburg einen letzten Schritt durch eine Gesandtschaft nach Innsbruck; aber er war ebenso erfolglos als die früheren. Der Kaiser wünschte, daß Moritz zu ihm nach Innsbruck komme und der Letztere that auch, als wenn er vorhätte dem zu willfahren; aber freilich er kam anders, als der Kaiser erwartete.

Nun ging die Belagerung von Magdeburg zu Ende und die Stadt ergab sich an Moritz. Er versprach ihr, beim Kaiser auszuwirken, daß ihr ihre Vorrechte und Freiheiten blieben. Daneben ergingen aller Wahrscheinlichkeit nach noch geheime Zusicherungen, denn Magdeburg sollte ihm eine sichere Zuflucht sein, falls das Unternehmen gegen den Kaiser Unglück hatte.

So zog sich das Ungewitter über dem Kaiser zusammen. Er war gewarnt genug, aber Freunde, die Etwas für ihn thaten, hatte er nicht mehr. Die Erbitterung war auf allen Seiten lebendig und selbst im eigenen Lager, ja im eigenen Hause war Verstimmung und Entzweiung. Sein Bruder Ferdinand war römischer König und hatte sich in seine Würde so hineingelebt, daß er nicht anders dachte, als der kaiserliche Thron sei für ihn und seinen Sohn Maximilian bestimmt. Auf dem Augsburger Reichstage aber setzte Karl Alles in Bewegung, um die Krone seinem Sohne Philipp zuzuwenden, und nun war auch der Bruder tief verletzt.

Die Vereinzelung und Verlassenheit des Kaisers war vollständig, aber bemerkenswerth ist, wie arglos und verblendet der große Menschenkenner die Gefahr in den Wind schlug. Die wiederholten Gerüchte von dem, was sich vorbereitete, störten seine Seelenruhe nicht: „die tollen und vollen Deutschen“, meinte er

leichthin, „haben zu so listigen Ränken kein Geschick". Er traute Moritz keine feindseligen Absichten zu, und schlimmsten Falls glaubte er ihn in der Hand zu haben. Und doch war das Unternehmen noch nicht über alle Schwierigkeiten hinaus, doch konnte ein recht-zeitiges Sichaufraffen noch jetzt viel entscheiden. Frankreich fiel durch seine steigenden Ansprüche den Verbündeten zur Last, in Sachsen waren die Stände bange vor dem Krieg, auch Theologen wie Melanchthon hatten Bedenken, die ganz eifrigen Lutheraner hetzten gegen Moritz und verbreiteten geschäftig allerlei Ausstreuungen, die ihn bloßstellen mußten. In der That trat der Verdacht immer bestimmter auf, Ferdinand ließ unter der Hand warnende Winke an Moritz gelangen, aber der Kaiser blieb ganz ruhig. Schlimmsten Falls, meinte er, führe er in Johann Friedrich einen Bären an der Kette, den er nur zu befreien brauche, um Moritz zu erwürgen. Er hatte doch kein rechtes Mißtrauen und gab auch jetzt noch schön klingende, wiewohl ganz leere Versicherungen.

Im März 1552 erfolgte der Aufbruch und die Vereinigung der drei Heerhaufen.

Moritz zog über Weißenfels, Naumburg, Weimar, Erfurt und sammelte unterwegs seine Heerhaufen, am 23. März vereinigte er sich in Bischofsheim mit Wilhelm von Hessen. Vor dem Aufbruch hatte er an Ferdinand ein Schreiben geschickt, welches die kommenden Dinge ahnen ließ; dann war das Manifest gefolgt mit Beschwerden über die Religionssachen, das Bestreben des Kaisers, „seine Domination, Nutz und Gewalt" durchzusetzen; die „Infamie und Unbilligkeit" von Philipps Gefangenschaft, die Herrschaft fremden Kriegsvolks, „die viehische erbliche Servitut", die man den Deutschen habe aufhalsen wollen.

Ueber Schweinfurt und Kitzingen zog Moritz nach Rotenburg in Franken, wo Albrecht von Brandenburg zu ihm stieß, von da marschirten die vereinigten Heerhaufen auf Augsburg, die „Warte der kaiserlichen Stellung", wo sofort die protestantische Restauration begann, nachdem die kaiserliche Garnison in eilender Flucht die Stadt geräumt (5. April). Nun wandten sich Fürsten und Städte Oberdeutschlands dem Kurfürsten zu, auch die Franzosen rückten vor, in Italien sah es bedenklich aus, dazu drohten die Türken und lähmten Ferdinands Thätigkeit. Jetzt noch Verhandlungen anzubieten, war zu spät und konnte nur als Mittel dienen, Zeit

zu gewinnen. Am 6. April entschloß sich der Kaiser von Innsbruck aufzubrechen und nach Flandern zu gehen. Er kam nur bis Leermoos, allenthalben drängten sich schon die Botschaften vom Anmarsch der Gegner.

Damals gelang es Ferdinand, mit Moritz eine Conferenz zu Linz zu verabreden; Moritz hatte geglaubt, das nicht ablehnen zu dürfen, wiewohl die Franzosen ihre Unzufriedenheit darüber nicht bargen. Die sächsischen Räthe und Stände dagegen waren sehr eifrig dafür; auf Moritz selbst mochte der hochfahrende Ton einwirken, den der französische Verbündete annahm. Karl aber vermochte auch jetzt nicht zu einem Entschlusse zu kommen und verlor die kostbare Zeit mit Redensarten.

Am 18. April traf Moritz mit Ferdinand in Linz zusammen. Der Letztere war bereit zu friedlichem Ausgleich; er versprach die Freilassung des Landgrafen; wegen des Glaubens solle Niemand beschwert und gedrängt, sondern die Sache auf einem Reichstage ausgeglichen werden; Beschwerden gegen das Regiment sollten abgestellt, der Friede mit Frankreich vermittelt werden. Die Annahme dieser Zugeständnisse wollte Ferdinand seinem Bruder empfehlen und bei einer zweiten Zusammenkunft in Passau die entscheidenden Verabredungen treffen. Eine Waffenruhe bis dahin (26. Mai) lehnte Moritz ab. Dringend jedoch stellte er den Franzosen vor, wie vortheilhaft diese friedliche Lösung sei, aber Frankreich hatte andere Dinge im Auge und zudem zögerte der Kaiser auch jetzt noch, ein vortrefflicher Anlaß für die Franzosen, die Leichtgläubigkeit des Kurfürsten anzuklagen.

Vom Lager aus drängte namentlich Wilhelm von Hessen auf rasche Waffenentscheidung. Wenn am 26. Mai, wo die Verhandlungen beginnen sollten, die Waffenruhe eintrat, so hielten sie für um so unerläßlicher, bis dahin den Feldzug zu beenden und die Gunst der Lage zu benutzen. Moritz fand, daß sie gar zu hitzig seien, indessen war doch zu besorgen, daß der Kaiser Tirol verstärken werde. Man mußte einrücken, um sich nicht aller Vortheile zu begeben. Man hatte von Augsburg nur wenig Märsche den Lech hinauf nach dem Eingang von Tirol, jenem Paß, den einst Schertlin verschlossen haben wollte, um die kaiserlichen Landsknechte nicht nach Deutschland hereinzulassen. So erfolgte in der zweiten Woche des Mai der Vormarsch nach Tirol.

Jetzt erst war der Kaiser ganz enttäuscht, aber auch hilflos dem Stoße der feindlichen Uebermacht preisgegeben. Als er sich aufmachte, um den Feinden wenigstens Etwas entgegenzusetzen, kam er nur noch bis Nordtirol und erfuhr, daß sein Paß bei Füssen besetzt sei. Er war eingeschlossen in jenem Paß bei der „Ehrenberger Klause".

Es galt in jener Zeit für eine Waffenthat ersten Ranges, daß Moritz das Schloß Ehrenberg in einem einzigen raschen Anlauf nahm (19. Mai) und so des Schlüssels von Tirol sich sofort bemächtigte. Der Kaiser mußte flüchten, und hätten jetzt nicht die Söldner der Verbündeten, schlecht bezahlt wie sie waren, nach Einnahme der Klause gemeutert, so wäre es wahrscheinlich gelungen, den Kaiser selber mit einigen Gewaltmärschen zu erreichen und zu fangen. Man hat früher geglaubt, Moritz hätte sich diesem Falle nicht aussetzen wollen, aber das ist nicht richtig, Moritz war kein Freund von Halbheiten und wünschte sehr, den „alten Fuchs" in seinem Bau zu haschen.

Der Kaiser entkam nach Steiermark, als ein Feldherr ohne Heer, als ein König ohne Land. Sein Erbland sammt der Gebirgsfeste, auf die er am meisten gepocht in seinem Trotz, war im Besitze der Gegner. Johann Friedrich, Landgraf Philipp wurden befreit, der ganze stolze Bau, den er seit dem Tage von Mühlberg aufgerichtet, war zertrümmert; unter diesem Schlage brach der Kaiser zusammen. Sonst war sein Ruhm, daß er zäh' und unverzagt blieb auch nach schweren Schlägen, bis 1547 war das auch der Fall gewesen, kalt und ruhig hatte er bisher Glück und Unglück hingenommen, die Erfolge dieses Jahres aber waren ihm wie ein Rausch zu Kopf gestiegen, er hatte gethan, was auch der Mächtigste nicht darf, der plötzliche Umschlag, der jetzt kam, schmetterte ihn um so tiefer danieder.

Zur Erklärung, wie das Alles so kommen konnte, mag ein späteres Wort von Lazarus Schwendi dienen, der sagte, „der Kaiser habe die Fremden vorgezogen, bei den welschen und vornehmsten Räthen seien viel beschwerlicher und verdächtiger Dinge vorgekommen, des Reichs Beschwerden nicht abgeholfen, in Religionssachen kein beständiger Friede hergestellt worden. So habe der Kaiser die deutschen Gemüther nicht wieder gewinnen und an sich ziehen mögen, welches sich dann öffentlich gezeiget, so daß zur Zeit von Herzog

Moritz Anzug, durchaus fast Jedermann im Reich mit ihm heimlich zugestimmt und bei dem Kaiser mit Hilfe und Handbietung nicht zusetzen wollen — die Beschwerden seien Jedermann angenehm und beifällig gewesen."

Der Passauer Vertrag und der Augsburger Religionsfriede (August 1552 — September 1555).

Karl's V. letzte Tage. Allgemeine Ergebnisse der deutschen Reformation.

Der Kaiser überließ die Unterhandlungen seinem Bruder Ferdinand und dieser brachte zu Passau einen Vertrag zu Stande, welcher die Freigebung der gefangenen Fürsten und in religiösen Dingen den Frieden auf Grundlage der Gewissensfreiheit verhieß.

Empfindlicher noch als diese nothgedrungene Nachgiebigkeit schmerzten den Kaiser die Erfolge der Franzosen jenseits des Rheins. Von 1521—1544 hatte er mit ihnen gekriegt, überall sie geschlagen, ihre wiederholten Angriffe auf Mailand und Neapel vereitelt, zuletzt hatte er ihnen noch Großmuth gezeigt und nun, nachdem sein fähiger Nebenbuhler Franz I. gestorben war, gelang es einem ihm nicht entfernt ebenbürtigen Fürsten Heinrich II., ohne persönliches Verdienst, allein durch die Gunst der Lage und das weite Gewissen des Kurfürsten Moritz gewissermaßen mittelst nächtlicher Erschleichung drei Gebiete vom Reich loszureißen, die mehr werth waren als Alles, was der Kaiser den Franzosen bisher in Friedensschlüssen abgerungen.

Das Wort, wenn Straßburg und Wien zugleich bedroht sind, so gehe ich nach Straßburg, hätte vielleicht eine ernsthafte Probe nicht bestanden, aber gewiß verrieth es einen richtigen Instinkt. Die Türken durfte man als eine zurückgehende, die Franzosen mußte man als eine aufblühende Macht betrachten, die bei ihrer nationalen Geschlossenheit aus jedem Erfolge dauernde und wachsende Stärkung zog. Metz, eine wichtige Festung, war jetzt in den Händen der Franzosen und von ihrer Behauptung hing das Schicksal ihrer jüngsten Erwerbungen ab. Des Kaisers letztes Unternehmen war, ihnen diesen werthvollen Besitz rasch wieder zu entreißen, aber sie hatten Alles gethan, ihn sich auf die Dauer zu sichern, Franz von Guise leitete die Vertheidigung so vortrefflich, die äußeren Umstände, Witterung, Gesundheitszustand, waren den

Angreifern so entschieden ungünstig, daß des Kaisers tumultuarischer Feldzug vollkommen scheiterte und im Januar 1553 als hoffnungslos aufgegeben werden mußte. Das war sein letztes Unternehmen und sein letztes Mißlingen im Reich.

Schon jetzt fängt er an, sich mit dem Gedanken an Niederlegung der Regierungsgeschäfte vertraut zu machen. Von Hause aus schwächlichen Körpers und einem Wandel ergeben, der nicht geeignet war, ihn zu stärken, darum vor der Zeit gealtert und hinfällig, hatte er den Muth verloren, sein angefangenes Werk wieder aufzunehmen. Ehemals umfaßte er die größten und weitest aussehenden Unternehmungen zugleich, jetzt schwand ihm die Lust und die Spannkraft des Willens. Nicht, daß er der Politik ganz hätte entsagen wollen, das konnte er nicht, denn ohne Politik leben, hieß für ihn, gar nicht leben, aber die Geschäfte zu theilen, die Verantwortung niederzulegen, für die Bürde der unmittelbaren Leitung die dankbarere Rolle der geheimen Oberaufsicht einzutauschen und vor Allem den Schauplatz seiner empfindlichsten Niederlagen zu verlassen, dazu war er entschlossen. Auch mochte die Betrachtung mitwirken, daß, um den Zusammenhang seiner Politik zu sichern, es sich empfehlen würde, den jugendlichen Sohn in die Geschäfte einzuführen und als väterlicher Rathgeber ihm an die Hand zu gehen. Das mochte das Bild sein, das er sich von seiner ferneren Theilnahme an der Politik machte, als er im Herbst 1555 seinem Sohn Philipp die Verwaltung der Niederlande, bald nachher auch die der spanischen und italienischen Gebiete übertrug. Seit 1556 ist er schon auch den Reichsgeschäften abgewendet, im Herbst des Jahres findet die ausdrückliche Abdankung Statt und nun zieht sich der alternde Kaiser in das Kloster St. Just zurück. Dort fährt er fort Politik zu treiben, aber mit Auswahl dessen, was ihm Freude und keine Arbeit macht, er hat auch hier ein stattliches Gefolge um sich, läßt sich noch Kaiser nennen, sieht in seinem Kloster Couriere und Boten in solcher Zahl aus- und eingehen, wie an vielen Höfen nicht: gelegentlich überkommt ihn jener trübsinnige Zug, der von seiner Mutter auf ihn übergegangen war, aber es sind doch nie mehr als flüchtige Anwandlungen; sonst lebt er ganz in der Politik, über Alles empfängt er Botschaft und über jede wichtigere Frage erhält der Sohn die väterliche Weisung, er regiert mit, aber ohne die eigentliche Last des Regierens zu tragen.

Aber auch in die stille Klostereinsamkeit, wo er von den großen Bewegungen des Jahrhunderts sich abgeschieden glaubte, drang der Gegensatz, der sein Leben beherrscht hat. In Spanien war der Katholicismus bisher lebenskräftiger aufgetreten als irgendwo sonst: daß ihn hier der Abfall vom alten Glauben nie beunruhigen werde, mochte der tröstlichste Gedanke sein, mit dem der Kaiser von der Weltbühne zurücktrat, und jetzt regte sich der Protestantismus auch hier, und zwar gerade in einigen Dörfern, die dem kaiserlichen Klosterfrieden benachbart waren; es war, als ob ihn, was ihn sein ganzes Leben verfolgt hat, mit seiner dämonischen Spur auch hier aufsuchen mußte, um ihn nie zu Athem kommen zu lassen.

In der eingestandenen Niederlage Karl's V. gegenüber der großen Reformfrage des 16. Jahrhunderts lag ein beredter Wink des Schicksals. Noch einmal war das Kaiserthum mit ungeheueren Mitteln in den Kampf getreten, wie sie die größten Staufer nur erstrebt, aber nie erlangt hatten, es hatte einen großartigen Traum der Wiedergeburt erlebt und dennoch war das Ende ein jäher Zusammenbruch. Dies Kaiserthum, das äußerlich an den großen Ueberlieferungen des Mittelalters festhielt, war ihnen innerlich so fremd, wie den Regungen der Neuzeit, die es niederwerfen wollte; von den sittlichen Hebeln des Mittelalters, der Vasallentreue, der religiösen Begeisterung ganz verlassen, ja mit den stärksten Triebfedern mittelalterlicher Entwickelung selbst im Streit, nahm es den Kampf auf mit der nationalen Idee und dem Geiste der religiösen Freiheit, in dem sich die Neuzeit Bahn brach, und seine einzige Waffe, die moderne Art der herzlosen Cabinetspolitik, die nur mit äußeren Factoren rechnet, zeigte im grellsten Bilde seine doppelte Ohnmacht, seine doppelte Verlassenheit.

Wenn dies das nothwendige Schicksal einer Politik war, die über unermeßliche Machtmittel gebot und wahrlich nicht in ungelenken Händen lag, als sie es unternahm, die mittelalterliche Einförmigkeit des weltlichen und kirchlichen Wesens wieder herzustellen, dann war bewiesen, daß dieser Versuch in sich ein Widersinn, daß seine Zeit für immer dahin und selbst die größte Persönlichkeit ihm nicht gewachsen war.

Darum bedeuteten die letzten Dinge einen großen Sieg für all die oppositionellen Richtungen, welche das Mittelalter und seine Ordnungen aufzulösen trachteten. Das Schwert des Mittel-

alters, das Kaiserthum, war noch einmal zu imposanter Höhe aufgestiegen und dann tiefer hinabgestürzt als je vorher. Die Glaubenseinheit, die es mit äußeren Machtmitteln zusammen schmieden wollte, war zersprengt worden und der Dualismus innerhalb der abendländischen Kirche zu einer fernerhin nicht mehr anfechtbaren Geltung gekommen, die Nationen waren selbständig geworden und hatten alle Gewebe der Cabinetspolitik zerrissen, das Landesfürstenthum hatte mit Hilfe der Nation der religiösen Idee den vollständigsten Sieg erfochten und insofern war Alles, was im Gegensatz zum Mittelalter stand und auf seinen Umsturz hindrängte, zum Siege gelangt. Das war es, was den letzten Ereignissen und dem Rücktritt des Kaisers eine so weltgeschichtliche Bedeutung gab.

Auf dem Augsburger Reichstage war im Spätherbst 1555 der Friede wirklich geschlossen worden, der zu Passau verheißen und vorbereitet war.

Nun erst kam man zu einem wirklichen Frieden, der als Princip annahm, was seit 1532 immer nur als widerrufliches Zugeständniß betrachtet worden war. „Es soll", hieß es jetzt gleich von vornherein, „in alle Wege ein beständiger, beharrlicher, unbedingter, für und für, ewig währender Friede beschlossen und aufgerichtet sein".

Der Reichsabschied vom 25. September 1555 setzte demgemäß fest, daß kaiserliche Majestät, wie auch Kurfürsten, Fürsten und Stände keinen Stand wegen der Augsburger Confession, Religions und Glaubens halber vergewaltigen oder in anderem Weg wider sein Gewissen und Willen von diesem Bekenntniß, Glauben, Kirchen-Gebräuchen und -Ordnungen dringen wollen, sondern dabei und bei ihrem Hab und Gut ruhig bleiben lassen und sollen religiöse Streitigkeiten nur durch christliche, friedliche Mittel zu einhelligem Verstand gebracht werden. Von dieser Bestimmung sollen jedoch die neuen Lehren, welche der Augsburger Confession nicht angehören, ausgeschlossen sein. Damit waren namentlich die Reformirten gemeint, welche von Zwingli und Calvin ausgingen und deren Lehre jetzt schon einen großen Theil der Welt mächtig bewegte.

Im Allgemeinen hatte der Friede Manches, was ihn beiden Theilen lästig machte. Das Recht bei seinem Glauben zu bleiben,

war jedem der Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reiches gewährt, aber auch nur diesen, den Reichsmittelbaren, ihren Unterthanen nicht. Der Grundsatz von 1526, cuius regio eius religio, war wieder aufgenommen und für immer festgestellt. Nicht Gewissensfreiheit in unserem Sinne, sondern freie Wahl unter den Bekenntnissen für die Landesregierungen war gewährleistet. Dieser Grundsatz hatte nach beiden Seiten hin Bedenken. Die Protestanten dachten, wenn das strenge durchgeführt wird, dann sind wir nicht sicher, daß nicht protestantische Unterthanen katholischer Kirchenfürsten dennoch beunruhigt und vergewaltigt werden. Darum suchten sie Abhilfe in einer Nebendeclaration, wonach auch der Geistlichen Eigene (Unterthanen), Städte, Ritterschaften, Gemeinden, welche lange dem Bekenntniß anhängig gewesen wären, nicht davon gedrungen, sondern bis zu endgiltiger Vergleichung unvergewaltigt dabei gelassen werden sollten.

Aber auch für die katholischen Fürsten lag hier ein Bedenken. Wenn es den Bischöfen einfiel, protestantisch zu werden und ihr Stift zu säcularisiren, so trat der Fall ein, den man in Köln erlebt hatte; um dem vorzubeugen, machte Ferdinand die Clausel des „geistlichen Vorbehaltes" (reservatio ecclesiastica), worin es hieß: wenn ein geistlicher Stand von der alten Kirche zurücktritt, so bleibt er zwar an Ruf und Ehre ungeschmälert (honore et fama illibatis), aber seiner Pfründen und Besitzthümer ist er ledig.

Der Augsburger Friede hatte das rechtliche Nebeneinanderbestehen zweier Kirchen zugegeben und damit die mittelalterliche Kirchenordnung durchbrochen.

Im Großen und Ganzen war hier wie in allen Ländern die Erschütterung gewaltig gewesen und überall der Eindruck des Herannahens einer neuen Zeit zu empfinden.

Es ist immer sehr schwer, einer in vollem Laufe befindlichen Entwickelung die dauernden Ergebnisse abzulauschen; ist doch in solchem Uebergangszustande Alles noch im Werden, sind doch die ersten Abschnitte solcher Zeiten alles eher denn Zeiten des Behagens, des ungestörten Genusses der errungenen Güter und der objectiven Betrachtung des Wechsels der Dinge.

Immerhin waren hier doch gewisse allgemeine Umrisse jetzt schon vorgezeichnet, in die die Menschheit erst langsam hineinwachsen konnte, aber von denen gewiß war, daß sie im Wesent-

lichen den großen, feststehenden Rahmen einer neuen Entwickelung bildeten.

Zunächst war der weltliche **Staat** jetzt endlich zu seinem Rechte gekommen. Das staatliche Leben hatte den unnatürlichen Bann der alten kirchlichen Fesseln gesprengt, die unbedingte Unterwerfung alles Laienthums unter die Kirchenautorität, das ausschließliche Uebergewicht derselben in Glauben und Schule, Haus und Erziehung war gebrochen. Der Staat gelangte wieder zu seiner natürlichen Machtvollkommenheit, kam in die Lage, seinem eigenen sittlichen Zweck unentfremdet zu leben und innerhalb seiner Bahn jeden kirchlichen Uebergriff abzuweisen. Der moderne Staat, der mit dem des Mittelalters im vollen Gegensatz ist und sich mehr dem des Alterthums nähert, wie dieser sich Selbstzweck und nicht Werkzeug einer außenstehenden Gewalt ist, war im Werden begriffen und damit eine große, gewaltige Schöpfung für künftige Zeiten vorbereitet.

Ferner war die **Wissenschaft**, das gesammte geistige Leben aus den Schranken kirchlicher Autorität hinausgewachsen und hatte angefangen, sich eigene Wege zu suchen. Daß selbst innerhalb der alten Gebundenheit eine verhältnißmäßig große geistige Entwickelung möglich war, bedarf keines Erweises. Niemand wird behaupten wollen, daß das geistige Leben im Mittelalter geschlummert habe angesichts der unsterblichen Denkmäler mittelalterlicher Kunst und Dichtung. Allein einseitig war diese Entwickelung durch und durch, und alle die Gebiete, die einer dem Mittelalter fremden Freiheit bedurften, waren vernachlässigt, hatten nur unbedeutende oder gar keine Pflege gefunden. Die mittelalterliche Philosophie war doch nur eine Magd der Theologie, bestimmt, jenes formale Denken auszubilden, das sich den dogmatischen Kirchenlehren nicht bloß unterwarf, sondern sich auch dazu verstand, sie aus ihren unabänderlich gegebenen Voraussetzungen heraus systematisch zu begründen. Wer aus diesem Bann heraustrat, war ein Ketzer. Das speculative Denken des Menschen, das sein Gesetz in sich selber trägt und kein anderes anerkennt, vertrug sich damit nicht; der Trieb, der selbstgefundenen Wahrheit in's Gesicht zu schauen, ihrer Erforschung ungehemmt durch äußere Satzungen nachzugehen, ward jetzt erst entbunden. Damit war aber auch erst die Vorstufe jeder echten Wissenschaft gegeben.

Die freie historische Betrachtung des Lebens der Völker, der nicht ein für allemal ihr Programm vorgezeichnet, nicht ihr Gesichtskreis dogmatisch zugeschnitten war, sondern die Menschen und Dinge in ihrer Entwickelung unbefangen erforschte, fand nun erst ihren Boden und ebenso die Erforschung der Naturwelt. Es war ganz mittelalterlich, wenn man bisher mit dem alten Testament die Erde als eine Scheibe, den Himmel als eine darübergesetzte Glocke und die Sonne mit dem Sternenheer als die beweglichen Leuchtkugeln dieses feststehenden Weltalls betrachtete und ganz modern, daß man sich darum jetzt nicht mehr kümmerte, und die Consequenzen der Entdeckung des Columbus und Copernicus rücksichtslos zu ziehen anfing.

Die Forschung nach den Gesetzen der Erfahrung und Beobachtung in Natur- und Menschenwelt unterscheidet den modernen Geist von dem des Mittelalters und ihr weltgeschichtlicher Aufschwung beginnt mit der Reformation.

Vierter Abschnitt.

Der Calvinismus und die Anfänge katholischer Restauration.

§ 18.

Calvins (1509—1564) Jugendgeschichte; Charakteristik des Mannes und seines Systems. Die Institutio religionis christianae (1536). — Calvins Kirchenstaat in Genf. Die Anfänge (1536—1538). Das Gelingen (1541—1564). Die Organisation vom Januar 1542. Die Kirchen- und Sittenzucht des Calvinismus und seine weltgeschichtliche Bedeutung.

Calvins Jugendgeschichte; Charakteristik seines Systems.

Wie man die deutsche Reformation anknüpft an Martin Luther, die schweizerische an U. Zwingli, so wird man die der romanischen und überhaupt der westeuropäischen Länder an Johann Calvin anknüpfen. Es ist mit die bedeutendste Persönlichkeit des Zeitalters. An universeller Begabung, an jener heiteren Gemüthsfrische und Seelenruhe weder Luther noch Zwingli gleich, aber an eiserner Consequenz, logischer Schärfe und organisatorischem Talent Beiden wenigstens ebenbürtig, wenn nicht überlegen. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen dieser gewaltigen Zeit, ist er der Ausgangspunkt der Entwickelung vieler Staaten und Kirchen geworden.

Er hat der Reformation in Ländern, denen er fremd war, sein Gepräge aufgedrückt, die Franzosen aber datiren von ihm den Ausgangspunkt einer literarischen Entwickelung, die nicht auf das confessionelle Gebiet beschränkt blieb, sondern ihr ganzes geistiges Leben umfaßte, auf Geist und Form ihrer Schriftsprache hat kein anderer Mensch so nachhaltig eingewirkt als er.

Calvin ist fast ein Menschenalter jünger als Luther und Zwingli, ein Kind der Zeit, da in der Schweiz und in Deutschland die ersten reformatorischen Regungen hervortraten. Das ist gleich ein bedeutsam unterscheidendes Moment für ihn. Er war nicht der Urheber des Gedankens der Losreißung von der alten Kirche und der Stiftung eines neuen Christenthums auf Grundlage der Schrift. Die Priorität dieser Ideen hat der deutsche und der

schweizerische Reformator vor ihm voraus. Ueberhaupt konnte das revolutionäre Element, das in der Reformation lag, von ihm nicht ausgehen, er gehört fast der zweiten Generation ihrer Träger an.

Calvin ist ein Zögling der deutschen Reformation, während diese, ein auf ihrem Boden Ursprüngliches, selbständig aus der deutschen Entwickelung hervorging. Das ist gleichwohl kein Grund, die Leistung seiner Person geringer anzuschlagen. Er gab Allem, was er that und wirkte, eine so individuelle Prägung, daß man in allen wesentlichen Zügen desselben nicht bloß den Unterschied, sondern auch eine eigenthümliche Größe und Bedeutung leicht erkennen wird.

Jean Cauvin ist am 10. Juli 1509 zu Noyon in der Picardie geboren und gehörte somit einer Provinz an, die nicht arm ist an scharf gezeichneten, schroffen Charakteren, wie man sie sonst in Frankreich am wenigsten zu suchen gewohnt ist; man erwartet hier immer mehr geschmeidige, glatte Persönlichkeiten.

Die Verhältnisse seines elterlichen Hauses waren nicht ungünstig zu nennen. Der Vater war procureur fiscal in Noyon und hatte die Mittel, dem Sohne eine wohlhabende und gelehrte Erziehung zu Theil werden zu lassen, die nach seinem Willen eine juristisch-weltliche Richtung haben sollte. Jenen Druck der Kindheit, der unseren Luther geschult und gestählt hat, kannte er nicht, auch die schweren Seelenkämpfe, die Jener in seiner Jugendentwicklung durchgemacht, waren ihm fremd. Er lernte an den ersten Schulen der damaligen französischen Welt die neue klassische Bildung kennen, wurde vortrefflich im Griechischen und Lateinischen geschult und andererseits für das weltliche Fachstudium des Juristen tüchtig vorgebildet. So hatte er, seit dem 14. Jahre im Genusse einer Pfründe, in Paris und Bourges vielseitige Studien getrieben, und in Orleans sollte er sie vollenden. Hier aber trat mit ihm eine Wendung ein, wie mit Luther auf der Hochschule zu Erfurt.

In Orleans wurde aus dem Juristen ein Theologe. Hier fand er ein paar Männer — ein Deutscher war darunter, Andere aus Deutschland kamen hinzu —, die ihn bekannt machten mit der Wittenberger Lehre und ihm die erste Anregung gaben, diesen Dingen tiefer nachzugehen. Er begann die Schrift und die deutschen Reformatoren zu studiren und in wenigen Jahren war der Umschwung fertig. Wie er nie Etwas halb war, sondern Alles

stets mit ganzer Seele ergriff, so war dieser Uebergang vom Juristen zum Theologen und zum Manne der neuen Lehre ein ganz bestimmter und entscheidender.

Auch die deutsche Anregung hat er nie verläugnet. Während er Zwingli mit einer gewissen Geringschätzung behandelte, hat er vor Luther stets Hochachtung gehabt. Dessen tiefe Natur mit ihrer Wärme für die alte Kirche und ihrem langsamen Sichlosreißen von derselben imponirte ihm, vor Luther beugte er sich, vor Zwingli nicht.

Es hätte seiner in der alten Kirche eine glänzende Zukunft gewartet. Schon in diesem jugendlichen Kreise galt er als ein hervorragendes Talent. Die klare Bestimmtheit der Gedanken, die außerordentliche Schärfe der Worte, die echt französische Kunst, Alles in gedrungene, schlagende Sätze zu fassen, kurz seine dialektische Meisterschaft trat früh auszeichnend hervor, und es war erklärlich, wenn seine Freunde meinten, er werde einmal ein großer Staatsmann oder Rechtsgelehrter werden. Aber mit all der kaltblütigen Entschlossenheit, die sein ganzes Leben bezeichnet, verzichtete er auf alle diese Hoffnungen. Schon als Jüngling hatte er durch den Einfluß seiner Familie eine Pfründe erhalten. Als er sich jetzt der Theologie widmete, wurde ihm, dem Achtzehnjährigen, eine angesehene Pfarre zu Theil. Seit er der neuen Lehre sich zugewendet, verzichtete er auf das Alles und begann sofort seine ketzerische Ueberzeugung zu predigen. Das war in Frankreich ein anderer Fall als in Deutschland.

In Deutschland wogten die Einflüsse hin und wieder; der Kaiser war gegen, aber das Reich, die Nation zum großen Theil für die neue Lehre, und aus diesem Zwiespalt zog diese ihre wachsende Macht und Verbreitung. Auch in Frankreich fehlte es nicht an ketzerischen Regungen, allein die weltliche Gewalt, eng verbunden mit Rom, that Alles, sie im Keime zu ersticken. Sehr bald mußte er Frankreich flüchtig verlassen, da ihn selbst der Schutz, den er bei einzelnen einflußreichen Personen fand, auf die Dauer nicht hätte beschirmen können. Er mußte sehen, wie in seiner nächsten Umgebung Andere, die das Gleiche wie er bekannten, verbrannt wurden. Durch seine Freunde berathen, ging er in's Ausland, besuchte Italien und Deutschland und verweilte zuletzt in Straßburg und Basel. Hier arbeitete er sein erstes größeres Werk aus,

ein Werk denkwürdigster Art, eine der reifsten Früchte dieses Zeitalters, viel fertiger als irgend ein anderes, aber freilich auch entstanden zu einer Zeit, als die Reformation bereits ihre erste Stufe zurückgelegt hatte, das ist die Institutio christianae religionis, erschienen 1536.

Das Buch ist später in's Französische übersetzt worden und bildete nun die erste bedeutsame Urkunde französischer Prosa im 16. Jahrhundert, die auf die Literatur dieses Volkes unermeßlich eingewirkt hat, die Calvinische Prosa hat in Frankreich Epoche gemacht. Der Grundgedanke dieses zunächst in lateinischer Sprache erschienenen Werkes läßt sich schon aus seinem Plane ungefähr erkennen.

Die Institutio besteht aus vier Büchern, deren erstes de cognitione Dei creatoris, von dem Verhältniß des Menschen zu Gott und der Erbsünde, deren zweites de cognitione Dei redemptoris, von der Christologie, der Lehre vom Neuen Testament, deren drittes de modo recipiendae Christi gratiae und deren viertes de externis mediis, von den äußeren Mitteln der Offenbarung, d. h. der Kirche, den Sacramenten und der politica administratio handelt.

Das ist der Säulenbau des bewunderungswürdigen Werkes. Es beginnt mit einer tiefsinnigen Erörterung aller der religiösen Fragen, welche die neue Lehre von dem Schutte der Scholastik und Dogmatik des Mittelalters gereinigt hatte und schließt mit der Betrachtung des äußeren Gerüstes der christlichen Gemeinde und Gottesverehrung.

Giebt man dem großen Dialektiker die Voraussetzungen zu, so ist man ihm gegenüber ein verlorener Mann, will man nicht auch alle Folgerungen zugeben. Was zu bekämpfen ist, liegt gewöhnlich in den Voraussetzungen. Vielleicht ist das Interessante daran weniger der systematische Aufbau der ganzen Glaubenslehre in den drei ersten Büchern, als der Inhalt des vierten Buches, worin er die Gestalt der Kirche auf ihre ursprüngliche Kernform zurückführt und den Gedanken darlegt, die Hierarchie hat die alte echte Kirche verdrängt und überwuchert, die Urkirche muß wieder hergestellt werden, deren Form aber ist die Gemeinde, und darum ist Alles zu läugnen und abzuthun, was an den späteren hierarchischen Ueberbau auch nur erinnert.

Nicht weniger merkwürdig ist die Art, wie er die Sacramente deutet.

Bekanntlich nimmt heutzutage in der theologischen Forschung die Calvinische Lehre einen sehr bedeutenden Rang ein. Er ist vielfach folgerichtiger als Luther, in dem eben noch der erste Werdeprozeß der Reformation gährt, und dabei ist er weit entfernt von der nüchternen Deutung Zwingli's. Seine Auffassung von Taufe und Abendmahl ist tiefsinniger als die Zwingli's, weil sie sich nicht mit dessen sinnbildlichem Nothbehelf abfindet, und consequenter als die Luthers, weil sie die Brodverwandlung abthut: es liegt darin eine Gabe mystischer Speculation, welche ihn den größten theologischen Denkern gleichstellt, Zwingli nahm ihm die Sache zu äußerlich, zu prosaisch, hier stand er noch näher den Mystikern des Mittelalters.

Eigenartig wie seine Stellung zur neuen Lehre ist sein Verhältniß zur alten Kirche. Auf der einen Seite vertritt er einen Gegensatz zu dieser, wie er schärfer noch nicht hervorgetreten war. Es ist wohl Leidenschaftlicheres, Verletzenderes gegen Rom gesagt worden, aber so vernichtend war doch in der ganzen Polemik gegen die Curie Nichts, als die unerbittliche Durchführung des Satzes, die hier versucht wurde, daß nämlich die römische Kirche in vollem Widerspruch mit der alten echten Kirche Christi entstanden und aufgewachsen sei. Nie hat das hierarchische Princip der katholischen Kirche des Mittelalters einen wuchtigeren Angriff erfahren als durch den leidenschaftlosen und kaltblütigen Nachweis Calvins, daß es sich im vollen Widerstreite mit der ursprünglichen Idee der Kirchenverfassung befinde und darum hat auch die katholische Kirche in ihm stets einen viel unversöhnlicheren und gefährlicheren Gegner gesehen als in Luther. Auf der anderen Seite aber stand er doch darin ganz auf dem Boden der altkatholischen Anschauung, daß auch er der theokratischen Idee anhing, Kirche und Staat müßten zusammenwachsen zu einer Einheit sich gegenseitig durchdringender Bestandtheile, daß eben das Princip der Hierarchie, die er verwarf, doch wieder einen unermeßlichen Eindruck auf ihn übte, mit dem Unterschiede allerdings, daß seine Hierarchie nicht hervorging aus dem päpstlichen Kirchenthum, sondern aus der Gemeinde; daß der Baum von unten aufwuchs, statt von oben herab bestimmt zu werden. Die hierarchische Neigung, die Herrschsucht im Namen einer aus-

schließlich richtigen Ueberzeugung ist sehr stark in ihm ausgeprägt, sein Kirchenstaat will und soll eingreifen in alle Verhältnisse des sittlichen und persönlichen Lebens, die Familie, die Kindererziehung, die öffentliche Sittenzucht beherrschen mit unumschränkter Machtvollkommenheit, aber gegründet sein auf eine Demokratie der Gemeinde.

Seine geschichtliche Bedeutung lag kurz darin, daß er dem geschlossenen System der alten Dogmatik und Kirchenlehre ein neues Glaubenssystem entgegensetzt, von ebenso stolzer Geschlossenheit und größerer Folgestrenge als irgend ein anderer Reformator das gethan, dann daß er im Punkte der Kirchengewalt sich von der römisch-katholischen Ueberlieferung entschiedener losriß als irgend ein Anderer, und dann doch wieder das ganze Leben von einer kirchenstaatlichen Ordnung umspannt wünschte, nur so, daß diese aus der Souverainetät der Gemeinde, nicht aus der des Papstes hervorging.

Calvins Kirchenstaat in Genf.
1536—38 und 1541—64.

Ein reiner Zufall, menschlich zu reden, hat ihn veranlaßt, dem Drängen seiner Freunde nachgebend, sich in der Stadt aufzuhalten, in der seine weltgeschichtliche Reformthätigkeit beginnen sollte. Es war eine der noch von alter Zeit her blühenden Reichsstädte des Burgunderlandes, das alte Genf, gelegen an der Grenze verschiedener Gebiete, auf dem Kreuzwege verschiedener Nationalitäten. Die schon an sich merkwürdige Stadt gehörte ursprünglich zum deutschen Reiche, war der Sprache ihrer Bewohner nach romanisch, von Burgund einer-, von der deutschen Schweiz andererseits berührt, war selbst ein Bischofssitz, und hatte im Rücken die weltliche Macht des ehrgeizigen Herzogs von Savoyen.

Genf war politisch, kirchlich und sittlich augenscheinlich in Verfall begriffen. Wer das nachherige Genf in seiner puritanischen Strenge vor Augen hat, dem fehlt fast die Möglichkeit, sich das damalige Genf richtig vorzustellen. Ein zügelloser Hang zum Genuß, ein leichtfertiges Gehen- und Geschehenlassen, eine frivole Ungebundenheit hatte sich des Genfer Lebens bemächtigt, während das Staatswesen selber ein Spielball einheimischer und auswärtiger Ränke war. In der Stadt überwog noch immer der geistliche Einfluß des Bischofs, während der Herzog von Savoyen den Arm

seiner weltlichen Gewalt über die Stadt ausstreckte und sein Gefallen daran fand, den Hader zwischen Stadt und Bischof zu schüren, um schließlich die Rolle des arglistigen Vermittlers mit der des Gebieters über Beide zu vertauschen. Genf war eine in Ueppigkeit, Genuß und Wohlleben fast untergegangene Stadt, eine Art „Sodom" in der Sprache der Sittenstrengen, ein Gemeinwesen, das vom Parteigetreibe hin- und hergezerrt wurde, dessen Selbständigkeit bereits gefährdet war.

Einzelne Reformatoren waren in dieser Stadt schon hervorgetreten: Farel, Viret, Olivetan lauter Franzosen, Farel, ein unmittelbarer Nachbar von Genf. Diese französischen Reformatoren sind anderen Schnittes als unsere deutschen, diese Letzteren haben entweder etwas plebejisch Volksthümliches, oder etwas gelehrt Theologisches, mag man nun Melanchthon oder Luther sich als Typen dieser Zeit vor Augen halten. Es sind entweder Volksredner von vieler Kraft und wenig Grazie, oder Leute aus den gelehrten Kreisen, die diese Abkunft nie verläugnen.

In Frankreich sind es meistens Männer, die nicht aus den niederen, sondern aus den mittleren und höheren Ständen hervorgegangen sind, vornehme, weltmännisch gebildete Naturen und darin lag die Schwäche des Calvinismus, der die große Masse des Volks wohl gewaltsam zu beherrschen, aber nie zu gewinnen wußte. Die Schüler Calvins waren fein geartete, elegant gebildete Persönlichkeiten, denen man minder den Gelehrten und Theologen ansah und denen zum Tribunen Alles fehlte; geschmackvolle, feinsinnige Geister, die der Aristokratie der Gesellschaft angehörten, zugleich die ersten parlamentarischen Redner Frankreichs, meisterhaft in Sprache und Ausdruck.

Calvin hatte das auch, obwohl er den Schmuck verachtete: seine Sprache ist nicht durch ihren Schmuck, sondern dadurch bedeutsam, daß sie zuerst jene feine, scharfe, logische Bestimmtheit, jene überaus gefällige Einfachheit und schmucklose Kürze zu handhaben wußte, die wir mit Recht an den Meistern der modernen französischen Prosa bewundern. Seine Größe aber lag darin, daß er mit dem ganzen fanatischen Ernste in die Stadt eintrat, der entschlossen ist, sein Leben für die Sache in die Schanze zu schlagen. So beginnt er in Genf zu lehren, sich eine kleine Schule zu gründen und dann sofort auf den ganzen Bau hinzuarbeiten, der seine

Lebensidee war, in Lehre, Cultus, Kirchenverfassung, Kirchenzucht seine Reform in Angriff zu nehmen, und er predigte den Hörern mit einer mächtig ergreifenden Beredsamkeit, wie sie nur dem eigen, in dem Person und Lehre eins ist. Innerhalb kahler, schmuckloser Wände sollte der gereinigte Gottesdienst vor sich gehen, kein Altar, kein Christusbild, kein Schaugepränge irgend welcher Art die Erhebung der Seele stören. Auch das Leben außer der Kirche sollte ein Gottesdienst sein, Spielen, Fluchen, Lästern, Tanzen, Singen, weltliche Kurzweil galt ihm so gut als Verbrechen, wie wirkliche Laster und Missethaten. Er begann kleine Gemeinden zu bilden, wie in der ersten Urkirche und es bedarf kaum der Bemerkung, daß auch in einer ganz weltlichen und im Genuß verlorenen Stadt die Erscheinung dieser blühenden kraftvollen Mannesgestalt, die ganz Ueberzeugung und Willensstrenge war, die halb an einen Propheten, halb an einen Tribunen gemahnte, einen mächtigen Eindruck hervorbringen mußte.

Aeußerlich wuchs die Zahl seiner Anhänger, aber auch nur äußerlich. Die Meisten dachten, der kecke Reformer sei sehr wohl gegen den Bischof zu brauchen, und gebe die Mittel an die Hand, eine neue selbständige Kirche zu gründen, aber sie schienen die Freiheit zu betrachten als libertinage. Darum sah Calvin mit tiefem Unwillen dem Gange seiner Sache zu. Die wachsende Zahl seiner Bekenner blieb ihm gleichgiltig, wenn dabei der weltliche Sinn fortdauerte wie bisher, die strenge Kirchenzucht doch nicht Wurzel schlagen wollte und man es sich trotz der vollen Kirche in allen wesentlichen Dingen bequem machte, als ob seine Lehre nur den äußeren Menschen berühre.

So hielt er denn furchtbar strafende Reden, die man halb befremdet, halb erschrocken anhörte, und als die Osterzeit 1538 herankam und die Gemeinde das Abendmahl nehmen wollte, wagte er den beispiellosen Schritt, er wies die ganze Gemeinde vom Altar zurück: Ihr seid nicht würdig, den Leib des Herrn zu genießen, ihr seid, wie ihr gewesen seid, in Gesinnung, Sitte, Zucht habt ihr euch nicht geändert.

Das konnte man einmal wagen und auch dies nicht ohne Lebensgefahr. Der Eindruck war unbeschreiblich, seine Freunde selbst mißbilligten den Schritt, aber ihn machte das nicht irre. Kaum konnte er sein Leben retten, er mußte die Stadt verlassen,

und so ließ er Genf zurück in einem Zwischenzustand, als ein Chaos, an dem sich seine Prophezeiung erfüllte, der Abfall von der einen Kirche ist noch nicht die Erneuerung durch die andere.

So war er abermals verbannt. Wieder irrt er umher an der Grenze seines Vaterlandes, in den deutschen Städten Straßburg, Basel u. s. w., und bei den Religionsgesprächen im Anfang der vierziger Jahre taucht er mehrmals hervor. Manches bedeutende Werk gehört dieser Zeit an (de coena, und zweite Auflage der Institutio), man sieht, wie er sich in sich ausbildet, aber diese zweimalige Verstoßung mochte doch auch eine Bitterkeit in sein Gemüth senken, die er nie verwunden hat; er sah das Leben nicht mit Heiterkeit und freudigem Blicke an, der Verstand, die Logik überwog bei ihm Alles, was sonst von gemüthlicher Empfindung an ihn herankam, der Gedanke, mit einer großen Sendung betraut, an der Kleinlichkeit der Masse gescheitert zu sein, verbitterte sein Gemüth.

In Genf kam inzwischen die Zeit, wo man sich nach ihm zurücksehnte. Es war doch richtig, mit dem Beginn der Calvinischen Umwandlung war in Genf auch der Grund zu einer größeren Freiheit im bürgerlichen Leben geschaffen worden, das drohte wieder zu zerrinnen, die Sitte und die Freiheit zugleich zu Grunde zu gehen. Drei Jahre stritten sich die Parteien in einem wilden Durcheinander der Bestrebungen und es stellte sich heraus, daß Genf verloren sei, wenn es, von der alten Kirche abgefallen, sich sträubte, der neuen Kirche zuzugehören. Es waren Jahre voll bitterer Prüfung, Calvin verglich sie mit der Zeit, da das Volk des Herrn in der Wüste war, ihm aber ward der größte Triumph zu Theil, in Genf hieß es bald aus einem Munde, rufen wir den Mann zurück, der unseren Glauben, unsere Sitten und unsere Freiheit neu schaffen wollte. Es kam an ihn die dringende Bitte, zurückzukehren und der Gesetzgeber der Stadt zu werden.

Im September 1541 kam er wieder und nun begann seine weltgeschichtliche Wirksamkeit. Mit einer Machtvollkommenheit ausgestattet, wie nur etwa Lykurg in Sparta, fing er an, als Gesetzgeber aus diesem Genf eine Burg des Herrn zu machen, einen Kirchenstaat aufzubauen, in dem Alles, Glauben und öffentliches Leben, Gottesdienst und Regierung verwachsen war; ein merkwürdiges, unendlich bedeutsames Werk. Dies Calvinische Genf ist die

reformatorische Schule für den ganzen europäischen Westen geworden, und hat überall die Keime ähnlicher Bildungen ausgestreut. In Zeiten, wo der Protestantismus anderwärts matt geworden war, hat diese Schule den eigentlichen Kampf gegen die mittelalterliche Kirche in die Hand genommen.

Mit der Reinigung des Gottesdienstes von allem fremdartigen Beiwerk machte Calvin vollen unerbittlichen Ernst. Alles, was die Sinne reizte und beschäftigte, wurde abgethan, die Andacht der Seele sollte alles Irdische abgestreift haben, der Gottesdienst nur bestehen in der Erbauung durch das Wort und das einfache geistliche Lied. Alles Andere, was Luther noch beibehalten hatte von dem überlieferten Außenwerk, Altäre, Bilder, Ceremonien, Schmuck irgendwelcher Art, wurde abgeschnitten. Es war einer der charakteristischen Züge des Mittelalters gewesen, daß die Kirche die Sinne, die Phantasie der Gläubigen schon früh ebenso mächtig beschäftigte, als die religiöse Empfindung und die innere Erbauung, und mit der Zeit konnte man, ohne ungerecht zu werden, sagen, daß das Bemühen, auf die Sinne zu wirken, fast den Sieg über das geistige Moment davon getragen hatte. Calvin kehrte nun auf's Allerconsequenteste die andere Seite hervor. Man konnte, wenn man den Durchschnitt der Menschen neben dies aristokratische Princip hielt, verschiedener Meinung darüber sein, ob diese Strenge auf die Dauer durchführbar und praktisch sei, aber daß etwas Großartiges darin lag, das fast ganz verschüttete geistige Element der Religion wieder in sein volles, ungeschmälertes Recht zu erheben, ist zweifellos; daß man dadurch den Menschen zu viel zumuthe, ließ sich einwenden, aber daß es dem echten Geiste des Christenthums widerspreche, ließ sich nicht sagen.

Dann schuf er eine Kirchenzucht, die den Einzelnen in allen Lebensbeziehungen fest hielt und von der Wiege bis zum Grabe beherrschte. All die Mittel, durch welche die Kirchengewalt des Mittelalters sich des Gehorsams der Gläubigen bemächtigt, von der Taufe und Erziehung bis zur Firmelung, den Kirchenbußen, den Strafen und dem Bann, hielt er fest auch in seiner Kirche. Es gab hier natürlich keine Priesterweihe und die Zahl der Sacramente führte er auf ein Minimum zurück, aber der Gedanke, den Einzelnen in der Kirchenzucht festzuhalten vom ersten bis zum letzten Athemzuge, wurde von ihm auf's Schroffste durchgeführt;

kein anderer Reformator hat es ihm in den Opfern, die er der persönlichen Freiheit auferlegte, gleich gethan, und auch das Mittelalter selbst ließ er weit hinter sich zurück, denn was in der alten Kirche bei aller theoretischen Strenge durch Ablaß und weitherzige Uebung gemäßigt war, trat bei ihm in der herbsten und schärfsten Durchführung auf. Nur durch einen Zug wurde diese gemildert; sie ging nicht aus dem Machtgebote eines Einzelnen hervor, sondern sie wuchs aus einer, durch gewählte Prediger und Verwalter sich selbst regierenden Gemeinde heraus. Auch das ist ein gewaltiger Gedanke, die strengste Kirchenzucht, die unbedingte Unterwerfung des Einzelnen zu fordern, aber zu fordern im Namen der Freiheit des Ganzen, nicht im Namen einer von Oben gebietenden Macht.

Es giebt wenig interessantere historische Erscheinungen als der Calvinismus, diese merkwürdige Verbindung von reformirtem und mittelalterlichem Kirchenthum, von modern monarchischer und antik republikanischer Staatsordnung.

Im Spätherbst 1541 begann Calvin seine Thätigkeit, er errang und behauptete eine Macht, wie sie durchschlagender der mächtigste Papst im großen Kreise der Kirche nicht geübt hat. Zwar ist er überall nur „der Prediger des Wortes", aber durch Einfluß und Ansehen der Gesetzgeber, der Ordner, der Dictator des Genfer Staates, Nichts ist in diesem Gemeinwesen, das er nicht bestimmt hätte, und das bildet auch eine wunderbare Seite an ihm.

Mit den Ordonnanzen vom 2. Januar 1542 beginnt die Organisation des Genfer Kirchenstaats. Viererlei wählbare Aemter bilden seine Organe: die Pastoren, die Doctoren, die Aeltesten, die Diakonen. Aus den Pastoren und den Aeltesten wird das Consistorium gebildet. Die Pastoren haben zu predigen, zu lehren, die Sacramente zu ertheilen. Jeder, der sich um dies Amt bewirbt, wird geprüft, ob er eine gute und gesunde Kenntniß der heil. Schrift hat, ob er geeignet und ausreichend befähigt ist, sie dem Volke mitzutheilen, ob er von gutem Wandel ist und stets tadellos gelebt hat. Nur wer in dieser dreifachen Prüfung besteht, ist wählbar durch die Gemeinde. Die Amtsthätigkeit der Pastoren ist genau geregelt. Sie ertheilen das Abendmahl vier Mal im Jahre; vor und nach der Predigt findet Gesang der Psalmen Statt. Sie leiten den Unterricht der Jugend, machen Besuche in den Familien und sorgen, daß Niemand unkundig und

unvorbereitet zum Tisch des Herrn trete, sie haben die Gefangenen und die Kranken regelmäßig zu besuchen.

Das Consistorium, aus den Geistlichen und 12 Laien zusammengesetzt, hat über Aufrechthaltung der Ordonnanzen zu wachen und ist insbesondere der oberste Gerichtshof über die Reinheit der Sitte. Die 12 Laien werden durch den Rath der 200 auf Vorschlag der Geistlichen für die Dauer eines Jahres gewählt. Das Consistorium hält alle Donnerstag Sitzung, um zu sehen, ob in der Kirche Alles in Ordnung ist. Ihm steht die Macht der Excommunication zu, allein diese besteht nur in Ausschließung aus der Gemeinschaft der Gläubigen mit Verlust des Rechts auf das Abendmahl, ohne weitere äußere Strafe. Es entscheidet ferner über Ehesachen. Die Diakonen besorgen die Armenpflege und die Almosen.

Die Seele des ganzen Organismus war Calvin selbst. Das weht uns nicht überall menschlich so warm an, wie die lebensfrische Erscheinung Luthers, der mit den Seinen heiter und fröhlich sein konnte; von diesem Wesen ist er fern, er ist eine kalte, starre, fast düstere Erscheinung. Halb ein Prophet des alten Bundes, halb ein republikanischer Demagoge, kann er Alles in diesem Staat, aber nur durch die Macht seiner Person, die Gewalt seines Wortes, die „Majestät seines Charakters", wie der Genfer Magistrat nach seinem Tode sagte. Bis an sein Ende blieb er der einfache Geistliche, dessen knappe Lebensweise seinen Feinden als Geiz erschien. Nach einer 23jährigen Verwaltung hinterließ er die Habe eines Bettelmönchs. Das war sein Stolz. Die Armen wußten von seiner Milde, von seinem Edelmuth, seiner Freigebigkeit zu erzählen, die Stadt war unter ihm unermeßlich reich geworden, er selbst blieb arm, er lebte und wollte leben nur für das Ganze, und gerade das machte ihn seinem Staat so werth, so majestätisch. Er steht in dieser Republik da nicht nur wie ein Dictator, sondern auch wie eine Macht in Europa. In seinem Briefwechsel übersieht man seine europäische Wirksamkeit. Er schreibt an Margarethe von Valois, verfaßt ausführliche Gutachten für den jungen König Eduard VI. von England, wechselt Briefe mit Bullinger, Melanchthon, Knox, beräth Coligny, Condé, Johanna d'Albret, die Herzogin von Ferrara. In Genf steht er da wie ein Samuel, vor dem sich Alle neigen, und aus seinen Briefen spricht der schlichte Ton des

einfachen bescheidenen Geistlichen und doch wieder der selbstgewisse Stolz des überzeugungstreuen Mannes: es war eine königliche, gebietende Stellung, die er einnahm.

Aber er hatte auch Etwas von der Leidenschaft und jähen Reizbarkeit, die an das Naturell seines Volkes erinnerte. Im Allgemeinen galt sein Wesen für ruhig und kalt, und er besaß in der That eine überlegene Selbstbeherrschung; aber wenn der Gegensatz berührt wurde, der sein Leben beherrschte, dann brauste er auf in furchtbarem Zorn, da kam der Hierarch, der reformirte Papst, der Prophet des alten Testamentes zum Durchbruch, der alles Entgegenstehende zermalmte; wo das nicht geschah, konnte er maßvoll, gehalten und gegen Feinde selbst versöhnlich sein.

Bei Servet trat jener andere Fall ein: der hatte eine abweichende theologische Ansicht ehrlich erworben und mit der Wärme eines Blutzeugen verfochten; Calvin ließ ihn verbrennen wie das Mittelalter seine Ketzer verbrannte. Das ist der dunkelste Fleck in seinem Leben, den Nichts auslöschen kann.

Man muß diese Persönlichkeit als Ganzes vor Augen behalten, um ihre Macht zu erklären. Die Republik, die er beherrschte, war vor ihm locker, lebenslustig, zügellos gewesen, jetzt ward sie das Musterbild einer finsteren puritanischen Strenge. Er herrschte durch die Unantastbarkeit seines Wandels, durch die Majestät seiner Selbstlosigkeit, aber auch durch die zermalmende Wucht seines unerbittlichen Willens und im Nothfall durch den Schrecken des Fanatismus.

Seine christliche Republik war eine Theokratie nach dem Vorbild des alten Testaments; er wollte nicht, daß die Kirche den Staat beherrsche, aber auch nicht umgekehrt, bei ihm sollte der Staat die Kirche so vollständig in sich aufnehmen, daß die Grenzen beider vollkommen verschwänden. Daß sich ein solches System auch in einem kleinen Staatswesen nur durch den ganzen sittlichen Kraftaufwand einer ausnahmsweisen energievollen Persönlichkeit durchführen ließ, ist klar. Calvin hat diese gewaltige Aufgabe in der Zeit von 1541—1564 gelöst und noch zwei Jahrhunderte blieb der alte Bau in den Fugen, jenes Gepräge, das er diesem Volke aufgedrückt, blieb unverändert, noch viele Menschenalter nach seinem Tode konnte man das Wesen der Genfer Schule Zug für Zug deutlich unterscheiden.

Mit der Kirchenzucht hat es keiner der Reformatoren so ernst

genommen wie er. Daß diese eine Umgestaltung des ganzen Lebens bewirken müsse, stand ihm fest, und die Grenze, die hier Luther und Zwingli vermöge ihrer freieren Ansicht von diesen Dingen anerkannten, gab es für ihn nicht.

Schon 1536, also in der Zeit der Anfänge, war er als Sittenreformator hervorgetreten mit einer ganz neuen Anschauung von Verbrechen und einer ganz exemplarischen Strenge in den Strafen. Daß alle lärmende Kurzweil, Hazardspiel, Tanzen, Absingen lockerer Lieder, Fluchen, Lästern verboten, dagegen die Sonntagsfeier und der Kirchenbesuch eben so streng vorgeschrieben war, ist schon erwähnt. Die Sittenpolizei umfaßte das Größte wie das Kleinste. 9 Uhr Abends mußte jeder Bürger zu Hause sein bei strenger Ahndung. Auf Ehebruch, der bis dahin mit ein paar Tagen Gefängniß und einer kleinen Geldbuße bestraft worden war, wurde jetzt der Tod gesetzt, eine Ehebrecherin wirklich im Rhone ertränkt, zwei Ehebrecher geköpft. Todeswürdig war jede Gotteslästerung, aber auch jede Aeußerung, in der mittelbar eine Geringschätzung Gottes gefunden werden konnte. Wettern und Fluchen war, selbst den Thieren, dem Vieh gegenüber, verboten. Ein Kind, das seine Mutter gescholten, wurde bei Wasser und Brod ausgesetzt, ein anderes, das die Mutter mit Steinen geworfen, öffentlich gepeitscht und an den Armen unter den Galgen gehängt, eines, das die Eltern geschlagen, hingerichtet. Fleischessünden wurden meist mit dem Tode durch Ertränken, das Absingen unzüchtiger Lieder mit Verbannung bestraft: eine Frau, die weltliche Lieder nach einer Psalmenmelodie gesungen, wurde öffentlich ausgepeitscht, ein gebildeter Mann, der beim Lesen der schlüpfrigen Erzählungen von Poggio ertappt worden war, eingesperrt, wer beim Kartenspiel betroffen worden, wurde mit den Karten am Halse unter den Pranger gestellt. Die Hochzeitfeier mußte die alte Lustigkeit ganz abthun, keine Trommel noch Musik beim Aufzug, kein Tanz beim Gelage. Das Theater war verboten, außer wenn biblische Stücke aufgeführt wurden, das Romanlesen aber gänzlich untersagt und wer etwas Anstößiges schrieb, wanderte in's Gefängniß.

So war denn die consequenteste Durchführung der reformirten Kirchenzucht alsbald wieder in dieselbe Einseitigkeit verfallen, die im alten Kloster- und Büßerleben hervorgetreten war und die Folgen dieser Unnatur blieben denn auch hier nicht aus.

Die Welt ist nicht dazu da, daß der Mensch sich darin quäle wie ein Büßer oder Flagellant; sie soll kein Haus der Freude, aber die Freude soll auch nicht aus ihr verbannt sein. Das hatte unser Luther mit seinem richtigen Blick ergriffen, wenn er bei all seinem tiefen religiösen Ernste nicht verschmähte, was das Leben erheitern und erfrischen kann, sondern es als mit zum christlichen Leben gehörig betrachtete. Die Welt soll nicht zum Bethaus werden und wer sie durchaus dazu machen will, der läuft Gefahr, eine rein äußerliche Werkheiligkeit d. h. den Keim zur Heuchelei zu pflanzen. Extreme dieser Art sind denn auch vom calvinischen Wesen nie zu trennen gewesen, eine gewisse methodische Frömmigkeit, die in dem Abthun jeder unschuldigen Lebensfreude, in finsterer Weltbetrachtung ihren Stolz suchte, war stets damit verknüpft.

Es läßt sich aber auch nicht läugnen, daß es seine große Bedeutung hatte, namentlich für jene Zeit.

Diese Art, Welt und Menschen zu behandeln, war weniger christlich, als spartanisch, altrömisch. Daß man auf solche Weise die ganze Menschheit biegen und bilden könne, wird Niemand sagen, aber daß man damit in einem gewissen Kreise starke Charaktere, Männer von selbstverläugnender Hingebung und entsagungsvollem Heldenmuthe erziehen kann, läßt sich auch nicht bestreiten. Und darin lag die Bedeutung des Calvin'schen Musterstaates. Nach einer Zeit lockerer Sitte und wüster Unzucht bog er die Geister zurück zum anderen Extrem, nach einer Zeit furchtbarer Entartung, wo Jegliches erlaubt schien, kam er und stempelte zum Verbrechen selbst, was nach allgemein menschlicher Betrachtung schuldlos schien.

Eine Schule sollte groß gezogen werden, welche nüchtern und streng, verachtend die Genüsse, aber auch die Verführungen des Lebens, fähig wäre, große, gewaltige Opfer zu bringen, kühne Thaten zu verrichten im Dieste einer weltgeschichtlichen Idee, und die Wirkung dieser Schule nach Innen und Außen war in der That erstaunlich. Das Leben in Genf war vollkommen umgewandelt, ein feierlicher priesterlicher Ernst war an die Stelle des früheren lärmenden Treibens getreten, die alte Frivolität war abgethan, die Pracht der Kleider war verschwunden, Maskeraden, Tänze u. s. w. verschollen, die Kirchen überfüllt, ein Ton der Andacht und der religiösen Weihe beherrschte den ganzen Staat, die ganze Bevölkerung.

Und diese Schule entfaltete nach Außen eine mächtige Propaganda, wir finden sie wieder in den französischen und holländischen Calvinisten, und hauptsächlich in den schottischen Presbyterianern und den englischen Puritanern, die alle Ausläufer der Genfer Mutterstadt sind.

In einer Zeit, wo Europa von reformatorischen Schöpfungen nichts Festes, Geschlossenes, kein dauerhaftes Bollwerk aufzuweisen hatte, stand dieser kleine Genfer Staat da gleich einer Macht, er sendete Jahr für Jahr seine Apostel hinaus in die Welt, die überall seine Lehre predigten und war das gefürchtetste Gegengewicht Roms geworden, als diesem nirgend eine Schanze mehr entgegenstand.

In den Sendlingen dieser kleinen Gemeinde zeigte sich jener kühne, stolze Sinn, der aus solch stoischer Erziehung und Charakterbildung hervorgeht, prägte sich die Art von entsagender Heldenhaftigkeit aus, die anderwärts in der theologischen Einseitigkeit unterging. Es war ein Geschlecht von starken Sehnen und Knochen, dem Nichts zu kühn erschien und das auch darin dem Protestantismus eine neue Richtung gab, daß es anfing sich zu trennen von den altüberlieferten Ordnungen der monarchischen Gewalt und das Evangelium der Demokratie in sein Bekenntniß aufnahm.

Das war von ungeheuerem Gewicht, gegenüber den verzweifelten Anstrengungen, die jetzt die alte Kirche und die alte monarchische Idee machte, den Geist der Reformation wieder abzutödten.

Mit dem passiven Widerstande Luthers konnte man den Caraffa, den Philipp und Stuarts nicht entgegenwirken, dazu gehörte eine Schule, die auf den Kampf bis an's Messer gerüstet war und das war allein die Calvins: sie hat überall den Handschuh aufgenommen, in Frankreich, in den Niederlanden, in Schottland, in England, durch all diese zugleich politischen und religiösen Freiheitskriege hindurch bis zu den ersten Auswanderungen nach Nordamerika, überall ist die Genfer Schule zu erkennen. Von Genf ist ein Stück Weltgeschichte ausgegangen, dem der stolzeste Theil des 16. und 17. Jahrhunderts gehört. Eine Reihe der hervorragendsten Männer in Frankreich, den Niederlanden, in Großbritannien bekannten sich zu ihr; es sind lauter herbe, düstere, strenge Geister, aber zugleich eiserne Charaktere aus einem Gusse, in denen romanische und germanische, mittelalterliche und moderne Elemente sich durchkreuzen, in denen die neue Lehre ihre nationalen und politischen Consequenzen am strengsten ziehen sollte.

§ 19.

Reformation und Restauration in Italien. — Italien und die Reformation. Getheilte Stimmung im Volk. Schwanken der Curie. Reformgutachten der Cardinäle von 1537. Versöhnliche Haltung bis 1541. — Das Concilium zu Trient und die katholische Restauration. Erster Zusammentritt der Kirchenversammlung (December 1545—1547). Schroffheit der Curie gegen Kaiser und Protestanten. — Zweiter Zusammentritt (Mai 1551). Papst Paul IV. [Caraffa] (1555—1559). — Dritter Zusammentritt (Januar 1562 bis Ende 1563). Papst Pius IV. (1559—1565). Gang und Ergebniß der Verhandlungen. Festere Consolidirung der kirchlichen Macht, Abwehr des Sektengeistes, Neubau des erschütterten Glaubenssystems, Fortschritt in der geistigen und sittlichen Bildung des Clerus.

Italien und die Reformation.

Der Kampf gegen die Hierarchie gestaltete sich in Italien nicht wie anderwärts. Zwei entgegengesetzte Meinungen standen sich hier im Wege: nach der einen war mit dem Fortbestand der Hierarchie die nationale und weltgeschichtliche Existenz Italiens eng verknüpft, nach der andern war die Hierarchie der Tod der italienischen Freiheit, so dachte namentlich Macchiavelli. Die erstere Meinung war damals noch die weit überwiegende. Was die fremden Völker über den Druck der römischen Hierarchie zu klagen hatten, ging die Italiener wenig an. Daß die Massen jedenfalls darin keine Ursache zur Unzufriedenheit sahen, ist außer Zweifel, und daß die Hierarchie populär war, daß bis in die tiefsten Schichten hinab der ungeschmälerte Glanz des Papstthums für eine Bürgschaft der Machtstellung Italiens galt, ist bezeugt.

Das hinderte aber nicht, daß auch hier reformatorische Regungen sich vernehmbar machten. Der Humanismus hatte ja hier seine Heimath, seine oppositionelle Richtung hatte hier die Kirche so wenig als die Scholastik geschont, überall war er der Vorläufer und Bundesgenosse der geistigen Auflehnung gewesen, in Italien nicht

zum Wenigsten. So giebt es denn auch in Italien einzelne hervorragende Persönlichkeiten, die gleich Anfangs mehr oder minder offen mit Luther gehen, in Venedig, Modena, Ferrara, Florenz, Neapel, ja im Kirchenstaat selbst.

Cardinäle wie Contarini und Morone, Bembo und Sadolet, ausgezeichnete Prediger wie Peter Martyr, Johann Valdez, Bernardino Ochino, unter den Fürsten eine geistreiche Frau wie Renata von Ferrara, waren der neuen Lehre zugethan; aber das waren nur Führer ohne Heer, in den Massen war ihr Anhang erstaunlich gering.

Die römische Curie selber schwankte unter dem Pontificate Pauls III. (1534—49) eine Zeit lang in ihrer Politik; zwischen 1537 und 1541 herrschte eine reformfreundliche, versöhnliche Stimmung vor; in dieser Zeit erschien jenes berühmte Buch „von der Wohlthat Christi", welches die lutherische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben den Italienern bekannt machte, und einen unerhörten Erfolg in der Lesewelt hatte (1540).

In Rom hatte man sich in der That die Frage jetzt endlich ernsthaft vorgelegt, ob man sich nicht mit der Reform verständigen, die durchführbaren Theile ihres Programms sich aneignen solle, um so von innen heraus das Schisma zu schließen, das immer tiefer in der Kirche um sich fraß. So kam es zu jener kurzen Episode der päpstlichen Politik, von welcher das Gutachten der Cardinäle von 1537 ein dauerndes Zeugniß ablegte.

Dies Gutachten muß uns als ein Bekenntniß, das die Kirche von ihrer eigenen Reformbedürftigkeit ablegt, einen Augenblick beschäftigen.

Da wurde sogleich zugestanden, daß die Päpste sich häufig Diener gewählt hätten, nicht um von ihnen zu lernen, was ihre Pflicht erheische, sondern um sich das für erlaubt erklären zu lassen, was ihnen ihre Begierde eingegeben. Daher sei es gekommen vermöge der Schmeichelei, welche jeder fürstlichen Stellung sich an die Fersen hefte, daß die Lehre sich festgestellt habe, der Papst sei ununumschränkter Herr aller Dinge in der Kirche und der Vorwurf der Simonie finde auf ihn keine Anwendung; das sei der Grundquell, aus dem eine Menge Mißbräuche entsprungen seien.

Im Allgemeinen geben die Cardinäle zu, die Wurzel des Schismas liege nicht in irgend einer äußerlichen Opposition, son-

dern in dem Zustande der Kirche selbst, in dem allseitig verderblichen Einfluß des Mißbrauchs, welcher mit der Lehre von der Allmacht des Papstthums getrieben worden sei. Dies Zugeständniß war gewiß eine schlagende Rechtfertigung dessen, was die große Reformpartei außerhalb Italiens seit Jahren über die Krankheit und die Heilung der Kirche erfolglos gesagt und geschrieben hatte.

Und man hatte den Willen, zu reformiren. Die Art der Pfründenverleihung, die Häufung der geistlichen Aemter, die Simonie, die Anwartschaften und Commenden, das Dispensationswesen, die Entartung der Klöster, das Finanzwesen der Curie, der Verfall des Wandels der Geistlichen u. A. m.: das Alles wurde zu den wunden Flecken gezählt, die einer Heilung bedürften, und das war nicht allzu verschieden von dem, was in den ersten Tagen der Reformation gefordert ward. Die Wirkung dieses Gutachtens ist noch einige Jahre nachzufühlen, insbesondere in dem versöhnlichen Tone, mit welchem die Curie bei den Religionsgesprächen in Deutschland 1540—41 auftritt. Da war noch aufrichtig das Bestreben zur Annäherung vorhanden, Contarini war der Vereinbarung von ganzer Seele zugethan. Aber bei diesen Versuchen blieb es auch. Noch einmal waren sich die Gegensätze so nahe gekommen, als dies überhaupt denkbar war, schon 1542 beginnt der Umschwung, um nicht wieder rückgängig zu werden.

Nur eine Wirkung blieb: der päpstliche Stuhl konnte sich nicht länger weigern, ein Concil zu veranstalten. Der Kaiser hatte Jahr für Jahr darauf gedrungen, der Papst selber in der Sache schon viel zu viel zugegeben, wie keiner seiner Vorgänger, auch bei dem Rückzuge, den man jetzt einschlug, war diese Zusage das Mindeste, was man festzuhalten genöthigt war.

So kam endlich, drei Jahre nach der Berufung (Mai 1542), im December 1545 das Concil zu Trient zu Stande.

Das Concilium zu Trient und die katholische Restauration.

Des Kaisers Lieblingswunsch war ein Concil mitten in Deutschland, um sogleich durch den Ort selbst das Vertrauen der Deutschen für den obersten Gerichtshof in der großen Streitfrage zu gewinnen. Aber das war von Rom nicht zu erlangen. Die Berufung nach Trient, das dem Namen nach zu Deutschland gehörte und dessen

Bischof in dem Reichstage saß, das aber sprachlich, national und geographisch Italien näher lag als Deutschland, galt schon als das äußerste Zugeständniß nach dieser Seite hin. Ein starker Zudrang italienischer Prälaten und ein durchaus italienischer Geist in den Verhandlungen war hier mit Sicherheit zu erwarten. Jahre lang war der Zusammentritt verzögert worden, theils weil die Weltlage noch unaufhörlich schwankte, theils weil man in Rom die Angst vor einer Wiederkehr der Souveränetätsgelüste der Concilien zu Constanz und Basel nicht verwunden hatte und jeden Vorwand gern ergriff, die Gefahren eines solchen Schrittes hinauszuschieben.

Kaiser und Papst standen dem Concil mit durchaus verschiedenen Absichten gegenüber. Der Papst war entschlossen, jede Opposition im Keime zu ersticken, dem Kaiser dagegen wäre ein Gegengewicht gegen die Allgewalt der Curie in der Versammlung sehr erwünscht gewesen, vorausgesetzt, daß sie dem kaiserlichen Programme diente.

Gleich die Anfänge der Versammlung sind für die Stellung des römischen Stuhles bezeichnend. Am 13. December 1545 hatten Marcellus Cervinus, Joh. del Monte, Reginald Pole als päpstliche Legaten die Versammlung eröffnet. Ihr Erstes ist, daß sie die Erklärung quod concilium potestatem immediate a Christo habeat u. s. w. zu hintertreiben suchen, was denn auch im Wesentlichen gelingt. Zum Erstaunen der Versammlung kam dabei das Geständniß zu Tage, daß die Legaten ohne Genehmigung des Papstes sich über keinen Beschluß aussprechen könnten. Auch die Abstimmung nach Nationen wurde beseitigt und ausdrücklich hervorgehoben, man sei nicht zu Constanz oder Basel, der Papst führe durch seine Legaten den Vorsitz.

Die ganze Geschäftsbehandlung wurde so eingerichtet, daß die Oberleitung durchaus in den Händen der päpstlichen Curie lag. In Betreff der Verhandlungsweise hatte der Kaiser verlangt, man möge den Protestanten den Beitritt so leicht als möglich machen und zuvörderst diejenigen Punkte hervorheben, worin beide Kirchenverfassungen ihren gemeinsamen Ursprung bekundeten. Aber in Rom sah man darin eine Schwäche gegen die Ketzer, zu der man sich in keinem Falle verstehen wollte, und hielt ebenso bestimmt darauf, daß die Unterscheidungslehren vorangestellt würden.

Die ersten Verhandlungen drehten sich demgemäß um die Autorität der Schrift, der Tradition, die Uebersetzung und Auslegung der Bibel, daran reihten sich die über die Rechtfertigung und die Sacramente, und zwar fast durchweg in einem Geiste, der die Verständigung mit den Protestanten so sehr als möglich erschwerte. Nur in einem Punkte konnte man sagen, daß die Versammlung sich von der Einwirkung der neuen Lehre einigermaßen bestimmen ließ, das war die Lehre von der Rechtfertigung. Die Lehre wurde in der Fassung, welche dem Ablaßhandel Tezels und seinen frechen Marktschreiereien zur Grundlage gedient, nicht wieder angenommen, sondern stillschweigend wesentlich verändert; man nahm zwar auch die Lehre Luthers nicht an, wohl aber suchte man nach einem verständigen Compromiß zwischen Pelagianismus und augustinischer Einseitigkeit, es wurde ein Mittleres aufgefunden, worin der Rechtfertigung durch den Glauben eine Einräumung gemacht, aber zugleich die Lehre von den guten Werken in einem Sinne beibehalten ward, den Luther nie gebilligt haben würde.

Darüber verstrich gleich Anfangs eine geraume Zeit. Der Kaiser hatte gehofft, man werde vor Allem Reformen in Angriff nehmen, geeignet, die Kirchenspaltung zu heben; statt dessen stellte man mit dogmatischer Rechthaberei die alte Lehre der neuen Irrlehre recht schroff gegenüber und sagte, unsere Lehren sind richtig, ihre angeblich mißbräuchliche Auslegung kümmert uns nicht.

Ganz blieb auch in dieser Zeit die Reform nicht ausgeschlossen: in der Zeit von der Berufung bis zur Vertagung (December 1545 bis Frühjahr 1547) war dafür hauptsächlich Folgendes geschehen: 1) Die Bischöfe sollten für fähigere Lehrer und bessere Schulen sorgen; 2) die Bischöfe sollten selbst das Wort Gottes vortragen; 3) Strafen für Versäumniß ihrer Pflichten und endlich mehrere Bestimmungen über Würdigkeit und nothwendige Erfordernisse bei Vergebung des bischöflichen Amtes. Dann wurden Dispense, Licenzen und Privilegien beseitigt.

Die Kirche sollte also eine Reform erfahren, die mehrere Mißbräuche entfernte, ohne in ihrer Lehre irgend Etwas nachzugeben.

Dieser Gang des Concils erregte das besondere Mißfallen des Kaisers, er sah in dem Hervorziehen der streitigen Punkte einen Handschuh, der ihm selber und seinen eigenen Plänen hingeworfen ward, und in Reformsachen, meinte er, sei man zu wenig aufrichtig,

zu sehr auf Verdammung der Ketzer statt auf Verbesserung der Kirche bedacht.

Die Folge war, daß der Kaiser jetzt anfing, einen sichtbaren Einfluß im Concil geltend zu machen, daß er in demselben eine Art Opposition gegen Rom organisirte, seine Commissarien sich in ein auffallend gutes Verhältniß zu den Protestanten setzten und nicht undeutlich die Absicht merken ließen, die Protestanten zum Sturmlauf gegen den Papst zu gebrauchen. Das war für Rom genug, um den Wunsch dringend nahe zu legen, daß die Versammlung möglichst bald dem Einfluß deutscher Bischöfe und kaiserlicher Agenten entzogen würde.

Eine fieberartige Krankheit, die in Trient ausgebrochen, aber sehr rasch wieder verschwunden war, mußte als Vorwand dienen, um die Versammlung aus einem so ungesunden Orte nach Bologna zu verlegen (Frühjahr 1547). Dagegen protestiren dann die kaiserlichen Commissarien und erklären, daß Beschlüsse einer solchen Winkelversammlung null und nichtig seien.

Der Streit dauert Jahre lang ungeschlichtet fort, Paul III. stirbt (November 1549) darüber hinweg, Cardinal del Monte, einer der päpstlichen Legaten beim Concil, folgt ihm als Papst Julius III., mit diesem verständigt sich der Kaiser endlich und im Mai 1551 wird das Concil in Trient wieder eröffnet. Der Kaiser hatte doch, seiner Stellung zu Deutschland wegen, zu nöthig mit dem Papste in Frieden zu leben, aber der Friede ward wieder hergestellt in demselben Augenblicke, als sich in Deutschland das schwerste Gewitter über ihm zusammenzog, als unter Kurfürst Moritz ein kirchlicher und politischer Widerstreit gegen ihn organisirt wurde, gegen den die Trienter Versammlung wenig hoffen ließ. Die Versammlung blieb katholisch, die protestantischen Elemente, die Anfangs noch darin vertreten waren, verschwanden alle, als der Umschwung von 1552 eingetreten war, das gab vollends den Ausschlag gegen jeden ferneren Gedanken an Verständigung mit den Ketzern. Die Reformergebnisse waren in der bewegten Zeit sehr gering, schwerfällig schleppten sich die Verhandlungen hin, als eine neue Vertagung ausgesprochen wurde (1552). Papst Julius III. starb schon im März 1555, sein Nachfolger, der edle Cardinal Cervin, als Marcellus II. gewählt, gar schon nach 22 Tagen, dem folgte dann das Pontificat des Cardinals Caraffa als Paul IV. (1555—59).

In dem Augenblicke, wo man in Deutschland alle Hoffnung aufgab, die Ketzer friedlich zurückzuführen, wurde der neue Papst aus dem Hause Caraffa gewählt. Man dachte jetzt, ehe man wieder Bekehrungsversuche mit den Ketzern anstellte, zunächst die alte Kirche fester und consequenter in sich zu organisiren, eine wenn auch engere, doch um so festere Mauer um sie zu ziehen. Der persönliche Ausdruck dieser Auffassung war Paul IV., der eigentliche Papst der Restauration, ein feuriger, energischer Charakter von heißem, neapolitanischem Blut. Der wollte keine Zugeständnisse, keine Abschlagszahlungen, unversöhnlichen Bruch mit der neuen Lehre, aber um so festeres Abschließen der alten Kirche.

Er war einer der fähigsten Geister der Zeit. Schon 1542 hatte er gerathen, keine Einräumungen mehr, sondern Wiederherstellung der Inquisition, und deren Schöpfer ist er denn auch geworden. Von ihm rührt das erste entschlossene Einlenken in die Bahn der gewaltsamen katholischen Reaction her, er hat die spanischen Glaubensgerichte in Italien hergestellt, den ersten Index angelegt und die Jesuiten im Interesse der Restauration kräftig unterstützt.

Diese Wendung war recht eigentlich die Antwort auf den deutschen Religionsfrieden; weil die Protestanten sich um Rom nicht mehr kümmerten, wollte man jetzt auch ohne sie das eigene Haus bestellen; daß nunmehr auch die Kirchenversammlung stille stand, lag in der Natur der Sache.

Paul IV. sprach es ganz offen aus, die Reformen, die er versprochen, ließen sich auch ohne Concil machen, und er dachte sie wo möglich ganz von der Hand zu weisen. Aber das hatte seine Schwierigkeiten. Die weltlichen katholischen Fürsten selbst, deren Rechtgläubigkeit außer Zweifel stand, die Kronen von Frankreich und Spanien, König Ferdinand und der Herzog von Baiern hatten bestimmte Anforderungen gestellt, betreffend das Recht der Landeskirchen, die Wahl der Bischöfe, Schutz gegen die fiskalischen Künste Roms, ja sogar Dinge wie Abschaffung des Priestercölibats. Darüber kam es zu allerlei Conflicten, und diese hatten zur Folge, daß der nächste Papst Pius IV. (1559—65) in November 1560 das Concil von Neuem einberief und es so im Januar 1562 zu einer dritten Eröffnung des Trienter Concils kam.

Damit begann die entscheidende Periode des Concils, in der

das nach ihm benannte Gesetzgebungswerk fertig geworden ist. Beim ersten Zusammentritt desselben hätte noch gesagt werden können, durch ein oder das andere Zugeständniß seien die Protestanten herüberzuziehen, jetzt war davon keine Rede mehr; es galt allein und ausschließlich den Stamm der alten Kirche mit neuen Kräften auszustatten, mit zuverlässigeren Brustwehren und dauerhafteren Befestigungen zu umgeben. Ein erfolgreich durchkreuzender Einfluß, wie ihn damals Karl V. geübt, war jetzt von keinem weltlichen Fürsten mehr zu gewärtigen. Die Curie schaltet souverän und gleich zu Anfang setzt sie, trotz des Einspruchs des Kaisers und Frankreichs, durch, daß das Concil als eine Fortsetzung des früheren betrachtet werden solle, d. h. alle die früheren Beschlüsse, deren Spitze gegen die Protestanten gekehrt war, sind ein für alle Mal giltig, wir denken an keine Verständigung mit ihnen mehr. Und dann fing man bezeichnender Weise mit dem Verbot der Bücher und der Anlegung eines Index an.

Angesehene, begabte Geistliche verfochten mit großer Energie den göttlichen Ursprung und damit die Unantastbarkeit der päpstlichen Autorität gegenüber den Forderungen der weltlichen Fürsten, die Anfangs heftige Stürme hervorgerufen hatten. Der Hervorragendste darunter ist Jakob Lainez, der zweite General und eigentliche Organisator des Jesuitenordens.

Er war Führer und Haupt der streng romanistischen Partei und hat am schroffsten und geschicktesten die Ansicht vertreten, daß es vor Allem gelte, den Fels Petri, die Einheit der von Gott eingesetzten Kirchenautorität neu zu gründen. Die Kirche, sagte er, ist ewig, sie beruht nicht auf menschlicher, sondern auf göttlicher Satzung, die Staaten aber sind Geschöpfe der Menschen, vergänglich und veränderlich nach ihren Launen: „Die Kirche machte sich nicht selbst, bildete sich auch ihre Regierung nicht selbst, sondern Christus, ihr Fürst und Monarch, gab ihr zuerst Gesetze. Die Staaten dagegen bildeten sich ihre Regierung mit Freiheit: ursprünglich ist alle Gewalt in den Gemeinheiten, diese ertheilen dieselbe ihren Obrigkeiten, ohne sich jedoch damit der Gewalt selbst zu berauben". Ueber dem Eifer, den gründlichen Unterschied zwischen Kirche und Staat festzustellen, kommen diese Romanisten hinsichtlich des Letzteren bis zur Lehre von der Volkssouveränetät. Wie Lainez spricht sich auch Bellarmin aus, wenn er sagt, „von der Ueber-

einstimmung der Volksmenge hängt es offenbar ab, ob sie sich einen König, ob sie sich Consuln oder andere regierende Beamte geben will, und hat sie einen rechtmäßigen Grund, so kann sie auch von der Monarchie zur Aristokratie übergehen, wie das in der Geschichte des alten Rom vorgekommen ist".

Und die Ansicht der Romanisten drang durch. Die Neugründung der unanfechtbaren päpstlichen Autorität blieb die Seele aller Beschlüsse; was für die Reform gethan wurde, bedeutete fast Nichts im Vergleich mit dem Bedürfniß und war durchweg wieder beherrscht durch den Vorbehalt der päpstlichen Autorität, der allen Bestimmungen über die Abstellung der Mißbräuche und die Kirchendisciplin beigefügt war. Pius IV. hatte Recht, wenn er sagte: „Die Väter des Concils hätten sich in der Reform solcher Mäßigung und Nachsicht gegen ihn beflissen, daß diese Reform, wenn er sie selbst vorzunehmen gehabt hätte, gewiß weit strenger ausgefallen wäre".

Die große Leistung des Concils für die Einheit der katholischen Kirche bestand darin, daß es in einem, aus einem einzigen Grundgedanken consequent herausgearbeiteten Gesetzbuche zusammenfaßte, was in alter Zeit immer noch schwankend und zweifelhaft gewesen, in der letzten großen Revolution fast verloren gegangen war. Statt vielberegter Streitfragen erhielt man Dogmen, statt schwankender Ueberlieferungen feste Lehrsätze, in Glaubenssachen und Kirchenzucht wurde eine Gleichförmigkeit aufgerichtet, die man bisher nicht gehabt, und damit dem rüttelnden Sektengeist und Neuerungsdrang ein unerschütterliches Bollwerk entgegengestellt.

Als diese Einheit aufgerichtet und auf dauerhafte Pfeiler gegründet ward, war freilich die Weltkirche von ehedem zerborsten, ein Theil des Abendlandes aus ihrem Verbande herausgetreten, und das waren früher gerade die treuesten Söhne der katholischen Kirche gewesen. Unbedingt gehorchte dieser Kirche nur noch die apenninische und die pyrenäische Halbinsel, selbst Frankreich nur getheilt, aber innerhalb dieses beschränkteren Gebietes war die päpstliche Herrschaft fester hergestellt als je, ihre Unabhängigkeit von Concilien zweifelloser ausgesprochen, als dies je im Mittelalter geschehen war, die Rechtlosigkeit von Ansprüchen, wie sie zu Constanz und Basel aufgestellt worden waren, von nationalen Reformbestrebungen, wie sie jüngst so gewaltig hervorgetreten waren, für immer ausgemacht.

Der einheitlichen Machtentfaltung dieser Kirche war damit ein Vorschub geleistet, der jene Verluste ziemlich aufwog. Diese Kirche, wie sie seit Jahrhunderten bestand, war einmal auf eine so straffe Organisation angelegt, und von dieser sich entfernen, hieß ihren Grundcharakter aufheben. Die Vielheit, die Mannichfaltigkeit der Bildung, die freie ungestörte Entfaltung der Gegensätze, denen die neue Lehre den Spielraum öffnete, war mit dem Lebensgesetz dieser Kirche unvereinbar.

So war hier zum ersten Male ein klarer, zweifelloser Rechtsboden für die katholische Kirche, ihre Gewalt, ihr Gesetz und dessen Handhabung geschaffen. Das Canonische Recht hatte sich bis dahin in freier, historischer Entwicklung ausgestaltet, an Widersprüchen, je nach der Zeit, aus der seine Satzungen stammten, an Unklarheiten, die Zweifel herausforderten, konnte es nicht fehlen. Diese Schwächen waren es eben gewesen, die den Neuerern so viel Ziele zu gerechtem Angriff gegeben, dieser Mangel an Zusammenhang und Folgestrenge war die wundeste Stelle einer Kirche gewesen, die sich eben dieser Vorzüge rühmte. In Trient erhielt sie eine folgestreng ausgearbeitete Gesetzgebung, die die Widersprüche möglichst abschnitt oder geschickt verhüllte und so die Zahl der Blößen nicht allein verminderte, sondern auch einen festen Harnisch zur Abwehr schuf.

Auch die Reformen gingen nicht ganz leer aus; für katholische Länder war es nichts Geringes, daß jetzt durch Seminarien für bessere Bildung, durch strenge Aufsicht für bessere Zucht der Geistlichen gesorgt, durch Regulirung des Gottesdienstes, Ertheilung des Sacramentes, Erbauung durch die Predigt der Vorsprung, den die Protestanten gewonnen, einigermaßen eingeholt ward; aber die Hauptsache war und blieb doch die Feststellung der unangreifbaren Legitimität des päpstlichen Stuhles als Grundpfeiler der neu gewonnenen Einheit.

§ 20.

Jesuiten und Inquisition. Ignaz Loyola (1491—1556) und die Gesellschaft Jesu. — Der spanische Katholicismus. — Loyola's geistliches Ritterthum seit 1521. — Organisation des Ordens seit seiner Bestätigung 1540. — Verfassung, Grundsätze, Disciplin, Taktik desselben. — Die Inquisition. — Die Instruction des Cardinal Caraffa. — Bücherpolizei.

Ignaz Loyola und die Gesellschaft Jesu.

Daß die alten Mönchsorden nicht mehr zureichten, hatte die Erfahrung gezeigt, in der Klage über ihren Verfall stimmten Katholiken und Protestanten überein. Einzelne Orden, wie die Augustiner, waren eine Quelle des Abfalls geworden, andere wirkten nicht mehr wie früher, zu einer Zeit, wo humanistische Bildung zur Vertretung der kirchlichen Sache nöthig war und der Dominikanerorden, der früher die Inquisition berufsmäßig getrieben hatte, war machtlos geworden, in der Reuchlin'schen Sache hatte er mehr geschadet als genützt, und daß er das Umsichgreifen der Ketzereien nicht hindern konnte, hatte die folgende Zeit bewiesen.

Es regte sich darum früh in den vierziger Jahren in Rom das Bedürfniß neuer Orden, der Gedanke, die alten nicht gerade aufzuheben, aber neue neben ihnen zu stiften, die besser als jene ihrem Zweck entsprächen. Der bedeutendste unter denen, die jetzt gegründet wurden, war die Gesellschaft Jesu. Hier aber kam der Anstoß nicht von Rom aus.

Aus den Kriegen Karls V. ist noch an die erste Fehde von Navarra zu erinnern (1521); bei dieser Gelegenheit, es war bei Vertheidigung von Pamplona gegen die Franzosen, hatte Loyola jene Verwundung erhalten, die den Mönch in dem Ritter zum Durchbruch bringen sollte.

In Spanien gab es noch einen Katholicismus, wie ihn die Welt sonst nicht mehr kannte. Das katholische Christenthum blieb

hier lebenskräftiger als irgendwo, weil hier die feindselige Berührung mit dem Gegensatze nie aufgehört hatte, der ihm während des Mittelalters, im ganzen Abendlande gegenübergestanden, wir meinen den Kampf gegen den Islam, gegen die muhamedanischen Ungläubigen. Die Kreuzzüge hatten hier nie aufgehört, der unablässige Kampf gegen die Mauren und Moriskos war hier zugleich Sache religiöser und nationaler Begeisterung, die ecclesia militans hatte hier die Waffen niemals niedergelegt und so waren der Kirche all die männlichen, ritterlichen Eigenschaften erhalten geblieben, welche sie anderwärts im langen Frieden verloren hatte. Mißbräuche gab es in der Kirche auch hier, aber man übersah sie theils, theils waren sie wirklich geringer; die Christenheit, die sich hier stets dem gemeinsamen Feind gegenübersah, hatte nicht Zeit, in den leeren äußerlichen Formenkram zu verfallen, der sie anderwärts entstellte. Hier war noch die begeisterte Stimmung des mittelalterlichen Katholicismus, der Feuereifer der Bekehrung aus dem Zeitalter der Kreuzzüge lebendig, und erfüllte das Temperament der ganzen Nation. Wie wenig davon in der übrigen Welt noch vorhanden war, das hat unsere ganze bisherige Betrachtung gezeigt.

In Spanien war der Katholicismus, von Abfall und Ketzerei noch fast ganz unberührt, begeistert, eroberungslustig, wie er es im 11. und 12. Jahrhundert im ganzen Abendlande gewesen war, und aus diesem Volke mit diesem Temperamente ist der Stifter des Jesuitenordens hervorgegangen.

Ignaz Loyola (geb. 1491) war ein spanischer Rittersmann von jener doppelten Gemüthsrichtung, die den Ritterstand des Mittelalters bezeichnet, ein tapferer Haudegen, voll Freude an Waffenthum und Liebesromantik und dabei beseelt von einer glühenden Begeisterung für die Kirche und ihre Alleinherrschaft, die sich auch in dem weltlichen Treiben seiner ersten Zeit nie verläugnete. Beides stritt sich in seinem Wesen, bis zu jener Verwundung, die ihn auf ein schmerzenvolles Krankenlager warf; in dem Augenblick, da er dem weltlichen Ritterthum entsagen mußte, stand ihm fest, daß er zur Stiftung eines neuen geistlichen Ritterthums berufen sei, ähnlich dem, das er in dem Ritterroman Amadis kennen gelernt. Von der Reformation ganz unberührt, verstand er darunter in echt mittelalterlichem Sinn eine geistliche

Brüderschaft zur Bekehrung der Heiden in den neu entdeckten Welttheilen.

Mit dem ganzen Feuer eines Spaniers entschloß er sich, der katholischen Kirche allein zu leben, kasteite seinen Leib mit Bußübungen und Entbehrungen aller Art, pilgerte nach Jerusalem, besuchte die hohe Schule von Paris, um mit eisernem Fleiß seine mangelhafte Bildung zu ergänzen und knüpfte dort unter jungen Gesinnungsgenossen die ersten Verbindungen an, aus denen der spätere Orden hervorgegangen ist. Zu diesen gehörte Jakob Lainez, sein Landsmann, der organisatorische Kopf, der dem Orden sein Gepräge aufdrücken sollte. Was Loyola für sich allein gestiftet hätte, wäre etwas Anderes, wäre eine schwärmerische Glaubensbrüderschaft geworden, ganz asketisch abgeschlossen gegen alles Weltliche, die dann in der neuen Welt das Evangelium verbreitet hätte; diese Art christlichen Eroberungsdrangs beherrschte wesentlich Loyola's Ideen.

Er bildete sich eine kleine Genossenschaft von Gleichgesinnten, die er gründlich erforscht und gewissenhaft ausgewählt hatte; noch war ihr Streben ziemlich ziellos zu nennen und je ernster es gemeint war, seiner Unabhängigkeit wegen nicht einmal frei von dem Verdacht der Ketzerei.

Da kam die mächtige Ausbreitung der neuen Lehre, das Umsichgreifen des Protestantismus. Wem die alte Kirche am Herzen lag, der konnte jetzt nicht mehr zweifeln, was eine solche Genossenschaft zu thun habe, jetzt galt es nicht mehr die wilden Ureinwohner Centralamerikas zu Christen zu machen, sondern die abgefallenen Glieder der katholischen Kirche wieder zu erobern.

So kam Loyola mit seiner Brüderschaft Ende der dreißiger Jahre nach Rom. Nicht in allen Kreisen fand er Beifall, die alten Orden sahen den neuen mit Eifersucht und Mißgunst an, aber der Papst Paul III. (1534—49) ließ sich nicht irre machen, trotz alles Widerspruchs gab er der Brüderschaft die Bestätigung (1540) und machte so aus dem Anhang Loyola's einen Orden, der sich seinerseits verpflichtet hatte, „Alles zu thun, was der jeweilige Papst befehle, in jedes Land zu gehen, zu Türken, Heiden und Ketzern, wohin er sie senden werde, ohne Widerrede, ohne Bedingung und Lohn, unverzüglich".

Von da an datirt die eigentliche Geschichte des Bundes; im

nächsten Jahr wurde Loyola zum ersten General des Ordens gewählt, ein Amt, das er bis an seinen Tod bekleidete (1541—56). Nach ihm kam Lainez, nicht so schwärmerisch wie sein Vorgänger, mehr kalt, verständig, der Mann der diplomatischen Entwürfe und der ordnenden, ausbauenden Organisation.

Organisation des Ordens.

Der neue Orden unterschied sich in einer Menge Beziehungen von allen bisherigen Orden, aber er entsprach durchaus der neuen Zeit, die für die katholische Kirche angebrochen war. Man hat wohl gesagt, daß jede Periode der katholischen Christenheit eine bestimmte Ordensbildung gehabt hat, die jeweils dem vorherrschenden Geiste der Zeit entsprach. Dem Ritterthum, seiner Dichtung und Kunst stand der gleichzeitige Orden der Benediktiner gegenüber, mit seinem Schwung in Kunst und Poesie, seiner vornehmen Geistesbildung, seinem mächtigen Einfluß auf die gesammte Aristokratie der Zeit, seiner regen blühenden Pflege aller großen Ideen. In der Zeit der beginnenden Ketzerei, zu Anfang des 13. Jahrhunderts, schuf sich das Papstthum das stehende Heer der Bettelmönche, die auf den Geist der Masse volksthümlich einwirken sollten und ihren Zweck wunderbar erreichten. Das Zeitalter der absoluten Papstmacht erhielt in den Jesuiten einen Ritterorden unbedingt unterwürfiger Organe, die den Befehlen der Kirche rücksichtslos dienten und mit ihrer straffen Organisation alle Vorgänger und Nebenbuhler weit hinter sich ließen.

Monarchisch-militärisch war der ganze Gliederbau des neuen Ordens angelegt und durchgeführt. Das Gebiet der Kirche zerfiel in Provinzen, an der Spitze jeder Provinz stand ein Provincial, über ihnen, von ihnen gewählt der General, der die Armee der Soldaten Christi, als Oberfeldherr, mit dictatorischer Machtvollkommenheit befehligt, beschränkt nur durch die Einsprache von 4 Beisitzern Assistenten oder Admonitoren. Der General hat Niemanden über sich als den Papst, mit dem er unmittelbar verkehrt; er setzt alle Beamten ein und ab, ertheilt die Vorschriften über Handhabung der Ordensregel und der Privilegien, gebietet und verbietet mit unbedingter Wirkung. Die monarchische Absolutie, welche das Concil zu Trient dem Papste verliehen, war unterhalb dessen auf den Jesuitengeneral übertragen.

Unter den vier Gelübden, Armuth, Keuschheit, Gehorsam, Unterwürfigkeit gegen den Papst, war der Gehorsam die eigentliche Seele. Ihn zu üben und zu schulen, leiblich und geistig bis zu dem Maße, wo der Mensch nach dem Ausdruck der Jesuiten tanquam lignum et cadaver wird, war die Aufgabe, die durch die ganze Schöpfung beherrschend hindurchgeht.

Gleich bei dem Rekruten oder Novizen begann diese asketische Manneszucht des Leibes und der Seele in täglicher und stündlicher Anwendung. Wie bei den Weltkörpern, lautet die Lehre, nach einem ewigen Gesetze der untere Kreis in seiner Bewegung dem höhern folgt, so muß das dienende Organ vom Wink des Obern abhängig sein: baculus, qui ubicunque et quacunque in re velit eo uti, qui eum manu tenet, ei inserviat. Vollständige Verläugnung eines eigenen Willens und Urtheils in Allem, was der Vorgesetzte gebietet, blinder Gehorsam, rücksichtslose Unterwerfung: das ist das Ideal dieser Regel.

Sie kennt nur eine Ausnahme, aber auch diese hat einen Vorbehalt: es heißt ausdrücklich, es könne keine Verpflichtung geben ad peccatum mortale vel veniale, also zu sündlichen Handlungen höchsten oder niederen Grades, „außer wo der Obere sie im Namen Jesu Christi vel in virtute obedientiae befiehlt", ein dehnbarer Satz, den man wohl in dem Schlagwort „der Zweck heiligt die Mittel" zusammenfassen konnte.

Daß der Angehörige dieses Ordens alle Bande zerreißen muß, die ihn an Familie, Heimath, Vaterland knüpften, versteht sich von selbst, und ist überdies ausdrücklich vorgeschrieben. Wie Loyola selbst die Briefe der Seinigen, die ihm nach langer Entfernung zugebracht wurden, ungelesen in's Feuer warf, um zu zeigen, daß er keine Familie mehr habe, so sollten auch seine Jünger Vater, Mutter, Brüder, Schwestern und was sie sonst in der Welt besessen, aus dem Herzen streichen, alle Liebe gegen die Verwandten ihres Blutes abthun und todt für die Welt und für jede persönliche Liebe allein dem Herrn und Heilande leben, diesen als Stellvertreter der Eltern, Brüder und aller Dinge auf Erden betrachten.

Von dem Gelübde der Armuth heißt es in dem Summarium der Ordensverfassung, daß es als ein murus religionis festgehalten werden soll. Niemand soll Eigenthum haben, Jedermann mit dem schlechtesten Hausgeräth und Lebensbedarf zufrieden sein und im

Fall Noth oder Gebot es fordern, bereit sein, sich sein Brod vor den Thüren zu erbetteln, (ostiatim mendicare). Das äußere Erscheinen und Auftreten des Ordens soll in Reden und Schweigen, Geberde, Gang, Haltung, Kleidung die vorgeschriebene Seelenreinheit an den Tag legen.

Nach den „Regeln der Bescheidenheit" hatte der Jünger Jesu den Kopf etwas vorwärts zu neigen, die Augen zu senken, eine ruhig freundliche Miene, langsamen, würdevollen Gang, Bescheidenheit, erbauliche Salbung in Blick, Wort, Bewegung zu bewahren, kurz in allen Stücken die Weihe des Priesters zu beobachten.

In all diesen und manchen andern Dingen brachte der neue Orden nur die bestimmtere Einschärfung von Vorschriften, die sich auch in den Regeln anderer vorfanden, jetzt freilich meist in dem allgemeinen Sittenverfall der Möncherei untergegangen waren, aber sehr scharf unterschied er sich von allen übrigen durch die Vielseitigkeit, mit der er sich des gesammten Lebens zu bemächtigen strebte. Der neue Orden hütete sich wohl vor Beschränkung auf eine einzige Art von Thätigkeit, an der er sofort zu erkennen gewesen wäre, er fing an vielseitig, mannichfaltig wie keiner vor ihm, in alle Kreise und Zweige des Lebens einzugreifen.

Selbst ohne Heimath und Vaterland, ohne politische Parteilehre that er zunächst Alles ab, was ihm in der Nationalitätenscheidung und politischen Programmbildung Völker und Volkskreise entfremdet haben würde, dann aber beschränkte er sich nicht darauf, durch Predigt und Erbauung auf der Kanzel und im Beichtstuhl zu wirken, er bemächtigte sich auch der heranwachsenden Generation durch die planmäßige Pflege des Unterrichts, den die anderen Orden schmählich verabsäumt hatten, des Unterrichts von der Volksschule an bis zum akademischen Katheder hinauf, und zwar unentgeltlich und keineswegs bloß auf dem Felde der theologischen Fächer.

Das war ein Grundsatz von unermeßlicher Bedeutung.

Die alten Orden waren verrufen wegen ihrer Rohheit und Unbildung, ihres Müssiggangs und ihrer unanständigen Laster, der neue war gesittet, trat weltmännisch auf, trieb die Gelehrsamkeit und Wissenschaft, war deshalb unvergleichlich geeignet, als Lehrer und Erzieher in der Kirche aufzutreten, die sich eben von oben her neu gebildet, und nun einer festen Wurzel unten im Leben der Völker bedurfte.

„Wer die Jugend hat, hat die Zukunft", ist ein wahres Wort; die Jesuiten warfen sich auf die Bildung und Erziehung der Jugend und verbürgten damit ihrer Kirche eine Zukunft, wie sie sicherer ihr gar nicht verschafft werden konnte. Was die Pädagogen für die Jugend, das waren die Beichtväter für das reifere Alter, was die geistlichen Lehrmeister für das gemeine Volk, das waren die eingeweihten Vertrauten, die Gewissensberather der großen Herren und der Fürsten, daher das Streben der Jesuiten über Beichtstuhl und Kanzel hinaus nach der Stelle an der Seite der Mächtigen, im Vertrauen der Könige. Nicht lange dauerte es und sie konnten sich erstaunlicher Erfolge rühmen. „Wie vielfach", sagt die Geschichte der Gesellschaft Jesu, „sind die Spuren unserer erzieherischen Wirksamkeit. Unsere ehemaligen Zöglinge, einmal erwachsen, gewöhnen ihre Kinder wieder an Gottesfurcht und wirken oft in den ersten Aemtern und Kreisen der Gesellschaft, die von uns gebildeten Geistlichen erhalten häufig die höchsten Ehren der Kirche, aus ihnen gehen Seelsorger, Bischöfe, Räthe, Päpste hervor. Viele glänzen im Purpur der Cardinäle oder gebieten als Rathsherrn, nachdem sie noch vor Kurzem auf unseren Schulbänken gesessen haben".

Im Interesse dieser vielseitigen Wirksamkeit in der Kirche wie in der Welt war es gestattet, daß der Jesuit selbst das geistliche Gewand ganz ablegte, und in durchaus weltlichen Dingen, in politischen und diplomatischen Geschäften thätig war.

Wer in den Orden eintrat, wurde nach seinen Gaben und Eigenheiten auf's Genauste studirt und seine Abrichtung darauf gestellt, daß er in seiner Specialität zur Meisterschaft herangebildet werde. Darin war Loyola der Gründer seines Ordens im echtesten Wortsinne gewesen; vom ersten Augenblicke an, als er seine kleine Gesellschaft zu gründen anfing, hatte er sich darauf verlegt, der Menschen Herz und Nieren zu ergründen und keinem zu trauen, dem er nicht, wie er glaubte, in's Innerste geschaut hätte. Das blieb Grundsatz und wurde von seinem Nachfolger nur mit mehr nüchterner Berechnung und Planmäßigkeit gesetzgeberisch durchgeführt. Durch den ganzen Orden wurde eine stete Bewachung der Einzelnen, seiner Worte und Handlungen, seiner Gaben und Leistungen eingerichtet. Der Provincial empfängt die regelmäßigen Berichte der Vorsteher der Collegien über die Professen, und schreibt darüber

an den General, die Vorsteher der Collegien aber haben wieder ihre vertrauten Professen mit der Beobachtung und Ausforschung ihrer Collegen beauftragt. Es war ein unübertroffenes Lauer- und Spürsystem eingerichtet, in dessen vielmaschigen Netzen sich alles irgend Wissenswerthe auffing, um die Entwickelung und den Wandel jedes Einzelnen von unten auf genau zu buchen und zu verzeichnen.

Bei der Pflege der Gelehrsamkeit und Wissenschaft wurde sorgfältig auf die Grenzen geachtet, welche durch die Zwecke des Ordens nach Außen und Innen vorgeschrieben waren.

Die profane Wissenschaft berührte den Orden nur als eine Waffe gegen die Ketzerei der modernen Bildung, nach den Zwecken der Polemik wurde daher die Auswahl der Fächer und das Maß der Kenntnisse darin bestimmt. Sprachliche und mathematische Studien, Dialektik und Rhetorik wurden tüchtig getrieben, aber was darüber hinaus lag und dem Orden nicht dienen konnte, blieb bei Seite. Gegenüber der lateinischen Sprache und Grammatik wurde so das Griechische auffallend vernachlässigt, weil damit in der Polemik nicht viel zu machen war und außerdem der Geist der alten Hellenen gar nicht für den Geist des Ordens paßte. Hauptsache bei dem ganzen Studium und bei allen Kenntnissen war ihre schlagfertige Verwerthung im Wortgefecht, also Uebung im Redekampf, Fertigkeit in allen dialektischen Fechterkünsten und Handgriffen, und diese wurde denn auch mit vollendeter Technik von früh auf und mit allen Mitteln geschult.

Geschichte schrieb man vom Standpunkte des Ordens, die Philosophie trieb man im Geiste der alten Scholastik; eine freie Darstellung der Geschichte konnte es hier so wenig geben als eine unabhängige Forschung nach dem Wesen der Dinge. Auf diesen beiden Gebieten ist der Orden denn auch ganz unfruchtbar geblieben, er hat gute Lateiner, geschickte Uebersetzer und Grammatiker, große Dialektiker und bedeutende Redner hervorgebracht, aber darüber hinaus konnte seine Auszeichnung nicht gehen.

In einer Zeit, da alle Orden träge oder schlaff geworden waren, bildete der Dienst eines solchen Ordens, der Talent, Kenntnisse, Fanatismus im reichsten Maße und unter tausend Gestalten für seine Sache in Bewegung setzte, für die päpstliche Politik eine unschätzbare Hilfe; man kann wohl sagen, das Werk des Triden-

tiner Concils ist durch diesen Orden erst zur weltgeschichtlichen Wirksamkeit gekommen. Aber für Alles, was außerhalb dieser Politik stand, war der Orden auch eine ungeheure Gefahr. Gegenüber der jesuitischen Lehre von dem Rechte der Massen, sich diese oder jene Staatsform nach Willkür, heute so, morgen anders zu wählen*), gab es im weltlichen Staat überhaupt kein Recht von unbedingter Giltigkeit d. h. es gab überhaupt keinen weltlichen Staat mehr. Und diese Lehre ward mit unbeschreiblicher Rührigkeit vertreten von einem Orden, dessen Glieder ganz außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft standen, keine Familie, kein Vaterland haben durften und nur eine Moral kannten, die des blinden Gehorsams gegen die Befehle ihrer Oberen. Sie verfechten denn auch in allen Staaten Europa's bald diese, bald jene Regierungsform, hetzen jederzeit unbedenklich gegen die bestehende Ordnung, je nachdem es ihnen paßt, und sind in der Mannichfaltigkeit ihres Auftretens unfaßbar für ihre Gegner.

Hierin lag aber auch ein Gegensatz zur katholischen Welt selber. Die Tridentiner Lehre von der absoluten Papstgewalt, deren eifrigste Vertreter die Jesuiten waren, legte dem Katholicismus selber ein Gesetz der Unbeweglichkeit auf, wie man es hier doch bisher nie in so vollkommener Durchführung gekannt hatte. Was daher in der Kirche noch rege war von freier Bewegung und Streben nach Fortschritt, das mußte in den Jesuiten seine Todfeinde sehen. Darum ist eine sehr gläubige katholische Richtung, nicht etwa erst die Aufklärer des 18. Jahrhunderts, früh in Opposition gegen die Jesuiten gewesen.

Dazu kam nun aber, daß die Stellung der Jesuiten zum weltlichen Staat nicht bloß die protestantische, sondern auch jede katholische Staatsgewalt in ihrem Wesen bedrohte. Die revolutionäre Lehre, daß der Staat etwas Zufälliges, seine Form etwas gleichgiltig Wechselndes, die Kirche, als das unbedingt Uebergeordnete, das allein Ewige sei, hat selbst bei eifrig katholischen Staatsgewalten überall Widerstand geweckt, und als sich im 18. Jahrhundert diese Staatsidee Bahn brach und man die Wurzeln überall im Jesuitenorden traf, da fiel dieser der modernen Staatsidee, nicht der Kirche zum Opfer.

---

*) S. oben S. 286—287.

Die Inquisition seit 1542.

In denselben Jahren, da der Jesuitenorden die endgiltige Bestätigung des Papstes erhielt, wurde die spanische Inquisition auf italienischen Boden übertragen und Cardinal Caraffa mit der Einrichtung des Instituts beauftragt. Ueber die Gesichtspunkte, nach denen das Glaubensgericht verfahren sollte, zunächst um den Protestantismus in Italien, dann aber in der Welt überhaupt auszurotten, haben wir ein authentisches Actenstück in der Instruction vom Jahre 1542. Hiernach sollte das Glaubensgericht 1) nicht warten, sondern gleich auf den mindesten Verdacht mit äußerster Strenge zu Werke gehen; 2) keinerlei Rücksicht auf Fürsten und Prälaten nehmen, wie hoch einer auch stehe; 3) vielmehr gegen die am strengsten sein, die sich mit dem Schutze eines Machthabers deckten; 4) Ketzern und besonders Calvinisten gegenüber sich durch keinerlei falsche Duldung herabwürdigen. Nach diesen Grundsätzen verfuhr die neue Inquisition; es geschah mit furchtbarer Härte. Kerker und Scheiterhaufen, Verfolgung und Auswanderung brachten es in der That nach einigen Jahren dahin, daß es in Italien keine Ketzerei mehr gab und nun galt es, dieses Musterinstitut auch in den außeritalienischen Staaten durchzusetzen. Da aber stieß man fast überall auf Widerstand, gegen die Inquisition regte sich ein allgemeiner Widerwille und selbst in ungemischt katholischen Staaten wollte ihre Einführung nicht gelingen.

Wo aber die Idee des Caraffa zur Verwirklichung kam, wo die weltliche und die geistliche Gewalt sich der Art verbündeten, daß die erstere ihre ganze Macht aufbot, um die Gebote der Kirche zu vollziehen und dafür die letzte alles dem Staate Mißliebige als Ketzerei brandmarkte und ausrottete, da hat der Staat auch eine auf Jahrhunderte hinaus unheilbare Wunde erlitten.

Das hat Spanien vor Allem erfahren, dort hat die Inquisition die politische Freiheit bis in ihre letzten Wurzeln getödtet und dafür der Staat Alles aufgeboten, die Einheit des Glaubens in ihrer strengsten Form aufrecht zu erhalten, der geistliche und weltliche Despotismus war im brüderlichen Bunde mit entscheidendem Erfolge thätig, aber nicht bloß die Ketzerei ist darüber verschwunden, das gesammte Leben der Nation, der ganze Volksgeist ist dadurch tödtlich gelähmt und diese von Niemanden ge-

läugnete Thatsache ist hauptsächlich von Spaniern selber nachgewiesen worden.

Daher der frühe Widerstand dagegen in Ländern, wo die nationale Bewegung sich lebendig regte, wie in Frankreich und Deutschland, daher kam es, daß in den Niederlanden der Versuch, die Inquisition einzuführen, einer der Zündstoffe der Revolution geworden ist.

Ein Stück des Inquisitionsapparates war die Censur und Bücherpolizei.

Daß vor Erfindung des Bücherdrucks die Ueberwachung gefährlicher Schriften nicht allzu schwierig war, liegt in der Natur der Sache; daß jetzt, da es eine Weltliteratur gab von großem Umfang, die alten bequemen Orden vollends unfähig waren, etwas der früheren Bücherpolizei Aehnliches zu bewerkstelligen, ist ebenso klar. Heutzutage würde uns eine derartige Censur auf alle Fälle unausführbar erscheinen. Einer der größten Menschen des Jahrhunderts hat den Versuch gewagt, als er das höchste Maß äußerer Macht erreicht hatte, als er vom Ebro bis zum Niemen gebot, und doch wie lächerlich ist dieser Versuch ausgefallen.

Damals aber, wo die Regsamkeit des geistigen Verkehrs mit der unserer Zeit nicht zu vergleichen war, als die Macht des römischen Stuhls sich eben neu organisirt hatte, ihr Einfluß die südlichen Monarchien unmittelbar beherrschte und noch weit nach dem Norden hinaufreichte, wo der Abfall nicht ganz allgemein durchgedrungen war, war der Fall ein anderer. Wir haben sprechende Beispiele von der Gewalt der Bücherpolizei. Jene kleine Schrift „von der Wohlthat Christi“, welche die Luther'sche Rechtfertigungslehre dem italienischen Volksgeiste mundgerecht zu machen suchte, war in hunderttausend Exemplaren verbreitet und in alle fremden Sprachen übersetzt worden, und wurde jetzt von der neuen Censur so vollständig aus der Literatur gestrichen, daß, als Ranke 1834 seine Geschichte der Päpste schrieb, er sagen konnte, die Schrift sei bis auf die letzte Spur verschwunden. So erfolgreich hatte hier die Censur aufgeräumt. Erst im Laufe der letzten Jahre ist wieder ein Exemplar entdeckt worden und fast in demselben Augenblicke, da dies bekannt wurde, tauchten auch zwei weitere Abdrücke auf und jetzt ist die Schrift nicht bloß in Tausenden von Exemplaren wieder aufgelegt, die englische Bibelgesellschaft ist auch bemüht, sie in Italien auf's Neue auszubreiten.

Die Macht der Inquisition über den Büchermarkt war also nicht ohne Bedeutung. Dasselbe beweist ein anderes Beispiel.

Paolo Sarpi, ein venetianischer Mönch, der, obgleich eifrig katholisch, die Reformideen von Constanz und Basel, ein durch Concil und Bischöfe beschränktes Papstthum und eine gründliche Reform der Kirche an Haupt und Gliedern vertrat, unternahm eine Darstellung des Trienter Concils, um zu zeigen, wie der ursprüngliche Gedanke seiner Berufung, die Abstellung der Mißbräuche, Reinigung der Lehre, Besserung der Verfassung vereitelt und statt dessen nur die Allmacht des Papstes über Kirche und Staat festgestellt worden sei.

Die Schrift erschien im tiefsten Geheimniß und unter fremdem Namen; gleichwohl vermuthete man ihn als Verfasser und begnügte sich nicht mit einer Gegenschrift, die Pallavicini verfassen mußte, man setzte das Buch auf den Index, verfolgte den Verfasser und aus den Gefahren und der Unsicherheit Sarpi's kann man lernen, welches Schicksal einem unzweifelhaft bedeutenden Schriftsteller drohte, der es wagte, innerhalb der Kirche, der neuen Restauration der Papstmacht entgegenzutreten.

Wie planmäßig man damals der ketzerischen Literatur zu Leibe ging, zeigt ein Index, den ich selbst besitze. Auf fünf Bogen umfaßt er die literarischen Erscheinungen von 15 Jahren und brandmarkt Alles, was in Theologie, Philologie, Geschichtschreibung, Alterthumsforschung, Philosophie, Naturwissenschaften irgend Bedeutendes hervorgebracht worden ist. Verboten ist so ziemlich die ganze Literatur mit Ausnahme des Wenigen, was aus der römischen Kirche und ihren Orden hervorgegangen ist.

Da man nun durch Philipp II. und die deutschen Habsburger die Macht in der Hand hatte, dieses Bücherverbot durchzusetzen, so war ein ganzer großer Kreis der europäischen Welt der literarischen Bewegung so gut wie verschlossen.

Fünfter Abschnitt.

Philipp II. in Spanien und die Erhebung der Niederlande.



§ 21.

Spanien unter Karl V. und Philipp II. — Die kirchlich-politischen Pläne Philipp's (1556—1598). — Der monarchische Absolutismus in Spanien unter Karl V. — Die Erbschaft Philipp's. Sein Charakter. Verquickung des geistlichen und weltlichen Despotismus in Spanien.

Spanien unter Karl V. und Philipp II.

Der Erbe Kaiser Karl's V. in Spanien, Burgundien, Italien und der neuen Welt war auch der Erbe seiner weltgeschichtlichen Politik.

In der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts unternahm Philipp II. noch einmal, was in der ersten gescheitert war, und zwar mit größerer Principienstrenge und weniger getheilter Machtentfaltung, als es sein Vater versucht oder vermocht hatte.

Er stellte sich zur Aufgabe, den kirchlich-weltlichen Despotismus, auf den das restaurirte Papstthum jetzt mit aller Macht hindrängte, rücksichtslos in seiner weitesten Ausdehnung und in seiner unbedingtesten Schrankenlosigkeit zur Geltung zu bringen. Es war der kühnste Gedanke, den das Jahrhundert aufzuweisen hat, zugleich den in Spanien festgestellten monarchischen Absolutismus in allen Theilen des Reiches gegen nationale und religiöse Auflehnung durchzusetzen und mit ihnen im engen Bunde die restaurirte Kircheneinheit wieder zur allein herrschenden Weltmacht zu erheben, soweit der Arm dieses Fürsten und seiner geistlichen Verbündeten reichte. Kein europäischer Fürst hat sich der Sache mit solcher persönlichen Hingabe und so rückhaltslosem Kraftaufwande gewidmet, wie König Philipp und die Frage, ob er durchdringen werde, ob nicht, hat beinahe ein halbes Jahrhundert — so viel Zeit füllt ungefähr seine Regierung aus — in banger Spannung erhalten.

Nicht bloß seinen unmittelbaren Machtbereich, Spanien, Italien

und die Niederlande, die ganze westeuropäische Staatenwelt umspannt diese Politik, in England hat der verwegenste Versuch, das alte Kirchenthum wieder zur Alleinherrschaft zu bringen, an ihm seinen Rückhalt, und nicht anders ist es in Frankreich, wo nach dem Hinwelken der Valois der Gedanke aufwuchs, ein neues legitimes Königthum aufzurichten und dann der noch verwegenere, aus dem Lande eine spanische Secundogenitur zu machen.

Aber der Ausgang spottete der ganzen großartig angelegten Unternehmung; an allen Stellen erlitt er Niederlagen auf Niederlagen; in Spanien ging durch die Inquisition und die Durchführung der Priesterherrschaft die Blüthe des Landes unter, in den Niederlanden erwuchs ein ungeheuerer Aufstand, der mit Zerreißung und Abfall der Provinzen endigte, in England gelang es nicht trotz kolossalen Kraftaufwandes, das Regiment der Königin Elisabeth zu erschüttern, in Frankreich scheiterte Philipp's Versuch, sich eine spanische Provinz zu gründen, an Heinrich IV. und der letzte Akt seines Lebens ist jener Friede von Vervins, in dem er die Ueberlegenheit der französischen Macht anerkennen mußte.

Daß solche Niederlagen nicht ohne furchtbare Nachwehen vorübergingen, läßt sich denken.

Ein Staat, der an ein solches Wagniß gesetzt wurde, mußte, wenn es scheiterte, mit verwickelt werden in den ungeheuren Sturz. Der umfassendste Versuch, zugleich die Form des spanischen Staates und die Restauration der katholischen Kirche durchzuführen, ist gescheitert an allen Stellen und das einzige Land, wo er gelang, ist dadurch auf ewig elend geworden.

Als König Karl I. in Spanien die Regierung antrat, war dies Land noch keineswegs das einheitlich verschmolzene Gebiet, das es seitdem geworden ist, politisch, nicht national geworden ist, denn daß die alten Stammesunterschiede auch heute noch nicht ganz verwischt sind, hat uns das letzte halbe Jahrhundert gezeigt.

Damals war die Erinnerung noch frisch, daß ein Königreich Aragonien und ein Königreich Castilien bestanden, und daß diese beiden Monarchien bisher selbständig neben einander gelebt hatten. Dazu kam die zahllose Fülle von provinziellen Rechten und Privilegien, an denen kein Land romanischer Zunge so reich war als Spanien, dazu der alte nationale Gegensatz im Süden, wo lange Zeit die Araber geherrscht hatten und daher die ganze Bevölkerung

ebenso morgenländisch gefärbt war, wie sie im Norden ungemischt, altbaskisch, altiberisch war.

Karl's Gedanke war, hier vor Allem eine gewisse Gleichförmigkeit herzustellen, ja wenn in irgend einem Punkte der Plan hervortrat, seinem Geschlechte eine wohlconsolidirte Hausmacht zu gründen, so geschah es in Spanien, wo er allein auf Herstellung einer dauernden monarchischen Macht bedacht war, während er die Niederlande und Deutschland ihrer alten Staatsform überließ.

Der Widerstand blieb nicht aus. Unter allen spanischen Landestheilen war keiner mit reicheren Vorrechten ausgestattet als das Königreich Aragonien, welches die freieste mittelalterliche Verfassung hatte, wo der Gedanke des Vertrags zwischen Regierung und Regierten, das Recht des Widerstandes gegen Gewalt und Willkür schärfer ausgeprägt war als irgendwo sonst. Dort war die alte Freiheit nicht ein veraltetes, bloß feudales Vorrecht, das vielleicht noch in den Köpfen einer Anzahl Adelsfamilien wie ein Gespenst umging, sonst aber verschollen war, nein, sie war ein in der Nation lebendiges, in Gemeinden und großen blühenden Städten über Alles geschätztes Gut, Valencia, Saragossa, Barcellona vergaßen ihre stolzen Sonderrechte nicht und ihre ritterlichen Bevölkerungen wußten sich ihrer zu wehren.

Daraus erwuchs der Streit von 1520 und 1521, in dem Karl Sieger blieb.

Karl war von Anfang an absolutistisch aufgetreten; als er in den Kampf mit Frankreich verwickelt war, schien der Augenblick gekommen, sich mit den Waffen wider ihn zu setzen, demokratische Aufstände brachen aus, aber Karl war im Stande, nach beiden Seiten erfolgreich seine Waffen zu kehren und der Widerstand ward niedergeworfen, das ständische Wesen gebeugt. Jetzt trat auch der zersetzende Sondergeist der localen Interessen unter die Opposition und vollendete ihre Ohnmacht gegenüber der gesammelten Macht der Krone.

Die alten Rechte und Freiheiten sollten nun auf den engsten Raum eingeschränkt, die königliche Alleinherrschaft möglichst schrankenlos ausgebreitet und ausgebildet werden, das Machtgebot des Siegers von Villalar als Rechtsboden einer neuen Ordnung des Landes gelten und schon Karl hatte auch in der Inquisition die Waffe entdeckt, politische Gegnerschaften zu ersticken.

Im Jahre 1555/56 übergab Karl diese gründlich durchgearbeitete

Macht seinem Sohne Philipp, in dessen Hände nun das schönste Reich der Welt überging. Spanien und die amerikanischen Colonien, Mailand und beide Sicilien, die Niederlande und Burgund, und dazu die herkömmliche Familienallianz der deutschen und der spanisch-habsburgischen Interessen.

Im Allgemeinen überkam Philipp sein Reich in blühendem Zustande.

Spanien war noch immer in aufstrebender Machtentwickelung und wenn es auch nicht mehr den Glanz der Zeit Isabellen's und Ferdinand's besaß, gleichwohl wahrhaft imposant im Vergleich mit seinem heutigen Zustande.

Von der Blüthe der niederländischen Provinzen entwerfen uns die Freunde und die Feinde Philipp's übereinstimmend ein glänzendes Bild. Nur Italien zeigte Spuren eines beginnenden Verfalls, es fing an zu leiden unter dem Unsegen einer Gouverneurwirthschaft, die das Land mehr ausbeutete als regierte, einer Verwaltung, die nicht im übertragenen, sondern im buchstäblichen Sinne die größte Aehnlichkeit mit der orientalischer Paschaliks hatte.

Auch die Colonien litten unter diesem System. Spanien hatte sogleich bei seinem Eintritt in die neue Welt das Princip seiner Colonisation so festgestellt, wie es nachher geblieben ist: Eroberung und Militärregierung, Versorgung angesehener Familien und dabei rücksichtslose Bekehrung der Ureinwohner, das waren die leitenden Ideen. Der Gedanke, daß eine Colonie, um reichen Ertrag zu geben, selber gedeihen und um gedeihen zu können, eine verständige und gewissenhafte Verwaltung haben müsse, daß in jedem fremden Lande ein diesem Boden möglichst entsprechendes sociales und politisches Leben zu entwickeln sei, war dieser Politik ganz fremd. Brutale Militärherrschaft, Brandschatzung der Reichthümer des Landes, Mangel an jeder bürgerlichen Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit, Fernhalten jeder Erziehung zur Selbstthätigkeit der Massen, Theilung der Macht zwischen Priestern und Soldaten, das klebte dieser Colonisation auf Jahrhunderte hinaus an. Darum entsprach der Ertrag der Colonien lange nicht ihrem Reichthum, ging ein großer Theil der Einkünfte durch die Kosten der schlechten Wirthschaft verloren. Der Gewerbfleiß der Niederlande allein brachte der Schatzkammer vier Mal so viel ein, als die Gold- und Silbergruben von Mexiko und Peru.

Im Uebrigen waren alle diese Länder mit ungemein reichen Hilfsmitteln für eine große Politik ausgestattet.

Spanien besaß vor Allem die besten Heere und die tüchtigsten Feldherren der damaligen Welt. Die spanische Kriegsschule war sprichwörtlich im 16. Jahrhundert. Der ritterliche Spanier war an sich zum Soldatenwesen vortrefflich angelegt, nicht bloß mit den natürlichen Gaben des Muthes und der unerschrockenen Angriffslust ausgerüstet, sondern auch durch die jahrhundertelangen Kriege in der Gewöhnung an Gefahr und Waffenthum erhalten und hatte daneben eine ungemeine Fähigkeit, Entbehrung und Mühsal zähe zu ertragen.

Die namhaftesten Größen der Feldherrnschule des 16. Jahrhunderts, wie Alba, Don Juan, Requesens, Spinola gehören alle dieser spanischen Tradition an. Spanien besaß überdies eine Flotte, wie kein anderes Reich, hatte die größten Häfen und Seestädte, eine ungeheure Colonialwelt mit noch unerschöpften reichen Ländern und all die Staaten, die bald seine Nebenbuhler und später seine überlegenen Gegner werden sollten, waren noch ganz in den Anfängen ihrer Macht; kurz, Spanien konnte für die Politik seiner Machthaber ein Gewicht in die Wagschale werfen, das ohne Beispiel war in der damaligen Welt.

Aber es ist eines der lehrreichsten Schauspiele der Geschichte, zu sehen, wie diese ungeheure Macht im Laufe eines starken Menschenalters an den Bettelstab gebracht wird, der Art, daß dem Monarchen, der so groß angefangen hatte, wie keiner in seiner Zeit, in den letzten Tagen seines Lebens selbst die Mittel zu seinem persönlichen Unterhalte mangelten und er in seinem verarmten Lande eine Hauscollecte anordnen mußte, um nicht zu darben. Die Mißverwaltung in den Colonien und den Mutterlanden, die unermeßlichen Kriege, die erst mit seinem Tode aufhörten, und die alle unglücklich waren, das verzweifelte Angreifen von Unternehmungen, die den Wohlstand des Landes zu Grunde richteten, gaben vollends den letzten Stoß, aber als das Alles vernichtend hereinbrach, waren schon die inneren Lebenswurzeln dieser Macht unheilbar angegriffen.

Philipp II. war eine eigenthümliche Persönlichkeit.

In ihm tritt jener väterliche Zug phlegmatischer Ruhe und Bedächtigkeit, fatalistischer Gelassenheit hervor wie bei Karl, aber es fehlt ihm das Gegengewicht, das dieser besaß, jene rastlose Reg-

samkeit des Geistes, jene bewegliche Spannkraft des Willens, jenes unermüdliche Schaffen und Treiben, das diesem nicht gewöhnlichen Manne eigen war.

Mehr als im Vater war in ihm von dem schwerfälligen, spanischen Blute, das in Trübsinn oder erstaunliche Passivität, in willenloses Gewährenlassen ausschlagen konnte.

An Gaben und Ideen stand Philipp seinem Vater nicht von ferne gleich. Er war überhaupt kein Kopf, der vielerlei eigenthümliche Ideen aufzunehmen oder zu bewältigen vermochte, vielmehr eine von den Naturen, die mit einem einzigen Gedanken groß geworden sind, daran wie an einem Glaubensartikel mit unglaublicher Zähigkeit festhalten, starr, unnahbar für Alles, was sie davon entfernen könnte, aber auch unbelehrbar durch die fürchterlichsten Züchtigungen, unzugänglich für die eindringlichsten Lehren des Schicksals.

Dazu kam die Neigung zur Despotie, die eigensinnige Gewöhnung, keinen Widerspruch, geschweige denn Widerstand zu ertragen, gesteigert durch das Gefühl einer ungeheuren Macht, und ferner eine in sinnlichen Ausschweifungen, rohen sittlichen Verirrungen früh entnervte Natur, der das Gleichmaß eines charaktervollen Willens abhanden gekommen war, die bald zäh, unbeugsam, hartnäckig an der einmal erfaßten Idee festhielt, bald wieder zum Handeln welk und hinfällig war; die häufig, wo es Handeln galt, unthätig blieb und wo sie nachgeben mußte, einen unglückseligen Starrsinn an den Tag legte.

Unthätig, träge war er darum nicht, aber seine Thätigkeit war das vielgeschäftige Treiben eines engen mittelmäßigen Kopfes, der von dem menschlichen Organismus nur eine sehr unvollkommene Vorstellung hat. Philipp II. schrieb, verordnete, befahl Jahr aus Jahr ein, Tag für Tag; wenn die Regelmäßigkeit, mit der er einen großen Theil seines Lebens am Schreibtisch zubrachte, Thätigkeit genannt werden konnte, so gehört er zu den fleißigsten, gewissenhaftesten Regenten.

Allein dies vielschreibende Cabinetsregiment, diese papierne Bureauthätigkeit blieb dem wirklichen Leben und seinen nicht mechanischen Triebfedern fast vollkommen fremd. Da war Alles rubricirt und gebucht, fast jeder bedeutende Mensch seiner Unterthanen hatte eine eigene Abtheilung auf den ungeheuren Listen, der König rühmte

sich einer enormen Personalkenntniß, die durch ein wohlorganisirtes Spürsystem vortrefflich unterstützt war; ein besseres Bild von einer regelmäßig knarrenden Thätigkeit, die wie ein Uhrwerk 40 lange Jahre sich unverdrossen abspielt, als das Regiment Philipp's II. giebt es nicht.

Und so geistlos eintönig, so mißtrauisch einseitig, wie das persönliche Thun des Regenten war, drohte die ganze spanische Regierungsmaschine zu werden; der monarchische Absolutismus war hier einmal zur Staatsreligion erhoben, irgend eine Milderung der Praxis war von dem finsteren despotischen Hange, der unnahbaren Verschlossenheit dieses Fürsten nicht zu erwarten. Schon der äußere Eindruck, den dieser Mann überall hinterließ, versprach so wenig als möglich.

Darüber haben wir die übereinstimmendsten Zeugnisse aus der Zeit der Anfänge, als der Vater, im Begriffe, die Regierung an ihn abzutreten, ihn den nördlichen Provinzen vorstellte; und schon auf seiner ersten Reise dahin (1548) hatte er sich, wie ein diplomatischer Bericht sagt, „sehr wenig angenehm den Italienern, ganz widerwärtig den Flamändern und gehässig den Deutschen" erwiesen.

Sein Benehmen war jetzt wie später ein Gemisch von Schüchternheit und Hochmuth, das alle Leute zurückschreckte, befangen, furchtsam, so daß er kaum aufzusehen wagte, und dann wieder der spröde, spanische Stolz, abstoßende Kälte, verletzende Härte gegen Alle, wie das sein Vater trotz aller diplomatischen Ruhe seines Wesens nicht gehabt hatte. In Flandern blieb Karl V. bis in seine letzten Tage beliebt, so festgewurzelt war das lebendige Bild der Leutseligkeit seiner guten Tage: Philipp hat sich hier nie die Herzen gewonnen, am Ende sie sich alle in Haß und Abscheu entfremdet. Im Gespräch war er gewöhnlich knapp, abgemessen, finster, wortkarg, Bitten gewährte er selten und wenn er ablehnte, so geschah es in hartem, hoffärtigem Ton, kurz an dem ganzen Manne war nicht eine einzige menschlich liebenswürdige, gewinnende Ader.

Eine solche Natur, über ein großes, fast durchweg absolut regiertes Reich gesetzt, nicht gestützt durch tüchtige Staatsmänner, nicht gelenkt durch weise, erfahrene Rathgeber, mißtrauend gegen Alle, vertrauend allein auf sich selber und doch bei sehr beschränk-

ten Gaben außer Stande, die ungeheure Aufgabe zu bewältigen: das mußte schwere Bedenken gleich Anfangs erwecken und hat es denn auch reichlich gethan.

Philipp II. begann sein Regiment mit zwei einfachen Gedanken, die seine ganze enge Seele ausfüllten, einmal die absolute Staatseinheit, die er in Spanien ererbt, durch sein ganzes Reich durchzuführen, und sodann die Alleinherrschaft der katholischen Kirche in ihrer Unbedingtheit wieder herzustellen.

Das Unglück, das sein Vater auf diesem Wege gehabt hatte, schreckte ihn nicht ab, reizte ihn vielmehr, ihn von Neuem einzuschlagen, und zwar mit umfassenderen Mitteln und noch schrofferer Rücksichtslosigkeit. Der Vater gab sich wohl mit Vorliebe als geborenen Flamänder und schonte die Empfindlichkeit ihrer wie der deutschen Libertät; Philipp II. setzt sich vor, Alles in die spanische Form zu schmelzen, und was sich nicht fügte, erbarmungslos zu zermalmen; er fühlt und giebt sich ausschließlich als Spanier, insbesondere als Castilianer, Aragonien gilt ihm fast als erobertes Land, alle anderen vollends als zu stummem Gehorsam verpflichtete Provinzen, der Gedanke, ihnen ohne Ausnahme die Schablone der spanischen Staatsordnung aufzudrängen, ist recht eigentlich der leitende Gesichtspunkt seines Lebens. In Spanien selbst hatte ihm der Vater mächtig vorgearbeitet, die Macht der Cortes war gebrochen, die Freiheit der Städte seit dem letzten mißlungenen Aufstande schwer erschüttert, der Adel zum Theil schon durch seine Verarmung auf den Dienst der Krone angewiesen; eine sehr zahlreiche Aristokratie war da, aber nur wenige ihrer Glieder waren wohlhabend genug, um unabhängig von der Krone zu leben; denen, die solche Lage verschmähten, blieb nach Alba's Ansicht Nichts übrig als Auswanderung.

In keinem Reiche der Welt war das Bündniß des geistlichen und weltlichen Despotismus so folgerecht durchgeführt, nirgend die neue Inquisition so lebenskräftig wirksam als eine furchtbare Waffe des Einen wie des Andern als hier.

In Spanien war es dahin gekommen, daß, wenn irgendwo ein Widerstand die Krone beunruhigte, das geistliche Gericht als ein Hebel angewendet wurde, der nie versagte. Die letzten ständischen Rechte, die sich hier noch der Allgewalt der Krone entgegenstellten, wurden durch die Inquisition umgangen und gebrochen.

Antonio Perez, früher ein Günstling des Königs, dann das Opfer allerlei höfischer Ränke, hatte sich in das freie Aragonien geflüchtet, das mit seinen großen Privilegien und seinen mächtigen Cortes eine Art Freistaat in dem sonst absolutistischen Königreiche bildete, und hier den Schutz der Gesetze angerufen, wonach er nur von seines Gleichen gerichtet werden durfte. Da nahm man das geistliche Gericht zu Hilfe und es half nicht bloß gegen Perez, sondern auch gegen die unbequemen Freiheiten der Aragonier, deren Rechte von den Soldaten und den Priestern des Königs niedergeworfen wurden.

Dafür wurde aber auch die Kirche in Spanien in einer Weise begünstigt, wie in keinem Lande der Erde. Das geschah zwar nicht so, daß die Kirchengewalt auch über den Staat, d. h. über den Willen des Fürsten gesetzt worden wäre, in dem einen Punkte war in Philipp der Despot doch noch stärker als der bigotte Katholik, verschmähte er es doch nicht, als Paul IV. mit seinen Feinden ging, ihm seine Spanier in den Kirchenstaat zu schicken und auf dem Trienter Concil sehr ernsthaft seine Rechte wahrzunehmen: aber die Kirche bekam ungeheure Dotationen, eine Ueberzahl geistlicher Anstalten und eine Gewalt über die Gewissen, über Leib und Leben der Unterthanen, die nirgend ihres Gleichen hatte.

Das Land hatte 58 Erzbisthümer, 684 Bisthümer, 11,400 Klöster, 23,000 Brüderschaften, 46,000 Mönche, 13,800 Nonnen, 312,000 Weltpriester und mehr als 400,000 Geistliche gegenüber 80,000 Civildienern und 367,000 sonstigen Beamten.

Diese Ziffern zeichnen einen geistlich-weltlichen Beamtenstaat, der der Gesellschaft gegenübersteht, als wäre er nicht um dieser, als wäre diese vielmehr um seinetwillen vorhanden, sie zeichnen ferner eine massenhafte Anhäufung der Güter in todter Hand und ein verhängnißvolles Ueberwuchern der Nation durch geistlichen Müßiggang. Selbst in geistlichen Kreisen barg man sich nicht ganz die ungeheure Gefahr dieses unnatürlichen Verhältnisses. Unter Philipp III. mahnte sogar der Primas der spanischen Kirche, daß die Krone nicht noch weiter gehe in Stiftung von Klöstern, man fürchtete eben doch auch hier, im eigenen Reichthum zu ersticken.

Die Folge dieses Mißverhältnisses war eine vollständige Lähmung der spanischen Volkswirthschaft, vom geistigen Leben gar nicht zu reden; die Anhäufung des Grundbesitzes in todter Hand machte

das Aufkommen eines wohlhabenden Bauernstandes unmöglich, das war der tödtliche Einfluß des geistlichen Regiments nach innen; dasselbe wirkte die Inquisition nach außen: das durch Handel und Gewerbe bis dahin blühende Spanien wurde vom Auslande abgesperrt, der Weltverkehr zog sich von ihm zurück wie von einer ungastlichen, wüsten Insel. Es kam so weit, daß Spanien eines seiner wichtigsten Erzeugnisse ausführen und in der Fremde mußte verarbeiten lassen, weil im Innern die arbeitenden Hände und der Unternehmungsgeist fehlte; der Handelsverkehr verödete unter Philipp II. so sehr, daß die meisten Häfen vollständig vereinsamten, die Märkte stillstanden, die gewerblichen Unternehmungen zerfielen, der Bettel in erschreckendem Maße überhand nahm. Daß das Alles die Folge einer Politik war, die den Staat zu einem Werkzeuge kirchlicher Alleinherrschaft machte, darüber haben die Spanier selbst durch Veröffentlichung unwiderleglicher Beweise und überzeugender Daten seit den letzten 50 Jahren jeden Zweifel entfernt.

---

§ 22.

Die Niederlande und ihre Erhebung. Geschichte, Regiment, Land und Leute der 17 Provinzen vor Philipp II. — Philipp's II. Politik in den Niederlanden seit November 1555. — Die Regentschaft und die Aristokratie, Oranien, Egmont, Margaretha von Parma, Bischof Perrenot (Granvella), die spanischen Truppen, die Vermehrung der Bisthümer. — Die Inquisition in den Niederlanden. — Karl's V. Taktik, die Erneuerung des Edicts von 1550, Granvella's Entfernung 1564. — Egmont's Reise und der Compromiß. Januar 1565 bis Frühjahr 1566. — Der Geusenbund, die Feldpredigten und der Bildersturm, April bis August 1566. — Niederlage des Freischaarenzuges der Geusen bei Austruweel März 1567. — Oranien's Abreise aus den Niederlanden April 1567.

Geschichte, Regiment, Land und Leute der 17 Provinzen vor Philipp II.

Die erste Auflehnung aber gegen dies System sollte nicht aus Spanien, sondern aus einem der Nebenlande kommen, das man das Burgundische oder die Niederlande nannte.

Es waren jetzt 17 Provinzen, welche Karl V. hier seinem Sohn hinterließ und die folgendermaßen zusammengekommen waren.

Die französische Krone hatte in einem einzigen Falle ihr Princip verläugnet, Prinzen des königlichen Hauses nicht mit großen Herzogthümern zu versorgen, sie war davon abgegangen, als König Johann seinen Sohn Philipp den Kühnen mit Burgund ausstattete und so den Kampf der hohen Aristokratie gegen die Krone selbst wieder erneuerte. Die Nachkommen König Johanns*) vergaßen sehr bald, daß sie aus capetingischem Blute stammten und fühlten sich als Herzoge von Burgund mehr denn als Vasallen des Königs von

---

*) Die Abstammung des burgundischen Hauses: Johann der König von Frankreich, dessen Sohn Philipp der Kühne 1363—1404, dessen S. Johann der Gute † 1419, dessen S. Philipp der Gute † 1467, dessen S. Karl der Kühne † 1477.

Frankreich, und das traf zusammen mit der Zeit der Schwäche des Königthums, und der schweren Kriege gegen England. Aus jenem Herzogthum Burgund erwuchs allmälig durch Kauf und Eroberung, durch Erbschaft, nicht selten auch durch Erbschleicherei, verbunden mit förmlichem Zwang ein Gebiet, das im Vergleich mit dem ursprünglichen Kern ein außerordentlich stattliches genannt werden mußte. Noch Philipp der Kühne erwarb Flandern, Artois und die Freigrafschaft durch Heirath, Philipp der Gute durch Vergleich Namur (1428), durch Erbschaft Brabant und Limburg (1430), durch eine Art Zwangsvergleich mit Jakobäa von Baiern das übrige Hennegau, Holland, Seeland, Westfriesland (1433) und Luxemburg durch Vergleich (1443). Dazu erwarb Karl V. Friesland, Ober-Yssel, Utrecht, Geldern und Zutphen. So war das merkwürdige Reich zusammengewachsen; es hatte begonnen mit einem Theil des alten burgundischen Fürstenthums, sich ausgedehnt an der lothringischen Grenze durch Luxemburg, zu ihm gehörte weiter das ganze heutige Belgien, ein Theil von dem Flandern und Artois unserer Zeit, und das heutige Königreich Holland.

Dies ganze Gebiet hatte zuerst Karl V. seinem vollen Umfange nach besessen und auf dem Reichstage zu Augsburg (1548) die pragmatische Sanction durchgesetzt, wonach dasselbe ein geschlossener Staatskörper sein, eine eigene Matrikel zahlen, auf dem Reichstag Sitz und Stimme haben, aber von den sonstigen Lasten der Reichsangehörigkeit befreit sein sollte. Das Reich hatte die Pflicht, die Lande zu schützen gegen jeden Angriff, aber kein Recht, hier seine Gerichtsbarkeit zu üben, Kreisconvente zu halten und Gehorsam in den Dingen zu verlangen, die sonst einem Reichsland oblagen.

Im Uebrigen war die innere Verwaltung Karl's in diesen 17 Provinzen geschickt und maßvoll, nur in einem Punkte hielt er unnachgiebig jede Gegenwirkung ab, in Sachen der alten Gläubigkeit; auf jedem Wege suchte er die auch dort sich regende neue Lehre abzuwehren und scheute nicht die grausamsten, blutigsten Mittel, die alte Kirche unerschüttert aufrecht zu erhalten. Sonst kam er mit den sehr verwickelten Rechtsverhältnissen des Landes leidlich aus; daß dem spanischen Selbstherrscher die republikanische Atmosphäre nicht wohl that, daß er gern eine Gelegenheit ergriff unter den zahlreichen, buntgewürfelten localen Privilegien städtischer, corporativer, provincieller Art aufzuräumen, so weit es ohne allzu-

viel Aufsehen geschehen konnte, erklärt sich leicht, allein es zeichnet seinen politischen Takt, daß er es meist vorzog auf Umwegen an sein Ziel zu kommen. So war es ihm denn auch, freilich nicht ohne Kampf, gelungen, sich auf die Besetzung der Verwaltungsstellen, auf das Gerichtswesen, auf die Besteuerung der reichen Provinzen einen Einfluß zu verschaffen, größer, als ihn je ein burgundischer Fürst geübt hatte. Daß er in diesem schwierigen Verhältniß sich mit Glück und Geschick zu bewegen gewußt hatte, beweist die große Beliebtheit, die er dort lebenslänglich genoß. Noch am letzten Tage seines Regiments, an jenem 25. October 1555, da er ein gicht-brüchiger Greis, auf seine Krücke gestützt, auf dem feierlichen Hoftag zu Brüssel seine Abdankung aussprach und seinen Sohn Philipp als Nachfolger vorstellte, war diese Popularität in ergreifenden Scenen der allgemeinen Rührung zum Ausdruck gekommen.

Die Niederländer waren stolz, ihn als ihren Landsmann betrachten zu können und er hörte das gern. Er hatte wirklich eine gewisse persönliche Vorliebe für diese Gebiete. Seine Regierung war hier in jeder Beziehung geschickt und erfolgreich gewesen, die hundertfachen kleinen Rivalitäten hatte er glücklich zu vermeiden gewußt und sich so heimisch hier gemacht, daß er, obgleich er selten anwesend sein konnte, doch als der angestammte Landesfürst galt.

Das Land war ungemein reich an Schätzen und Hilfsmitteln. Es enthielt die ergiebigsten Quellen vielseitigen Wohlstandes und Reichthums zugleich in sich, je verschiedener die Landestheile in Erzeugnissen und Lebensweise waren. Flandern, Hennegau, Artois, Namur waren üppige Fruchtlande, deren Bodenertrag das ganze große Reich versorgen konnte; in Gent, Brügge, Antwerpen, Brüssel und anderen Städten blühte das Gewerbe wie nirgends in Europa, die überlieferte Kunst der Tuchbereitung, der Weberei, der Färberei und andere Zweige von Alters her einheimischer Werkthätigkeit waren damals auf ihrem Höhepunkte, Antwerpen war eine Weltstadt, mit der keine Stadt der Erde an Blüthe sich messen konnte, zugleich war ein großer Theil des Landes Küstenland, bestrichen vom Meere, welches der große Verkehrsweg zwischen Norden und Süden war, wie Guicciardini sagte, „der natürliche Hafen und Stapelplatz für den Handel der europäischen Welt".

Das ganze nördliche Gebiet war Küstenland, zum Theil durch Kunst dem Meere abgerungen, zum Theil mehr Meeresküste als

wirklich angebautes und bewohnbares Land, und es wohnte dort ein zäher tüchtiger Volksstamm, vom alten friesischen Blut, der mit bewunderungswürdiger Ausdauer im steten Kampfe mit Sturm und Fluth, mit Wind und Wellen, sich dort eine Heimath zu schaffen gewußt hatte. Dieser Zug ist dem Volke eigen geblieben bis heute, noch heute haben die Holländer Binnenmeere ausgetrocknet und fruchtbare Gelände daraus gemacht, das ist die alte friesische Geduld, die germanische Zähigkeit, die sich nach dieser Seite auch unter den schwierigsten Verhältnissen dort nie verläugnet hat. Von Rotterdam bis an die äußerste Spitze der friesischen Küste war eine Fülle größerer und kleinerer Plätze, die als natürliche Häfen sich zu bedeutender Blüthe aufgeschwungen hatten. Die Gewohnheit auf dem Meere zu leben, die Vertrautheit mit seinen Gefahren, das seemännische Blut, die Neigung zu Entdeckungsfahrten und Ansiedlungen in der Fremde, das Alles war hier schon im Keime vorhanden, noch ehe aus den kleinen Fischerdörfern große Hafen- und Handelsstädte geworden waren.

Der geistige Zustand der Bevölkerung stand nicht zurück hinter ihrer äußeren Blüthe. Die Geschichtsquellen des Landes heben ausdrücklich hervor, daß in diesem sonst prosaischem Handels- und Gewerbebetrieb hingegebenen Lande auch Wissenschaft, Künste und alle ernsteren Bestrebungen eine nicht unebenbürtige Pflege gefunden haben, daß das Land außer seinen namhaften Universitäten überall tüchtige Schulen besaß, die der neue humanistische Geist rascher und tiefer ergriffen hatte, als die irgend eines andern Landes, und daß die Cultur auch in das Volk hinabdrang: „es gab kein Land“, rühmt einer der Zeitgenossen, „wo so viel Wissen und Bildung herrschte wie bei uns, selbst in den friesischen Fischerhütten traf man Leute, die nicht bloß lesen und schreiben konnten, sondern auch über die Auslegung der Schrift disputirten, als ob sie Gelehrte wären“. Mag das übertrieben sein, es war schon Ruhmes genug, daß bei aller Hast materiellen Erwerbes ein wirkliches Bedürfniß nach geistiger Bildung bis in die untersten Schichten hin eingedrungen war. Die Zeugnisse von Freund und Feind sind darüber einig, daß der Zustand dieser Länder alle Bedingungen äußerer und innerer Wohlfahrt in seltenster Weise in sich vereinigte.

Nach Lebensweise und Verfassung waren die 17 Provinzen außerordentlich verschieden.

In Flandern, Brabant, Hennegau, war ein großer grundbesitzender Adel, waren mächtige Herren, die ihre Güter nach Quadratmeilen maßen, deren mancher nicht unähnlich einem deutschen Fürsten war. In den Städten, wo seit alter Zeit ein großartiges Handelsleben im Schwung war, gab es ein selbständiges, stolzes Bürgerthum, das, wie die Bürger von Gent, nicht bloß sein friedliches Geschäft, sondern auch das Waffenhandwerk zu treiben wußte, wenn es nöthig war; die Genter insbesondere hatten sich schon im 14. und 15. Jahrhundert bemerkbar gemacht und sich in die Kämpfe mit der Ritterschaft erfolgreich hineingewagt. Nordwärts war altfriesisches Land. Die Friesen sind der einzige deutsche Stamm, der sich wesentlich demokratisch entwickelt hat, wo Adel und Königthum keinen Boden fand, die ganze Lebenslage dieses Volks, das auf Fischerei und Seefahrt angewiesen war, ließ die Entwicklung einer Aristokratie nicht leicht aufkommen.

So ging politisch und social ein tiefer Unterschied durch das Land. Im Norden waren die Seestädte mächtiger geworden als die deutschen Hansestädte, man fand hier weder große Herren noch eine mächtige Kirche, man fand hier überall den gleichen Stolz demokratischer Selbständigkeit und unabhängiger Selbstregierung in städtischen und ländlichen Gemeinden, und unter diesem Volke von Gewerbtreibenden, Rhedern und Fischern nirgends Elemente, die zu monarchischer Entwicklung angethan gewesen wären.

Von den 17 Provinzen hatte jede ihre eigene Verfassung; je nach dem Ueberwiegen der Klassen des Volks bestimmte sich der Grundcharakter derselben, in Flandern und Brabant mehr aristokratisch, im Norden mehr demokratisch, aber nirgends monarchisch; eine buntscheckige Welt von Bildungen mannichfaltigster Art, mit provinciellen, städtischen, örtlichen Privilegien und mit den vielfältigsten Abstufungen vom Feudalismus bis zur Demokratie. Doch war der vorwiegende Charakter im Allgemeinen ein vielfarbiges Conglomerat von kleinen Republiken — nicht unähnlich der alten Schweiz — mit loser monarchischer Verbindung, in einzelnen Theilen des Nordens hatte sich bereits jene Verfassung der städtischen Aristokratieen zu entwickeln angefangen, die nachher in Holland die herrschende geworden ist.

Das Regiment über eine so gestaltete Welt war leicht und schwer. Leicht war es insofern, als die Menge der Unterschiede in

Rechten und Interessen nicht leicht einen gemeinsamen Widerstand aufkommen ließ; bis diese zahlreichen Sonderexistenzen sich unter einer Fahne sammelten, mußten gewaltige Erschütterungen kommen, vor denen schließlich kein Particularismus mehr Stand hielt: durch Theilung über Alle zu herrschen, war hier die bequemste Staatskunst. Schwer war es aber, weil es einer Politik, die nicht bloß herrschen, sondern auch Vortheile aus dem Lande ziehen wollte, darauf ankommen mußte, die Bevölkerungen durch Schonung der alten überlieferten Rechte, Gefühle und Vorurtheile bei guter Laune zu erhalten, weil diese viel- und tiefgespaltenen Kreise einig waren in der festgewurzelten Anhänglichkeit an den alten Rechtsbesitz, der für sie das Palladium ihrer Freiheit war, und darum alles Nivelliren und Uniformiren tödtlich verabscheuten. Man hätte nicht einmal mit dem Stammnachbar getauscht, wie vielweniger mit einer fremden Einheit, die der Wille eines absoluten Herrschers etwa Allen aufnöthigen wollte.

Karl V. würdigte diese Momente im Allgemeinen nicht unrichtig, er wußte es dahin zu bringen, daß sich nie ein gemeinsamer Widerstand gegen ihn bildete, blutiges Einschreiten hat er nur einmal 1540 in Gent nöthig gehabt, aber eine gleichartige Ordnung durchzuführen, darauf verzichtete er von vornherein.

Philipp's II. Politik in den Niederlanden seit November 1555. Die Regentschaft und die Aristokratie.

Unter diesen Umständen trat Philipp sein burgundisches Erbe an. Sein erstes Auftreten im Lande hatte nicht günstig gewirkt. Schon bei der Vorstellung im October 1555 war sein finsteres, steifes Wesen, seine theils linkischen theils unfreundlichen spanischen Manieren unangenehm aufgefallen, und wenig glückverheißend war es, daß er, als die Stände freimüthig ihre Beschwerden vortrugen, mit unverhehltem Groll vom Throne aufstand und zornig den Saal verließ. Je beliebter Karl gewesen war wegen seiner entgegenkommenden Leutseligkeit, desto verletzender wirkte die kalte abstoßende Art seines Sohnes. Aber das waren doch nur Empfindungen oder trübe Ahnungen, die wechseln und flüchtig vorübergehen konnten, ein Keim zum offenen Zerwürfniß und zur Auflehnung lag darin noch nicht.

Mißverständnisse freilich waren gleich Anfangs nicht zu hin-

dern und die hingen nicht am äußeren Eindruck des jungen Monarchen, sondern hatten ihren Grund in reellen Maßregeln desselben.

Der König konnte nicht selbst im Lande regieren und mußte also einen Statthalter ernennen, der in seinem Namen als Regent die Zügel führte.

Fragte man die Stimmen, die im Lande den Ton angaben, insbesondere die Wortführer der zahlreichen Aristokratie, so war die einstimmige Antwort, dazu sei Einer aus ihrer Mitte zu bestellen, den Reichthum, Namen, Verdienst, Einfluß, zur Rolle eines Regenten befähigten.

An Candidaten fehlte es nicht. Da waren zunächst Graf Egmont, Prinz Wilhelm von Oranien und dann eine ganze Reihe hochangesehener, einflußreicher Männer, die sich als deutsche Reichsfürsten betrachteten, und denen der Ehrgeiz nicht zu verwegen schien, sich die Statthalterschaft im Lande zu erringen.

Philipp hatte sich die Frage schon aufgeworfen, denn der Wunsch war ihm so offen entgegengetragen worden, daß er ihn verstehen mußte, aber er war entschlossen, darauf nicht einzugehen. Er mißtraute dieser Aristokratie und fürchtete ihre Macht. Schon früh ließ er sich Bericht erstatten über die Spitzen dieses Adels und es finden sich Bemerkungen wie die über Egmont: „Nutat in religione; was er heute sagt, davon wird er morgen das Gegentheil thun; dieser Herr ist der, der sich gegenwärtig am lautesten vernehmen läßt, und den die Andern vorschicken, um Dinge zu sagen, zu denen sie selbst den Muth nicht haben." Ueber Wilhelm: „Er geht mit mehr Feinheit zu Werke, hat auch im Allgemeinen und Besonderen mehr Credit als Jener; wenn man den zu gewinnen wüßte, hätte man die Andern vielleicht in der Gewalt."

Diese beiden Herren standen also schon früh als verdächtig angestrichen im schwarzen Buch und dazu lag in ihrem bisherigen Verhalten kein Grund. Beide waren vielmehr so gestellt, daß man eher in ihnen die eifrigsten Träger des königlichen Willens hätte erwarten sollen. Graf Egmont hatte eben noch einen Theil der spanischen Armee gegen die Franzosen geführt, durch seine Siege bei St. Quentin und Gravelingen allein den Krieg glücklich zu Ende gebracht: es war nicht abzusehen, weshalb er des Königs Mißtrauen verdient haben sollte. Er war überhaupt keine Natur,

die Mißtrauen erregen konnte, ein ausgezeichneter Soldat, der Stolz seines Meisters Karl's V., der ihn schon mit 17 Jahren, als er eben die Waffen tragen konnte, mit in's Feld nach Tunis genommen, dabei einer der größten Herren in Flandern und Brabant, mit deutschen Fürstenhäusern nahe verwandt und selbst etwas von einem deutschen Fürsten, aber dem königlichen Hause aufrichtig ergeben.

Eitelkeit, Neigung zu jähzornigem, hoffärtigem Aufbrausen ließen sich ihm nicht absprechen, aber auch der edle Ehrgeiz nicht, sich durch wirkliche Verdienste die Anerkennung seines Königs zu erwerben und überdies war er — das wußten Alle — arglos und ohne Falsch. Hie und da klang bei ihm das verletzte Selbstgefühl des großen Herren durch, er ließ sich gerne huldigen und sah ungern, wenn es ihm versagt ward. Aber tief ging das bei ihm nicht, seine Worte waren stets schlimmer als seine Gedanken, zu Ränken und Umtrieben fehlte ihm jedes Talent, er war eine offenherzige, arglose Natur und ohne all die Eigenschaften, die zu der befürchteten Rolle nöthig gewesen wären.

Prinz Wilhelm von Oranien (geb. 1533) war schon durch seinen Vater in die Verbindung mit den kaiserlichen Diensten und in die Niederlande gekommen. Als Page am Hofe des Kaisers aufgewachsen, und der erklärte Liebling des Monarchen, war er schon seit seinem zwanzigsten Jahre mit wichtigen Sendungen betraut worden, überall sichtbar bevorzugt und mit einer persönlichen Theilnahme behandelt, die Jedem auffallen mußte. Von den wahrhaft bedeutenden Eigenschaften, die er später in dem Drang einer ungeheuren Aufgabe entwickeln sollte, wußte die Welt damals Nichts, er erschien ihr als ein gewandter, üppiger, prachtliebender Cavalier, der den bedenklichen Ehrgeiz seiner späteren Tage nicht entfernt verrieth.

Schon seine nassauischen Vorfahren hatten in den Niederlanden militärische und politische Posten von Bedeutung inne gehabt, sein Vetter Renatus hatte ihm das wichtige Erbe in Burgund, Oranien, hinterlassen, und darin lag die Macht des kleinen Herzogs von Nassau, der er sonst war. Sein Charakter als Staatsmann wird sich vor uns entwickeln im Laufe der Geschichte, der er angehört; bis jetzt war davon wenig zu sagen, er war groß geworden nur in des Kaisers Gunst und Dienst, Karl V.

hatte ihn zu seinem vertrautesten Boten gemacht, ihn bei ernsten diplomatischen Geschäften mit Auszeichnung hervorgezogen: als er die Kaiserkrone niederlegte, mußte Wilhelm sie seinem Bruder Ferdinand überbringen, und als er in die Niederlande kam, um seine Abdankung zu erklären und seinen Sohn einzuführen, da erschien er, die Rechte auf die Krücke, die Linke auf Wilhelm's Schulter gestützt.

Aus solcher Vergangenheit ergab sich Nichts, was auf Feindseligkeit gegen die Krone deuten konnte, wenigstens nicht mehr als aus jeder im Staate bevorzugten Stellung. Beide hatten dem Kaiser wichtige Dienste geleistet, Einer so ergeben wie der Andere, beide waren als Katholiken geboren und erzogen, Egmont streng gläubig, Oranien ein Weltkind, dem die Religion stets als etwas Beiläufiges erschien, das sich den Verhältnissen zu fügen habe; an religiösen Fanatismus, oder auch nur herzliche Theilnahme für irgend ein Bekenntniß, war bei ihm gar nicht zu denken, darin war er ungemein ähnlich seinem großen Gönner, Karl V.

Das Erste, was nun in den Niederlanden geschah, war die Niedersetzung einer Regentschaft, welche im Namen des Königs die Verwaltung leitete.

Gleich hier gab sich der Zwiespalt der Anschauungen und Interessen kund. Die hohe Aristokratie, gewöhnt von Kaiser Karl V. in den besten Aemtern der Verwaltung und des Heeres verwendet zu werden, rechnete darauf, daß Einer aus ihrer Mitte dazu erwählt werden würde, insbesondere unter den beiden hervorragendsten Häuptern derselben, Egmont und Oranien, hielt sich Einer so gut dazu geeignet als der Andere. Ob man den Adel berücksichtigen oder übergehen wolle, war eine Frage der Zweckmäßigkeit, es ließ sich Vieles dafür und Vieles dagegen sagen, daß man an und für sich den Adel am meisten an die Krone ketten werde, wenn man ihn in's Interesse der Regierung zog, war richtig, daß es aber auch nicht ungefährlich sei, diesem Adel, der fast durchweg tief verschuldet, und darum von Hause aus neuerungslustig war, eine so große Macht anzuvertrauen, war gleichfalls richtig, und dies Letztere war für den argwöhnischen, mißtrauischen Philipp entscheidend.

In zweiter Reihe hatte die Aristokratie mindestens darauf gerechnet, daß, wenn Keiner aus ihrer Mitte, so doch eine ihnen ge-

nehme Persönlichkeit gewählt werden würde, von der sie hofften, daß sie sie würde leiten können. Man hatte hierfür eine Verwandte des Kaisers in Aussicht, von der man am ersten erwartete, daß sie die Statthalterschaft erhalten und dann im Einverständniß mit den großen Herren führen würde: die Herzogin Christina von Lothringen war Oraniens Candidatin. Aber wieder that Philipp das Gegentheil, nicht diese populäre Prinzessin, sondern Margaretha von Parma wurde gewählt (1559). Kaiser Karl V. hatte als sein ältestes Kind eine uneheliche Tochter hinterlassen, die er kraft seiner kaiserlichen Stellung leicht legitim sprechen und durch eine fürstliche Vermählung in den Kreis der Dynastien einführen konnte. Das war denn auch ihre Laufbahn. Von des Kaisers Schwester, Maria von Ungarn erzogen, wurde sie zwölfjährig mit einem elenden Wüstling, dem Mediceer Alexander vermählt und nach dessen Tode mit Ottavio Farnese, dem späteren Herzog von Parma und Piacenza verheirathet: aus dieser Ehe war Alexander Farnese, eine der hervorragendsten Erscheinungen des ganzen Jahrhunderts, hervorgegangen.

Eine Frau mit manchen männlichen Eigenschaften, gebieterisch im äußeren Auftreten, begeisterte Katholikin und tief eingeweiht in alle Künste spanischer Verstellung und Doppelzüngigkeit, das war die neue Regentin, Margaretha von Parma.

Diese Ernennung machte keinen guten Eindruck; man hatte von dem Wesen der Frau die Kenntnisse noch nicht, die wir jetzt aus authentischen Actenstücken schöpfen können, aber man wußte, daß sie, obgleich Tochter einer Niederländerin, in der Fremde dem Lande fremd geworden sei und aller Wahrscheinlichkeit nach im spanischen Geiste regieren werde, und das genügte.

Wir haben in ihrer durch Reiffenberg 1842 herausgegebenen Correspondenz, einem Buch, das nicht in den Buchhandel gelangt ist, die vollständigsten Aufschlüsse über ihre Stellung und über den Geist, in dem sie dieselbe auffaßte. Philipp hatte sie gewählt, weil sie ganz abhängig von ihm war; er konnte sie jeden Augenblick in ihr Nichts zurückverweisen, sie hatte kein eigenes Vermögen und wenn sie entlassen wurde, so verschwand sie im Dunkel, wie das nachher auch geschehen ist. Aus ihren Briefen geht nun deutlich hervor, daß sie diesen wichtigen Umstand vollkommen richtig gewürdigt und sich ihre heikle Stellung mit derjenigen willenlosen Ge-

schmeidigkeit gegen jeden Einfall ihres Bruders zurecht gelegt hat, die ihr in solchem Fall geboten war.

Sie hat das Mißtrauen Philipp's gegen die Aristokratie des Landes recht eigentlich genährt und planmäßig groß gezogen, sie hat gleich von Anfang an gegen Egmont und Oranien Klage geführt und fort und fort Oel in's Feuer gegossen; statt den Adel, der schon beleidigt war, zu begütigen und an sich zu ziehen, stieß sie ihn schroff zurück.

Das Land mit seinen verwickelten Zuständen war an sich schwer zu regieren, sie aber war vollends die geeignete Persönlichkeit nicht, das ging unter allen Umständen über die Kräfte einer Frau, zumal wenn sie einen so wenig loyalen Charakter hatte, wie die Regentin, deren amtliche Kundgebungen, mit ihren Briefen verglichen, wie eine einzige große Lüge erscheinen. Dem Lande war sie zu fremd, sie kannte nicht einmal dessen Sprache, mußte sich also, selbst wenn sie es anders gewollt hätte, Einflüssen Anderer hingeben und diese waren nach dem Willen des Bruders gewählt.

Da war vor Allem ein Mann, den bald alle Pfeile des Parteigeistes trafen, der Cardinal Granvella, wie er seit Anfang 1561 hieß.

Die Familie war erst unter Karl V., der die Talente zu finden wußte, emporgekommen. Nicolaus Perrenot war noch ein ganz dunkler Advocat in Burgund gewesen, als der Kaiser ihn hervorzog und zu seinem vertrautesten Minister machte. Eines seiner Kinder war Anton, geb. 1517, der talentvoll, rührig von Hause aus, in dem geistlichen Stande eine Stufe nach der andern im Fluge zurücklegte und auch früh vom Kaiser auffallend begünstigt wurde.

Zu Anfang der vierziger Jahre finden wir ihn bereits als Bischof von Arras im Gefolge des Kaisers und wie er denn ein rühriger, nicht gerade oberhirtlicher Bischof war, nahm er an allen Fahrten und Kämpfen des Kaisers Theil wie ein General, und gefiel sich hier wie sonst im Leben darin, nicht eben den spröden Geistlichen zu spielen.

Seine Stellung ist früher sehr verschieden beurtheilt worden, wir sind jetzt im Stande, ihn ziemlich erschöpfend zu würdigen.

Er war ein gewandter, geist- und kenntnißreicher Mensch, unstreitig der fähigste in der Umgebung der Statthalterin, im Lande geboren, vertraut mit seinen Verhältnissen, dabei ein rüstiger Ar-

beiter von kolossaler Ausdauer und entschiedenstem Talent, das beweist die unermeßliche Fülle von vortrefflich geschriebenen Actenstücken, die wir von ihm haben. Die ganze Last der Regierung lag auf seinen Schultern und er verwaltete sie, den Befehlen und Interessen seines König blind ergeben: „Ich bin kein Burgunder", sagte er wohl, „ich bin kein Flamänder, ich gehöre Philipp II. an".

An der Hand der Briefe wird man manchen Vorwurf, der ihm gemacht wird, widerlegen, aber auch manche bisher weniger bekannte Schwäche seines Charakters neu entdecken können. Ueber die Größe und den Charakter seines Ehrgeizes sind Alle einig. Daß er geschmeidig auf jede Laune seines Herrn einging, jedem Gedanken des Königs, dessen Natur er vortrefflich studirt hatte, von ferne her entgegen zu kommen suchte, daß er in seiner vielgewandten Staatskunst zugleich ein wohlgeschulter Schmeichler war, das zeigen diese Briefe ebenfalls. Aber die Vermehrung der Bisthümer, den Gedanken der Einführung der Inquisition, die Hinrichtung von Egmont, die man ihm zugeschrieben hat, hat er vielmehr eifrig bekämpft, wie diese Actenstücke nachweisen. Er war nichts weniger als ein unabhängiger Charakter, der irgend Etwas auf eigene Verantwortung unternimmt, er war vielmehr aalglatt wie ein Emporkömmling, für den die Gunst seines Herrn der einzige Adelsbrief ist, zu jeder Handlung und Unterlassung auf Befehl bereit, aber doch im Kerne seines Wesens ein vermittelnder Charakter, der nicht entfernt mit Männern wie Alba zusammenging.

Wie das zu gehen pflegt, ward auf ihn aller Haß gewälzt. Er war der hervorragendste Mann in der Statthalterschaft, durch seine Hände ging Alles und er war darum in der That der hauptsächlich verantwortliche Träger des Regiments, auch wenn man darin irrte, daß man ihm Vieles persönlich allein zurechnete, woran er mehr oder weniger unschuldig war.

Sein Wesen war nicht dazu angethan, dies Vorurtheil zu entwaffnen. Er hatte alle Charakterzüge eines Emporkömmlings, war geschmeidig, unterwürfig nach oben, hoffährtig, anmaßend nach unten, pochte mit recht sichtbarem Trotz auf seine geistlichen Würden, erst als Bischof, dann als Erzbischof, zuletzt als Cardinal und ließ Alles, was in seine Nähe kam, recht verletzend fühlen, daß er eigentlich der Herr sei, und auch die ersten Männer des Landes hatten das zu empfinden. Wenn man weder Egmont noch

Oranien zum Statthalter machte, so hatte man Gründe, für die sich viel sagen ließ; daß man aber den Sohn eines Advocaten über sie setzte, einen rohen Plebejer über Edelleute von fürstlichem Rang, das war nicht klug gehandelt, das hieß ein Uebel durch ein grö- ßeres ersetzen und darin lag sogleich ein schwerer Fehler Philipps.

Granvella verstand es nicht, mit den hohen Herren zurecht zu kommen, ihnen die Ueberlegenheit seiner Stellung minder fühl- bar zu machen, vielmehr hatte jeder derselben Ursache über ihn zu klagen, zumeist der auffahrende Egmont, aber auch Horn und Oranien, der Anfangs eine Art freundschaftliches Einvernehmen zu bewahren wußte, dann aber auch mit ihm zerfallen war. Alle machten ihn verantwortlich für jede schlimme Maßregel, und sie hatten Recht, er war die Seele eines Regiments, das den Freiheiten der Niederlande den Tod geschworen hatte, wenn er auch manche der ärgsten Maßregeln nicht gerathen oder nicht gebilligt hatte, und er ließ sie mit Behagen empfinden, daß er die Fürsten der Niederlande unter seinen Füßen habe.

Die Form der Regierung war nun folgende. Neben der Re- gentin standen drei Räthe, die dem Namen nach die Geschäfte des Landes unter sich theilten, der That nach aber durchaus ein Werk- zeug waren eines Cabinets, von welchem die Regentin insgeheim angewiesen war, alle Weisungen zu empfangen, und dies bestand erstens aus Granvella, dann aus dem gelehrten Viglius van Aytta, einem schwankenden, unzuverlässigen Charakter, von dem seine eigene Partei aussagte, daß er für Geld zu haben und daß sein Glaube anrüchig sei, und endlich aus Barlaymont, der zum Adel gehörte, aber dem man deshalb um so weniger verzieh, daß er in seinem Beamtenhochmuth die vornehmen Herren recht geflissentlich vor den Kopf stieß.

Erste Mißhelligkeiten. Die spanische Soldateska. Die Vermehrung der Bisthümer (1560—61).

Das war die Lage der neuen Regierung im Jahre 1559: eine Verwaltung von Fremden oder Emporkömmlingen, deren po- litisches und religiöses Glaubensbekenntniß den allgemeinen Empfin- dungen der Nation schroff, feindselig entgegenstand und die, wie fähig sie sonst sein mochten, die beginnende Spannung nur ver- schärfen konnten.

Die Aristokratie war von Gedanken an Erhebung noch sehr weit entfernt, aber sie war in einer Lage, daß sie gewisse Vorrechte und Begünstigungen glaubte erwarten zu können. Unter Karl V. war sie hervorgezogen und zu allen wichtigen Stellen verwendet worden; vielleicht hatte Karl sie dadurch mit dem Interesse seiner Krone verflechten, vielleicht aber auch finanziell ruiniren wollen, erreicht hatte er jedenfalls, daß sie seinem Dienste mit Verschwendung lebte. Die Geschichtsschreiber bezeugen uns übereinstimmend, daß der Adel der Niederlande unter Karl's prunkvoller Regierung mit ungeheuren Opfern am Staatsdienste Theil nahm, daß unter seinen Reihen ein Wetteifer der verschwenderischen Prachtentfaltung um sich gegriffen hatte, der unermeßlich reiche Familien zu Grunde richtete und fast alle in unerschwingliche Schulden stürzte; sehr ehrenvoll und glänzend waren stets des Kaisers Aufträge und Aemter, aber sie trugen Nichts ein, sondern kosteten jedes Mal einen Theil des eigenen Vermögens. Wilhelm von Oranien soll 900,000 fl. Schulden gehabt haben, von denen ein beträchtlicher Theil herrührte von dem Aufwand, den er bei prächtigen kaiserlichen Sendungen hatte machen müssen. Das konnten die großen Herren nicht vergessen. Sie hatten dann einen Krieg geführt, den Krieg mit Frankreich glücklich entscheiden helfen und auch hier Opfer gebracht. Dann war in den Niederlanden eine Hungersnoth gewesen und an den großen Grundbesitz waren die größten Forderungen herangetreten. Die Aristokratie beanspruchte deshalb Ausstattung mit Aemtern und Würden, und diese Ansprüche wurden theils mit unkluger Schroffheit abgewiesen, theils mit geringen Entschädigungen abgefunden.

Darüber freilich hätten die Niederlande niemals einen bewaffneten Aufstand unternommen, nur mit der Zeit konnte es von Bedeutung werden, daß man es nicht verstanden hatte, sich einen so einflußreichen, angesehenen Theil der Bevölkerung geneigt zu machen. Im Volke machte man die Sache des enttäuschten Adels nur theilweise zur eigenen; man hätte einen Egmont oder Oranien lieber als eine spanische Camarilla an der Spitze gesehen, aber das war doch kein Gegenstand, um sich leidenschaftlich darüber zu erhitzen und eine blühende, lebenslustige Provinz zum Aufruhr zu treiben. Um so unzweideutiger war die nationale Abneigung der Niederländer gegen die Spanier; die beiden Völker haßten sich,

wie sich je zwei Nationen unter demselben Scepter gehaßt haben, und daß dies Verhältniß sich nicht besserte, sondern wo möglich bis zur Unversöhnbarkeit verschärfte, dafür zu sorgen, war das neue Regiment nach Kräften beflissen.

Philipp II. begann damit, das Land militärisch besetzen zu lassen. Seit dem Abschluß des Friedens mit Frankreich war kein Grund mehr, mit Auflösung der Heere zu zögern. Aber ein Theil des spanischen Heeres wurde in den Niederlanden in Quartier gelegt, vielleicht zunächst nur in der Berechnung, daß die Truppen auf Kosten des Landes verpflegt werden sollten, aber auch mit sichtbaren Hintergedanken an Verwendung gegen einen Feind, der seit dem Frieden nicht mehr außer, sondern nur noch in den Landen gesucht werden konnte. Die Bequartierung mit fremden Truppen widersprach durchaus dem Geiste des alten Landesrechts sämmtlicher Provinzen und war überdies eine unerträgliche Belastung nach der großen Hungersnoth, unter der das Jahr vorher die ganze Bevölkerung vom kleinen Mann bis zum höchsten Adel hinauf schwer gelitten hatte. Niemand wollte einsehen, wozu man die paar tausend brutalen spanischen Hungerleider verpflegen sollte, für deren fortdauernde Anwesenheit gar kein vernünftiger Grund angegeben werden konnte. Die Last traf Jeden, die Beschwerde war deshalb allgemein und populär; die Erbitterung war stellenweise ganz unglaublich, die Seeländer z. B. schwuren, sich lieber allesammt, Männer, Weiber und Kinder in den Fluthen begraben zu lassen, als die schmachvolle Mißhandlung durch die fremde Soldateska länger zu ertragen.

Die Unmöglichkeit, die spanischen Kriegsvölker, die Philipp für seine Inquisition so nöthig brauchte, im Lande zu lassen, ward bald so sichtbar, daß selbst Granvella und die Regentin verzweifelten, dem Unwillen des Landes länger zu trotzen. Sie stellten dem ungehaltenen König vor, wenn die Truppen nicht abzögen, so würde aus den reichen Provinzen kein Pfennig mehr an die Staatskasse eingehen und Granvella schrieb: „Es schneidet mir in die Seele, das spanische Fußvolk abziehen zu sehen, aber es muß sein, wenn nicht die Provinzen in die augenscheinlichste Gefahr einer plötzlichen Empörung versetzt werden sollen“. Fast auf eigene Faust ließen sie die Truppen abmarschiren (Anfang 1561), für deren auswärtige Verwendung sich eben jetzt ein anständiger Vorwand fand. Aber bei dem König, der darüber in seinen Depeschen sehr zornig that,



stand es jetzt fest, daß mit Nachgiebigkeit hier Nichts auszurichten sei, man müsse wo möglich kurz und schneidig durchgreifen und wenn es dabei eine Anzahl Köpfe koste, so schade es Nichts. Er selbst vertheidigt Granvella in einer Depesche gegen den Vorwurf, er habe ihm gerathen, ein halbes Dutzend Köpfe springen zu lassen; das habe er keineswegs gesagt, aber an sich wäre das „gar so übel nicht".

Und das geschieht zu einer Zeit, wo sich in den Niederlanden noch keine Hand zur Empörung regte!

Zu der Erbitterung über die spanischen Söldner kam ein Anderes; ein Plan war hervorgetreten, der früher Granvella zugeschrieben wurde, von dem er aber frei zu sprechen ist, der nämlich, die Zahl der Bisthümer in den Niederlanden zu vermehren und aus den neuen Bisthümern Organe der Inquisition zu machen.

Es gab in den reichen Landen mit ihren 3 Millionen Seelen nur 4 Bisthümer, Arras, Cambray, Tournay in den südlichen, Utrecht in den nördlichen Provinzen. Das erschien Philipp als ein grobes Mißverhältniß, wenn er sein mit geistlichen Oberhirten übersäetes Spanien damit verglich. Er dachte die Zahl um mehr als das Vierfache zu erhöhen. Der Papst Paul IV. ging mit Eifer auf die Sache ein; in seiner von dem Nachfolger Papst Pius IV. Januar 1560 bestätigten Bulle hieß es, es sei dringend nothwendig, in diesen gesegneten Gefilden einige neue Bisthümer zu pflanzen. Der Feind des Menschengeschlechts treibe jetzt in so vielfachen Gestalten sein Wesen, die Niederlande seien rings von ketzerischen und schismatischen Nationen der Art umgeben, daß für ihr Seelenheil Alles zu befürchten sei. Die Ernte sei reich, aber wenige seien der Arbeiter u. s. w. Anders dachte der niederländische Clerus, der nicht bloß von der erasmischen Philosophie stark angesäuert war, sondern auch von einer solchen Vermehrung der Bisthümer Schmälerung seiner Einkünfte zu fürchten hatte, ein Grund, weshalb selbst Granvella als Bischof von Arras Anfangs sehr dagegen war; das Volk aber wollte gar nichts davon wissen. Handelte es sich bloß darum, die Pracht und Majestät des katholischen Kirchenthums zu erhöhen, so brachte der Plan diesem nüchternen Handel und Gewerbe treibenden Volk nur einen kostspieligen Luxusartikel; man war bei den 4 bisherigen Bisthümern Jahr-

hunderte lang gut katholisch gewesen, wozu jetzt mehr? Handelte es sich aber gar, wie man befürchten durfte, um Vermehrung der Ketzergerichte, dann lag darin eine ungeheure Gefahr. Im Uebrigen behielten die Freiheitsbriefe von Holland und Brabant, insbesondere die joyeuse entrée des Letzteren, die Zustimmung der Stände zu jeder Erhöhung des Clerus ausdrücklich vor; es war das eine der Bedingungen, welche der Fürst gelobt hatte und halten mußte, wenn nicht auch seine Unterthanen kraft Vertragsrechts all ihrer Verpflichtungen ledig sein sollten. Gleichzeitig verlautete allerlei, was auf den bestimmten Gedanken schließen ließ, die spanische Inquisition einzuführen: in der Bulle war wenigstens ausdrücklich angeordnet, daß jeder der neuen Bischöfe eine Anzahl Präbendarien zu seiner Unterstützung bei der Inquisition zu ernennen habe und Granvella selbst erhielt den Titel Großinquisitor.

Die Inquisition in den Niederlanden.

Schon Karl V. war in den Niederlanden ebenso unerbittlich streng gewesen gegen die neue Lehre als in Spanien, und man war über diese Härte überall sehr unzufrieden, obwohl in den zwanziger und dreißiger Jahren die Ausbreitung der Ketzerei ziemlich gering gewesen war.

Das Erste, was hier gegen die Reformation geschehen war, war die Verkündung des Wormser Spruchs gewesen, die Aechtung aller Bücher, Lehren, Lehrer und Bekenner des neuen Evangeliums, und dies Gesetz wurde mit blutiger Strenge durchgeführt. 1522 hatte sich bei den Augustinern in Brüssel eine ketzerische Regung gezeigt, sofort faßte man die Schuldigen und ließ sie verbrennen. Jahre lang wurde mit den grausamsten Hinrichtungen gegen die Abtrünnigen eingeschritten und am Ende seiner Regierungszeit wurde die Zahl derer, die unter ihm wegen oft kindischer Anklagen erdrosselt, verbrannt, enthauptet oder lebendig begraben worden waren, von den Einen auf 100,000, so Hugo Grotius, von den Anderen auf 50,000, aber von Niemand geringer angeschlagen. Welch ein Geist durch die kaiserlichen Strafedicte, die berüchtigten „Placate“ ging, ergiebt sich am besten aus dem vom 25. November 1550, das er in der Allmacht seiner eben erfochtenen Triumphe von Augsburg hier erließ und in dem er alle früheren verschärfend zusammenfaßte.

Zunächst wurde, in Wiederholung eines Placates vom 24. October 1529, verboten, irgend eine Schrift von Martin Luther, Johann Ökolampadius, Ulrich Zwingli, Martin Bucer, Johann Calvin, oder andern Ketzern zu drucken, abzuschreiben, zu vervielfältigen, aufzubewahren, zu verheimlichen, zu verkaufen, zu kaufen oder zu verschenken; es wird dann verboten die Bilder der heiligen Jungfrau oder canonisirter Heiligen zu zerbrechen oder sonst zu beschädigen und ketzerische Conventikel zu halten oder zu besuchen und allen Personen aus dem Laienstande wird eingeschärft, daß sie weder die Schrift lesen, noch sich an Besprechungen über Streitfragen aus derselben betheiligen dürfen, widrigenfalls — und nun kommt eine Reihenfolge barbarischer Strafbestimmungen. Solche Frevler sollen als Störer der öffentlichen Ruhe und Ordnung in folgender Weise zum Tode gebracht werden: Die Männer mit dem Schwerte, die Weiber lebendig begraben werden, wenn sie widerrufen; sind sie halsstarrig, dann sollen sie verbrannt werden; all ihr Vermögen ist in beiden Fällen confiscirt. Wer der Ketzerei verdächtige Personen anzuzeigen unterläßt, sie bewirthet, beherbergt, überhaupt Nahrung, Feuer, Kleidung ihnen nicht verweigert, gilt als der Ketzerei überführt. Leute, welche der Ketzerei nicht überführt, aber stark verdächtig und vom geistlichen Richter verurtheilt sind, solche Ketzerei abzuschwören, und dann doch wieder sich verdächtig machen, sollen ohne Gnade als rückfällige Verbrecher behandelt und mit Verlust ihres Lebens und Eigenthums bestraft werden. — Jeder Angeber erhält im Falle der Ueberführung des Angeklagten die Hälfte seines Vermögens, wenn dieses nicht mehr als 100 fl. Flamisch beträgt, wenn mehr, dann 10 pCt. des Ueberschusses. Wer einem geheimen Conventikel beigewohnt und nachher vor Gericht von den übrigen Theilnehmern Anzeige macht, ist straflos.

Und mit all diesen Verordnungen war es furchbarer Ernst, denn am Ende heißt es noch: Damit die Richter und Beamten nicht glauben, sie dürfen unter dem Vorwande, die Strafen seien zu groß und schwer und bloß auf Abschreckung berechnet, die Verbrecher mit geringerer Strenge, als sie verdienen, strafen, wird verordnet — daß die Schuldigen wirklich unfehlbar den verzeichneten Strafen unterworfen werden sollen; den Richtern wird verboten, die Strafen in irgend welcher Weise abzuändern oder zu mäßigen.

Niemand darf für Ketzer um Gnade bitten oder eine Bittschrift überreichen bei Verlust seiner bürgerlichen Ehre und sonst noch willkürlicher Strafe.

Die Königin Maria von Ungarn, des Kaisers Schwester, war so entsetzt über das Edict, daß sie selbst nach Augsburg reiste und um Milderung desselben bat, aber der Kaiser gewährte Nichts als eine Aenderung des Wortlautes, statt „Inquisitoren" wurde „geistliche Richter" gesetzt. Philipp II. hatte Recht, wenn er einmal sagte: „was bedarf es da noch einer neuen Inquisition, die vorhandene ist schon arg genug".

Seine Placate durchzuführen, hatte Karl V. schon seit 1521 einen Generalinquisitor sammt Adjuncten aufgestellt, diesen 1525 durch drei oberste Inquisitoren ersetzt und so das Institut von Zeit zu Zeit immer größere Fortschritte machen lassen, es nicht bloß unabhängig vom niederländischen Clerus gestellt, sondern diesen sogar jenem unterworfen, so daß jeder Geistliche bis zum Bischof hinauf vor dem Ketzergericht so rechtlos war als irgend ein Laie, und endlich im April 1550 alle entgegenstehenden Bestimmungen der Freiheitsbriefe und Privilegien gegenüber seinen Ketzeredicten ausdrücklich null und nichtig erklärt.

Das Alles hatte Philipp II. gemäß den wiederholt und feierlich ausgesprochenen Weisungen seines Vaters im ersten Monat seiner Regierung, 28. November 1555, bestätigt und erneuert, aber inzwischen hatte sich die religiöse Lage der Niederlande völlig verändert.

Die Inquisition Karl's V. hatte für die Aufrechterhaltung der alten Lehre so gut wie Nichts erreicht. Jedes Jahr hatte eine Anzahl grausamer Ketzerhinrichtungen gesehen und ein gewisser Titelmans hatte die ganze Härte grausiger Gesetze mit dem Fanatismus eines gewissenlosen Renegaten gehandhabt, aber das Blut der Märtyrer war auch hier der Same der Kirche, die blutigste Strenge fruchtete Nichts gegen das Umsichgreifen der neuen Lehre, die zur Zeit der ersten Gewaltmaßregeln sehr geringen Anhang zählte, zur Zeit des Edictes von 1550 aber sich auf mehr als das Zehnfache ihres früheren Umfanges erhoben hatte. Schon lebten 10,000 Flüchtlinge um ihres Glaubens willen im Auslande, und da das nur die Reichen konnten, so setzt diese Ziffer eine sehr beträchtliche Anzahl von Bekennern voraus, die sich nicht schrecken ließen durch die barbarische Inquisition.

Die Klage gegen Philipp, der nur seines Vaters Gesetze aufrecht erhielt und überdies während des Krieges mit Frankreich in der Hitze der Ketzerverfolgung etwas nachgelassen hatte, war deshalb nur insofern begründet, als man aus einzelnen Aeußerungen entnehmen zu dürfen glaubte, er werde den Vater noch überbieten und als selbst die Fortführung der alten Strenge, jetzt da die Ketzerei sich in viel größerem Umfange ausgebreitet hatte, doppelt und dreifach schwer empfunden wurde.

Ueber Granvella und die ganze spanische Politik kamen nun von Egmont und Oranien Beschwerden über Beschwerden an die Statthalterin und durch sie an den König. Philipp II. ersah daraus, daß Granvella ganz der rechte Mann für die Niederlande sei und daß er die beiden vornehmen Herren als die gefährlichsten Männer der Niederlande zu betrachten habe.

Er faßte einen unauslöschlichen Haß zumal gegen Egmont, vergaß alle Dienste, die er der Monarchie geleistet, wenn er es auch für klug hielt, sein Gefühl noch zu verstecken.

Die Jahre 1562, 63, 64 verstreichen unter Hetzerei herüber und hinüber. Die Inquisition geht ihren fürchterlichen Gang, ein tiefer Haß wühlt sich in die Nation, die Aristokratie mahnt und protestirt und befolgt dabei die nicht ungeschickte Taktik, die Statthalterin zu schonen, aber Granvella desto heftiger anzugreifen, ihn als den allein schuldigen und verantwortlichen Rathgeber anzuklagen.

Die Statthalterin sah diesem Sturm erst mit Mißvergnügen, dann mit Schadenfreude zu. Die schlaue Italienerin sagte sich, wenn denn doch Jemand fallen müsse, so sei es besser Granvella falle als sie; sie wechselte darum plötzlich ihre Taktik, erst die Vertheidigerin Granvella's, ward sie jetzt seine Anklägerin und bezeichnete ihn als den Urheber alles Mißvergnügens, und doch that Granvella nichts Anderes, als was er bisher auch gethan.

Philipp II. schien bald in der That nicht abgeneigt, ein Zugeständniß zu machen. Er erklärte seiner Schwester, Granvella sei schwer zu behaupten, er sehe das ein, und die Entfernung vielleicht unerläßlich. In demselben Augenblick schrieb er an Granvella einen vertraulichen Brief, worin er ihm vorschlug, er solle einstweilen nach seiner Heimath Burgund zurückkehren, bis der Unwille sich etwas gelegt habe, er werde dabei keinerlei Unbill erfahren, und habe überhaupt für seine Person und Stellung nicht das

Mindeste zu befürchten: „denn Dein Interesse und Deine Ehre betrachte ich als die meinige".

So finden wir denn Unwahrheit auf allen Seiten. Das ist das Unerquicklichste gleich beim Anfang dieser Verwicklung, und darum ist es so unbillig, irgend einer einzelnen Person die ganze Schuld aufbürden zu wollen. Die großen Herren waren nicht aufrichtig, denn sie vermengten mit der Klage über den öffentlichen Nothstand ihre persönlichen Angelegenheiten, die Regentin war nicht aufrichtig, denn sie gab den Mann preis, dessen System sie lange als das ihrige betrachtet und der sich inzwischen in Nichts geändert hatte, aber am wenigsten aufrichtig war Philipp, denn der entfernte sein eigenes Werkzeug in scheinbarer Ungnade und war gleichzeitig entschlossen, dessen System auf die Spitze zu treiben.

So wird Granvella entfernt Frühling 1564, scheinbar um seine Gegner mit der Krone zu versöhnen, in der That, um ihn dem allgemeinen Hasse zu entziehen, mit seinem System aber nun erst rechten, vollen Ernst zu machen. Die Aufrichtung der neuen Bisthümer schreitet rüstig voran, und die Inquisition wird auf Grund der alten Edicte zwar, aber mit neuer Energie und unerhörter Strenge organisirt. In jeder Provinz wurden Glaubensrichter aufgestellt, welche ausdrücklich die Aufgabe hatten, nach der ganzen Strenge der alten kaiserlichen Edicte zu verfahren. Es folgten Bluturtheile auf Bluturtheile, Justizmorde voll der grausigsten Details, jeder Prediger der neuen Lehre, jeder der Ketzerei auch nur Verdächtige wurde verurtheilt und hingerichtet; ein früherer Carmelitermönch, Fabricius, der jetzt in Antwerpen als Prediger des Evangeliums großen Zulauf hatte, wurde festgenommen, gefoltert und hingerichtet; darüber war es zu einem heftigen Volksaufruhr gekommen, der bewies, wie die Stimmung in den Massen war. Aber das warnte nicht, der religiöse Terrorismus dauerte wachsend fort und wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß Granvella's Abberufung kein Zeichen der Umkehr in bessere Bahnen war, so hatte man ihn jetzt in der Hand.

Ehe Granvella abberufen wurde, hatten die Großen sich geweigert, dem Staatsrath ferner anzuwohnen; sie hatten mit seinen Sturz veranlaßt und waren dann wieder in den Staatsrath gekommen. Nun aber kamen Dinge, die sie verabscheuten und für die sie mit verantwortlich gemacht wurden. Sie fühlten, daß man

sie mißbrauche und den verhaßten Mann nur geopfert habe, um sein verhaßteres System rücksichtslos fortzusetzen. Als jetzt der König die Trientiner Beschlüsse wollte verkündigen lassen, lehnten sie sich auf, Oranien hielt in dem Staatsrath eine gewaltige Rede, deren Eindruck dem Präsidenten Viglius einen beinahe tödtlichen Schlaganfall zuzog und man beschloß, den Grafen Egmont nach Madrid zu senden, damit er dem übel unterrichteten König die Augen öffne, ihm darlege, die Stunde des ganzen bisherigen Regiments habe geschlagen, es sei mit dem System der Bischöfe und Henker, der Placate und Inquisitoren nicht mehr durchzukommen. Graf Egmont schien dazu besonders geeignet, denn er war ein eifriger Katholik, ein verdienter hoch angesehener Feldherr und ein so loyaler Unterthan als irgend ein Spanier. Oranien selbst versprach sich nicht allzuviel von diesem Schritte, denn er war überzeugt, daß der König ein doppeltes Spiel spielte, aber es war doch das Einzige, was man in der augenblicklichen Lage thun konnte.

Egmont's Reise und der Compromiß. 1565—1566.

Im Januar 1565 reiste Egmont nach Spanien ab. Mit tiefem Widerwillen sah der König seiner Ankunft entgegen, aber der Empfang ließ Nichts zu wünschen übrig. Der Graf wurde gefeiert als der Sieger von St. Quentin und Gravelingen und mit der größten Auszeichnung behandelt; man wollte den eitlen Mann betäuben mit Schmeichelei und Huldigungen und das gelang vollständig. Es fanden Unterredungen Statt. Der König erschien dem arglosen Grafen ganz anders als sein System in den Niederlanden, er war das Wohlwollen, die Herzlichkeit selber. Ein paar der Beschwerden schien er abstellen zu wollen, ja selbst in Sachen des Glaubens schien er so weit nachzugeben, als es ihm sein Gewissen irgend erlaube, denn daß man der neuen Lehre Vorschub leisten solle, wollte ja auch Egmont nicht, nur das Aergerniß der ewigen Hinrichtungen und Scheiterhaufen sollte ein Ende nehmen, denn das befördere ja eben die Ketzerei am allermeisten. Der König schien gar nicht abgeneigt entgegenkommenden Schritten, die Fallen und Hinterhalte der königlichen Antworten störten den Grafen nicht, ihm erschien Alles erreicht, als der König sich bereit erklärte, die Sache einer neuen Prüfung zu unterwerfen, und so verließ ihn Egmont, wie er ihm selber schrieb, als „der zufriedenste Mann der Welt".

Ueberglücklich in dem Gefühl, Alles durchgesetzt zu haben, kam Egmont nach Hause und berichtete dort, der König sei der beste Mann von der Welt, nur seine Rathgeber seien Henker, auf Alles sei er liebenswürdig eingegangen, habe in seiner Gnade Besserung aller Mißstände versprochen, auch der Unfug der Hinrichtungen werde aufhören, ohne daß die Einheit der Kirche darunter leide.

Ganz anders freilich lauteten die Weisungen, welche die Statthalterin nach Egmont's Rückreise aus Madrid erhielt; da war nur von strenger Durchführung der alten Edicte zu lesen und Nichts von Reformen, Nichts von Nachgiebigkeit und das trat auch bald öffentlich hervor.

Oranien sah, daß sein Freund vollständig getäuscht worden sei, bald schüttelte Jedermann über den Widerspruch den Kopf, und Egmont war außer sich vor Zorn und Scham.

Der König hatte die Rolle des feigen Despoten gespielt, der gegen Egmont nicht den Muth seiner Meinung hatte, ihm in's Gesicht sich freundlich und wohlwollend zeigte und hinter seinem Rücken trieb und drängte, daß auch nicht das Geringste preisgegeben werde.

Noch einige fruchtlose Verhandlungen mit den Bischöfen und Doctoren der Theologie fanden Statt und dann erfolgte, auf entschiedene Befehle des Königs, im Staatsrath der Beschluß, daß die Trienter Beschlüsse, die Edicte und die Inquisition in jeder Stadt, in jedem Dorfe verkündigt und alle sechs Monate auf's Neue ausgerufen werden sollten.

Als der Beschluß durchging, flüsterte Oranien einem Nachbar zu, über ein Kleines werde die außerordentlichste Tragödie beginnen, die jemals auf Erden gespielt worden sei, und schon die nächsten Tage schienen das Schlimmste anzukündigen; der Eindruck der neuen Proclamation war unbeschreiblich; sie ward aufgenommen mit dem Entsetzen, welches ein ungeheures Nationalunglück verbreitet, es war, als ob der Nation plötzlich das Blut in den Adern stockte, der Handel hörte auf, die fremden Kaufleute entflohen, das Gewerbe feierte, über Antwerpen, der Hauptstadt dieses blühenden Handelsstaates, lagerte sich eine Grabesstille und gleichzeitig raste die allgemeine Entrüstung durch eine Fluth von leidenschaftlichen Flugschriften, Aufrufen, Pamphleten, denen keine Inquisition wehren konnte.

In einem offenen Briefe an den König sprach sich der unabhängige, auf Alles gefaßte Mannesstolz der bedrohten Glaubensfreiheit ergreifend aus: „Wir sind bereit für das Evangelium zu sterben, aber wir lesen darin: gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist. Wir danken Gott, daß unsere Feinde selbst unsere Frömmigkeit und Unschuld bezeugen müssen: denn es ist eine gewöhnliche Rede: er flucht nicht, er ist ein Protestant — er treibt keine Unzucht, ist kein Trunkenbold, er ist von der neuen Sekte. Und doch erläßt man uns keine Art von Strafe, die man nur zu unserer Qual ersinnen kann“.

Jetzt klärte sich auch allmälig die Stellung der Aristokratie zur Politik des Königs. Die unentschiedene Haltung der Aristokratie, der man deshalb so oft den Vorwurf selbstsüchtiger Hintergedanken gemacht, war nicht mehr durchführbar; die Zeit kam, wo man Ambos oder Hammer sein mußte. Sie hatte ein Recht, sich über eine schwere Kränkung zu beschweren, und mußte alles Vertrauen im Volke verlieren, wenn sie jetzt nicht selbständig hervortrat.

So regte sich zumal unter dem jüngeren stürmischen Adel, zum Theil unter nicht ganz lauteren Elementen der Gedanke, man müsse den Halbheiten ein Ende machen und eine kecke Initiative ergreifen.

Graf Ludwig von Nassau, hitziger als sein Bruder Wilhelm und mehr radicalen Meinungen zuneigend, gab sich viel Mühe, ein Einverständniß unter dem Adel zu Stande zu bringen; er war ein ausgezeichneter Soldat und ein Mann von der größten moralischen Unerschrockenheit. Ihm an der Seite stand als Rathgeber und diplomatischer Bundesgenoß der grundgelehrte St. Aldegonde, Soldat und Theolog, Redner und Schriftsteller wie es Wenige gab, und dabei ein Patriot durch und durch. Weniger untadelhaft waren Andere, die mitgingen, wie der Graf Brederode, ein Mann von Muth und Verwegenheit, aber stark angesteckt von der sittlichen Lockerheit dieses Adels, tief zerrüttet in seinen Vermögensverhältnissen, und darum nicht außer Verdacht, daß er auf einen Umsturz speculire, der ihm persönlich eine bessere Lage verschaffen würde.

Ein gemischtes Publikum war's von ehrlichen Eiferern, heimlichen Protestanten, mißvergnügten Adeligen und eigennützigen Plä-

geschmiedet, das in den ersten Monaten 1566 zusammentrat zu einem Compromiß, um energisch gegen das System des Königs aufzutreten, vorläufig noch mit gesetzlichen Mitteln.

Gegen 500 Adelige, denen sich später viele Bürgerliche zugesellten, hatten sich in diesem Compromiß verpflichtet, gemeinsam Widerstand zu leisten der spanischen Tyrannei, der Inquisition, die das Land zu Grunde richte, und jeder Gewaltthat, die gegen einen von ihnen gewagt werden sollte. Uebrigens liege ihnen jeder Gedanke an Losreißung und Empörung fern, sie wollten vielmehr den Monarchen in seinem Rechte vertheidigen und jeden Aufruhr, jede Ruhestörung niederschlagen.

Die bisherigen Führer der Aristokratie, die Egmont, Oranien, Horn waren damit nicht einverstanden; sie sahen, daß solch eine Maßregel die schwersten Folgen haben müsse und daß zu ihnen die Kräfte des Bundes außer allem Verhältniß ständen; insbesondere Oranien hielt sich davon fern, obwohl er in der Hauptfrage, in Sachen der Inquisition, auf eigne Hand durch wiederholte Vorstellungen jeden Zweifel über seine Meinung entfernt hatte, er kannte den gemischten Charakter der ganzen Verbindung, wußte was aus einer Verschwörung werden müsse, die sich zunächst in wilden Reden beim Lärm der Becher und Bankette Luft machte, aber hindern konnte er Nichts, die Dinge waren im Rollen und die Leidenschaft des jüngeren Adels forderte ihr Recht.

Für das Frühjahr 1566 ward eine große Demonstration verabredet, in feierlichem Zuge wollten die Cavaliere des Bundes eine Beschwerdeschrift an die Statthalterin übergeben und um Milderung der Edicte, um Einstellung der Inquisition bitten.

Der Geusenbund, die Feldpredigten und der Bildersturm. 1566—67.

Am 5. April 1566 fand der Aufzug wirklich Statt. Die Blüthe des jüngeren Adels erschien 200—300 Köpfe stark in prächtiger Tracht vor dem Palast der Regentin in Brüssel und der stattliche Brederode verlas die Adresse in feierlicher Versammlung des Staatsrathes. Die Bittsteller versicherten darin auf's Neue ihre loyale Ergebenheit, legten Protest ein gegen die Verleumdungen derer, die ihnen Umsturzpläne Schuld gäben, schilderten aber dabei den Nothstand der Provinzen mit grellen

Farben, wenn auch in ziemlich unterwürfigem Ton und verlangten, daß, bis ein besonderer Abgesandter bei dem König die Abschaffung der Edicte bewirkt haben würde, die Herzogin wenigstens ihre Anwendung möge einstellen lassen.

Als die Herzogin, die während dieses Auftrittes ihre tiefe Erregung kaum hatte bemeistern können, alsbald den Staatsrath zu sofortiger Verhandlung der Sache zusammenberief, suchte sie Barlaymont zu beruhigen, indem er ihr vorstellte, sie habe keinen Grund, sich vor dieser Bande von Lumpen (gueux) zu fürchten, hätte er allein zu entscheiden, so würde er ihnen mit Schlägen die Antwort geben und sie sollten die Palasttreppe geschwinder hinunterkommen, als sie heraufgekommen wären.

Das Wort Barlaymont's ist unsterblich geworden, alsbald sprach es sich herum, die vornehmen Cavaliere waren von einem Emporkömmling beschimpft worden, für sie ward der Schimpfname zu einem Ehrentitel.

Die Herzogin gab eine wohlwollende, aber ausweichende Antwort; die 300 Bittsteller versammelten sich am 8. April zu einem Festmahl, dort wurde auch das Wort Barlaymont's besprochen und da man eben über einen passenden Namen für die Verbündeten berieth, trat Brederode auf und sagte: „Sie nennen uns Bettler, laßt uns auf den Namen eintreten. Wir wollen die Inquisition bekämpfen und dem König treu bleiben bis zum Bettelsack“. Dann ließ er sich einen ledernen Schnappsack geben, wie ihn bettelnde Landstreicher zu tragen pflegten, leerte einen hölzernen Napf mit Wein auf einen Zug und setzte das Gefäß nieder mit den Worten: vivent les gueux!

Der Bettelsack und der Bettelnapf machte jetzt unter Gelächter und Hochrufen die Runde an den Tischen: der Geusenbund hatte seinen Taufnamen erhalten.

Die Partei hatte ein Symbol, für die Massen war ein Zeichen gegeben. Bisher war der Streit in den höheren Schichten geblieben, im Dunkel des Cabinets und diplomatischer Verhandlungen. Jetzt, wo die hohen Herren mit dem gemeinen Mann gewissermaßen Brüderschaft gemacht hatten, sah die grollende Masse in ihnen ihre Führer. „Das sind die, die uns vorangehen werden“, hieß es jetzt im Volke, und das wirkte weiter, als die ausgelassenen Zechgenossen des Brüsseler Festmahls und des

„Großgeusen“ Brederode ahnten und wollten. Das Symbol des Geusenbundes machte seinen Weg durch das ganze Land; Edelleute sah man im aschgrauen Gewand der Bettelmönche, eine neue Münze, der „Geusenpfennig“ (auf der einen Seite das Bild des Königs, auf der andern zwei Hände mit einer Bettlertasche) diente als Orden, und nun fingen die Massen an aufzuwogen.

Während der geheime Rath sich an einer „Moderation“ der Ketzeredicte abmühte und endlich mit Hilfe des scharfsinnigen Viglius glücklich dahin kam, daß die Ketzer künftig nicht mehr verbrannt, sondern gehängt werden, dabei aber die Inquisition „bescheiden und vorsichtig“ auftreten sollte, brach im Volke eine Bewegung aus, die aller Ketzeredicte spottete. Das flache Land bedeckte sich urplötzlich mit vielen Tausenden von bewaffneten Edelleuten, Bürgern und Bauern, die in dichten Haufen sich da und dort unter freiem Himmel versammelten, um einen ketzerischen Prediger, sei es Lutheraner, sei es Calvinist, sei es selbst ein Wiedertäufer, zu hören, und mit Gebet und Gesang in der Muttersprache den verbotenen Gottesdienst zu begehen. Mit Pistolen, Hakenbüchsen, Dreschflegeln und Heugabeln zog man hinaus, der Versammlungsplatz wurde wie ein Lager abgesteckt und mit Wachen umstellt, 10—20,000 Köpfe waren versammelt, die bewaffneten Männer außen, die Weiber in Mitten des Kreises; wenn der ungeheure Chor den Psalm gesungen, dann erschien häufig zwischen zwei Spießen einer der geächteten Prediger — auf die Einlieferung eines Jeden war nach der „Moderation“ ein Preis gesetzt — und legte die neue Lehre aus auf Grund der Schrift, in lautloser Andacht hörte die Versammlung zu und ging dann nach verrichtetem Gottesdienst ruhig aber trotzig auseinander. Und das wiederholte sich Tag für Tag von einem Ende des Landes zum andern und Niemand wagte den bewaffneten Feldpredigten zu wehren.

Die Regentin war in einer peinlichen Lage, immer wieder ließ sie verkünden, die Edicte seien in Giltigkeit, aber Niemand kehrte sich daran und als sie die Stadtbehörden des gährenden Antwerpen aufforderte, durch die Stadtmiliz einzuschreiten, da wurde ihr erwidert, das sei unmöglich, und so war es auch. So lange keine fremden Treppen kamen, die Edicte zu vollziehen, war Alles vergebens und diese zu beschaffen, fehlte ihr die Vollmacht und das Geld. Der König selbst zögerte, wie das seine Weise

war, und überließ die Regentin allen Qualen der Ohnmacht und der Ungewißheit.

Inzwischen trug die allgemeine Aufregung eine verhängnißvolle Frucht: statt der feierlichen, würdevollen Feldpredigten und der friedlichen Massenversammlungen im Mai, Juni und Juli des Jahres kamen bald wilde Excesse und wüste Pöbelscenen.

Eben hatte Oranien bei der Statthalterin durchgesetzt, daß man die Predigten auf dem flachen Lande wenigstens gewähren lasse, wenn sie auch von den Städten fernzuhalten seien, als in Antwerpen der erste große Ausbruch erfolgte.

Zwei Tage nach einer großen Procession, bei welcher das katholische Kirchenthum Antwerpens zum Aerger der zahlreichen Protestanten seinen ganzen Pomp entfaltet hatte (18. August 1566), ward die schöne Cathedrale der Stadt von einem rasenden Pöbelhaufen überfallen und Alles, was an Heiligenbildern, Gemälden, Cultusgegenständen darin war, schonungslos zertrümmert und zu Grunde gerichtet. Der Bildersturm, das Ausleeren der Kirchen, das Schänden der Kapellen, das Zerstören aller Symbole des alten Glaubens setzte sich von Antwerpen aus in anderen Städten, in Tournay, Valenciennes u. a. fort, es geschah mit einem gewissen Maß, Gewaltthaten gegen Personen fielen nirgends vor, auch Raub und Diebstahl nicht, trotzdem unzählige Kostbarkeiten umherlagen, im Uebrigen aber waren die Scenen dieses fanatischen Tempelsturms der Art, daß nicht der Katholik bloß, sondern jeder religiös denkende Mensch dadurch empört ward. Insbesondere in Antwerpen selbst hatte der Hafenpöbel auf eine unerhörte Weise gegen Alles gehaust, was hier seit Jahrhunderten heilig gehalten worden war.

In ihrer Seelenangst wollte jetzt die Regentin aus Brüssel entfliehen, aber Oranien, Egmont, Horn hielten sie zurück und bewogen sie zu dem Act vom 25. August, der einen Waffenstillstand zwischen Spanien und den Geusen festsetzte. Die Regierung gestand darin die Abschaffung der Inquisition, die Duldung der neuen Lehre zu und die Geusen erklärten, so lange diese Versprechen gehalten würden, sei ihr Bund aufgelöst. Um diesen Preis reichten die ersten Männer des Landes selber die Hand, den Aufruhr in Flandern, Antwerpen, Tournay, Mecheln zu unterdrücken und den Frieden wieder herzustellen. Oranien that das in Antwerpen

wie ein wirklicher Staatsmann, der sich über die Parteien zu erheben weiß, Egmont dagegen in Flandern wie ein brutaler Soldat, er wüthete gegen die Ketzer wie Philipp's spanische Henker und der bitter enttäuschten Bevölkerung fiel es wie Schuppen von den Augen.

Inzwischen war auch in Madrid endlich ein Entschluß reif geworden. Zur Zeit des Krisis im Frühsommer des Jahres hatte Philipp II. zu keiner Entscheidung kommen können; die Regentin harrte noch vergebens der Antwort auf ihre flehenden Anfragen über die Aprilereignisse, als bereits die bewaffneten Massenversammlungen das ganze Land überschwemmten und als endlich der ewig unschlüssige König darüber in's Reine gekommen war, eine Amnestie zu geben, die keine Amnestie sondern eine Aechtung war, und eine Schonung zu verheißen, von der er gleichzeitig durch Protokoll vor Notar und Zeugen dem Papste versicherte, daß er sie niemals gewähren werde, da kamen die Botschaften von dem Bildersturm der Augusttage und ein Bericht der Herzogin, die ihn kniefällig um Verzeihung bat, daß sie sich zu einer Art Religionsfrieden habe drängen lassen, aber sie sei ganz unschuldig, man habe sie wie eine Gefangene in ihrem Palast dazu genöthigt und tröstlich sei nur das Eine, daß der König durch ein bloß in ihrem Namen gegebenes Versprechen nicht gebunden sei.

Philipp's Wuth war grenzenlos und doch hatte er auch eine Art Befriedigung, daß er Recht behalten; dahin, konnte er nun sagen, sind wir mit dem System der falschen Nachgiebigkeit gekommen, jetzt rede mir Niemand mehr von Schonung und Versöhnung. Er war schon zur fürchterlichsten Rache entschlossen, als er noch schrieb, er werde mit Milde und Gnade seine Provinz wieder aufzurichten wissen. Die Weisungen an die Statthalterin lauteten durchaus unzweideutig, als diese in ihren Briefen an Oranien, Egmont, Horn, erst mit Winkelzügen, dann offener und offener in die alte Politik zurückzulenken suchte. Oranien, gut unterrichtet wie er war, durchschaute die Lage vollständig; er wußte, daß die Regentin, während sie ihn mit Schmeicheleien überhäufte, gleichzeitig mit Philipp über sein Verderben zu Rathe ging, daß ihr Zweck nur noch sein könne, so lange bis die spanischen Rüstungen fertig seien, anständig Frieden zu halten und ihn wo möglich inzwischen bei der Bevölkerung gründlich zu compromittiren.

So schreibt er an Egmont, legt dem die Gefahren der Lage auseinander und theilt ihm mit, sein Entschluß sei, entweder der unausbleiblichen Rache Philipp's durch Flucht sich zu entziehen, oder aber mit seinen Freunden gemeinsam bewaffneten Widerstand gegen den bevorstehenden Angriff der spanischen Armee zu erheben. Aber Egmont hatte schon in seiner unseligen Verblendung sich für dieselbe Regierung entschieden, die eben jetzt ernstlicher als je an seinem Untergang arbeitete und die Zusammenkunft zu Dendermonde (Octbr. 1566), wo Oranien mit ihm, Ludwig von Nassau, und Hogstraaten einen Plan zu gemeinsamem Handeln berieth, scheiterte vollständig.

Graf Egmont hüllte sich in das Bewußtsein seiner Unschuld, seiner erst jüngst noch erprobten Loyalität, und war entschlossen, davon neue Beweise gegen die Ketzer zu geben. Der Admiral Horn, der in des Kaisers und des Königs Diensten ein großes Vermögen in die Schanze geschlagen und auf die gerechtesten Forderungen nie das Mindeste erhalten, legte seine Aemter nieder und zog sich wie ein lebensmüder Philosoph in die Einsamkeit zurück; Oranien, völlig vereinzelt, dachte an Auswanderung, kurz der oberste Kreis der bisherigen Opposition ging auseinander.

Nicht so die tollkühnen Führer des Geusenbundes.

Während sich in Valenciennes eine von zwei der unerschrockensten calvinistischen Prediger begeisterte Bevölkerung gegen die Truppen des Königs mit verzweifelter Tapferkeit zur Wehre setzte, zog Graf Brederode mit lärmendem Säbelgerassel, aufregend und unruhstiftend im Lande umher, um den bedrohten Ketzern in Valenciennes durch eine glückliche Diversion Luft zu schaffen. Ein Handstreich auf die Insel Walcheren, die zu Oraniens Statthalterschaft gehörte, schlug fehl, aber bei dem Dorfe Austruweel, dicht bei Antwerpen, sammelten sich jetzt große Schaaren Bewaffneter, die sich durch Zuzüge von Mißvergnügten aus der ganzen Umgebung fort und fort verstärkten. Egmont säumte nicht seine Gegenmaßregeln zu treffen, am 12. März 1567 überfiel eine Schaar seiner alten Truppen die Insurgentenhaufen und schlug sie vollständig.

Der Todeskampf der Freischaaren des Geusenbundes war von den Mauern Antwerpens aus mit anzusehen gewesen; die vielen Tausende von Calvinisten, die die Stadt beherbergte, wollten ihren

Brüdern draußen zu Hilfe kommen, als schon Nichts mehr zu retten war, der Prinz Wilhelm von Oranien warf sich ihnen mit eigener Lebensgefahr in den Weg und bändigte die entfesselten Leidenschaften, die einen fürchterlichen Bürgerkrieg drohten, mit einer Umsicht, mit einer Ueberlegenheit, die den wahrhaft großen Mann verriethen.

König Philipp hatte nur noch eines mißlungenen Rebellionsversuchs bedurft, um vollständig gewonnen Spiel zu haben; der Bildersturm und der Freischaarenzug der Geusen arbeitete besser für die Regierung als das ganze System Granvella's. Die blinde Leidenschaft der Bilderstürmer, die Bloßstellung des Adels in dem jüngsten Aufstand trieben Alles, was noch katholisch dachte und die Ruhe liebte, in die Arme seines Regiments.

Mit der blutigen Züchtigung der Rebellen von Valenciennes leitete die Reaction ein, die jetzt nirgends mehr auch nur einen Versuch des Widerstandes fand.

Oranien gab die Sache der Freiheit seines Landes verloren. Nach seiner Ueberzeugung konnte der König jetzt wagen, was er wollte, und daß nunmehr das Schlimmste zu befürchten sei, wußte er, denn über die Aufrichtigkeit der Gesinnungen des arglistigen Monarchen war er lange außer Zweifel. Mit der Erklärung, daß er den neuen Treueeid, den man von ihm verlangte, nun und nimmer leisten könne, weil der ihn verpflichten würde, der Henker seiner protestantischen Landsleute zu werden, legte er seine Aemter und Würden nieder und machte nun noch einen letzten Versuch, den alten Freund Egmont, den er von Herzen liebte, zu retten. Er stellte ihm auf einer Zusammenkunft bei Willebroek vor, daß für jetzt Alles vorüber, ihr Urtheil im Escurial schon gefällt und die Rachsucht Philipp's unversöhnlich sei: Er möge deßhalb mit ihm sich auf bessere Tage sparen und gleich ihm das Land verlassen.

Graf Egmont war nicht zu überzeugen, er war edel, hochsinnig, loyal bis zur Verblendung und blieb es auch jetzt; zuletzt soll er fast spöttisch gesagt haben, sein Freund zeige mehr Furcht als einem Ritter gezieme und beim Abschied: Adieu, mon prince sans coeur, worauf Oranien: Adieu, mon comte sans tète.

Die Freunde sollten sich nicht wiedersehen.

Vor seiner Abreise schrieb Oranien noch Abschiedsbriefe an Egmont und Horn und dann zog er sich nach Dillenburg, der alten Besitzung seines Hauses, zurück.

Er wollte sich aufsparen für bessere Tage, er sah den Sturm kommen und dachte zu kaltblütig, um sich ihm nutzlos als erstes Opfer darzubieten. In der That war in denselben Tagen des April 1567, da er auf die Reise nach Deutschland ging, der Henker der Niederlande, der Herzog Alba, bereits nach seinem neuen Bestimmungsorte unterwegs.

---

§ 23.

Herzog Alba in den Niederlanden 1567—1573. Erstes Auftreten des Herzogs in den Niederlanden. — Charakteristik Alba's. — Die Enttäuschung der Regentin. — Arglosigkeit Egmont's und Horn's. Ihre Verhaftung am 9. September. — Der Rath der Unruhen, die Hinrichtungen und der erste Befreiungskrieg 1567—68. — Mitglieder, System und Verfahren des Blutrathes. — Ludwig von Nassau in Friesland April — Juli 1568. — Erfolg bei Heiliger Lee (Mai). — Tod Egmont's und Horn's (5. Juni). — Sieg Alba's (Juli). — Anmarsch Wilhelm's von Oranien und Auflösung seines Heeres (October). — Höhepunkt und Niedergang von Alba's System 1569—1573. — Der „zehnte Pfennig" März 1569. — Die „Amnestie" 14. Juli 1570. — Die „Meergeusen" zu Briel (1. April 1572). — Ludwig von Nassau in Mons (Mai). — Die Schilderhebung in Holland und Seeland. — Zweiter Feldzug Wilhelm's von Oranien, durch die Bartholomäusnacht vereitelt. — Alba's Rücktritt (December 1573).

Erstes Auftreten des Herzogs Alba in den Niederlanden. 22. August bis 9. September 1567.

Die Regentin hatte in der letzten Zeit beruhigend nach Madrid geschrieben und die Lage im Ganzen richtig gezeichnet. Es sei jetzt, da das Volk über die Gräuel der Bilderstürmer und die Tollheiten der Revolutionäre niedergeschlagen und gespalten, die wirklichen Aufrührer gebändigt, gefallen oder geflüchtet seien, mehr als je an der Zeit, energisch zwar, aber mit Maß und Ziel zu verfahren, damit das Volk zur Ruhe komme, und um jeden Preis zu hindern, daß ein Mann wie Alba abgeschickt werde, in dem die ganze Bevölkerung mit Entsetzen ihren Henker würde kommen sehen. Auch in Madrid war diese Meinung nicht ganz ohne Fürsprecher, auch dort machten sich die angesehensten Rathgeber des Königs, Männer wie Ruy Gomez, Perez, zu Vertretern der Meinung, man solle durch eine kluge Verbindung von Mäßigung und Energie die günstige Gelegenheit er-

greifen, die kostbaren Provinzen nach schwerer Entfremdung wieder dauernd an Spanien zu knüpfen, der geheime Rath des Königs ging förmlich auseinander, dieser aber wollte von keiner wie immer beschaffenen Mäßigung wissen, hielt selbst das Regiment seiner Schwester für mitschuldig an dem Aufstande und blieb bei dem Entschlusse, den Herzog Alba mit einer Armee in die Provinzen zu schicken.

Das war nach Ansicht Margaretha's und mehrerer Räthe des Königs ein Unglück, das hieß einen im Erlöschen begriffenen Funken wieder anblasen, eine dem Aufhören nahe Gährung wieder von vorne anschüren. In der That, was jetzt geschah, war der verhängnißvolle Wendepunkt für das Schicksal der spanischen Herrschaft. Bis zum Frühjahr 1567 hatte der König an den Fehlern seiner Gegner seine beste Stütze gehabt, als er jetzt beschloß, mit jeder Mäßigung zu brechen und ein Volk, das bereits unterworfen und fast beruhigt war, durch seinen Alba niederschlagen zu lassen, da mußte es zum Biegen oder Brechen kommen, der Keim zu einer Revolution verzweifelter Nothwehr war gelegt. Aber Philipp II. hatte von Hause aus keinen anderen Gedanken gehabt, als den der grausamen Rache und der blutigen Bekehrung, das hatte Oranien ganz richtig vorausgesehen.

Der Herzog von Alba kam bloß durch den Willen des Königs, Niemand in dessen Umgebung war dafür gewesen, und in den Niederlanden war es ebenso, die Statthalterin lehnte jede Gemeinschaft mit ihm ab und trat nachher zurück, ehe man sie abberief, was sie früher oder später voraussehen mußte; das Heer des Herzogs war das beste, das seit lange ein spanischer Befehlshaber geführt, es erschien urplötzlich in den Niederlanden, um eine Revolution niederzuschlagen, die im Grunde nie weniger in Flammen gewesen war als gerade jetzt.

Alba galt für einen ausgezeichneten Feldherrn, und nach dem Urtheil von Freund und Feind gehörte er zu den hervorragendsten militärischen Erscheinungen, die Spanien in diesem Jahrhundert hervorgebracht. Später schränkte man das Urtheil ein und fand ihn fähiger, eine kleine Truppe zu führen, als eine große Operation zu leiten. Man berief sich dabei besonders auf Karl's V. Urtheil. Unter diesem Meister war er groß geworden, hatte er seine Lorbeeren geerntet und der glänzendste darunter war der Feldzug von 1546—47 in Deutschland, insbesondere der Sieg bei Mühlberg

gewesen. Das war aber auch der Höhepunkt seiner Feldherrnthätigkeit und es ist später oft daran erinnert worden, man habe damals übersehen, wie leicht im Grunde ihm der Erfolg gemacht worden sei. Focht er doch gegen unbedeutende Feldherrn mit tumultuarisch aufgebotenen Truppen, gegen ein ungerüstetes und überraschtes Heer. Bei der Belagerung von Metz dagegen scheiterte Alba vollständig und das scheint Karl V. sehr gegen ihn verstimmt zu haben, auch in Italien erntete er keine Erfolge, wie Karl vorhergesagt hatte.

Diese Fehlschläge hatten gerade in der letzten Zeit seinen Ruhm beträchtlich geschmälert, während der Egmont's in frischer Blüthe stand, nachdem er in den beiden großen Schlachten von St. Quentin und Gravelingen den Ausschlag gegeben hatte. Alba war darum nicht in Ungnade gerathen, vielmehr in demselben Maße als Karl V. wegwerfend über ihn urtheilte, zog der Sohn und Nachfolger ihn näher an sich heran. Das hatte aber mehr politische als militärische Beweggründe.

Seine Natur entsprach dem Charakter Philipp's theils wie ein Ebenbild, theils wie eine Ergänzung.

Wie dieser war er hart und streng auf's Aeußerste, ein fanatischer Castilianer, der mit unaussprechlichem Hochmuth herabsah auf alles nicht Castilische, wie dieser erfüllt von einem wilden, leidenschaftlichen Bekehrungseifer, ganz mit ihm einig in dem Satze: „daß es besser sei, ein Reich zu haben, das durch den Krieg zu Grunde gerichtet wäre, wenn es nur Gott und dem König erhalten bleibe, als es unversehrt ohne Krieg zu besitzen, zum Vortheil des Satans und seiner Anhänger, der Ketzer". Dazu kam eine blinde Ergebenheit gegen den Willen seines Monarchen und jene Verbindung von arglistischer Verschlagenheit, Talent zu doppelzüngigem Ränkespiel und rücksichtsloser Energie, die in Philipp's Augen das Ideal eines brauchbaren Dieners bildeten. Das waren die Eigenschaften, die ihn dem König näher brachten, sonst lag Nichts vor, was ihn irgendwie weit über die Andern gestellt hätte, die neben dem König jetzt die Sendung nach den Niederlanden beanspruchen konnten: Margaretha, Don Juan d'Austria waren bedeutender als er und alle Feldherrn, die nach ihm in die Niederlande gekommen sind, haben ihn politisch und militärisch verdunkelt.

Politisch namentlich war er der unbedeutendste, der nur auf-

gefunden werden konnte: eng, beschränkt in seinem ganzen Denken, hat er nie begriffen, wie man einen Staat regiert, seine ganze Verwaltung war ein Schöpfen in's Faß der Danaiden; wenn man sieht, wie nachher Requesens, Alexander von Parma gehandelt haben, so macht Alba's Verhalten nicht blos den Eindruck einer unnatürlichen Grausamkeit und Tyrannei, sondern auch einer wahrhaft kläglichen Unfähigkeit und Geistesarmuth. Erst ganz zuletzt hat er Etwas davon selber gefühlt; als er seine Entlassung forderte, wollte er schnell zurücktreten, ehe noch der Bankerott über seinem Haupte zusammenschlug. Aber er war ein katholischer Fanatiker wie Philipp, kannte keine Gnade noch Schonung, war so beschränkt und ideenlos wie Philipp selbst, kurz dessen Spiegelbild.

Mein Urtheil ist geschöpft hauptsächlich aus den erst in den letzten Jahren veröffentlichten Actenstücken, sonst pflegt er wohl als bedeutender geschildert zu werden. Aber das stimmt nicht mit diesen Zeugnissen, hiernach machen weder seine militärischen noch seine politischen Maßnahmen den Eindruck irgend welcher überlegenen Begabung: er war dazu geboren, in starrer, blinder Ergebenheit unter seines Königs Willen, einem allerdings ehrlichen Fanatismus zu Liebe, Alles zu Grunde richten, Armeen, Geld und Land, und außer Stande, auch nur das Geringste wirklich Heilsame anzugeben oder zu bewirken. Dieser Mann hatte im Frühjahr 1567 Befehl erhalten, mit einer Armee, die in Cartagena auslaufen, in Genua landen sollte, durch Savoyen, Burgund und Lothringen nach den Niederlanden durchzubrechen. Am 10. Mai erfolgte die Einschiffung, vor Mitte August war nach langem, mühevollem Marsche Luxemburg erreicht.

Philipp II. war die Gewohnheit arglistigen Doppelspiels zur andern Natur geworden; seine Gegner wie seine Werkzeuge hatten diesen Hang alle, aber gegen ihn kam keiner auf. Um sein Mißvergnügen über Margarethe zu maskiren, hänselte er sie mit einem Märchen, das eigens zu diesem Zweck erdacht schien: er spiegelte ihr vor, er werde selber kommen, um durch sein Erscheinen den Widerstand niederzuwerfen und durch die persönliche Einwirkung, die kein Monarch durch die treusten Diener ersetzen könne, die Sache friedlich beizulegen wissen.

Das entsprach den Wünschen Margaretha's, sie glaubte zwar jetzt, für sich allein schon der Dinge Meister zu sein, aber es war

ihr ganz willkommen, wenn der König selber die letzten Falten wegglättete, wenn damit auch nur das Eine erreicht war, daß Alba nicht kam; sie glaubte noch an den Besuch des Königs, als Alba schon in Luxemburg war.

Alba kam. Eines seiner ersten Worte war: „Wer wie ich Leute von Eisen gezähmt hat, wird wohl auch mit diesen Leuten von Butter fertig werden." Die Aufträge, die er mitbrachte, waren in einer Instruction niedergelegt, die der König ihm in einem vertraulichen Schreiben mitgetheilt und von der Niemand sonst Kenntniß hatte. Er sollte vor Allem sich der angesehensten Männer des Landes, die sich während der Unruhen verdächtig gezeigt hatten, versichern und sie unschädlich machen, ferner alle Strafbaren im Volke selber festnehmen und züchtigen, sodann die Reichthümer des Landes für die Staatskasse und die Verpflegung der Truppen flüssig machen — Alba pflegte selber von einem „klaftertiefen Strom" von Schätzen zu reden, den er aus den Niederlanden nach Madrid leiten wollte — endlich die Ketzeredicte mit unnachsichtiger Strenge durchführen, die Neuorganisation der Bisthümer zu Ende bringen und die rebellischen Städte mittelst der Inquisition theils züchtigen, theils zu Gunsten des Staatsschatzes schrankenlos ausbeuten. Also: Hinrichtung der Großen und der Kleinen, Vernichtung aller alten Verfassungen, Vorrechte und Freiheiten, Aufhebung insbesondere des Steuerverwilligungsrechts und blutige Durchführung eben der Maßregeln, welche die Unzufriedenheit seit Jahrzehnten groß gezogen hatten.

Ehe von all diesem das Mindeste laut werden durfte, galt es, die angesehensten und mächtigsten Führer der Aristokratie zu fassen. Sie selbst waren im Allgemeinen theils erschrocken, theils erbittert, als der gefürchtete Mann wirklich erschien, aber da er im Namen des Königs kam, glaubten sie als loyale Unterthanen Nichts versäumen zu dürfen, und kamen ihm mit großen Gefolge entgegen; Egmont Allen voran, und nachher auch Horn. Gerade auf diese Beiden war es abgesehen. Daß Oranien schon weg war, hatte Alba mit tiefem Schmerz erfahren, wenn man den nicht hatte, glaubte man Nichts zu haben. Nun begann ein Spiel der unwürdigsten Art. Die beiden Männer mochten geirrt haben, Verbotenes hatten sie Nichts gethan. Das Schlimmste waren die mancherlei Beschwerden und die Reise Egmont's nach Spanien

gewesen, wobei letzterer ja in Madrid mit soviel Gunst und Gnade aufgenommen worden war. Was man jetzt that, zeigte, daß man ihn in der That für schuldlos hielt.

Egmont wurde auf's Freundlichste begrüßt, um jeden Verdacht zu entfernen und er blieb denn auch in vollster Arglosigkeit, obwohl er mit Warnungen jeder Art förmlich bestürmt wurde; weniger eilig als Egmont hatte es Graf Horn, der noch schmollend in der Einsamkeit lebte und den nach Brüssel zu locken, sich Alba alle erdenkliche Mühe gab. Ein schmeichelhafter Brief nach dem andern belehrte den Admiral, daß Se. Majestät ganz überaus gnädig von ihm und seinen Verdiensten dächte, daß ihm für seine dem Staate gebrachten finanziellen Opfer ohne Zweifel eine glänzende Entschädigung in Aussicht stehe, daß den Herzog danach verlange, ihm die schmeichelhaftesten Aufträge von Seiten des Königs zu übermitteln. Horn ließ sich entschuldigen, er könne nicht sogleich kommen, er müsse wenigstens noch vorher seinen todtkranken Schwager besuchen; der Treuherzige ging zu seinem Schwager, und eilte von dessen Todbette sofort nach Brüssel, um bei Alba nicht zu spät einzutreffen. Diese verlogene, unwahrhaftige Art, wie man die Beiden in die Falle lockte, bewies am besten, daß man hier selbst die Ueberzeugung nicht hatte, wirklich Schuldige sich gegenüber zu haben.

Herzog Alba zog am 22. August in Brüssel ein. Wenn irgend Jemand über das Eintreffen dieses Gastes erschrocken war, so war es die Regentin. Einerseits bebte sie doch ihrer ganzen Natur nach als kluge Italienerin vor blutigen, furchtbaren Mitteln zurück und andererseits war sie fast stolz darauf, die Dinge bis hierher glücklich geführt zu haben, so daß es einer gewaltsamen Unterdrückung gar nicht mehr bedurfte; schließlich wußte sie, daß, wenn Alba neben ihr war, er im Grunde über ihr stand, dem Herzog aber zu dienen, das litt ihr Stolz nicht. Sie hatte denn auch Alles gethan, ihn fern zu halten; sie hatte dem König vorgestellt, Alba's Kommen würde allein hinreichen, eine Rebellion hervorzurufen, so verhaßt sei sein Name, sie hatte dann eine Gesandtschaft an den Herzog selbst geschickt, ihn gebeten, er möge zurückbleiben, sie sei Bürge für ungestörte Ruhe, aber Alba berief sich auf die Befehle des Königs. Das traf sie jetzt doppelt schmerzlich. Sie hatte in der letzten Zeit die triumphirende

Sicherheit eines vollständigen Sieges an den Tag gelegt, sie schien jetzt ganz die Versöhnte, die Großmüthige zu sein und nun schickte man ihr den, der Alles wieder zu nichte machte. Sie hatte sogar in dem Glauben, der König werde wirklich kommen, bis zuletzt sich mit Vorbereitungen zu seinem festlichen Empfang beschäftigt, und nun kam nicht der König sondern der Henker.

Es kam sogleich zu sehr unangenehmen Auftritten zwischen Beiden, aber Alba hatte Befehl, sie noch hinzuhalten, man wollte nicht, daß sie sogleich ginge; daß freilich von jetzt an Alles ohne sie geschah, versteht sich von selbst, sie betrachtete sich seit Ankunft Alba's nicht mehr als Regentin.

Die erste bedeutende That Alba's war die Verhaftung Egmonts und Horns am 9. September.

Der Herzog berief einen Kriegsrath, wie er das nannte, um einen Plan zur Befestigung Antwerpens festzustellen; mit viel Geräusch ließ er Pläne und Risse kommen und lud eine sehr vornehme Gesellschaft dazu ein. Vor Beginn dieser Berathung war bei Alba's natürlichem Sohn, dem Großprior Ferdinando de Toledo, ein großes Gastmahl, bei dem Egmont und Horn mit vielen Edelleuten zugegen waren. Hier ward Egmont noch einmal von dem Gastgeber selbst, der zu dem ritterlichen Grafen eine zärtliche Liebe gefaßt hatte, gewarnt, er solle sofort noch vor aufgehobener Tafel mit dem geschwindesten Roß entfliehen; jetzt ward doch auch er nachdenklich, er sprach mit seinem Landsmann Noircarmes darüber, aber dieser redete ihm seine Besorgniß aus, er ging mit Horn und den Uebrigen ins Haus des Herzogs, beide vertieften sich dort in das Studium der vorgelegten Pläne, während ihre Wohnungen durchsucht, ihre Papiere versiegelt, ihre Secretäre und Vertrauten festgenommen wurden, und als sie Abends nach Hause gehen wollten, wurden sie verhaftet und festgesetzt.

Niemand hatte das erwartet, am wenigsten Egmont und Horn. Bis jetzt hatte man die treuherzigen Menschen mit ausgesuchter Artigkeit behandelt, Alba hatte noch am Morgen eines der Pferde geritten, die Egmont ihm geschenkt; so in falsche Sicherheit eingewiegt, wurden sie die Opfer einer Treulosigkeit ohne Gleichen.

Das war der Anfang einer langen Reihe furchtbarer Schreckensthaten; die große Tragödie der Niederlande hatte begonnen.

Der Rath der Unruhen, die Hinrichtungen und der erste Befreiungskrieg.

Sofort nach der Verhaftung der beiden Edelleute begann die Organisation des Terrorismus, der Staatsrath ward bei Seite geschoben und ein „Rath der Unruhen" oder „Blutrath", wie die Niederländer ihn nannten, mit der ausgedehntesten Befugniß ernannt. Viglius blieb der servile Präsident des jetzt ganz bedeutungslos gewordenen Staatsraths, und trat nicht in den Blutrath ein, leistete aber in allen Stücken die gewissenhaftesten Schergendienste. Er wählte wesentlich unter seinen Landsleuten die geeigneten Persönlichkeiten für den neuen Gerichtshof aus, Noircarmes, Barlaymont waren darunter die namhaftesten, die Seele der Behörde aber wurde der roheste Spanier, der sich zu dem Posten auftreiben ließ, ein Mensch Namens Vargas, der, wie seine Feinde sagten, Spanien hatte verlassen müssen, weil er ein Mädchen, dessen Vormund er war, genothzüchtigt hatte und diese Angabe ist glaubhaft, weil Alba selbst einmal an den König schreibt, er möge den Criminalproceß gegen Vargas sistiren, bis in den Niederlanden die Sache zu Ende sei. Dieses schamlose Subject, das sich in Spanien wegen eines scheußlichen Verbrechens nicht mehr sehen lassen durfte, wurde die leitende Persönlichkeit eines Gerichtshofs, dem Leben und Eigenthum der Edelsten der Nation preis gegeben war, ein Mensch, der mit unglaublichem Cynismus die Rolle des Justizmörders zu spielen wußte. Mit seiner berüchtigten Latinität pflegte er zu sagen: haeretici fraxerunt templa, boni nihil faxerunt contra, ergo debent omnes patibulare und gegen Einsprachen: non curamus vestros privilegios.

Mit dem 20. September begann der Blutrath seine Sitzungen. Herzog Alba widmete ihm seine beste Zeit, Tagelang war er nirgends zu sehen, nicht bei den Truppen, nicht im Staatsrath, er saß im Rathe der Unruhen, 7, 8, 9 Stunden in unablässiger Arbeit, nie ist er fleißiger gewesen als bei der Bearbeitung dieses seines Lieblingsstoffes, alle Entscheidungen mußten durch seine Hand gehen, denn er traute den Juristen nicht zu, daß sie wirklich immer zum Tode verurtheilen würden; die Juristen, schrieb er an den König, pflegen nur wegen erwiesener Verbrechen zu verurtheilen, das aber kann hier nicht Statt haben.

Alle ordentliche Rechtspflege im Lande ward eingestellt, alle beschworenen Freiheitsbriefe, alle bestehenden Gesetze, alle Privilegien von Städten und Provinzen wurden mit einem Federzuge aufgehoben, Wohl und Wehe der ganzen Bevölkerung dem einen Revolutionstribunal unterworfen.

Seine Aufgabe war, den Hochverrath auszurotten, und wer war Hochverräther?

Jeder, der sich an den Bittschriften der Stände und Städte gegen die neuen Bisthümer, die Inquisition, zu Gunsten einer Milderung der Ketzeredicte betheiligt, hatte sich einer Verschwörung gegen Gott und die Kirche schuldig gemacht. Jeder Adlige, der an der Ueberreichung dieser Bitten Theil genommen oder sie nur gebilligt hatte, war des Hochverraths und der Majestätsbeleidigung schuldig. Desgleichen alle Edelleute und Beamte, die unter dem Vorwande des Dranges der Umstände die freie Predigt geduldet und dabei sich beruhigt hatten, desgleichen alle Edelleute, Richter und Beamte, die die erste Bittschrift nicht gehindert hatten, ferner Jeder, der an einer Feldpredigt theilgenommen und den Bildersturm nicht gehindert, endlich Alle, die die Ansicht geäußert, der König habe nicht das Recht, den Provinzen ihre Freiheit zu nehmen, oder der gegenwärtige Gerichtshof sei an irgend welche Gesetze oder Vorrechte gebunden.

Auf den letztern Gedanken ist man auch einmal in der französischen Revolution gekommen.

Tausendfältig waren die Verbrechen des Hochverrathes nach den 16 Artikeln; desto einfacher die Strafe, Tod und Verlust des Vermögens, und ebenso einfach und summarisch war das Verfahren.

Daraus erklärt sich, daß der Blutrath in drei Monaten 1800 Menschen auf's Schaffot geliefert hat.

Im Einzelnen kamen Processe und Verurtheilungen vor, weil Einer Geusenlieder gesungen, oder vor Jahren einem calvinistischen Begräbniß beigewohnt, weil Einer gesagt hatte, auch in Spanien werde sich noch die neue Lehre ausbreiten, oder ein Anderer die hochverrätherische Ansicht geäußert, man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen. Wer reich war, verfiel unter allen Umständen dem Blutgerüst, denn der Herzog Alba hatte seinem ewig geldverlegenen Herrn eine Jahresrente von einer halben Million Dukaten aus den Confiscationen versprochen, aber auch der ketzerische Schuh-

flicker fand keine Gnade und wenn das Brod theuer wurde, weil Ackerbau und Handel daniederlag, so wurde den Bäckern erklärt, falls sie kein billigeres Brod backten, würde man sie vor ihren Buden aufhängen, und mit solchen Drohungen wurde bitterer Ernst gemacht.

Die Einzelnen zu fassen war bald zu zeitraubend, man dachte darum auf Massenfang.

Auf den Fastnachtsabend 1568 hatte man ein großes Netz ausgeworfen und richtig alsbald die Kleinigkeit von 500 unschuldigen Menschen eingezogen. Oft kam es vor, daß man Leute hingerichtet hatte, ehe man ihnen den Proceß gemacht, mit so fieberhafter Eilfertigkeit verrichtete die Maschine ihre Arbeit. So war es im Grunde nur noch eine leere Formalität, wenn am 16. Februar 1568 alle Einwohner der Niederlande als Ketzer zum Tode verurtheilt wurden, mit einigen wenigen namhaft gemachten Ausnahmen, in Wirklichkeit stand schon das ganze Volk auf der Proscriptionsliste.

Diese Art von Regierung ging Jahre lang fort. Was sie für eine Stimmung großziehen mußte in diesem Volke, das brauche ich nicht zu sagen, der Haß, die Verzweiflung war grenzenlos. Aber es ist noch ein weiter Schritt von der Erbitterung und Entrüstung eines Volkes bis zu dem heroischen Entschluß, Alles an Alles zu setzen, das sind zwei verschiedene Dinge, die man nicht verwechseln darf. Ein Spießgeselle der Bonaparte'schen Gewaltherrschaft hat gesagt, man glaubt gar nicht, was ein Volk Alles aushalten kann, und der brutale Satz hat eine tiefe Wahrheit. Das zeigte sich auch hier. Wenn aber in dem Volke die lang verhaltene Gluth ausbrach, dann konnte man darauf rechnen, daß sie nicht wieder verlöschte, Generationen lang.

Wenn dies alte Friesenblut einmal erhitzt war für seine Freiheit, wenn dies niederdeutsche Phlegma einmal in Bewegung gekommen war und der Entschluß feststand: „besser ertrunken Land als verloren Land", dann hatte man einen Kampf zu gewärtigen, wie ihn die Geschichte keines andern Volkes aufweisen konnte. Aber soweit war man noch lange nicht und darin bestand der Irrthum Wilhelms von Oranien, wenn er meinte, die Zeit sei schon jetzt gekommen, das Joch Alba's durch eine Erhebung abzuschütteln.

Die „wilden Geusen", die als plündernde Wegelagerer schaaren-

weise durch das Land zogen, Kirchen und Klöster ausraubten und katholische Geistliche verstümmelten, waren wohl ein schreckliches Symptom der Zustände, die das allgemeine Elend in diesen sonst blühenden, behäbigen Provinzen hervorgebracht, aber eine Stütze für einen Kampf entschlossener Nothwehr gaben sie nicht, nur neuen und glimpflichen Vorwand für das System des Blutraths.

Prinz Wilhelm von Oranien war gleich anfangs nach Brüssel geladen und als er nicht erschien, zur Einlieferung öffentlich ausgeschrieben worden; er hatte von Dillenburg aus in mehreren Kundgebungen eine energische Abwehr ausgehen lassen, aber in Allem noch ganz entschieden den König getrennt von seinen Dienern und deren Maßregeln. Er dachte noch nicht daran, daß er, der kleine Dillenburger Herr, dereinst die Macht erhalten würde, dem übermüthigen Spanier sein schönstes Land zu entreißen, noch meinte er dieses Vorwandes zu einer gesetzlichen Erhebung nicht entrathen zu können, noch hieß es auf seinem Banner: pro lege, rege, grege.

Noch saßen Horn und Egmont in ihrer Haft und die Posse ihres Processes war noch nicht zu Ende gespielt, als Oranien eine erste Schilderhebung versuchte. Sein Bruder Ludwig von Nassau fiel in der zweiten Hälfte April 1568 mit einem geworbenen Heere von Emden aus nach Friesland ein, wußte dort Wälder und Sümpfe mit ähnlichem Geschick gegen die Spanier zu verwenden, wie einst die Germanen gegen die Römer, und brachte bei dem Kloster Heiliger Lee bei Gröningen den für unüberwindlich gehaltenen Veteranen eine völlige Niederlage bei.

Jetzt machte sich Alba auf. Um sich bei dem Vormarsch gegen die Rebellen den Rücken, die Hauptstadt, zu sichern, ließ er die Köpfe der Edelleute fallen, die, wenn ihm das Waffenglück nicht günstig sein sollte, sich an die Spitze einer allgemeinen Empörung gestellt und den Siegern im Osten die Hand gereicht haben würden. In den ersten Tagen des Juni begannen die Executionen, erst fielen 18—20 Edelleute, deren Proceß seit einiger Zeit im Gange war, dann 5. Juni Graf Egmont und Horn.

Darauf wendete sich Alba gegen Ludwigs Heer in Friesland, schlug es zwei Mal bis zur völligen Auflösung (Juli), kehrte dann zu neuen Hinrichtungen nach Brüssel zurück und zog im Spätherbst den Schaaren Oraniens entgegen, der an der Spitze von 30,000 deutschen Landsknechten herankam und am 5. October durch einen

glücklichen Maasübergang den Feldzug eröffnete. Alba hatte 10,000 Mann weniger als Oranien, eine in Brabant etwa verlorene Schlacht war ein Unheil, das durch Nichts hätte aufgewogen werden können: Alba wagte die gefährliche Probe nicht, sondern entschloß sich, den Krieg ohne Schlacht zu Ende zu bringen, und das war das Sicherste, was er thun konnte. Er hatte die Hilfsquellen des Landes zur Verfügung, hatte Geld, seine Truppen zu verpflegen und zu bezahlen und konnte also warten. Oranien hatte deutsche und andere Söldner, die leicht meuterten, wenn die Bezahlung ausblieb, war überdies im fremden Land, litt Mangel an Lebensmitteln und blieb ohne Unterstützung; die Sympathien der Bewohner waren zwar ausgesprochen günstig, aber der Schrecken, der vor Alba herging, lähmte Alles.

Oraniens Truppen brannten nach einer Entscheidungsschlacht, aber Alba wich immer aus, seine eigenen Mannschaften wurden ungeduldig über die anstrengenden Märsche und ewigen Umwege, ohne an den Feind zu kommen, aber er hielt sie mit eiserner Disciplin zusammen.

So wurde Wilhelm wirklich zum Lande hinaus manöverirt, seine Söldner meuterten, ein einziges Gefecht, das Alba's Unterbefehlshaber am 20. October unternommen ohne Theilnahme der Hauptmacht, brachte der Nachhut der Rebellen einen furchtbaren Schlag bei, und als jetzt eine Schaar französischer Hugenotten ankam, weigerten sich die deutschen Söldner, da sie nur gegen Alba gedungen seien, ihrem Führer nach Frankreich zu folgen, Oranien mußte zurück und nachdem er sein Silberzeug verkauft, um die Meuterer zu befriedigen, bei Straßburg sein Heer auflösen.

So war der erste Feldzug mißlungen, Alba's Gewaltherrschaft war fester begründet als je, und das einzige positive Ergebniß war der Tod der beiden Herren gewesen, die man hatte befreien wollen.

Höhepunkt und Niedergang von Alba's System. 1569—1573.

Nun begannen erst die schwersten Zeiten für die Niederländer. Die Hinrichtungen durch Feuer, Wasser und Schwert, die Gütereinziehungen werden maßlos fortgesetzt. Die Zahl der Opfer steigt hoch in die Tausende. Die Zahl der Ausgewanderten nimmt in denselben Verhältnissen zu, und der Ertrag der Confiscationen be-

läuft sich nach und nach auf 30 Millionen Thaler. Die alten Rechte des Landes waren schon vernichtet, die Bevölkerung furchtbar gelichtet, jetzt ging auch der wirthschaftliche Wohlstand einer Katastrophe entgegen, der Verkehr stockte, die Häfen lagen öde, die Läden und Werkstätten waren leer, unzählige fleißige Hände feierten, die großen Geschäfte standen still, die reichen Handelsstädte verarmten. Kurz, Alles das, woron dies gewerbsame Handels- und Industrievolk gelebt, fing an zu versiegen.

Für diesen grauenhaften Rückgang hatte Alba kein Auge, er war bloß der Landsknecht seines Gebieters, für jede staatswirthschaftliche Betrachtung unzugänglich; der Staatsschatz in Madrid sollte seine Millionen haben, der Soldat sollte leben, ob schließlich das Land der Art herabgebracht wurde, daß es weder für den Schatz noch für den Soldaten mehr Etwas bieten konnte, war ihm einerlei.

Die Ausbeutung der Gold- und Silbergruben in den reichen Provinzen schien ihm noch nicht richtig eingeleitet, er dachte an einen großen allgemeinen Aderlaß, der auf einen Schlag Millionen flüssig machen, und ihn der ewigen Geldverlegenheiten für immer entheben sollte. Schon früh trat er mit dem Gedanken hervor eine Besteuerung einzuführen, die in Spanien bestand und dort auch zum Ruin des Landes geführt hat, die sich durch Einfachheit empfahl und einen überreichen Ertrag versprach.

Von allen Seiten rieth man ihm davon ab, in Madrid lachte man seiner abgeschmackten Finanzexperimente, im Staatsrath fand selbst Viglius den Muth, ihm männlich entgegenzutreten, weil er wußte, daß Philipp II. anfange den Fähigkeiten seines großen Generals zu mißtrauen; aber Alba blieb dabei, die Alcabala lieferte ihm in seiner eigenen Stadt Alva ein jährliches Einkommen von 50,000 Dukaten, was war erst von ihrer Einführung in die reichen Niederlande zu erwarten! Nach dem Befunde einer zu diesem Zweck niedergesetzten Commission hatten die Provinzen von ihren Manufacturwaaren noch immer einen Jahresertrag von beinahe 45 Millionen Gulden, sie konnten also eine ausgiebige Brandschatzung wohl ertragen.

Am 21. März 1569 legte er den Staaten zu Brüssel die neuen Steuerdecrete vor.

Demnach sollte 1) 1 pCt. von allem beweglichen und unbeweglichen Vermögen als eine außerordentliche Steuer erhoben werden:

das war der sogenannte hundertste Pfennig. 2) Als dauernde Abgabe von jedem Verkauf von Grundeigenthum der zwanzigste Pfennig oder 5 pCt. und von jeder verkauften Waare 10 pCt. oder der zehnte Pfennig erhoben werden. Das war eine Raubsteuer in drei verschiedenen Stadien erhoben und in allen dreien unerschwinglich.

Dies Decret rief ein allgemeines Entsetzen hervor. Der wirthschaftliche Unsinn dieses Planes wurde nur noch überboten von seiner Barbarei. Einem Lande, das von seinen Waaren lebte und eben jetzt im schrecklichsten Nothstande war, von jedem Erzeugniß seines Fleißes bei jedem Verkaufe 10 pCt. als Steuer abfordern, hieß den Waarenverkehr geradezu todtschlagen. Es ging darum durch alle Provinzialversammlungen ein Sturm von verzweifelter Erbitterung, wie ihn alle Strafedicte und Bluturtheile nicht zu Wege gebracht hatten. Die Staaten von Utrecht gaben das Signal zum allgemeinen Widerstande, die Steuer erwies sich trotz aller Drohungen und Gewaltmaßregeln als unausführbar, Alba mußte sich zu einem Compromiß verstehen, der die Sache auf zwei Jahre vertagte.

Im Sommer des folgenden Jahres erfolgte eine sogenannte „Amnestie", deren Inhalt zwar ein offener Hohn auf ihren Namen war, aber die doch eine leise Schwenkung des Regiments und den Anfang der Ungnade Alba's ankündigte.

Der König fing an in seinem Vertrauen auf Alba zu wanken. Die Feinde des Herzogs, Gomez, Perez, Granvella an der Spitze arbeiteten rüstig an seiner Abberufung, Viglius, der davon genau unterrichtet war, bestürmte den König mit Entwürfen über einen Gnadenact und am 14. Juli 1570 kam es in der That in Antwerpen zur feierlichen Verkündigung einer Amnestie, die so ziemlich alle die alten Strafedicte aufrecht erhielt und keine andere Vergünstigung gewährte, als daß die, denen wirklich gar Nichts vorzuwerfen war, straflos sein sollten, falls sie binnen einer bestimmten Frist reuig um Gnade bäten, und die Absolution der Kirche erwirkten!

Das waren die beiden letzten Tropfen in das bis zum Ueberlaufen volle Gefäß; den Niederländern blieb in der That Nichts mehr übrig, als zum Schwert zu greifen, wenn nicht die absolute Rechtlosigkeit verewigt werden sollte.

Während Alba's ganzer Regierungszeit hat es an bewaffneten Auflehnungen nicht gefehlt, meist hatten die Ausgewanderten irgendwo einen Einfall versucht, ihrer gab es viele Tausende an den Grenzen und es ging ihnen, wie es den politischen Flüchtlingen gewöhnlich geht, sie beurtheilten die Dinge, wie sie ihnen in der Ferne erschienen und nahmen die Möglichkeit, eine solche Gewalt zu erschüttern, viel leichter als recht war.

Die letzten Dinge hatten im Lande selbst eine Stimmung hervorgerufen, die zum äußersten Widerstande fähig machte. Dies Volk war an sich nicht leicht zu erhitzen, weder der gut katholische Flamänder und Brabanter, noch der protestantische Friese im Norden war von sanguinischem Temperament, eine Staatskunst, die erproben wollte, welch unglaubliche Dinge eine Nation ertragen kann, hatte hier verhältnißmäßig günstigen Boden; bis es dazu kam, daß ein dem Handel und Gewerbe ergebenes Volk sich ermannte zu dem Entschlusse eines verzweifelten Widerstandes, konnte es lange dauern. Darin täuschten sich die Ausgewanderten immer wieder, wie Oranien bei seiner verfrühten Erhebung im Spätherbst 1568, die hauptsächlich daran zu Grunde gegangen war, daß nicht eine Stadt ihm die Thore öffnete.

Jetzt aber, unter dem Eindruck des fortdauernden Schreckens jener höhnisch so genannten Amnestie, unter der Drohung eines mörderischen Besteuerungssystems, das jedem großen und kleinen Haushalt Vernichtung in Aussicht stellte, unter den sichtbaren Symptomen der gänzlichen Unfähigkeit des Regiments, war in die Massen etwas gedrungen von jener verzweifelten Entschlußkraft, die lieber ein Ende mit Schrecken, als einen Schrecken ohne Ende wählt.

Alba war nachgerade soweit gekommen, daß er selber, wenn nicht an seinem System, so doch an seinem Vermögen es durchzusetzen irre wurde. Seine Geldnoth war vollkommen hoffnungslos geworden, der zehnte Pfennig war durch Abfindungen auf zwei Jahre vertagt worden, als die Summen verbraucht waren, griff er auf das Steuerproject wieder zurück, aber nun begegnete er im Staatsrath offenem Trotz und unter der Bevölkerung einer Feindseligkeit, die selbst auf ihn Eindruck machte. Kaum hatte er am 31. Juli 1571 die definitive Erhebung des zehnten und zwanzigsten Pfennigs befohlen, als alle Geschäfte ihre Läden schlossen

und das Volk in allen Provinzen eine so furchtbar drohende Haltung annahm, daß der Herzog, der nie nachgegeben hatte, jetzt selber einen Schritt zurück that und die nothwendigsten Lebensmittel: Korn, Fleisch, Wein, Bier von der sinnlosen Steuer ausnahm.

Aber auch diese Milderung half nicht. Arbeit, Kauf und Verkauf stand still. „Die Brauer wollten nicht brauen, die Bäcker nicht backen, die Schankwirthe nicht zapfen", sagt ein Zeitgenosse. Alba war rasend, er wollte mit Hängen und Würgen durchgreifen, da kam die Nachricht, daß die gefürchteten „Wassergeusen" das feste Briel eingenommen hätten (1. April 1572) und das lenkte seine Blicke nach Außen.

Alles, was Wilhelm und seine ritterlichen Brüder Ludwig, Johann, Heinrich, zu Lande gegen Alba unternahmen, stand außer Verhältniß zu dem, was die „Meergeusen" auf der See und an den Küsten bewerkstelligten. Dort mußte man hundert Tausende ausgeben, um ein vaterlandloses Gesindel zu den Fahnen zu rufen, fiel man irgendwo ein, so plünderten die Söldnerhorden Freund und Feind, und sollte es zur Schlacht kommen oder galt es, was schlimmer war, langwierige Manöver ohne Schlacht, dann meuterten die unbezahlten Miethlinge und ließen Alles zu Grunde gehen. Anders stand es mit dem Seekriege, den die Flibustier aus Holland und Seeland gegen den „Vicekönig" Alba führten. Das waren keine Söldner, die aus dem Kriege Geldgeschäfte machten, sondern Flüchtlinge aus allen Ständen, die Alba's Henker von Haus und Hof vertrieben und die jetzt vom Meere aus ihr Vaterland zurückerobern wollten, wirkliche „Geusen", d. h. Bettler, die um Alles gebracht waren, die mit Noth und Entbehrung aller Art zu ringen hatten, aber die auch mit Freuden Gefahr und Tod auf sich nahmen, um ihren Racheburst zu kühlen, ein ehemals friedfertiges Volk von Küstenbewohnern und Seefahrern, jetzt verwildert in dem fürchterlichsten aller Kriege, von Wilhelm mit einer gutgemeinten Organisation ausgestattet, aber aus Noth und Leidenschaft zu grausamen Corsaren geworden. Die lauerten den spanischen Schiffen auf, machten verwegene Handstreiche auf Häfen und Küstenplätze, raubten, plünderten, mordeten, wo sie Sieger waren und hatten bald einen Namen, der von den Landsleuten so gefürchtet war wie von den Spaniern. An ihrer Spitze

standen vornehme Herren, die sich als Seeleute Ruf erworben hatten, ihr Admiral war der wilde Wilhelm von der Mark.

Unter dessen Führung hatten sich 54 ihrer Schiffe am 1. April mittelst einer glücklichen List der Stadt **Briel** bemächtigt und damit zuerst einen festen Punkt an der Küste gewonnen, von dem aus bald der ganze Norden, Holland und Seeland den Spaniern entrissen werden konnte.

Von diesem Tage an sind die Spanier nie wieder Herren in den Niederlanden geworden, auch dem fähigsten ihrer Feldherren, Alexander von Parma, ist es nicht gelungen, den Norden der Provinzen dauernd wieder zu unterwerfen, selbst der südliche Theil gerieth in's Schwanken und einmal hatte es den Anschein, als sollte das ganze burgundische Gebiet der spanischen Krone verloren gehen.

Während nun fast alle wichtigeren Städte der Insel Walcheren, Hollands und Seelands, Vlissingen, Harlem, Leyden, Alkmaar an der Spitze, sich für den Statthalter, Prinz Wilhelm von Oranien erhoben, war es dessen Bruder, dem Grafen Ludwig von Nassau gelungen, sich der wichtigen Stadt **Mons** im Hennegau zu bemächtigen (Mai), und hatte Jener endlich gleichfalls wieder ein Heer auf die Beine gebracht (Juli), mit dem er alsbald gegen das Herz der Niederlande heranrückte.

Bevor mit der Niederlage Coligny's bei Moncontour (3 Oct. 1569) alle jene Hoffnungen auf eine Diversion gegen Alba von Westen her zusammengebrochen waren, war der Prinz, als schlichter Bauer verkleidet, mitten durch die Feinde hindurch nach Deutschland geeilt, um dort alle Hilfskräfte für die Befreiung der Niederlande aufzurufen. Hilfloser als je — Granvella sprach spottend von der vana sine viribus ira — von allen Mitteln entblößt, von allen Bundesgenossen verlassen, von Vielen für todt gehalten, von wohlmeinenden Freunden aufgefordert, jetzt endlich „still zu sitzen", und dabei mit einer großen Schuld von rückständigen Soldzahlungen belastet, begann er von Neuem mit unverwüstlicher Zuversicht den ungleichen Kampf. Land, Leute und Güter hatte er verloren, aber den Glauben an seine gute Sache nicht. Er wandte sich durch ein Rundschreiben an die Fürsten und Völker des deutschen Reichs, setzte eine ergreifende Ansprache an seine Landsleute in Umlauf, bat und flehte, für die heilige Sache der Freiheit das Letzte einzu-

setzen, habe er es doch auch so gemacht, und es war nicht ganz umsonst, der Terrorismus Alba's, sein tollkühnes Bestehen auf den zehnten Pfennig thaten das Erforderliche, jenen Worten Eingang zu verschaffen.

Eine neue Truppenwerbung war bereits glücklich im Zuge, als Holland und Seeland das Joch Alba's abgeworfen und sich nach seinen Weisungen eine neue freie Verfassung gegeben hatten. Zu Dordrecht (15. Juli) traten die Staaten von Holland zusammen und von einer feurigen Rede St. Aldegonde's begeistert, bewilligten sie dem Prinzen als „des Königs rechtmäßigem Statthalter in Holland, Seeland, Friesland und Utrecht" die Summen zu einem neuen Feldzug, die sie durch Steuern, Anleihen, Veräußerung unnöthigen Kirchenschmucks und freiwillige Beiträge aufbringen wollten. Bald darauf erschien er mit einem Heere im Felde, nahm die Festung Roermonde (23. Juli), überschritt die Maas, fand in vielen Städten und Dörfern bereitwillige Aufnahme und war voll froher Hoffnungen nach Brüssel aufgebrochen; stand doch sein Bruder in Mons, war er doch im Besitze feierlicher Zusicherungen des Königs von Frankreich, daß er, wie eben noch Coligny ihm geschrieben, mit 12,000 Mann Fußvolk und 3000 Reitern, ihnen und seinem Bruder zu Hilfe kommen werde. „Die Niederlande sind frei, Alba ist in meiner Hand", rief er triumphirend aus. Da kam wie ein Blitz aus heiterm Himmel die Nachricht von der Bartholomäusnacht und Alles war dahin.

Mons mußte preisgegeben, der Rückzug angetreten, das Heer aufgelöst werden.

Aber auch Alba hatte keine Freude in den Niederlanden mehr: der Triumph über das Ketzergericht der Bartholomäusnacht, einige fürchterliche Blutbäder in Mons, Mecheln, Tergoes, Naarden, Harlem waren seine letzte Genugthuung; er war seiner fruchtlosen Henkerarbeit müde und sehnte sich nach Entlassung. Er war sonst stolz gewesen auf die eisige Kälte, mit der er den Meinungen der Menschen zu trotzen verstand, aber was er hier fand, war doch geeignet, auch ihn zu erschüttern. Niemand grüßte ihn mehr auf der Straße, die eigenen Helfershelfer von früher boten ihm Trotz, nur Blicke des Abscheus und des unversöhnlichsten Hasses trafen ihn, wo er sich sehen ließ und als Philipp's Gesandter in Frankreich zum Besuch in die Niederlande kam, da war ihm, als höre er in dieser

Nation nur den einen Ruf: Fort mit Alba! Fort mit Alba! Jetzt schrieb er selber dem König: „Der Haß des Volkes gegen mich wegen der Strafen, mit denen ich es, wenn auch mit aller nur möglichen Milde, habe heimsuchen müssen, macht alle meine Anstrengungen zu nichte. Ein Nachfolger wird mehr Sympathien finden als ich und Besseres wirken können."

So forderte und erhielt er seinen Abschied, nicht bekehrt, denn er gab noch seinem Nachfolger den Rath, alle Städte niederzubrennen, mit Ausnahme derer, in die man eine spanische Besatzung legen könne, aber in dem Gefühl, daß er verbraucht, daß seine Rolle ausgespielt sei. Am 18. December 1573 verließ er die Niederlande für immer.

---

§ 24.

Alba's Nachfolger in den Niederlanden. Charakter des nun beginnenden Krieges. — Requesens y Zuniga. 1573—1576. — Ludwig's von Nassau Niederlage und Tod auf der Mooker Haide (14. April 1574). — Belagerung und Entsatz der Stadt Leyden (26. Mai bis 3. Oct. 1574). — Beginnende Scheidung zwischen den südlichen und nördlichen Provinzen. — Das Zwischenreich. — Die große Menterei der Söldner. — Die Genter Pacification (8. Nov. 1576). — Don Juan d'Austria. 1576—1578. — Alexander Farnese, Prinz von Parma. 1578—1589. — Utrechter Union (Jan. 1579) und Unabhängigkeitserklärung der sieben nördlichen Provinzen (Juli 1581). — Ermordung Wilhelm's (10. Juli 1584).

Charakter des nun beginnenden Krieges.

Der an sich unbedeutende Erfolg der Meergeusen in Briel ward der Anstoß zu einem der furchtbarsten Kriege, aber auch zu einer der folgenreichsten Umwälzungen, von welchen die Geschichte weiß und in jener kleinen Flotte verwegener Piraten, die von dem Raube spanischer Kauffahrer lebten und ihren Feinden Grausamkeit mit Grausamkeit vergalten, lag der Keim zu jenem seebeherrschenden Colonialstaate, der der mächtigste der Welt geblieben ist bis zur Navigationsacte und noch heute, obgleich nur mehr ein Schatten seiner früheren Größe, zu den Seemächten gehört. Mit diesem Aufblühen eines freien Staatswesens auf einem dem Meere abgerungenen Küstenlande, das bald die schönsten Theile der neuen Welt erobern sollte, geht Hand in Hand der jähe Verfall der größten Weltmacht, welche das 16. Jahrhundert gesehen, der holländische Aufstand bleibt die offene Wunde Spaniens, die zehrt und blutet bis zum Ende des Jahrhunderts, hier thut sich der Abgrund auf, in den Spanien allmälig seine Reichthümer, seine Heere, seine Flotten hineinwirft und am Ende ist der verachtete Rebell frei, reich und mächtig geworden und das große Spanien zu Grunde gerichtet.

Durch Nichts mehr als durch diese Thatsache wird die Ansicht bestätigt, daß ohne Alba mit wenig Mitteln und nur mäßiger Einsicht die Provinzen der Krone Spanien erhalten bleiben konnten; einem Alba war es vorbehalten, ein friedfertiges Volk auf's Aeußerste zu treiben, in einer Nation von Krämern und Fischern Helden erstehen zu machen und zu sorgen, daß nach fünf Jahren furchtbarer Henkerarbeit keine Macht der Welt mehr im Stande war, seine Freiheit wirksam zu bekämpfen.

So hatte mit 1572 ein Kampf begonnen, dem die moderne Geschichte nichts Aehnliches an die Seite zu setzen hat: ein kleines, bis dahin dem Kriege ganz abgewandtes Volk nimmt den ungleichen Kampf auf mit der noch immer wohl organisirten, wenn auch verminderten Heeresmacht des größten Kriegsstaates der Zeit und führt ihn mit beispielloser Erbitterung und Zähigkeit; auf beiden Seiten wird der Kampf von vorn herein ergriffen als ein Vernichtungskampf, wo jeder Theil seinen Sieg nur mit dem Tode des Gegners zu feiern gedenkt. Man kann diesen Charakter des Krieges nicht besser bezeichnen, als mit den Worten jenes Sendschreibens an Philipp, welches Wilhelm von Oranien noch im Jahre 1573 durch die ganze Christenheit verbreiten ließ, um vor dem König und vor Europa die Erhebung seines Volkes zu rechtfertigen. „Der Tyrann," hieß es da von Alba, „würde lieber jeden Fluß und jeden Bach mit unserem Blute röthen und an jeden Baum im Lande den Leichnam eines Holländers heften, ehe er abließe, seine Rache zu kühlen und sich an unserm Elend satt zu weiden. Deßhalb haben wir gegen ihn die Waffen ergriffen, um unsere Weiber und Kinder seinen Händen zu entreißen. Ist er uns zu stark, so sind wir bereit, lieber einen ehrenvollen Tod zu sterben und einen ruhmwürdigen Namen zu hinterlassen, als unsern Nacken zu beugen und unser liebes Vaterland der Sklaverei preiszugeben. Darum haben sich alle unsere Städte das Wort gegeben, jede Belagerung auszuhalten, ihr Aeußerstes zu wagen, was Menschen möglich ist zu tragen, ja im Nothfall Feuer in die eigenen Wohnungen zu legen und mit ihnen in den Flammen unterzugehen, als sich jemals den Geboten dieses blutdürstigen Henkers zu unterwerfen."

Die Kämpfe, die noch 1572 und 1573 folgten, trugen schon jetzt vollkommen das Gepräge des ganzen Krieges: Fanatismus und Hingebung in einem unbegrenzten Maß auf beiden Seiten,

eine aufopfernde, todesmuthige Beharrlichkeit neben einer Wildheit des Hasses, deren man dies phlegmatische Volk bisher nicht für fähig gehalten und schon jetzt die verzweifelte Entschlossenheit, die Städte und Provinzen preisgab, blühende Ebenen unter Wasser setzte, wenn nur der Feind mit unterging: dies Volk, dem Oranien in den ersten hoffnungslosen Tagen so oft zurief: wo ist euer alter Freiheitssinn, wo eure ehemalige Tapferkeit geblieben? konnte jetzt bald mit Stolz sagen, wir haben gezeigt, daß wir der Väter werth sind, daß das alte Friesenblut nicht versiegt ist in unseren Adern. Solch' eine Ueberlieferung hält ein Volk aufrecht auf Jahrhunderte hinaus, dies Volk hat schwere Zeiten erlebt nach Innen und nach Außen und es hat sich aufrecht erhalten in schweren Stürmen und Wechseln der Zeit, das war die Frucht der großen stolzen Ueberlieferung, die nie vergessen ließ, um welchen Preis die Unabhängigkeit errungen worden war.

Unter solchen Erscheinungen war Alba zurückgetreten. Spanier und Niederländer hatten sich nie geliebt; daß jetzt diesem Volk jede Ader in Haß geschwollen war gegen Alles, was spanisch hieß, war die Aussaat, die Alba zurückließ. Die vielen Tausende, die er seit 1568 auf das Blutgerüst geschickt, standen nicht mehr auf, aber über ihrem Grabe war ein anderes Volk erstanden, Alba's rasende Härte und aberwitzige Verwaltung hatte einen Geist groß gezogen, der ihn und seine Nachfolger und mit ihnen die spanische Monarchie in Trümmer geschlagen hat. Daran vor Allem ist Spanien zu Grunde gegangen, die Ereignisse in Frankreich, der Untergang der Armada kamen hinzu, aber die eigentliche Wunde, an der dies schöne Reich sich verblutete, war doch der Krieg gegen die Niederlande, der bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts fortgedauert hat.

Requesens y Zuniga. Ende 1573 bis März 1576.

Die Schlacht auf der Mooker Haide. Belagerung Leydens.

Alba's Nachfolger war ein ausgezeichneter Feldherr aus dem höheren spanischen Adel, an militärischer Tüchtigkeit Alba mindestens ebenbürtig, aber was mehr sagen wollte, das Gegentheil seiner Art, die Dinge zu betrachten, so weit man es in solchem Kriege sein konnte, ein großmüthiger, hochherziger Soldat, der die rechte Energie vollkommen zu handhaben verstand, ohne darüber die Milde zu

vergessen und durch seine versöhnliche Weise mehr Siege zu erfechten befähigt war, als Alba durch all seine Schlachten. Soweit ein Spanier das vermochte, begriff er, daß in diesem Kriege mit Waffen und Geld allein nicht durchzukommen sei. „Vor meiner Ankunft", gestand er dem König, „war mir unbegreiflich, wie die Rebellen so beträchtliche Flotten zu unterhalten vermochten, während Ew. Majestät nicht eine einzige zu Stande bringen könne. Jetzt sehe ich, daß Leute, die für ihr Leben, ihre Familie, ihr Eigenthum und ihre falsche Religion, kurz für ihre eigene Sache fechten, schon zufrieden sind, wenn sie bloß Rationen und keine Löhnung erhalten". Allerdings war er, um eben dieser Einsicht und Fähigkeiten willen, mit Alexander von Parma auch der gefährlichste Gegner der Aufständischen. Er kam nicht bloß mit dem Schwerte und schlagfertigen, kriegsgeübten Truppen, er war es auch, der zuerst mit dem blinden Schreckenssystem brach und mit jener weisen Mäßigung zu handeln verstand, die nicht wie Schwäche aussah; wenn Einer war er der Mann, die Freunde eines halben Friedens, einer falschen Versöhnung von der gemeinsamen Sache abzuziehen und dadurch in die Reihen der Rebellen Bresche zu legen. Darin lag die Gefahr seiner Taktik für die Niederlande und daher stammte die gerechte Besorgniß Oraniens vor den einschläfernden Wirkungen einer Amnestie, wie sie jetzt gerüchtweise in Aussicht gestellt wurde.

Inzwischen dauerte der Krieg zu Wasser und zu Lande, auf offenem Felde wie vor belagerten Städten mit allen seinen Gräueln fort und der neue Großcommandeur erfuhr sofort die unermeßlichen Schwierigkeiten seiner Aufgabe.

Mit dem beginnenden Frühjahr 1574 erschienen Wilhelm und Ludwig wieder an der Spitze deutscher Söldner, deren Zahl mit jedem Schritt vorwärts durch Ausreißen wachsende Verluste erlitt. Gleichfalls mit großentheils deutschen*) Söldnern rückte der General Avila dem Letztern entgegen, auf der Mooker Haide an der Maas kam es 14. April zu einer mörderischen Schlacht, in der die meuternde Armee der Patrioten völlig zertrümmert wurde. Schon war Alles verloren, als sich zuletzt noch Graf Ludwig mit seinem Bruder Heinrich und dem Pfalzgrafen Christoph in das Getümmel stürzte und im ritterlichen Kampfe den Tod fanden.

*) Die Armee der Spanier in den Niederlanden zählte 62,000 Mann, die mit Ausnahme von 8000 Spaniern theils Deutsche, theils Wallonen waren.

Ermuthigt durch die Thatsache, daß die Insel Walcheren ganz von Spaniern gereinigt, die Geusen unbestrittene Herren der Inseln, der Küste und des Meeres waren, hatte Wilhelm auf diese dritte Expedition die größten Hoffnungen gesetzt, er dachte mit einem einzigen Schlage die Macht des neuen Statthalters zu zertrümmern und nun hatte der eine Tag ihn seiner Armee und seiner ritterlichen Brüder beraubt.

Bisher stets glücklich im freien Felde hatten die Spanier dieses Mal den glänzendsten Sieg errungen, seit es in den Niederlanden Rebellen gab, anders ging es ihnen im Kampf um die festen Plätze; an der unglaublichen Hartnäckigkeit, mit welcher diese von ihren Bewohnern vertheidigt wurden, brach sich alle Kunst des Feldherrn und alle stürmische Kampflust seiner Söldner, und doch waren es nichts weniger als imposante Festungen und doch waren die Spanier von alten Römerzeiten her Meister in der Kunst, Städte zu vertheidigen und zu erobern.

Nichts Glorreicheres giebt es als die Haltung der Stadt Leyden in der furchtbarsten Prüfung, die wohl je einer Stadt auferlegt worden ist. Durch die Diversion Ludwigs von Nassau von der ersten Belagerung erlöst, war die Stadt nach seiner Katastrophe seit dem 26. Mai 1574 zum zweiten Mal von den Spanier umlagert worden. Oranien, der sein Hauptquartier in Delft und Rotterdam hatte, war mit seinen Truppen den Spaniern unter Valdez im freien Felde nicht gewachsen und sah keine andere Hoffnung, die treue Stadt zu halten, außer in der Ueberschwemmung des ganzen flachen Landes, die die Belagerer unfehlbar vertreiben mußte. Leyden lag inmitten eines blühenden Gartens von Dörfern, Landhäusern und Anlagen, die Ernte stand auf den Feldern, die Dämme, die all diesen Reichthum vor dem Ocean schützten, durchstechen, hieß ein ungeheures Opfer bringen, aber es war der einzige mögliche Entsatz. Oranien forderte es und die heldenmüthige Bevölkerung schlug ohne Besinnen ein. Die Spanier versuchten es, die Bevölkerung durch eine Amnestie zu gewinnen. Am 6. Juni verkündigte Valdez im Namen des Königs und des Papstes Straflosigkeit für alle Ketzer, die reumüthig zur katholischen Kirche zurückkehren würden. Die Leydener wie überhaupt der ganze Norden der Provinzen wiesen das Anerbieten mit Hohn zurück: „wir wollen“, erklärte die Bürgerschaft der Stadt, „uns des Wortes Gottes und

unserer Freiheit wehren bis auf den letzten Mann". Die Berennung begann, die Stadt war schlecht mit Lebensbedarf versehen, aber mit strenger Sparsamkeit und äußerst knapper Vertheilung der Rationen war es möglich sie so lange zu ernähren, bis das über die durchstochenen Deiche heranströmende Meer Erlösung brachte.

Drei Monate hatte die Stadt geharrt, aber die Hilfe war noch nicht erschienen. Vom Krankenlager aus leitete der Prinz das Werk der Ueberschwemmung und die Bewegung der Geusenflotte, die mit der Fluth zur Stadt herankommen sollte; aber widrige Winde und eine Menge unvorhergesehener Hindernisse hielten das Vordringen des Wassers auf. Von den Thürmen Leydens aus sah man langsam die Fluthen kommen, zu langsam für die Noth der hungernden Bürgerschaft, die Lebensmittel waren bis auf den letzten Faden aufgebraucht, Hunde, Katzen, Ratten waren schon Leckerbissen geworden, Pest und Hunger wütheten unter dem unglücklichen Volke, Tausende starben dahin, aber der Muth wankte nicht, so lange noch ein menschliches Wesen auf den Beinen stehen konnte, sollte an Ergebung nicht gedacht werden. Endlich am Morgen des 3. October, also nach mehr als vier Monaten namenloser Leiden, hatte das Meer die Mauern der Stadt erreicht, die Spanier waren im jähen Entsetzen geflohen und die martialischen Gestalten der Meergeusen mit der Devise „lieber türkisch als päpstlich" hielten unter unbeschreiblichem Jubel ihren Einzug in die halb verhungerte Stadt, mit den Befreiten eilten sie in den Dom zu gemeinschaftlichem Gebet und Lobgesang, aber der Choral stockte plötzlich, die ganze ungeheure Versammlung war in Thränen ausgebrochen.

Zum Andenken an diese Heldenthat des Bürgermuthes und der Glaubenstreue ward auf Oraniens Vorschlag die Universität Leyden gestiftet.

Im freien Felde unbestritten Meister, waren die Spanier in der Belagerung der abgefallenen Städte des Nordens fast überall ebenso unglücklich wie zur See gegen die Meergeusen.

Daß inzwischen im Norden die Umrisse eines neuen protestantischen Staatswesens hervortauchten, das unter Oraniens Statthalterschaft und durch ein sehr lockeres Band mit der immer noch äußerlich anerkannten spanischen Krone verknüpft war, konnte Requesens nicht hindern, die kriegerischen Angriffe schlugen fehl, aber

auch die Unterhandlungen blieben erfolglos. Oranien und seine Staaten bestanden auf Glaubensfreiheit und Spanien wollte den Ketzern höchstens Auswanderungsfreiheit zugestehen, die Patrioten verlangten Entfernung der spanischen Truppen und Spanien erwiderte, erst entlaßt ihr die eurigen, die Aufständischen wollten Einberufung der Generalstaaten und Anerkennung ihrer alten Rechte und Spanien wollte von dem Absolutismus nicht lassen. Schließlich war mit einem Gegner von so allbekannter Arglist und Treulosigkeit überhaupt kein Abkommen möglich, man hatte sich jedes, auch des schändlichsten Wortbruchs zu versehen und hatte ihn auch schon in den mannigfaltigsten Gestalten erfahren. „Wir haben die Worte einig und ewig nicht vergessen" schrieb Oranien ein Mal und ein ander Mal sagte er, „wenn ich auch euer Wort habe, was bürgt mir, daß der König es nicht verleugnet und der Papst den Treubruch absolvirt"?

Mit dem Norden also gab es keine Versöhnung, dagegen gelang es dem Statthalter, im Süden Vertrauen und Anhang zu gewinnen, wie dies Alba niemals möglich geworden war. Hier neigte die Bevölkerung religiös und politisch zu Spanien, ein Verhältniß, das sich ohne Alba schon viel früher scharf ausgeprägt haben würde. In Holland, Seeland, Friesland, Utrecht herrschte der Protestantismus unbedingt, seit der Losreißung waren dort die letzten Spuren des Katholicismus verschwunden. Im Süden dagegen war die Ketzerei immer nur eine vereinzelte, episodische Erscheinung gewesen, die in den Massen durchaus keine Wurzeln fassen wollte. Die alte und die neue Lehre traten hier wie überall zu jener Zeit im Volke selber unduldsam, ausschließend gegen einander auf, und Oraniens staatsmännische Größe hat sich in Nichts klarer dargethan als darin, daß er von Anfang bis zu Ende diesen Geist der Unduldsamkeit und des Glaubenshasses auf beiden Seiten mit der größten Entschiedenheit bekämpfte.

National hatten die Wallonen eine weniger tiefe Abneigung gegen die Spanier als die Friesen, in denen das germanische Element am allerschärfsten hervortrat, endlich waren die südlichen Provinzen schon länger bei diesen burgundischen Gebieten und dem Hause Habsburg, während die nördlichen meist erst durch Karl V. erworben worden waren. Ihnen war die Verbindung mit Spanien etwas ganz Neues, innere Anhänglichkeit an dies Regiment zu

pflanzen war nicht einmal Zeit gewesen, hier haßte man den Spanier als herrschsüchtigen Stammfremden, seit der Reformation als bigotten Katholiken, seit Philipp II. als Revolutionär, der die alten Verfassungen und Gerechtsame umstürzen wollte. Das Hergebrachte war hier nicht die spanische Herrschaft, sondern das alte Recht des Landes und die einzige Verbindung, die man nach Außen anerkennen wollte, war die mit dem deutschen Reich.

So erklärt sich, warum Requesens, der nicht bloß Soldat, sondern auch Staatsmann genug war, um mit solchen Factoren geschickt zu rechnen, nur im Süden einen gewissen Anhang zu gewinnen wußte. Seit er den Blutrath hatte fallen lassen und das ganze Regiment wieder erträglich geworden war, war auch in den Stimmungen dieser tiefgebeugten Bevölkerung ein bemerkbarer Umschwung eingetreten.

Der Kampf aber um die Zukunft der Niederlande ward dadurch nur noch unabsehbarer.

Ein tüchtiger Feldherr in rüstigen Jahren mit ausgezeichnet tüchtiger Kriegsmacht, verfügend über die Hilfsquellen der treuen Provinzen, gestützt durch die noch unerschöpften Machtmittel der spanischen Monarchie gegenüber zwei abtrünnigen Provinzen, die nur über Meer und Küste, die Mauern und die tapfern Bürgerschaften ihrer Städte, aber über kein Heer geboten und im Auslande nicht einen Bundesgenossen zählten: das war eine nichts weniger als hoffnungsvolle Lage. Da starb Requesens am 5. März 1576 ganz plötzlich und dies unerwartete Ereigniß gab den Dingen sofort eine neue Wendung.

Die spanische Kriegführung und Politik hatte die Persönlichkeit verloren, die den Unternehmungen Einheit und Zweck verliehen hatte, es dauerte Monate bis er einen Nachfolger erhielt, und während dieses Zwischenreiches ging Alles aus den Fugen.

Das Zwischenreich. Die Meuterei der Söldner. Die Genter Pacification (8. Novbr. 1576).

Die größte Beschwerde, über die Requesens auch in seinen treuen Provinzen niemals vollkommen Herr geworden war, bildete der Druck der spanischen, wallonischen und deutschen Soldateska, die die Fremdherrschaft bei guter Laune halten mußte und die, wo das nicht geschah, zu einer wahren Geißel der friedlichen

Bevölkerung wurde. In ewigem Kampfe mit Geldverlegenheiten hatte Requesens die Massen mühsam genug zusammengehalten. Schon durch die lange Entfernung von Hause zuchtlos geworden, durch die Schergenarbeit in Alba's Diensten vollends verwildert und an jede Art strafloser Brutalität gewöhnt, zeigte dies Heer in den letzten Zeiten die allerbedenklichsten Symptome. Die Staatsgewalt war seit dem plötzlichen Tode des Großcommandeurs in völliger Zerrüttung, es fehlten die Mittel, das Heer zu verpflegen und abzulöhnen, selbst einem sehr fähigen Mann wäre es schwer geworden, in solcher Lage das wilde Söldnervolk zu meistern, aber es war Niemand da, und nun brach ein fürchterlicher Soldatenaufruhr los. „Baar Geld oder eine Stadt" riefen die Menterer den Offizieren zu, die sie beruhigen wollten, keines von Beiden konnte man gewähren, und nun stürzten sich die entfesselten Schaaren wie Räuberbanden auf einzelne Städte in Flandern und Brabant, nahmen sie mit Sturm, hieben alle Bewaffneten nieder, mißhandelten die Wehrlosen und plünderten und raubten, was sich vorfand.

In der flandrischen Stadt Aalst hatte das Unheil angefangen. Alle Besatzungen der zahlreichen Citadellen, die Karl und Philipp II. hatten bauen lassen, schlossen sich an, überall dieselben Scenen von Mord, Raub, Plünderung, Schändung, am grauenhaftesten in Antwerpen, das mit seinen ungeheuren Schätzen in die Hände deutscher, wallonischer und spanischer Menterer fiel und von diesen unter Scenen haarsträubender Barbarei drei entsetzliche Novembertage hindurch geplündert und ausgemordet wurde.

Diese Menterei war ein ungeheures Ereigniß, es zeigte den südlichen Provinzen, was die spanische Herrschaft sei und was die Ruhe bedeutete, die sie in falsche Sicherheit eingewiegt; in den Städten, wo nach Vorgang Brüssels die Bürgerschaft mit rascher Besonnenheit unter die Waffen getreten war, um den häuslichen Herd zu schützen, wurden jetzt dieselben Spanier geächtet und vogelfrei erklärt, die hierher berufen waren, um die Einheit des Glaubens gegen die Rebellen zu schirmen. Der Norden genoß kostbare Monate der Ruhe und der Sammlung, der Süden, der sich bisher glücklich gepriesen, von den Verheerungen verschont zu sein, die den Norden getroffen, erfuhr jetzt alle Schrecken eines wilden Bandenkrieges und schaute mit Neid auf die Angehörigen des

neuen Staates in Holland und Seeland, mit denen er wieder einen Haß wenigstens gemeinsam hatte.

So geschah das Unglaubliche, der Adel von Flandern und Brabant trat zusammen und suchte Schutz nicht in Madrid, sondern bei den nördlichen Provinzen, bat Oranien um Hilfe, um das Land zu bewahren vor den Freveln seiner eigenen Schutzmänner: am 8. November ward zu Gent die Pacification geschlossen, die zum ersten Mal die Niederlande auf einem gemeinsamen Rechtsboden gegen die spanische Gewaltherrschaft vereinigte.

Der Vertrag wurde unterzeichnet von dem Prinzen von Oranien im Namen der Staaten von Holland und Seeland auf der einen und den Vertretern von Brabant, Flandern, Artois, Hennegau, Valenciennes, Lille, Douay, Orchies, Namur, Tournay, Utrecht und Mecheln auf der andern Seite. Bestimmt war darin 1) Amnestie für alles Vergangene und enge Bundesfreundschaft für die Zukunft; 2) Entfernung der Spanier aus den Niederlanden; 3) Einberufung der Generalstaaten, wie sie zur Zeit der Abdankung des Kaisers bestanden, um die Religionsangelegenheiten in Holland und Seeland und die Uebergabe der dortigen festen Plätze zu regeln; 4) zwischen beiden Theilen besteht volle Freiheit des Handels und Verkehrs; 5) die Placate und Edicte wider die Ketzer sind ungiltig bis zur Entscheidung der Generalstaaten; 6) die römisch-katholische Religion bleibt ungekränkt, wo sie besteht; 7) der Prinz von Oranien bleibt Statthalter in Holland und Seeland, bis die Generalstaaten nach Vertreibung der Spanier anderweitig verfügen.

Von der Pacification bis zur völligen Selbständigkeit war, sobald man Ernst machte mit der Vertreibung der Spanier, nur noch ein Schritt. Das ganze burgundische Gebiet, dessen Wachsthum Karl V. mit so viel Liebe gepflegt, schien auf dem Punkte, vom spanischen Königshause abzufallen, das nie Erlebte war geschehen, daß die zwei nach Glauben, Sitte, Nationalität und politischem Herkommen ganz verschieden gearteten Gebiete sich zu einem gemeinsamen Programm vereinigt hatten, der Prinz von Oranien jetzt nicht über den Norden nur, sondern auch über den Süden gebot.

Die Gefahr schien für Spanien größer als sie es in Wirklichkeit war. So plötzlich schwanden die Differenzen zwischen beiden Theilen doch nicht. Man konnte sie vergessen über den

Drangsalen der Söldnermeuterei im Sommer und Herbst 1576, und in der Noth die Hilfe Oranien's sich gern gefallen lassen; die strengen Katholiken des Südens sahen in den Calvinisten und Lutheranern des Nordens doch Ketzer und Bilderstürmer nach wie vor, und die zahlreiche stolze Aristokratie von Flandern und Brabant sah den kleinen Prinzen von Nassau, der überdies jetzt offen vom alten Glauben abgefallen war, doch nicht gerne an der Stelle, die sie am liebsten selber eingenommen hätte. Kurz, der Compromiß von Gent war kein dauerhaftes Werk und keine völlige Lösung der schwebenden Fragen.

In den Tagen, da der Abschluß der Pacification erfolgte, erschien der neue Statthalter in den Niederlanden.

Don Juan d'Austria 1576—1578.

Der Halbbruder des Königs Philipp, ein junger glänzender Kriegsheld, eben in der vollen Blüthe seines Rufs und seiner Kraft, bei weitem fähiger als der kleinherzige Monarch, der Sieger von Lepanto, Don Juan d'Austria, hatte von allen Angehörigen des kaiserlichen Hauses allein jene frische Lebendigkeit des Geistes, jene ritterliche Thatenlust geerbt, welche Karl V. in seinen guten Tagen zu einer so anziehenden, den Niederländern so populären Persönlichkeit gemacht hatte und deren der finstere schwerfällige Philipp so vollständig entbehrte.

Eine Heldengestalt voll männlicher Schönheit und gewinnender Anmuth, das Herz geschwellt von kühnen, träumerischen Ideen, war er so recht geeignet, seinen eifersüchtigen Gebieter zu verdunkeln, weniger freilich, wenn er sonst Nichts mitbrachte, die harte, schwer verwickelte Aufgabe zu bewältigen, die hier gestellt war. Der jugendliche Statthalter war auch mit Alba's System nicht einverstanden, auch er wollte mit Milde und Versöhnlichkeit sein Glück versuchen, aber er war nicht großmüthig von Gesinnung, sondern aus sichtbarer Berechnung, es war ein Zug von versteckter Falschheit, von Neigung zu doppeltem Spiel in ihm, der ihm verhängnißvoll werden mußte. In den Provinzen beurtheilte man ihn bald als einen zweideutigen, unberechenbaren Charakter, und in Spanien wollte man aus seinen halben Schritten heraus erkennen, daß er daran denken möchte, sich Etwas wie ein unabhängiges Königreich zu gründen und bekanntlich wurde sein unerwartetes

tragisches Ende einem im Escurial gegen ihn erwachten Mißtrauen zugeschrieben.

Er war daran nicht ohne Schuld, er fand Lust daran, mit dem Feuer zu spielen, auf einige Zeit ging das leidlich, dann hatte es ihn nach beiden Seiten unmöglich gemacht.

Sein Verhalten in den Niederlanden war vorsichtig, aber keineswegs Vertrauen erweckend.

Ehe ihn die Staaten als Statthalter anerkannten, forderten sie von ihm den Abzug der Spanier und die Annahme der Genter Pacification, die nach ihrer Erklärung weder die Autorität des Königs noch die der katholischen Kirche antaste.

Don Juan gab eine ausweichende Antwort und nun veranstalteten jene eine imposante Demonstration; sie bestätigten den Genter Vertrag durch die „Brüsseler Union“ (Januar 1577) und diese Urkunde fand in den Bevölkerungen aller Provinzen, mit Ausnahme Luxemburgs, bei Adel, Clerus, Bürgerschaft eine allgemeine begeisterte Unterstützung, sie bedeckte sich mit vielen Tausenden von Unterschriften, über die Meinung des Volkes war kein Zweifel mehr.

Das wirkte. Im Februar erließ der Statthalter das berühmte edictum perpetuum, welches alle Forderungen der Staaten offen zugestand, den Abzug der Truppen, die Duldung der Ketzer, den Zusammentritt der Generalstaaten.

In den südlichen Provinzen war lauter Jubel, in den nördlichen war man mißtrauisch und Oranien verweigerte den Anschluß, überzeugt, daß das eine Falle sei, die Unvorsichtigen zu theilen, die Arglosen zu fangen. Darüber kam es zu langwierigen Unterhandlungen, während deren der Adel von Flandern und Brabant eine höchst zweideutige Rolle spielte, als Gegengewicht gegen Oranien den Erzherzog Matthias von Oesterreich in's Land rief, bald zu dem Prinzen hielt, bald von ihm abfiel, und von den Unterhandlungen kam es zu neuem Krieg, die Schlacht von Gemblours (31. Januar 1578) zeigte noch einmal das Uebergewicht der spanischen Truppen im freien Felde, aber Don Juan verzweifelte an jedem ferneren Gelingen. Gebrochen an Leib und Seele, tiefunglücklich über die sichtbare Ungnade des Königs, von Geld, Truppen und Bundesgenossen verlassen, starb er am 1. October 1578.

Der Argwohn war wach geworden, daß das nicht auf natürlichem Wege zugegangen sei, daß er bedenkliche Anschläge gegen den König selbst geschmiedet habe und der Verdacht der Mitschuld erreichte selbst einen Mann in der nächsten Umgebung Philipp's, seinen langjährigen Günstling und Rathgeber Antonio Perez, der der Inquisition preisgegeben wurde, nach Aragonien entkam, vergeblich die Privilegien des Landes anrief, dann abermals flüchtete, sich nach Frankreich und England rettete und dort in seinen Memoiren seinen ganzen wilden Haß gegen den König niederlegte. Daraus ist neuerdings sein Leben geschrieben und Allerlei ermittelt worden, was den König nach dieser Seite hin belastet.

Alexander von Parma 1578—1589.

Der Nachfolger Don Juans, der Sohn der ehemaligen Statthalterin Margaretha, Alexander Farnese, Prinz von Parma, überbot als Feldherr alle seine Vorgänger und that es an staatsmännischem Geschick, kaltblütiger Entschlossenheit und sicherem Takt in der Behandlung der Menschen Requesens mindestens gleich. Er war der letzte hervorragende Feldherr, den Spanien im 16. Jahrhundert besessen, überhaupt auf lange hinaus der letzte große Mann, den dies Land hervorgebracht hat. Man konnte ihn wohl einen Spanier nennen, obwohl er aus italienischem Blute war, denn er war in Spanien aufgewachsen als Jugendgespiele von Don Carlos und dem gleichaltrigen Don Juan, spanisch war durchaus die Weise seiner Erziehung und Bildung und italienisch an ihm war nur die anererbte geistige Frische, die Verbindung von geschmeidiger Beweglichkeit und Zähigkeit des Wollens, die in dem Hause Farnese heimisch war.

Als Alexander Farnese an die Stelle seines Jugendfreundes trat, war die Lage der spanischen Herrschaft nicht glänzend, aber die der Provinzen noch weniger. Die Genter Pacification war allerorten durchlöchert, die Parteien in vollkommener Zersetzung, der katholische Süden mit dem protestantischen Norden wieder offen zerfallen und dazu Noth und Elend überall.

Mit seinem Auftreten beginnt eine Phase des Kampfes, die alles Vorangegangene als fruchtlos erscheinen ließ, alle Erfolge der Aufständischen wieder in Frage stellte; ein großer Feldherr mit einer neuen Armee, ein Mann, der im Süden alle Sympathien

zu wecken wußte, der Ordnung im Heere hielt und, bis auf den Punkt der Glaubenseinheit, zu gewissen billigen Zugeständnissen bereit war, nicht von Alba's Härte und nicht von Don Juan's Doppelzüngigkeit, war ganz geeignet, den nördlichen Provinzen, in denen allein der echte Geist dieses Freiheiskrieges lebte, ihre Sache heiß und schwer genug zu machen.

Hier war nun aber auch, je klarer es wurde, daß auf die Verbündeten im Süden kein Verlaß sei, daß zumal der Adel in Flandern und Brabant heute diesem, morgen jenem Herrn nachlaufe, der Entschluß reif geworden, wenn nicht das ganze Niederland sich dauernd vereinen lasse, wenigstens den bestgesinnten, zuverlässigsten Theil in einem festen Bündniß zusammenzufassen.

So traten im Januar 1579 Holland und Seeland mit Geldern, Zuitphen, Utrecht, Overyssel und Groningen zur sogenannten Utrechter Union zusammen, der Grundlage der ersten Föderativ-Verfassung, die in diesem Theil der Welt zu Stande gekommen und die trotz ihrer Unvollkommenheit erstaunlich lange Zeit am Leben geblieben ist.

Die genannten sieben Provinzen verbanden sich mittelst einer ewigen Vereinigung zu gegenseitigem Schutz gegen den Feind und verpflichteten sich demgemäß zu einer gemeinsamen Kriegskasse beizusteuern, ein gemeinsames Heer durch gemeinsame Besteuerung und Aushebung zu bilden und zu unterhalten, gemeinsame Landtage zu beschicken und auf das Recht besonderer Verträge zu verzichten, als ob sie nur ein Staat wären, dagegen aber die inneren Angelegenheiten jeder Provinz, jeder Stadt, jeder Körperschaft, die herkömmlichen Privilegien und Freiheiten, Gebräuche und Gesetze, insbesondere auch die religiösen Dinge, jedem der verbündeten Staaten selber zu überlassen.

Das waren die sehr einfachen Grundzüge mehr eines Schutz- und Trutzbündnisses, als einer Staatsverfassung und doch ist aus dieser Union die Verfassung der späteren holländischen Republik geworden.

Mit sehr richtigem Instinkt ist hier schon jene Ausscheidung von inneren, besonderen und äußeren d. h. allgemeinen Angelegenheiten getroffen, die fortan das Charaktermerkmal jeder Bundesverfassung gebildet hat.

Die Utrechter Union war der letzte Schritt, der einer förm-

lichen Lossagung vorausgehen mußte; die letztere ward noch nicht ausgesprochen, vielmehr war, der einmal angenommenen Fiction getreu, auch diese Union „im Namen des Königs" geschlossen, aber zwei Jahre darauf brach man die Brücken endgiltig hinter sich ab.

Im Juni 1580 hatte Philipp den Prinzen von Oranien als Verräther und Rebellen in die Acht erklärt, ihn als „Feind des Menschengeschlechts" jedem Mörder preisgegeben, allen Unterthanen verboten, ihm Speise, Wasser und Feuer zu gewähren, jedem, der ihn todt oder lebend zur Stelle brächte, einen Preis von 25,000 Kronen, sammt Straflosigkeit für jedes gemeine Verbrechen und Erhebung in den Adelstand verheißen; im Juli 1581 erfolgte die Lossagung der Provinzen Holland und Seeland von Spanien, und nun erst nahm auch Oranien, nach langem vergeblichen Sträuben, die Erwählung zum souveränen Oberhaupt des Landes an.

Die tapferen Friesen waren das erste Volk, das von dem auf dem Trienter Concil durch die Jesuiten verkündigten Rechte der Völker auf politische Selbstbestimmung Gebrauch machte; in der Urkunde heißt es u. A.: „Jedermann weiß, daß ein Fürst von Gott eingesetzt ist, um seine Unterthanen zu schirmen, wie ein Hirt seine Heerde hütet. Wenn daher der Fürst seine Schuldigkeit nicht thut, wenn er seine Unterthanen selbst unterdrückt, ihre alten Freiheiten umstürzt und sie wie Sklaven behandelt, so ist er nicht mehr als Fürst, sondern als Tyrann zu betrachten. Als solchen kann ihn das Land nach Recht und Vernunft absetzen und einen Andern an seiner Statt erwählen".

Das Utrechter Bündniß war eine Frucht gemeinsamer Noth und Drangsal gewesen, das Werk trug den Stempel außerordentlicher Zeit, seine Urheber dachten nicht daran, für zwei Jahrhunderte, sondern für die Befreiung aus augenblicklicher Tyrannei zu sorgen, daher die Lücken und Unvollkommenheiten des Entwurfs. Aus derselben Quelle stammte auch die monarchische Spitze, die sich dieser Bundesstaat von Republiken geben mußte, und die den theoretischen Widersinn der Verfassung auf die Spitze trieb. Die Noth zwang eben einen Mann obenan zu stellen, der nicht mit jedem Bürgermeister die Gewalt theilte, sondern wie ein Dictator über Heer und Flotte und Alles was dazu gehört, verfügte, das war eine unerläßliche Nothwendigkeit. Niemand war darüber im Zweifel und von

Theorien über Theilung der Gewalten wußte man dort Nichts. Man war in einen Riesenkampf verflochten mit der größten Monarchie der Welt, hatte wahrscheinlich den Süden gegen sich: wenn in solcher Lage jeder der kleinen Staaten für sich handeln wollte, so war der Untergang Aller unvermeidlich.

Aber wunderlich, widerspruchsvoll war das Verhältniß des Souveräns zu seiner Bundesrepublik im höchsten Maße. So lange Wilhelm von Oranien lebte, blieb es gleichwohl ohne feindselige Reibung bestehen, weil er mit der ihm eigenen Ruhe und kaltblütigen Klugheit jeden Widerspruch durch das Maßvolle seiner Haltung zu entwaffnen wußte, und ich halte das für seinen größten Ruhm. Er ist in meinen Augen nicht der Halbgott, den die niederländischen Geschichtschreiber aus ihm machen, ich halte ihn für einen Menschen durch und durch, voll der größten Gaben, aber auch voller Ehrgeiz und Herrschsucht; daß er diese Leidenschaft zu bändigen verstand und während seiner ganzen Verwaltung immer nur als ein Vertheidiger des Landes zu erscheinen wußte, ohne je der Herrscher sein zu wollen, das ist sein größtes Verdienst. Ein mittelmäßiger Mensch findet sich leichter in eine solche Rolle, ein begabter aber von solchem Rang und solchem Drang nach Herrschaft ist leicht versucht, die schmale Grenze zu überspringen, thut er es nicht, weil er sich zu zügeln weiß, so hat er die größte Probe bestanden.

Später freilich mußte der Widerspruch grell hervortreten, da waren zwei Verfassungen im Lande, eine erbliche monarchische Würde auf der einen und eine kaufmännische Demokratie auf der andern Seite, dort ein militärischer Dictator, der das Heer und die Flotte befehligte, alle Offiziere ernannte, die Kriege führte und den wichtigsten Theil der auswärtigen Politik leitete, und hier eine parlamentarische Souveränetät, die überall mit der militärischen zusammenstieß. Das mußte eine nie versiegende Quelle von Verwicklungen werden und diese haben denn auch manchen blutigen Tag über den Staat gebracht, im 17. Jahrhundert geht der Kampf hin und her und dauert fort bis zum Umsturz der Republik, aus dem sich später die oranische Monarchie emporrichtete.

Die Utrechter Union war für den größten Theil des Südens das Signal, sich mit Parma zu verständigen. Der Kampf wurde dadurch noch schwieriger, zumal gegen einen solchen Feldherrn. So wogte der Kampf unentschieden auf und ab, da gelang es end-

lich, nach vielen vergeblichen Anläufen Anderer, einem katholischen Fanatiker, Namens Gerard, der sieben Jahre nach dieser Ehre getrachtet hatte, den Prinzen Wilhelm zu ermorden (10. Juli 1584).

Sechs hatten vor ihm versucht, sich den ausgeschriebenen Mörderlohn zu verdienen, nur Einem darunter war es gelungen ihn zu verwunden, der Letzte hatte sich als calvinistischer Flüchtling Zutritt zu ihm zu verschaffen gewußt, ihm in seinen eigenen Räumen zu Delft aufgelauert und in einem günstigen Augenblick ihn niedergeschossen. Die holländischen Quellen versichern des Prinzen letzte Worte seien gewesen: O Gott erbarme Dich meines armen Volkes.

Diese Quellen lassen gern jeden großen Zug an Wilhelm hervortreten, und sein Handeln im Laufe dieser letzten Zeit zeigte allerdings mehr Aufopferung für die Sache der Provinzen als für seine eigene Herrschaft. Wie für sein Haus hier eine Krone erwachsen sollte, das war damals noch nicht abzusehen.

Bei Gachard findet man die weitläufigen Verhandlungen zwischen Madrid und Gerard über des Prinzen Ermordung. Den würdigen Schluß bilden die Verhandlungen mit den Hinterlassenen des Mörders, die die versprochene Belohnung in Anspruch nehmen und denen sie erst verweigert, dann in geringerem Betrage ausgezahlt werden sollte.

Wilhelm starb nicht zu früh, weder für sein Land noch für seinen Ruf; den schwersten Theil des Kampfes hatte er hinter sich und in seinem Sohne einen bedeutenden Feldherrn groß gezogen, der militärisch des Vaters Amt so tüchtig verwalten konnte als dies nur möglich war; die Wirkung seines Todes für Spanien ward dadurch vollkommen aufgewogen, daß gerade in diesem Augenblicke sich in Europa eine neue Lagerung der Verhältnisse, eine Art Coalition gegen Spanien bildete, die den Niederlanden mehr als bisher Luft und freie Bewegung gab. Die französischen und englischen Verhältnisse sind es hauptsächlich, welche von jetzt an Philipp bis an seinen Tod beschäftigen. Wir gehen zunächst zu den französischen über.

Sechster Abschnitt.

Die Religionskriege in Frankreich bis zur Wiederherstellung des Königthums durch Heinrich IV.



§ 25.

Lage Frankreichs unter Heinrich II. (1547—1559) und Franz II. (1559—60). Der letzte Krieg mit Spanien und England (1557—1559). — Niederlage von St. Quentin (1557) und Gravelingen (1558), Eroberung von Calais, Friede von Cateau Cambresis (3. April 1559). — Katharina von Medicis und das Regiment der Guisen. — Der französische Protestantismus im Kampf mit der Staatsgewalt. — Der Clerus, der Humanismus, Sorbonne und Parlament. — Die ersten Regungen der neuen Lehre. — Die Ketzerverfolgungen seit 1525. — Der Calvinismus ergreift die Aristokratie und die Prinzen von Geblüt. — Die Verschwörung von Amboise (März 1560), Krisis, Umschwung seit dem Tode des Königs Franz II. (5. December 1560). — Erfolge des Protestantismus 1559. — La Renaudie's Anschlag. — Condé's Proceß. Katharina von Medicis als Regentin.

Lage Frankreichs unter Heinrich II. (1547—1559) und Franz II. (1559—1560).

Erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts erlebte Frankreich die Erschütterungen der Reformation und Revolution, die alle anderen Staaten im näheren und ferneren Umkreis bereits durchzogen hatten. Es erfolgt eine 40jährige Periode schwerster innerer Wirren, die dem 30jährigen Krieg in Deutschland in vielen Zügen ähnlich sieht und sich nur durch den endlichen Erfolg von demselben unterscheidet.

Dem König Franz I. war sein Sohn Heinrich II. (1547—1559) gefolgt, dessen 12 Regierungsjahre wesentlich ausgefüllt sind durch die Erbschaft der äußeren Politik seines Vaters. Zunächst die letzten Kriege gegen Karl V., welche Dank den deutschen Wirren zum ersten Mal glücklich für Frankreich ausfallen. 1552 gelingt es Frankreich, die drei Bisthümer zu besetzen und im folgenden Feldzug mißlingt es Karl V. sie wieder zu erobern. Dann der weniger glückliche Krieg mit Spanien und England (1557—

1559). Auch hier geht Frankreich nicht leer aus. Die Schlachten von St. Quentin (1557) und Gravelingen (1558) werden verloren, aber Calais, der letzte englische Besitz auf französischem Boden, wird erobert und der Friede von Cateau Cambresis (3. April 1559) legt Frankreichs nationalem Machtgebiet keine wesentlichen Opfer auf.

Im Innern schreitet fort dieselbe Neigung zur Stärkung der monarchischen Allgewalt, dieselbe Lähmung aller ständischen und körperschaftlichen Elemente, dasselbe System, alle historischen Sondergewalten theils aufzusaugen, theils einzuschläfern, dasselbe vom Glück begünstigte Streben, die verschiedensten Machtmittel in der Hand des Königs zu vereinigen, wie unter Franz I. An Glanz der Talente glich Heinrich seinem Vater nicht, gleichwohl war er, wenn auch mancherlei weiblichen Einflüssen hingegeben, immerhin ein rüstiger, thätiger Regent. Da wollte es das Schicksal, daß er bei einem Turnier eine schwere Wunde erhielt, die ihm das Leben kostete und nun folgte die ungeheure Krisis, von der Frankreich erst nach 40 Jahren sich einigermaßen erholen sollte.

Heinrich hatte eine hinlängliche Anzahl von Söhnen hinterlassen, durch die die Erbfolge im Haus Valois auf lange Zeit hinaus gesichert schien, 4 Söhne, aber freilich alle noch Kinder. Niemand konnte damals schon ahnen, daß alle diese Kinder welk und hinfällig waren, daß Krankheit und Schwäche früh an ihnen nagte und was die natürliche Schwäche nicht bewirkte, eine frühe geistige und sittliche Verödung vollenden würde. Es lag ein eigener Unsegen auf der Familiengeschichte dieses letzten kräftigen Königs aus dem Hause der Valois. Einst war er aus politischen Gründen vermählt worden mit der Nichte Papst Clemens VII., Katharina von Medicis; die ehrgeizige, hochstrebende Frau war nach Frankreich gekommen mit dem Bewußtsein, daß sie eine politische Heirath geschlossen, innerlich war sie ihrem Gemahl fremd und blieb es. Das führte sogleich zu einer falschen Stellung. Der König folgte allen andern Einflüssen eher als denen seiner Gemahlin, eine Maitresse, Diana von Poitiers, spielte eine Rolle neben und über der Königin und die letztere blieb bis zu ihres Mannes Tode wie eine Fremde im Lande.

Hierin lag ein trübes Mißverhältniß.

Eine ehrgeizige, herrschsüchtige, begabte Italienerin, die mit dem ganzen Stolze des Hauses der Mediceer auf den Thron kam,

die Etwas in sich hatte von dem universal-politischen Streben ihrer Verwandten auf dem päpstlichen Stuhl Leo X. und Clemens VII. und dabei, wie eine echte Tochter dieses Hauses, nicht bloß mit der angeborenen italienischen Verschlagenheit reichlich ausgestattet war, sondern auch jedes Mittel für erlaubt hielt, wenn es zum Ziele führte, tief eingetaucht in die politische Gewissenlosigkeit dieser ganzen italienischen Schule, sah sie sich Jahre lang in den Schatten gedrängt, von allem, auch dem erlaubtesten Einfluß auf die öffentlichen Dinge ausgeschlossen. Durch ihre weibliche Anmuth durfte sie nie hoffen, zu fesseln und zu erobern, sie war auf List und Ränke angewiesen. Eine solche Natur war immer gefährlich, namentlich jetzt in dem Lande, wo man sie als eine Fremde betrachtete, wo sie an der Seite ihres Gemahls eine fast schmähliche Rolle gespielt und nicht einmal im eigenen Hause die Stellung eingenommen hatte, die ihr als Mutter der Prinzen gebührte.

Daraus erklärt sich der unruhige fieberhafte Ehrgeiz der Frau, der viele Jahre zurückgehalten und durch Geringschätzung gereizt, jetzt um so heftiger durchbrach, daraus aber auch das Gefühl des Fremdseins, der gänzliche Mangel an Sinn für die Verantwortlichkeit dessen, was sie that. Sie hat Handlungen auf dem Gewissen, die eine einheimische Fürstin nur im Wahnsinn begehen konnte, die Bartholomäusnacht war der ungeheure Frevel einer Frau, die vergaß, daß sie dadurch das Königthum der Valois vernichtete, das erfolgreiche Bemühen, ihre Kinder, um sie ganz sich fügsam zu machen, in Unzucht, Tand und Kindereien untergehen zu lassen und nie zur Herrschaft zu erziehen, war Sache einer Fürstin, die fremd war ihrem Thron und ihrem Lande.

Sie ist der Fluch des Hauses Valois geworden, sie hat ihrem dämonischen Ehrgeiz in der verhängnißvollsten Periode dieses Geschlechts die Zügel schießen lassen, mit italienischer Rachgier gegen die Edelsten dieses Volkes gewüthet, und mit Vergessen alles dessen, was sie sich als Mutter der Könige von Frankreich schuldig war, die letzten Sprößlinge ihres Hauses hinwelken und verdorren lassen und damit ist sie und ihr ganzes Geschlecht auf eine fürchterliche Weise zu Grunde gegangen.

Gleich nach dem Tode ihres Gemahls 1559 griff sie gierig nach der Gewalt. Der junge König Franz II. (1559—1560) war mit eingetretenem 14. Jahre mündig, also von einer rechtlichen

Vormundschaft konnte keine Rede sein, wohl aber von einer thatsächlichen, ein kaum 16jähriger Monarch blieb immer unmündig, blieb es doppelt, wenn er ein kränkelnder, hinfälliger Mensch war wie Franz II. Aber bei ihrem ersten Griff nach der Gewalt scheiterte sie.

Schon unter Franz I. hatte ein Haus eine Rolle zu spielen begonnen, von dem die frühere französische Geschichte Nichts zu erzählen wußte. Ein glücklicher, reicher, angesehener Edelmann war aus Lothringen aufgetaucht, jenem Lothringen, das die Franzosen noch wie ein deutsches Land betrachteten, Claudius v. Guise, der Sohn René's von Lothringen, ein Mann, der sich bei Marignano und später gegen Karl V. hervorgethan hatte. Jeder französische Große sah mit Geringschätzung herab auf das emporkommende Haus, das keine großen Güter hatte und in Lothringen selbst nicht einmal viel galt. Die ganze Reihe der alten französischen Adelsfamilien, vor Allem die Bourbons, die Montmorency, sah das Haus der Guise wie ein Geschlecht dreister Emporkömmlinge an, das aus der Fremde herbeigelaufen war, um eine Existenz, die es auswärts nicht fand, am Hofe zu suchen und dort die Träger alter, wohlverdienter Namen bei Seite zu drängen.

Richtig war aber, wie gering man auch sonst von dem Emporkommen der Guise denken mochte, an Fähigkeiten fehlte es ihnen nicht. Ihr Adel war von uraltem Stammbaum und als die Zeit kam, wo sie die Hand nach der französischen Krone ausstrecken konnten, gab es in Europa keine ältere Legitimität mehr als die der Guise. Ihre Fähigkeiten und Verdienste konnte man nicht bestreiten. Nachdem Franz I. vier unglückliche Kriege geführt, hatte Franz von Guise, der Sohn des oben genannten, in einem glücklichen Feldzuge Lothringen besetzt, die drei Bisthümer gewonnen und nachher Metz gegen Karl V. mit ausgezeichnetem Geschick vertheidigt, und die einzige glückliche Waffenthat in dem letzten Feldzug gegen Spanien und England, die Eroberung von Calais, war sein Werk gewesen. Er konnte mit Stolz die vornehmen Herren fragen, sagt mir, was ihr mit eurem alten Adel für Frankreich gethan habt, ich habe mehr für es geleistet, als ihr Alle zusammengenommen! Und unter seinen Brüdern war noch Einer hervorragend durch seinen Geist und unbegrenzten Ehrgeiz, Karl von Guise. Er war in den geistlichen Stand getreten, und Rom

hatte früh ein passendes Werkzeug in ihm erkannt. Der junge Erzbischof von Rheims ward Cardinal von Lothringen, spielte in Trient eine leitende Rolle und war mit Lainez der entschiedenste Wortführer und der fähigste Kopf der päpstlichen Partei.

Es gelang den Brüdern, eine politische Heirath zu schließen, die ihnen den geistig minderjährigen König ganz in die Hände zu liefern versprach.

Ihre Schwester, Maria von Guise, war vermählt worden an den König Jakob V. von Schottland, damals eine ziemlich kleine Krone, die aber anfing eine Bedeutung zu gewinnen, und aus dieser Ehe war ein blühendes, anmuthiges Mädchen entsprossen, das man dem jungen König als Gemahlin zudachte. Sie wurde ihm angetraut ohne seinen Willen, sie selbst noch im Kindesalter. Die junge Königin von Frankreich war Maria Stuart, wie sie vorzugsweise genannt wird. Ihr Unglück, ihre Schönheit, ihre tiefe Verflechtung in die europäische Geschichte hat sie zu einer historischen Persönlichkeit gemacht, bedeutsamer freilich durch das, was sie litt, als durch das, was sie that, ihre wirkliche Bedeutung entspricht nicht dem Namen und der Stellung, die sie in dieser Zeit einnimmt.

Das war also die Stellung der Gebrüder Guise am Hofe; der König war der Gemahl ihrer leiblichen Nichte, beide dem Alter und der geistigen Unreife nach Kinder, darum der Leitung doppelt bedürftig. Die Brüder Franz und Karl hatten denn auch den Staat ganz und gar in Händen, der Herzog hatte das Kriegswesen, der Cardinal die Finanzen und das Auswärtige unter sich, zwei solche Leiter waren entschieden die Hausmeier, die ganze Beschaffenheit dieses Hofes erinnerte an die rois fainéants und die Majordomuswürde der Karolinger.

So sah sich Katharina in einem Augenblick, dessen ganze Gunst sie zu pflücken gedacht hatte, abermals verdrängt und verdunkelt und das von Abenteurern, von zudringlichen Emporkömmlingen, von denen nur das Eine unbestritten war, daß sie ungewöhnliches Talent und in der Wahl der Mittel ein weites Gewissen hatten. Nicht bloß von der Seite Katharina's, auch noch von einer anderen erwuchs der Allmacht der Guisen eine heftige Opposition, das geschah durch die wachsende Bedeutung und Ausbreitung des Protestantismus in Frankreich.

Der französische Protestantismus im Kampfe mit der Staatsgewalt.

Frankreich war nicht unberührt geblieben von dem gewaltigen Sturm, den das Auftreten Luther's entfesselt hatte, aber die Art, wie sich hier die neue Lehre einen Boden suchte und erkämpfte, war doch sehr verschieden von der Aufnahme, die sie in Deutschland gefunden hatte. Die eine Thatsache, daß der Franciscaner Michael Menot, der in demselben Jahre und aus denselben Gründen wie Luther gegen den Ablaßkram aufgetreten ist, fast unbeachtet sterben konnte, beweist schon, daß wir uns hier in einer andern Welt befinden.

Reformbedürftig war die alte Kirche Frankreichs in nicht geringerem Grade als anderwärts. Unbefangene Zeugen versichern uns übereinstimmend, daß der ganze Clerus ein Bild der fürchterlichsten Entartung war.

Zur Zeit, da die Geistlichkeit nach Maßgabe der pragmatischen Sanction die Prälaten selber wählte, wurde bitter geklagt über die Gewissenlosigkeit der Wähler und die unglaubliche Lüderlichkeit der Gewählten und seit, nach dem Concordat von 1516, der König die 106 Bisthümer und 14 Erzbisthümer sammt Abteien und Prioraten zu besetzen hatte, fiel dem fremden Beobachter der schamlose Handel auf, den die Krone mit diesen Stellen trieb, als ob man „mit Pfeffer und Zimmt" handle, die Verschleuderung der Pfründen an Diplomaten, an verdiente und unverdiente Gelehrte, an Höflinge und Landsknechte, mit all den entsittlichenden Folgen, die sich bei solcher Ertheilung des geistlichen Hirtenamtes von selbst verstehen.

Die Humanisten sind es bekanntlich gewesen, die zuerst mit Fingern auf den Verfall des Clerus gezeigt haben. Frankreich ist den Humanisten nicht nur nicht fremd geblieben, es ist ihnen fast eine zweite Heimath geworden und es stellt sich die ganz eigenthümliche Erscheinung heraus, daß derselbe König Franz I., der die Ketzer im eigenen Lande erbarmungslos in langsamem Feuer verbrennen ließ, während er denen Deutschlands gegen Karl V. die Hand reichte, von seinen gelehrten Schützlingen mit Recht der „Vater der Wissenschaft" genannt werden durfte.

Seit Beginn seiner Regierung hatte Franz I. fremde und

einheimische Gelehrte der neuen Richtung in großer Anzahl an seinen Hof gezogen, mit weltlichen Aemtern und geistlichen Pfründen an seinen Dienst gefesselt; ein großes Collège des trois langues mit doppelten Professuren für lateinische, griechische und hebräische Sprache, sollte Paris ebenso zum Brennpunkt der humanistischen Wissenschaften machen, wie es einst der der mittelalterlichen Scholastik gewesen war, und wenn auch der ursprünglich großartig angelegte Plan nachher nicht vollständig zur Ausführung kam, die Schule der ketzerischen Sprachen, die zu Stande kam, aus der Männer wie Turnebus, Lambin, du Chesne, Petrus Ramus hervorgehen sollten, bezeichnete doch einen Bruch mit der Vergangenheit und ließ die Reibung mit den Anhängern des alten Systems nicht zur Ruhe kommen.

Das alte System war eine Einheit, die Scholastik und die mittelalterliche Kirche hingen solidarisch zusammen, das fühlte die Sorbonne, die scheel sah auf den Glanz der humanistischen Nebenbuhlerin ebensogut wie das Parlament, dessen steifgläubigen Juristen die Ketzer als ebensoviel politische Verbrecher erschienen.

Diese beiden Organe des alten Frankreich haben denn auch consequenter als der König mit Eifersucht über das Recht des Herkommens gewacht. Die gelehrten Herren von der Sorbonne äußerten sich über griechische und hebräische Sprache ähnlich wie die deutschen Mönche, die von der neu erfundenen Sprache eines sog. Neuen Testaments redeten, und die ehrlich versicherten, wer hebräisch lerne, müsse ein Jude werden. Demgemäß forderten dann auch die eifrigsten ihrer Fanatiker, wie Natalis Beda, die Professoren des Collegs vor die Schranken des Parlaments und verlangten, sie sollten nicht ohne theologische Fachprüfung zur Erklärung der Vulgata zugelassen werden, damit man nicht mehr die ketzerischen Redensarten vernehme: „so sagt der hebräische oder griechische Urtext", und getreu diesem Geiste war die Facultät, als ihr Gutachten über den Luther'schen Streit angerufen wurde, am 15. April 1521 mit dem Spruch hervorgetreten, Luthers Lehre sei gänzlich auszurotten, seine Schriften öffentlich den Flammen zu übergeben und ihr Urheber auf jedem gerichtlichen Wege zum feierlichen Widerruf seiner Ketzereien zu bringen.

Eine strenge, unnachsichtige Gewissenspolizei in ganz Frank-

reich ward von der Sorbonne wiederholt in dringendem Ton verlangt, aber König Franz I. blieb Anfangs vollkommen gleichgiltig, das Auftreten ganz vereinzelter ketzerischer Prediger und Schriftsteller wie Lefevre, Berquin, Farel, Mazurier, Briçonnet, die Bildung einer reformirten Gemeinde zu Meaux unter Führung eines redegewandten Wollkämmers Leclerc, der nachher in Metz unter grausamen Foltern verbrannt wurde, waren keine Ereignisse, die ihm Ausnahmsmaßregeln zu rechtfertigen schienen.

Anders wurde es nach seiner Rückkehr aus der spanischen Gefangenschaft, die ihm die verlorene Schlacht von Pavia (1525) zugezogen hatte. Papst Clemens VII. hatte Nichts versäumt dem gebeugten Fürsten klar zu machen, daß die Ketzer politische Verbrecher seien, die alle Standesunterschiede hinwegräumen, die untersten Volksklassen zur Empörung treiben, die königliche Gewalt selber umstürzen wollten, das Parlament schob geradezu die Schuld seines Unglücks auf seine Lauheit gegen die Ketzer, jetzt erfolgten mehrere Hinrichtungen, denen sich 1535 eine blutige Verfolgung anschloß; 1543 verordnete er in zwei Edicten von Fontainebleau (23. Juli) die strengsten Maßregeln gegen die Ketzer als „Aufrührer und Störer der öffentlichen Ruhe, als Rebellen gegen König und Justiz, als Verschwörer gegen die Wohlfahrt des Staates, die ganz besonders von der Erhaltung der Reinheit des katholischen Glaubens abhange". Daran schloß sich dann die Verkündung von 25 Glaubensartikeln, welche die Sorbonne abgefaßt, damit jeder Unterthan Seiner Majestät wisse, was er zu glauben und für wahr zu halten habe, wenn er nicht mit dem rächenden Arm der Parlamente in Conflict gerathen wolle.

An dieser Haltung änderte die Politik natürlich Nichts, die gelegentlich ein Liebängeln mit den deutschen Protestanten und ein sehr wirksames Wühlen in den deutschen Wirren räthlich machte. Genau wie Franz I. verfuhr Heinrich II., den die Familie der Guise hauptsächlich auf diesem Pfade festhielt; noch tiefer als jener ließ sich dieser mit den deutschen Protestanten ein, aber die Verfolgungen und Hinrichtungen der einheimischen Ketzer, die in der letzten Zeit Franz I. schon einen sehr hohen Grad erreicht hatten, nahmen wachsenden Fortgang, und als jetzt unter Franz II. die Gebrüder Franz und Karl von Guise allmächtig wurden, sah Frankreich in Glaubenssachen ein System, das im Grundsatz durch-

aus mit dem Philipp's II. und seines Alba identisch war. Der Protestantismus in Frankreich hatte inzwischen, Dank dem Unverstande der Verfolger, stetig gewonnen an Zahl und Bedeutung seiner Anhänger. Das System der Verfolgung hatte man unter Königen, wie Franz I. und Heinrich II. waren, ertragen wie man ein Schicksal erträgt; fremden Rathgebern, allmächtigen Günstlingen, die ein usurpirtes Regiment führten, verzieh man das weniger, von ihnen empfand man es wie ein sträfliches Unrecht und dies um so mehr, als die Ketzerei jetzt nicht mehr die Verirrung von armen Handwerkern wie in Meaux und Metz oder von einzelnen gelehrten Sektirern genannt werden konnte, sondern eine Macht geworden war, die anfing die besten und unabhängigsten Schichten der Gesellschaft zu beherrschen.

Seit Calvin in dem benachbarten Genf die Burg des französischen Protestantismus aufgeführt hatte, und Jahr für Jahr die begabtesten seiner flüchtigen Gesinnungsgenossen aufnahm, um sie als wohlgeschulte Apostel in die Heimath zurückzusenden, war die Propaganda der neuen Lehre organisirt. Der Calvinismus in seiner vornehmen, strengen, durch und durch systematischen Weise war ganz dazu angethan, bei diesem Volke Anklang zu finden. Auch der demokratische und republikanische Zug dieses kirchlichen Gemeinwesens hatte hier etwas Gewinnendes, als Gegengewicht des Alles verschlingenden monarchischen Absolutismus.

So war der Protestantismus eine Partei geworden, die nicht, wie in Deutschland das Lutherthum, aus der Tiefe emporstieg zur Höhe d. h. in den Massen ihren Sitz und Rückhalt hatte und von da aufwärts griff, sondern eine Partei, die in den mittleren und höheren Schichten der Gesellschaft ihren Hauptanhang zählte, mehr im Adel als in den Städten, mehr unter den Gelehrten und in hervorragenden Familien als in der Tiefe des Volkes ihre Wurzeln ausbreitete. Es hatte sich eine calvinische Schule ausgebildet von strengen, ernsten, fast düsteren Persönlichkeiten, in denen das leichtblütige französische Naturell beinahe erloschen schien, deren Wandel unantastbar, deren Weltanschauung voll priesterlicher Ausschließlichkeit war und die zugleich eine sittliche Opposition bildeten gegen die Ausgelassenheit des üppigen Hoflebens, das Franz I. gepflegt hatte. Männer, wie Coligny, d'Aubigné, Sully waren vornehme Charaktere, wie aus

einem Stück gehauen, von unsträflicher Reinheit der Sitten, voll Ernst und unbeugsamer Thatkraft.

Ein Anderes kam hinzu: ein Theil jener höchsten Aristokratie, die an sich mißvergnügt war und zumal die Allmacht der Guisen sehr widerwillig ertrug, hatte sich der calvinistischen Opposition zugewendet, bei Einzelnen war es gewiß Politik, bei Andern gewiß Ueberzeugung. Die Turenne, Rohan, Soubise, lauter Edelleute, die der König mon cousin anredete, vor Allem die Bourbons, die Agnaten des königlichen Hauses, hatten sich der neuen Lehre angeschlossen.

Ein Sohn Ludwigs des Heiligen hatte Beatrix, die Erbtochter des bourbonischen Grafenhauses geheirathet und an ihn war die Herrschaft Bourbon gekommen. Der Zweig hatte sich in zwei kleinere Linien gespalten, von denen die eine mit dem Connetable ausgestorben, die andere jetzt durch Anton und Ludwig vertreten war. Der ältere Bruder hatte die Erbtochter von Bearn und Navarra geheirathet, Johanna d'Albret, ein ernsthaftes, kräftiges, heroisches Weib und aus ihrer Ehe entsprang Heinrich IV., der jüngere Bruder war von leichtem französischen Blut, ein echter französischer Ritter, von nicht allzutiefer religiöser Innerlichkeit. Johanna war eine eifrige Calvinistin, ihr Mann aus Politik mit ihr einverstanden, und Louis v. Condé schloß sich derselben Partei an, denn sie bot eine mächtige Waffe gegen die Guisen.

Nachdem Frankreich lange Zeit Könige gehabt, die wirklich regierten und in Person mit Nachdruck eingriffen, von Ludwig XI. bis Heinrich II., kam jetzt ein welkes, hinfälliges Fürstenthum, daneben ein bedenklicher Günstlingseinfluß, über dem unglücklichen Hause eine Mutter wie Katharina Medicis und dem Thron gegenüber zum ersten Male wieder seit langer Zeit mächtige religiöse und politische Parteien und diese eng mit einander verflochten, der Protestantismus verknüpft mit den unzufriedenen Elementen des hohen und höchsten Adels. Die Macht und Majestät des Königthums hatte überhaupt verloren, eine große Schuldenmasse war unter den letzten Regierungen angehäuft worden, ohne Stände war ein Aufkommen nicht möglich: in diesen Momenten haben wir beisammen, was die nun folgenden ungeheuren Erschütterungen einigermaßen erklärt.

Die Verschwörung von Amboise (März 1560). Krisis und Umschwung seit dem Tode des Königs (5. December 1560).

Noch in Heinrichs II. letzten Tagen hatte der französische Protestantismus trotz aller Strafedicte und Bluturtheile hochbedeutsame Fortschritte gemacht. Das Pariser Parlament war nicht mehr das Ketzergericht von ehedem, die Kammern waren uneins geworden, die große Kammer sprach Todesurtheile aus, gemäß den königlichen Edicten, während die sogenannte Tournelle erst zögerte und dann unter sehr ketzerischen Erwägungen höchstens zur Verbannung verurtheilte. In Gegenwart des Königs nahm sich einer der Räthe, Anne du Bourg, der das nachher mit dem Leben gebüßt hat, mit wahrem Feuereifer der verfolgten Ketzer an. Er fragte nach den Beweisen für die Anklage, daß die Angeklagten, die den Namen des Königs nie anders in den Mund nähmen als um ihn zu segnen und für ihn zu beten, Hochverräther seien, die ihn stürzen wollten, während ihre ganze Schuld in dem Muthe bestehe, womit sie die Abstellung der schreienden Mißbräuche der alten Kirche verlangten. „Wahrlich", sagte er zum Schluß, „es ist nichts Kleines, Leute zum Tode zu verurtheilen, die mitten in den Flammen den Namen Jesu anrufen".

In denselben Tagen des Frühjahrs 1559 hatte in Paris der geächtete Protestantismus eine geheime Musterung über seine Gemeinden gehalten und auf einer ersten Nationalsynode ein Glaubensbekenntniß und eine Verfassung für die aufstrebende neue Kirche entworfen. Aus allen Theilen Frankreichs waren Prediger und Gemeindeälteste erschienen und ihre 80 Artikel vom 28. Mai 1559 sind das Gesetzbuch des französischen Protestantismus geworden. Das calvinische Princip der Gemeindekirche mit Pfarrerwahl, mit Diakonen und Aeltesten, mit einem Consistorium, das strenge Glaubens- und Sittenzucht übt, im äußersten Fall Excommunication, d. h. Ausschließung von den Sacramenten, verhängt, war damit auf französischem Boden aufgerichtet und wurde später öffentlich von der ganzen Partei angenommen.

Je mehr diese in den obersten Kreisen sich befestigte, desto kühner ward ihr Auftreten, die Hinrichtungen zwar nahmen kein Ende, und die strengen Ketzeredicte ebensowenig, aber es gab sich

doch mehr und mehr ein Geist der Widersetzlichkeit kund, den man bisher nicht gekannt hatte. Gefangene wurden mit Gewalt befreit, Verurtheilte auf dem Wege zum Richtplatz den Händen der Schergen entrissen, unter den zahlreichen Flüchtlingen in der Fremde aber tauchte der Plan auf, durch einen Gewaltstreich eine entscheidende Wendung herbeizuführen.

La Renaudie, ein reformirter Edelmann aus Perigord, der den Guisen für die Hinrichtung seines Schwagers Rache geschworen, hatte im Einverständniß mit einer Anzahl Gleichgesinnter den Plan gefaßt, die Guisen zu überfallen, den König zu entführen, und unter die Vormundschaft der bourbonischen Agnaten zu bringen. Wenn der König doch einmal Mitregenten brauchte, so hatten die Prinzen von Geblüt darauf allein ein Recht, mit ihnen kam dann ein einheimisches Regiment, dem Adel und dem neuen Glauben war gleichmäßig geholfen. Der Anschlag ward verrathen, es gelang den Guisen, den König rechtzeitig auf dem Schloß von Amboise in Sicherheit zu bringen, eine Anzahl der Verschworenen ward aufgehoben, ein anderer Trupp bei einem Anfall auf das Schloß (17. März 1560) überwältigt und theils zerstreut, theils getödtet und gefangen, die Letzteren ohne Ausnahme sofort hingerichtet.

Da fand man aber auch oder wollte finden, daß der jüngste der bourbonischen Prinzen, Louis v. Condé, in die Verschwörung verflochten sei. Es ist bis heute nicht constatirt, wie weit das richtig war, aber ganz sicher ist, daß die Sache selbst, wenn sie gelang, ihm ausnehmend gefiel und nicht minder, daß er an sich leichtsinnig genug war, sich in eine solche Sache einzulassen. Die Guisen wagten nun das Ungeheure, zum Hohn der ganzen alt-französischen Geschichte, diesen Prinzen von Geblüt, den Agnaten des regierenden Hauses einzukerkern, vor ein willkürlich, parteiisch zusammengesetztes Gericht laden und durch dieses zum Tode verurtheilen zu lassen (Novbr. 1560). Wenn das der König that, so war das bei erwiesener Schuld kein ungewöhnliches, nach den Rechtsbegriffen der damaligen Zeit ungesetzliches Verfahren. Es war etwas Anderes, da hier die Schuld nicht einmal nachgewiesen werden konnte, und das Gerichtsverfahren selbst, von zwei fremden Menschen gegen einen der ersten Prinzen von Geblüt, eingeleitet, in hohem Grade formlos und dem in solchen Fällen erforderlichen Rechtsgebrauch geradezu widersprechend war.

Die Sache hielt ganz Frankreich in Athem. Der gesammte Adel, ohnehin stark von hugenottischen Ideen berührt, stellte sich auf die Seite Condé's und auch die, die seine religiöse Parteistellung verdammten, machten seine Sache zu der ihrigen. Sie hatten das richtige Gefühl, daß Keiner von ihnen sicher sei, wenn dieser falle.

Mitten in diese Wirren griff das Schicksal ein.

Am 5. December 1560 starb ganz plötzlich Franz II. und nun trat ein vollkommener Umschwung ein. Der Todesfall zerriß ein Netz von Ränken, die bestimmt waren, die religiöse und politische Rebellion auf's Haupt zu treffen. Die Reichsstände waren nach Orleans berufen worden, um den Geldverlegenheiten der Krone abzuhelfen. Mit Hilfe zahlreicher Militärkräfte wollte man die Versammlung zugleich benutzen, um die Ketzerei auszurotten oder wenigstens die einflußreichsten ihrer geheimen Anhänger unschädlich zu machen. Jedem Mitgliede sollte der Eid, auf jene Glaubensartikel der Sorbonne von 1542 abverlangt werden und wer ihn verweigerte, sollte Leben und Vermögen verwirkt haben. Das Alles war im Gang, der verdächtigsten Abgeordneten hatte man sich bereits versichert, als der König starb.

In diesem ganzen Wirrwar hatte eine Persönlichkeit lauernd den Dingen zugesehen, die jetzt mit dem Scharfblick eines Raubthiers, das sich auf seine Beute stürzen will, hervortrat: Katharina von Medicis, überzeugt, daß endlich die Zeit ihrer Herrschaft gekommen sei. Nur ein Gedanke hat ihr Leben beherrscht, der, selbst zu herrschen, was dem im Wege stand, war ihr verhaßt, und sie war Italienerin genug, um diesem Hasse zu lieb kein Mittel zu scheuen. Die Guisen haßte sie, weil sie durch diese vom Regiment weggedrängt worden war, die Partei Condé's war compromittirt durch die Vorgänge von Amboise und den Proceß des Letzteren, sie hoffte zwischen beiden streitenden Parteien als die leitende, ausschlaggebende Macht auftreten zu können. Zu einer solchen Rolle, die einen intriguanten Geist, italienische Verschlagenheit und vollkommene Kaltblütigkeit in der Wahl der Mittel erforderte, war sie durchaus angethan. Großen politischen Actionen dagegen war sie nicht gewachsen.

Kaum war Franz II. todt, so bemächtigte sie sich der Person und der Macht Karl's IX., der, ein zehnjähriger Knabe, nicht viel mehr versprach als sein ältester Bruder, schwächlich, hinfällig wie

alle Söhne Heinrich's II., der Mutter mehr zugethan als die anderen Kinder und von den Guisen vernachlässigt war.

Seiner bemächtigte sich die Mutter, trat sofort nach dem Tode ihres ältesten Sohnes, als Vormünderin ihres zweiten und, da sich Vormundschaft von Regierung nicht trennen ließ, zugleich als Regentin auf, obwohl beide Namen sorgfältig vermieden wurden. Der rasche Tod Franzens hatte die Herrschaft der Guisen gestürzt.

Aber sie hatte die Besitzergreifung doch nicht zu Stande bringen können ohne Handreichung nach verschiedenen Seiten, sie bedurfte nothwendig der Unterstützung der hohen Aristokratie, der Prinzen von Geblüt, die die Guisen haßten, aber auch selber ihren Antheil am Regimente forderten, sie hatte deshalb Einverständnisse mit diesen, insbesondere mit Anton von Navarra angeknüpft und ohne Einräumungen und Zugeständnisse war das nicht abgegangen.

Eine ihrer ersten Handlungen war die Freigebung Condé's: das war ein entscheidender Act der Versöhnung mit den Bourbons und den Protestanten. Die ganze Lage hatte sich mit einem Male vollständig geändert, der Hof war von Katharina beherrscht, ihr lange verhaltener fieberhafter Durst nach Gewalt endlich gestillt, die Guisen und ihr Anhang zwar, um sie nicht tödtlich zu verletzen, in ihren Aemtern und Ehrenstellen bestätigt, aber ihr gebietender Einfluß gebrochen und die neue Herrschaft gestützt auf das Einverständniß der Königin mit den Häuptern der Hugenotten.

---

§ 26.

Karl IX. (1560—1574) und die Hugenotten bis 1570. Die ersten Compromisse mit den Reformirten. — Die Reichsstände zu Orleans (1560—61). — Das Religionsgespräch zu Poissy (Herbst 1561). — Das Edict vom 17. Januar 1562. — Die drei ersten Religionskriege (1562—1570). — Das Blutbad zu Vassy (März 1562). — Charakter des Bürgerkrieges. — Der erste Religionskrieg (1562—1563). — Schlacht von St. Dreux (December 1562). — Edict von Amboise (März 1563). — Der zweite Religionskrieg (1567—68). — Das Edict von Longjumeau (März 1568). — Der dritte Religionskrieg (1569—70). — Siege der Katholiken bei Jarnac und Moncontour. — Religionsfriede von St. Germain en Laye (August 1570). — Charakter Karls IX.

Die ersten Compromisse mit den Reformirten. — Die Reichsstände zu Orleans (1560—61). — Das Religionsgespräch zu Poissy (Herbst 1561). — Das Edict vom 17. Januar 1562.

In den Tagen, da dieser Umschwung sich vollzog, beriethen die zu Orleans versammelten Reichsstände über zwei große Fragen, die der unmündige König von seinen Vorgängern ungelöst überkommen hatte: die Abhilfe der Finanznoth der Krone, die so groß war, daß der Kanzler l'Hopital, wie er öffentlich sagte, „nicht ohne Thränen und Schluchzen" davon reden konnte, und die Heilung der Kirche von Verderbniß und Schisma.

Clerus, Adel und dritter Stand waren einig, daß in letzterer Hinsicht etwas Durchgreifendes geschehen müsse, über das Wie? freilich gingen ihre Ansichten weit auseinander; der Clerus verlangte die innere Freiheit zurück, die ihm das Concordat genommen und forderte Ausrottung der Ketzerei, der Adel spaltete sich in strenge Altgläubige und gemäßigte Reformer, während der dritte Stand ebenso entschieden, wie auf Milderung der Feudalität, Rechtsschutz und wirthschaftliche Fürsorge für den gemeinen Mann, auf Abstellung aller Glaubensverfolgungen und Einberufung eines allge-

meinen Concils bestand. In den Klagen über den Verfall der Zucht und Bildung des Clerus war er mit dem Adel durchaus einer Meinung.

Gewiß war, daß die Regierung zu der großen Frage Stellung nehmen mußte und daß sie nicht ohne Weiteres zur Politik der Guisen zurückkehren konnte.

Der Protestantismus war eine Macht geworden, die die ernsteste Beachtung verlangte. Er zählte nicht mehr eine Handvoll lichtscheuer Sektirer ohne Namen und Geltung, sondern einen großen Theil der Nation und zwar den gebildetsten und reichsten derselben in seinen Reihen.

Schon bezifferte man die Zahl der hugenottischen Gemeinden auf 2000, ganze Landschaften waren davon bedeckt, die Normandie, der ganze Südwesten Frankreichs, das alte Aquitanien, Guienne, das Gebiet des Cevennengebirgszugs, einzelne Theile an der spanischen Grenze, Languedoc, Dauphiné, große Städte wie Orleans, Bordeaux, Lyon, in Paris selber gährte es mächtig, und in Navarra regierte Johanna d'Albret, die eifrigste Freundin des Calvinismus. Viele Tausende im Ritteradel, in den Städten, unter den Bauern hatten sich zur neuen Lehre geschlagen. Eine Vorstellung, welche im Herbst 1561 von einer Mittelpartei der französischen Prälaten an den Papst gerichtet wurde, stellt fest, daß 1/4 (die Reformirten sagten 1/2) der ganzen Bevölkerung des Reichs von der Gemeinschaft der Kirche getrennt lebe und dieses Viertel bestehe aus Edelleuten, Gelehrten, reichen Bürgern der Städte, und denjenigen Leuten aus der untersten Klasse, die die Welt gesehen und mit dem Waffenhandwerk vertraut seien. Wo soviel Edelleute und alte, geschulte Mannschaften seien, fehle es nicht an Kraft, aber auch Einsicht und Bildung besäßen sie, denn 3/4 der wissenschaftlich Gebildeten gehörte zu ihnen, Geld hätten sie in nicht minder reichem Maße, durch den Adel und die Kaufleute, und dazu käme eine solche Einheit, ein so festes Zusammenhalten und eine so unerschrockene Entschlossenheit, daß man nicht hoffen dürfe, sie mit Gewalt zu bekehren, ohne der Nation eine Wunde zu schlagen, von der sie sich in 50 Jahren nicht erholen würde. Gegenüber einer Partei, die über solche Mittel moralischer und materieller Macht gebot, war in der That mit dem Verbrennen von Menschen und Büchern Nichts ausgerichtet. Man mußte entweder einen kolossalen Kampf

bestehen, bei dem zweifelhaft war, ob er nicht irgend einem fremden Eroberer zu Gute kommen werde, oder Zugeständnisse machen und zu dem Letzteren war man jetzt fast geneigt.

Religiöse Meinung hat bei Katharina gewiß nicht mitgewirkt. Sie hat davon nie eine Spur gezeigt, weder nach der einen noch nach der anderen Seite. Aeußerlich war sie katholisch, als Mediceerin, als Verwandte zweier Päpste hatte sie nie etwas Anderes gelernt. Der Protestantismus mit seiner calvinischen Starrheit und Strenge konnte ihrer lockeren Lebensanschauung so wenig zusagen, als seine demokratischen Forderungen ihrem Ehrgeiz. Aber sie verstand, die Farbe zu tragen, die an der Zeit war und sie rasch zu wechseln, wenn es Noth that. Dieselbe Frau, welche nachher die Bartholomäusnacht veranlaßte, konnte vorher auch Toleranzedicte geben und nachdem die Bartholomäusnacht vorüber war, sich bald wieder zur Duldung des Protestantismus bekehren.

Die ersten Beschwerden der Reformirten wurden durch ein Edict beantwortet, welches die Freilassung aller verhafteten Ketzer verfügte, aber sie zugleich ermahnte, sich zu bessern; die endgiltige Lösung der Streitfrage sollte dann durch ein Religionsgespräch zu Poissy versucht werden.

Im Herbst 1561 fand es Statt. Der begabteste Schüler Calvin's, Theodor Beza, maß sich dort mit dem Cardinal von Lothringen, Karl von Guise, als Vertreter der französischen Prälaten.

Die glänzende Beredsamkeit Beza's, der wie die meisten calvinistischen Prediger nicht bloß Theologe, sondern auch fein gebildeter Weltmann war, hob sich vornehm ab von dem Durchschnitt damaliger Theologen, hatte durchaus Nichts von dem Wesen gewöhnlicher Sektirer und nahm sich vollkommen hoffähig aus: sie machte einen gewissen Eindruck auf den Hof, man fand, das seien Leute, mit denen man umgehen könne, an eine innere Ergriffenheit war dabei freilich nicht zu denken.

Im Juli hatte man ein Edict erlassen, das keiner von beiden Parteien genügte, und auf solchen Unwillen stieß, daß keine einzige französische Stadt, mit Ausnahme von Paris, seine Verkündigung zuließ, während überall ohne Scheu gepredigt und das Abendmahl gefeiert wurde. Jetzt versuchte man es mit einer gemäßigten Toleranz.

Am 17. Januar 1562 erfolgte das Edict von St. Germain, und damit war die seit fast 40 Jahren verfolgte Politik,

die Protestanten draußen zu unterstützen, die drinnen rückhaltlos zu verfolgen, aufgegeben.

Den Protestanten ward verboten, eigene Kirchen zu besitzen, die, die sie hatten, sollten sie räumen, neue weder erwerben noch bauen dürfen. Dagegen ward ihnen gestattet, bis auf Weiteres, ihre gottesdienstlichen Versammlungen außerhalb der Städte, bei Tageszeit und ohne Waffen abzuhalten, wobei die Polizei zu ihrem Schutze verpflichtet war. Die Gesetze des Staates und die Festtage der katholischen Kirche sollten sie achten, ohne höhere Genehmigung keine Consistorien, noch Synoden halten, keine Statuten aufstellen, keine Waffenfähigen sei es zu Schutz oder Trutz organisiren und keine Steuern unter einander ausschlagen. Ueberdies sollten alle Reformirte schwören, daß sie nur nach der heiligen Schrift lehren, die Messe und ähnliche Einrichtungen nicht schmähen wollten u. s. w.

Das war nur eine beschränkte Duldung, aber es war doch eine und eine sehr bedeutsame Wandlung, wenn man erwog, daß die Praxis bisher immer hinter dem Buchstaben der strengen Edicte zurückgeblieben und ihr nun auch der gesetzliche Boden in sehr wichtigen Bestimmungen entzogen war. Hatte der Calvinismus als verbotene Ketzerei Jahr für Jahr die erstaunlichsten Fortschritte gemacht, was war erst zu erwarten, wenn er erlaubt war! „Bleibt die Freiheit", schrieb deshalb Calvin, „bestehen, die uns das Edict verheißt, dann wird das Papstthum von selbst zusammenstürzen".

Gewiß war, die Reformirten mußten, um nicht Alles auf's Spiel zu setzen, sich dem Edict unterwerfen, auch wenn ihnen Einzelnes daran hart erschien, und das hatte denn auch Beza richtig gefühlt, als er allen Gemeinden strengen Gehorsam gegen dasselbe befahl. Aber der Widerstand, die Störung des religiösen Friedens kam von der anderen Seite.

Der Wunsch Katharina's, sich mit den Ketzern auf annehmbarer Grundlage auseinanderzusetzen, ohne mit dem Papst und mit Philipp II. zu brechen, reichte nicht aus, den Geist der Verfolgung auszurotten, den eine vierzigjährige Ueberlieferung in den alten Behörden, kirchlichen und weltlichen, groß gezogen. Noch waren die Gewalten und Autoritäten in den meisten Städten, das Pariser Parlament voran, im katholischen Sinne besetzt, so plötzlich konnte man sich nicht daran gewöhnen, die Gottesdienste, die man

bisher verlacht, verspottet, gehöhnt und gestört hatte, als berechtigt anzuerkennen, zumal da man sich sagte, es ist der Königin nicht Ernst, sie hat nur auf Widerruf der Politik ein Opfer gebracht.

Es entstanden Reibungen, Streitigkeiten, und die Königin zeigte wenig Neigung, entschieden durchzugreifen.

Die drei ersten Religionskriege vom Blutbad zu Vassy (März 1562) bis zum Religionsfrieden von St. Germain (August 1570).

Indessen ereignete sich eine unerhörte Verletzung des Januaredicts. Am Sonntagmorgen des 1. März 1562 waren die Gebrüder Guise mit einem Gefolge von 200 bewaffneten Edelleuten und Knechten durch das Städtchen Vassy gekommen als die Protestanten eben in einer Scheune sich zum Gottesdienst versammelten. Die Predigt hatte begonnen, als Leute von dem Gefolge des Herzogs eindrangen, die Andacht störten und Händel anfingen. Begreiflich, daß die Versammelten sich ihrer zu erwehren suchten. Da greifen die Bewaffneten in Masse an, das Thor wird erbrochen, die Wehrlosen werden mit Flintenschüssen und Säbelhieben theils niedergemacht, theils zerstreut und ihre Häuser geplündert.

Die Kunde von dem massacre de Vassy ging durch ganz Frankreich. Die Ansicht war allgemein, daß hier ein absichtlicher Friedensbruch der frevelhaftesten Art geschehen sei, und die Geschichte hat keinen Grund von dieser Voraussetzung der damaligen Zeit abzugehen. In seiner eigenen Rechtfertigung sagte der Herzog, er habe zwei seiner Leute in die Scheune geschickt, um den Ketzern ihren Ungehorsam vorzuhalten; darin lag schon die absichtliche Störung des Religionsfriedens. Die Guisen wollten den Kampf, weil sie ihn brauchten, um wieder emporzukommen und ihr Wille geschah, das Blutbad von Vassy ward das Signal zum ersten Bürgerkrieg.

So begann die Reihe jener acht schrecklichen Kriege, welche von nun an bis zum Uebertritt Heinrich's IV. gedauert, und Alles entfesselt haben, was einen Krieg furchtbar machen kann: religiösen und politischen Fanatismus, Einmischung des Auslandes, wilde Leidenschaft jeder Art und die Ausbrüche jenes entsetzlichen Bruderhasses, der verwandte Elemente in der Entzweiung zu beseelen pflegt.

In seiner Wildheit und Fürchterlichkeit, in der Theilnahme

Europa's an seinem Gange, erinnert dieser Religionskrieg an den großen deutschen Krieg, nur daß sich hier ein Mann fand, der gestützt auf die überwiegend monarchischen Stimmungen der Nation in wenig Jahren der Monarchie ihren alten Glanz, der Nation die verlorene Einheit zurückzugeben verstand. Aber der Kampf selber war entsetzlich, das Verwüsten ganzer Gegenden, das Hinschlachten ganzer Bevölkerungen hat ihn auf eine fürchterliche Weise unsterblich gemacht. Es liegt, glaube ich, in der Nation eine gewisse Wildheit, die, wenn die äußere glatte Hülle einmal durchbrochen ist, sich mit einer Maßlosigkeit geltend macht, die wir sonst bei gesitteten Völkern nicht kennen. Das zeigt sich hier, wie bei der großen politischen Revolution von 1789. Auch andere Völker haben die Schrecken religiöser und politischer Bruderkriege erlebt, aber von diesem Raffinement der Entmenschung, wie es uns das Frankreich von 1793 vorführt, hat die Geschichte sonst kein Beispiel.

Die Feindseligkeiten begannen mit dem Kleinkrieg der Parteien in Städten und Landschaften; in Paris, Sens, Toulouse, Rouen und anderen Orten fielen die Katholiken über ihre protestantischen Mitbürger her, zerstörten ihnen die Bethäuser und mordeten, was ihnen in die Hände fiel, dafür warfen sich die Hugenotten auf die katholischen Kirchen, zerstörten Bilder, Altäre, Weihkessel, kurz Alles, was sie zum katholischen Götzendienst rechneten: so wälzten sich Bildersturm und Blutvergießen wochenlang durch die schönsten Gegenden Frankreichs, noch ehe sich die feindlichen Hauptheere einander gegenübertraten. Als diese endlich, das eine unter Guise, das andere unter Coligny und Condé, sich in Bewegung setzten, kam es zunächst nur zu Scharmützeln und Verheerungen der feindlichen Landschaften, aber zu keiner Entscheidung. Nur das stellte sich immer klarer heraus, daß die Hugenotten, denen eine Stadt nach der andern weggenommen und deren Geldmangel immer empfindlicher wurde, gegen die wachsende Macht der Guisen entschieden im Nachtheil waren. Die Schlacht von St. Dreux (Dec. 1562) ging für sie verloren, aber dafür wurde den Gegnern ihr fähigstens Oberhaupt, der Herzog von Guise, durch einen hugenottischen Edelmann meuchlings erschossen (18. Februar 1563) und damit war das wichtigste Hinderniß der Vermittelungen, die Katharina bisher unausgesetzt betrieben hatte, gefallen.

Man hatte sich monatelang fruchtlos zerfleischt, die protestan-

tische Minderheit war nicht im Stande gewesen, die durch das Ausland kräftig unterstützte Mehrheit zu besiegen, aber auch diese hatte nicht vermocht, die Ketzer auszurotten. Hatte heute der Fanatismus der Katholiken Tausende als Opfer gefordert, so wurde das morgen wett gemacht durch andere Tausende, die unter der Rache der Gegner fielen. Endlich ließ man ermüdet ab von dem blutigen Handwerk, nicht weil man versöhnt, sondern weil man erschöpft war und einsah, daß man eines Waffenstillstandes bedürfe.

So kam es gerade ein Jahr nach dem Blutbad von Bassy am 19. März 1563 zu Amboise zu einem neuen Edict, das noch einen Schritt weiter ging, als das vom Januar 1562.

Den Reformirten ward Gewissensfreiheit, Amnestie wegen des Vergangenen, ungestörter Genuß ihrer Güter, Ehren und Aemter zugesichert. Die Ausübung des Gottesdienstes dagegen ward folgendermaßen geordnet: Die Barone und alle mit der hohen Gerichtsbarkeit belehnten Herren haben auf ihren Schlössern das Recht des Gottesdienstes für sich, ihre Familien und ihre Unterthanen, der niedere Adel hat es nur für seine Familien, in jedem Amt und Regierungsbezirk wird eine Stadt bestimmt, in deren Vorstädten der reformirte Gottesdienst erlaubt ist, Paris bleibt auf alle Fälle ausgenommen.

Das Edict war sehr vortheilhaft für den höchsten Adel, der das Recht erhielt, in seinen Landschaften die Frage des Gottesdienstes souverän zu ordnen, und sehr nachtheilig für die Städte, denen häusliche Gewissensfreiheit Nichts nützte, denen durch die Beschränkung der Gottesdienstfreiheit auf eine einzige Stadt in der Baillage, wie Coligny sagte, mit einem einzigen Federstrich mehr Kirchen vernichtet wurden, als alle feindlichen Streitkräfte in 10 Jahren hätten zerstören können.

Es dauerte nicht lange, da war auch dieses Edict verletzt, weil keine Partei den rechten Willen hatte, dabei stehen zu bleiben, die katholische Mehrheit in diesen Edicten immer nur einen faulen Frieden sah, den die Krone ohne Aufrichtigkeit geschlossen, die Calvinisten den Gedanken nicht aufgeben wollten, daß sie doch noch einmal zur Herrschaft in Frankreich gelangen würden. Noch immer war ihre Propaganda in vollem Zuge.

Es kommt zum zweiten Religionskriege, welcher endet wie der erste, ohne eine Entscheidung zu bringen (1567—68), und da man

abermals ermüdet abläßt, erfolgt das Edict von Longjumeau (23. März 1568), welches im Wesentlichen das vorangegangene bestätigt.

Im Jahre 1569 kam es abermals zum Krieg. Ich erzähle Ihnen die Kriegsereignisse im Einzelnen nicht, sondern begnüge mich mit der Angabe der entscheidenden Momente. Im Allgemeinen blieb es auch jetzt dabei, daß die Katholiken sich im Uebergewicht behaupteten, die Protestanten aber nicht zu vernichten waren.

Coligny's Verdienst war es, daß er oft geschlagen, gleichwohl im Großen und Ganzen das Schlachtfeld nie räumte und den Protestanten stets eine achtunggebietende Stellung zu sichern wußte. Auch der dritte Krieg, entstanden hauptsächlich aus der Rückwirkung der Ereignisse in den Niederlanden und durch das Gerücht, daß Alba mit der Königin Mutter einen ähnlichen Schlag gegen die Protestanten in Frankreich verabredet habe, wie er ihn gegen die Ketzer in den Niederlanden geführt, wurde entschieden durch die Niederlagen der Hugenotten bei Jarnac, wo Condé fiel und Moncontour, und beendigt durch den Religionsfrieden von St. Germain en Laye (August 1570), welcher „ewig und unwiderruflich" einmal die vorangegangenen Zugeständnisse bestätigte und sodann neu hinzufügte, daß in jedem Gouvernement zwei Orte für den Gottesdienst der Reformirten angewiesen wurden (es waren freilich lauter kleine Orte und auch da meist die Vorstädte derselben), daß in allen Städten der reformirte Gottesdienst bestehen bleiben solle, wo er bis zum 1. August ausgeübt worden. Die Hugenotten jeden Standes werden als treue Unterthanen und Diener anerkannt, mit vollständiger Amnestie wird die Anerkennung ihrer Rechtsfähigkeit ganz gleich den Katholiken verbunden und gegenüber den, aus Katholiken zusammengesetzten Parlamenten, ihnen ein Recusationsrecht gewährt.

Die vier Städte, La Rochelle, Montauban, Cognac, La Charité werden den Reformirten als Sicherheitsplätze angewiesen unter der eidlichen Verpflichtung, dieselben nach Ablauf zweier Jahre dem König zurückzugeben.

Acht Jahre waren vergangen unter furchtbaren Kämpfen, deren jedes immer wieder die Nothwendigkeit der Duldung einschärfte und wie war während derselben der ganze Bestand des Reiches erschüttert worden! Der Hof, der Adel, die Bevölkerung war ge-

spalten, durch die ganze Nation ging ein klaffender Riß und in einzelnen Theilen des Landes hatte fast jede Möglichkeit des Zusammenlebens beider Bekenntnisse aufgehört, so unerträglich waren die Gegensätze geschärft, so unversöhnlich die Gemüther entzweit. Daß die Stärke Frankreichs dadurch tief getroffen, die mächtige Monarchie, die unter Franz I. und Heinrich II. so entscheidend in die europäischen Dinge eingegriffen hatte, nach Außen fast gelähmt war, läßt sich denken. Das Königthum ward hin- und hergezerrt zwischen polaren Gegensätzen, in seinem Namen wurden Duldungsedicte erlassen und verletzt, Friede verkündigt und gebrochen, Gräuel verübt und vergolten.

Welch furchtbar entsittlichende Wirkung mußte das auf den Geist der Nation und erst auf den Charakter eines Fürsten haben, der unter solchen Dingen vom Knaben zum Jüngling aufwuchs, an sich nicht reich begabt, zum Selbstregieren wenig angelegt und nur ein Spielball war, zwischen seiner Mutter, den Guisen, den hugenottischen Parteiführern hin- und hergeworfen!

Karl IX., mit dem Fluch der Bartholomäusnacht belastet, galt dem späteren Frankreich selber für den Typus eines entarteten Königs und in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als man gegen die Monarchie Sturm lief, verwies man gern auf den unmenschlichen Fürsten, der selber auf seine flüchtenden Unterthanen schoß, und doch ist dies Bild nicht das eigentlich geschichtlich treue.

Dieser junge, jetzt, 1570, zwanzigjährige König war mehr zu beklagen, als anzuklagen. Es ist ein unendlich tragisches Stück Menschenleben, das sich hier auf engem Raum abgespielt hat und wofür der, der es zu tragen hatte, im Ganzen doch nicht allein, ja nicht einmal vorzugsweise, verantwortlich gemacht werden kann. Von Kindesbeinen an hinfällig und kränkelnd, wie alle Kinder Heinrich's II., der Mutter überantwortet und von ihr so erzogen, daß er nie selbständig werden konnte, war er geistig verkümmert, roh, unerzogen und ununterrichtet aufgewachsen wie kein Edelmannssohn seiner Tage. In einer Zeit voll ungeheurer Entscheidungen hat er nicht die trivialste Bildung für seinen Beruf erhalten. Er treibt kindische, leere Spielereien, sitzt in der Werkstatt, feilt Schlösser und wird von der Mutter in solch ganz nichtigen Neigungen absichtlich festgehalten, denn wer in solchen Dingen aufging, konnte ihr nicht gefährlich werden.

Irgend ein höheres ideales Streben war ihm nie nahe getreten. Der tüchtige Hausgeist eines gesunden Familienlebens fehlte ganz, die Einwirkung irgend eines Menschen, der ihn sittlich hätte emporheben können, war nicht da, das muntere Spiel der wirklichen Kindheit, und die Freudigkeit des Lernens im beginnenden Jugendalter kannte er nicht, selbst der Besitz irgend eines Wissens, das solche, denen alles Andere fehlt, nicht völlig in's Gemeine versinken läßt, weil es wenigstens den Geist beschäftigt, war ihm ganz fremd.

Das Alles in einem welken, siechen Körper, dem die frische Kraft und Lust der Jugend gänzlich fehlte, gab wahrlich nicht den Schwung, mit dem eine ungewöhnliche Natur sich aufrafft, um schmähliche Fesseln zu sprengen und sich eine Existenz auf den eigenen Willen zu gründen. Bereitwillig ließ er sich zu Ausschweifungen hinführen, die man ihm absichtlich nahe legte, damit diesem schlaffen Wesen auch die letzte Spannkraft verloren gehe, willenlos ließ er sich heute zu dieser, morgen zu jener Handlung bestimmen, Niemand war in seiner Nähe, der ihm Vertrauen auf sich oder Andere eingeflößt hätte.

Und dieser Persönlichkeit war eine ungeheure Verantwortung aufgewälzt in einer Lage, aus deren Wirren selbst ein bedeutender Charakter schwer sich hätte lösen können. Wer das Alles erwägt, den wird kein Ergebniß mehr überraschen, und meiner milderen Auffassung seiner Schuld wohl beistimmen.

Die Ansicht, die ihn zu einem hartgesottenen Bösewicht stempelt und glauben machen will, er habe den ungeheuren Frevel von langer Hand her eingeleitet, ist psychologisch überspannt. Ein so schwaches Gefäß ließ sich nicht so früh und so fürchterlich verderben. An den tiefen Haß, der Jahrelang innerlich gezehrt, an die unergründliche Heuchelei und Arglist, die den Gegner langsam umstrickt und sicher macht, bis der Tag der Abrechnung gekommen, ist bei ihm nicht zu denken. Dazu gehört ein Maß von innerer Kraft, das er nicht besaß, wir kennen ihn nur als einen Schwächling, der jeden Augenblick anders ist.

---

§ 27.

Die Bartholomäusnacht. Coligny am Hofe und der Krieg gegen Spanien (Sept. 1571 bis Juli 1572). — Die Bluthochzeit (24. August 1572) und der vierte Religionskrieg (1572—1573). — Ende Karl's IX. (30. Mai 1574).

Coligny am Hofe und der Krieg gegen Spanien (Septbr. 1571 bis Sommer 1572).

Seit dem Frieden von 1570 schien sich ein völliger Umschwung der Politik vorzubereiten. Die Königin machte Miene, mit den Protestanten jetzt ehrlich Friede und Freundschaft zu halten, ihre Stellung zu den Guisen und deren Herrschsucht war ablehnend und fremd, mit den Protestanten dagegen war sie im besten Vernehmen und die Heirathspläne, die jetzt entworfen wurden, die Bourbons und Valois zu verknüpfen, hatten in der That das Ansehen, daß sie ernstlich gemeint seien.

Der hervorragendste Führer der Hugenottenpartei war der Admiral Caspar v. Coligny, eine merkwürdige und in dieser öden Zeit erquickende Erscheinung. Ein altfranzösischer Edelmann vom besten Korn, ein Herr, der in altpatriarchalischer Weise auf seinen Gütern saß, mit seiner Familie, seinem kleinen Hof, seinem Gesinde und seinen Unterthanen in herzlicher Gemeinschaft lebte, mit ihnen in regelmäßiger Andacht zur protestantischen Predigt und zum Abendmahl ging, dabei von untadelhaften Sitten und streng calvinistischer Lebensanschauung. Was der Mann sagte oder that, das quoll aus seiner innersten Ueberzeugung hervor, sein Leben war eine leibhafte Bestätigung seiner Ansichten und Gedanken. Er war in den letzten wilden Zeiten eine bedeutende Persönlichkeit geworden, als Führer und Organisator der Heere, welche für die protestantische Sache fochten. Auf seinen Ruf griffen Tausende von Edelleuten und Söldnern zu den Waffen

und unter seinem Befehl fügten sie sich einer Strenge der Zucht, die sonst ohne Beispiel war. Viel militärische Erfolge hatte er nicht aufzuweisen, aber sein Ruhm war, daß er eine wiederholt überwältigte Heeresmacht stets zusammenzuhalten und nach jeder verlorenen Schlacht wieder stärker dazustehen wußte, als vorher.

Dabei war er nicht so sehr Hugenott, um nicht als Franzose und Edelmann das Wohl des Ganzen über Alles zu stellen. Als bei Beginn des Krieges sich seine Partei nach auswärtiger Hilfe umsah und vorschlug, man solle die protestantischen Fürsten des deutschen Reichs um schleunigen Zuzug bitten, da erwiderte er: Lassen wir sie als Friedensvermittler gelten, aber nehmen wir keine Truppen von ihnen. Lieber sterben als den Vorwurf verdienen, daß die Hugenotten die Ersten gewesen, die fremdes Kriegsvolk auf französischen Boden gebracht. Nie verlor er den Gedanken aus dem Auge, daß beide religiöse Parteien, wenn der seinen ihr Recht geworden, sich in ehrlichem Frieden zu vertragen und als Franzosen zu fühlen hätten. Jetzt war der Friede da, wozu, fragte er, noch ferner die Entzweiung, an der nur unsere gemeinsamen Feinde ihre Freude haben? Richten wir unsere ungetheilte Kraft gegen den wahren Feind Frankreichs: gegen Spanien, dessen Ränke in unserem Bürgerkriege wühlen, zertrümmern wir dessen Uebermacht, die uns zu einer schmählichen Abhängigkeit verurtheilt.

Der Krieg gegen Spanien war Coligny's Gedanke; er war gut hugenottisch, denn er galt dem blind fanatischen und gefährlichsten Gegner der neuen Lehre, aber auch gut französisch, denn ein Sieg über Spanien machte Frankreich gegen Burgund hin mächtig, gab ihm erst seine vortheilhafteste Abrundung nach Osten von Besançon bis nach Ostende hin. Darin lag der Keim der Politik, der nachher Ludwig XIV. gefolgt ist.

Seit Septbr. 1571 war Coligny an den Hof gezogen. Bei seiner ersten Ankunft ward er vom König auf's Herzlichste begrüßt, von Katharina umarmt, von Beiden mit Ehrenbezeugungen und Gnaden überhäuft. Ich glaube nicht, daß das von vornherein ein tief angelegtes Spiel war, womit man den arglosen Recken in's Garn locken wollte, um ihn desto sicherer zu verderben. So weittragend waren Katharina's Gedanken noch nicht. Ich glaube noch weniger, daß der junge König, zu der Heuchlerrolle eingelernt,

von Anfang an den ehrwürdigen Coligny als das künftige Opfer betrachtete, das man sich aufzog und warm hielt bis zum Tage des Festes. Ich glaube vielmehr, daß Katharina bei ihrer Wandelbarkeit und ihrem Haß gegen die Guisen jetzt wirklich Frieden schließen wollte mit den Protestanten und daß der junge König vorübergehend in der That ergriffen war von dem mächtigen Eindruck dieser kernhaften Persönlichkeit.

So tief verderbt ist keine jugendliche Seele, um sich einer solchen Einwirkung völlig zu entziehen. Eine Persönlichkeit von der ehrfurchtgebietenden Erscheinung des Alters und doch noch in der Fülle männlicher Kraft, voll sittlicher Hoheit und doch wieder echt französischer Bonhommie, mußte zumal auf die Jugend unwiderstehlich wirken.

Ich glaube, auch Karl IX. hat das erfahren, ja, ich meine, daß es die ersten und einzigen glücklichen Tage in dem Leben dieses unglücklichen Monarchen waren, als er mit Coligny zusammen kam, der ihn über den Schmutz des gemeinen Treibens emporhob, und ich glaube ferner, daß dies Verhältniß die Hauptursache der Bartholomäusnacht geworden ist: es drohte sich in der nächsten Umgebung des Königs ein neuer Einfluß auszubreiten und feste Wurzeln zu schlagen, gegen den Katharina, ihr Sohn Heinrich von Anjou sammt der ganzen streng katholischen Partei ihr Aeußerstes aufbieten mußten und es gehörte die ganze anerzogene Charakterlosigkeit des Königs dazu, den Mann morden zu lassen, zu dem er eben noch „Väterchen" gesagt.

So wenig die nun folgende Katastrophe im Einzelnen aufgehellt ist, so sind wir doch genug unterrichtet, um die entscheidenden Ursachen dieses Ereignisses beurtheilen zu können.

Coligny dachte seit erfochtenem Frieden nicht mehr an einen Vernichtungskrieg zwischen Katholiken und Hugenotten, sondern — und darin traf er mit den natürlichsten Interessen der nationalen Politik Frankreichs zusammen — an einen nationalen Krieg, in dem beide Parteien ihre Macht vereinigen sollten gegen Spanien.

Das schloß nicht aus, sondern machte sogar nothwendig die Unterstützung auswärtiger Protestanten, also der Niederländer und das Bündniß mit England und den protestantischen Mächten des deutschen Reichs.

Darin zeigte sich der Hugenott, aber es war doch nicht der

einzige Beweggrund seiner Politik. In einem Kampf gegen Spanien galt es nicht bloß die Rettung der Gewissensfreiheit in und außer Frankreich, sondern auch die Abschüttelung einer drückenden Fremdherrschaft und die Gewinnung der schönen Grenzlande, die nachher die werthvollsten Eroberungen Ludwigs XIV. geworden sind. Der Gürtel von Festungen von Luxemburg bis Dünkirchen war ja später ein Hauptziel der auswärtigen Politik Frankreichs. Es lag darin nicht blinder Haß gegen das Haus Habsburg allein, es war die Fortsetzung des Weges, den Franz I. eingeschlagen und Heinrich II. weiter verfolgt hatte und jetzt war der Augenblick dazu so günstig, wie nie vorher. Richelieu selbst hat später in der Sache nur Coligny nachgeahmt, aber kalt, egoistisch, nicht begeistert wie dieser.

War es undenkbar, daß Karl IX. dafür erwärmt wurde?

Coligny war die erste stattliche Manneserscheinung, die an ihn herantrat; sonst nur gewöhnt, mit rohen, lüderlichen Gespielen und Maitressen umzugehen, sah er zum ersten Mal einen Mann, an dem er emporblicken konnte, der ihm Ehrerbietung abnöthigte, in dem die Würde des Alters glücklich verbunden war mit einer freundlichen, gutartigen Weise, die jeden Jüngling zu gewinnen wußte.

Und was der Redner im Tone tiefster Ueberzeugung vortrug, das erinnerte den Fürsten zum ersten Mal an die Minderjährigkeit, in der man ihn bisher festgehalten, an das unwürdige Verhältniß, in dem er zu der spanischen Politik und deren Agenten, zu seiner Mutter und den Guisen gestanden hatte. Er war in den Jahren, wo die königliche Ader sich in ihm regen mußte und wir wissen, daß sie eben in diesen Tagen zum Schrecken seiner Mutter und seines Bruders wiederholt in jähen Ausbrüchen hervorgetreten ist.

In der ersten Hälfte des Jahres 1572 bereitet sich diese Wendung vor.

Alba's System war auf der Neige. Er hatte eben zu den letzten Mitteln der Verzweiflung gegriffen, suchte gerade die unvernünftige Steuer des 100, 20, 10ten Pfennigs durchzuführen, im Lande regte sich eine unbeschreibliche Wuth, jeden Augenblick konnte der Ausbruch erfolgen und die Truppen Ludwigs von Nassau, Wilhelms von Oranien hatten ihre Operationen begonnen.

Die Lage war also überaus günstig; wollte man die spanische Uebermacht brechen, so war eine bessere Gelegenheit nicht wieder zu finden.

Es scheint, als ob um die Mitte des Jahres die Sache so gut wie entschieden gewesen wäre. Der König ging bereitwillig auf Coligny's Plan ein; während die unsichere Haltung Englands und die getheilte Stimmung des Staatsraths ein offenes Einschreiten noch verbot, gab der König unter der Hand bedeutende Summen her, zur Unterstützung der flandrischen Patrioten, zur Ausrüstung eines Heeres, welches 4000 Mann stark aus Katholiken und Protestanten gemischt, nach Mons Ludwig von Nassau zu Hilfe zog. Als dieser im Juli geschlagen worden war und die Mehrzahl der Hugenotten bereits an jedem Gelingen verzweifelte, gelang es Coligny, den König zu einer neuen, noch beträchtlicheren Feldausrüstung zu bestimmen, aber nun regte sich auch die Gegenseite mit Macht.

Die Bluthochzeit (24. Aug. 1572).

Mit steigendem Groll hatte die ganze strengkatholische Partei dieser Wendung zugesehen: in ihrem Kreise verabscheute man jede Feindseligkeit gegen Spanien, als den besten Verbündeten der Einheit des Glaubens, verwarf man jeden Gedanken an Frieden und Versöhnung mit den Ketzern, den Todfeinden der guten Sache. Die Guisen vollends fanden jedes Regiment, das sie bei Seite stieß, unerträglich.

Die Königin war für Spanien, dessen gebietenden Einfluß sie oft recht drückend empfand, keineswegs begeistert, aber bis zum Wagniß eines Krieges mit dieser Macht war darum doch noch ein großer Schritt und in Fragen, die ihre eigene Herrschaft über des Königs Willen angingen, kannte sie keine Rücksicht.

Sie war bei ihrer in Lothringen verheiratheten Tochter abwesend gewesen und fand bei ihrer Rückkehr Alles verwandelt, die Guisen ohne Einfluß, sich selbst verdrängt.

Unter dem Eindruck der letzten Dinge in Flandern, die ein vollkommenes Scheitern des Krieges gegen Spanien wahrscheinlich machten, eilt sie dem König nach, stellt ihm unter strömenden Thränen vor, der Krieg mit Spanien sei sein sicheres Verderben, die Hugenotten hätten durch Coligny des Königs Vertrauen ge-

stohlen zu seinem und des Landes Unglück. Das machte auf den jungen König Eindruck, aber rasch ging er vorüber und die Kriegsgedanken hatten wieder die Oberhand bei ihm gewonnen.

Jetzt — August 1572 — mußte in Katharina der Gedanke gereift sein, zur Rettung dessen, was ihr stets über Alles ging, ihrer Herrschaft und ihres Einflusses, einen verzweifelten Schritt zu wagen.

Sie hatte mit der Freundschaft der Hugenotten getändelt, jetzt waren sie ihr über den Kopf gewachsen, die Herrschaft über den König, die Frucht der mühsamen Arbeit eines Menschenlebens war ihr aus den Händen gewunden, und zwar durch die Hugenotten, die sie bisher am wenigsten gefürchtet. Geliebt hatte sie sie nie, die Führer stets gehaßt, ihnen nie vergessen, daß sie ihr früher stets feindselig gegenübergestanden: ihr alter Haß erwachte in seiner ganzen Fürchterlichkeit, als sie sich durch die Ketzer um ihre ganze Stellung betrogen sah.

Sie war eine Mediceerin, durch eine trübe, freudenlose Jugend hindurchgegangen, an den Hof gebracht wie eine Fremde, vom Gemahl vernachlässigt, unter ihrem ersten Sohn bei Seite geschoben, nachdem sie eine Kette von Erniedrigungen ertragen, als Berathering ihres zweiten Sohnes endlich zu der ersehnten Gewalt gelangt und nun sollte sie nur für die Calvinisten gearbeitet und den Sohn nur für sie erzogen haben; das war zu viel für den stolzen Ehrgeiz, die verzehrende Herrschsucht, die sie als Mediceerin mit ihrem ganzen Hause gemein hatte.

Ueber Mittel und Wege in solcher Lage hatte sie die Anschauungen der Vornehmen ihres Volkes. Die Italiener sind in ihrer leidenschaftlichen Weise leicht geneigt, das kürzeste, blutigste Mittel zu wählen, der politische Mord ist bei diesem Volke stets milder beurtheilt worden, als bei anderen Völkern, eine traurige politische Entwickelung hat es zusammen mit dem jähen Temperament des Volkes dahin gebracht, daß, wo wir Nordländer noch debattiren, dort häufig schon zu Gift und Dolch gegriffen wird. Diese Art politischer Moral war im 16. Jahrhundert in ihrer Blüthe, war von Machiavelli mit argloser Objectivität theoretisch entwickelt worden und Katharina war als leidenschaftliches Weib, vermöge der Schwäche ihres Geschlechts, doppelt geneigt, zu diesem Mittel zu greifen.

Es reifte in ihr der Gedanke, Coligny durch Mord bei Seite zu schaffen; daß das helfen würde, war sie überzeugt, sonst irgend eine Erwägung war ihr vollkommen fremd.

Mit ihrem jüngeren Sohne Heinrich ganz eines Sinnes, wandte sie sich an die Guisen, die ihre Feinde waren, als sie herrschten und ihre guten Freunde wurden, als sie so wenig bedeuteten, wie die Königin selber; dort schnaubte man Rache wider die Calvinisten, und war sofort bereit, den Mord, den einer von diesen an Franz von Guise verübt, durch einen Mordanfall auf Coligny wett zu machen.

Ein Mörder ward gedungen, in einem den Guisen gehörigen Hause, nahe bei Coligny's Wohnung, aufgepflanzt und als dieser am Morgen des 22. August aus dem Schlosse kam, traf ihn ein Schuß, der ihn verwundete, aber nicht tödtete.

Wäre Coligny an dieser Wunde gestorben, so hätte sich Katharina zunächst beruhigt, ihre Macht war dann wieder hergestellt, die Hugenotten erschreckt und ihres Führers beraubt, das Spiel mit beiden Parteien, wie sie es liebte, um eine durch die andere unschädlich zu machen, konnte wieder von vorne beginnen. Aber Coligny starb nicht, sondern erholte sich wieder, die Hugenotten forderten in trotzigem Ton Rache und Sühne an den wohlbekannten Urhebern des Mordplans, ihre Drohungen reichten weit hinauf bis zur Königin und dem Prinzen Heinrich von Anjou, und der persönliche Zauber, den Coligny bisher über den König Karl ausgeübt, schien eher zu wachsen als zu sinken.

So entstand ohne Zweifel in den angstvollen Stunden nach dem Mißlingen des Mordversuchs der Gedanke an eine Gewaltthat im großen Stil, welche Coligny sammt seinen Freunden vernichtend traf, ehe sie sich zur Rache sammeln konnten. Das war gewiß nicht seit Monaten vorbereitet, auch nicht seit den Tagen, da man Coligny an den Hof zog, das war in der Seelenangst dieser Stunden geboren. Nicht als ob an sich ein solch teuflischer Plan in diesem Kreise unmöglich gewesen wäre, allein eine Natur wie die Katharina's war zu solchen Dingen nicht angethan, in der fliegenden Hitze der Leidenschaft konnte sie das Fürchterlichste wagen, aber von langer Hand her so Etwas anzulegen und allmälig reifen zu lassen, dazu reichte ihre Spannkraft nicht aus.

In Paris war von Anfang an die neue Lehre verboten ge-

wesen — von allen Duldungsedicten war Stadt und Weichbild von Paris ausdrücklich ausgenommen worden — und in der Bevölkerung lebte ein glühender Haß gegen die Hugenotten, den zu zügeln sehr schwierig, den zu entfesseln sehr leicht war. Gelang es den König zu bestimmen, daß er das Signal zu einem allgemeinen Angriff gab, dann war ein fürchterliches Blutvergießen zu erwarten.

Aber der König war wieder ganz in den Händen Coligny's, er hatte die Untersuchung wegen des Mordversuchs ernstlich angegriffen, die Guisen mit harten Worten vom Hofe verabschiedet, Coligny eine Sicherheitswache von 50 Mann vor das Haus geschickt, und draußen wie in den Provinzen öffentlich verkünden lassen, er werde den Religionsfrieden gewissenhaft Punkt für Punkt aufrecht zu erhalten wissen.

Am Nachmittag des 23. August nahm die Königin einen letzten Anlauf; sie erzählte ihrem Sohne von einer ungeheuren Hugenottenverschwörung gegen Thron und Altar, die mit Tausenden von wohlausgerüsteten Landsknechten nur auf den Augenblick des Losbruchs warte, um sich unter Führung Coligny's auf ihn und sein ganzes Haus zu stürzen; selbst die Katholiken seien entschlossen, falls der König sich nicht aufraffe, sich unter einem selbstgewählten Oberhaupt den Hugenotten entgegenzuwerfen, lasse also der König sich überraschen, so stehe er allein und Alles sei für ihn verloren.

Die plumpe Lüge schlug durch, der Mordbefehl ward gegeben und seine Ausführung auch sofort für die nächste Nacht im Großen organisirt. Zur Feier der Vermählung Heinrich's von Navarra mit der Schwester des Königs waren die Hugenotten schaarenweise nach Paris geströmt, Tausende hatte das bevorstehende Friedens- und Versöhnungsfest angelockt, der Plan war, auf ein gegebenes Zeichen über die schlafenden Gäste herzufallen. Die Guisen ließen den Prevôt des Marchands, die Vorsteher der verschiedenen Quartiere kommen, legten ihnen den Plan vor und theilten ihnen die Aufgaben zu. Um sicher zu sein, daß von den wichtigsten Häuptern keiner aus Versehen entwische, wurden Einzelne mit der Ermordung Einzelner beauftragt und der Herzog von Guise ließ sich nicht nehmen, die Tödtung Coligny's zu besorgen. Das Verfahren hat eine entsetzliche Aehnlichkeit mit den Dingen von 1792, wo man auch die Vorsteher der Sectionen kommen ließ und ihnen den Plan

zur Veranstaltung der Gefängnißmorde auseinanderlegte. In die Provinzen mußte der Blutbefehl durch Eilboten überbracht werden.

So geschah das Furchtbare in der Nacht vom 24. August.

Auf das gegebene Signal verließen die versammelten Führer die angewiesenen Plätze, sammelten die Mordgesellen um sich, fielen in die Quartiere der Hugenotten ein und ermordeten die Wehrlosen: 2000 mögen noch etwa vorgefunden worden sein und von denen sind wenige entronnen. Aehnliche Signale waren nach allen größeren Orten ergangen und nur wenige Ortsvorstände hatten den Muth zu antworten, sie seien keine Meuchelmörder. Solche Züge von Erbarmen und Gewissen sind ganz vereinzelt, im Allgemeinen ward der Befehl so ausgeführt, wie er gegeben worden war und das wirft ein schauderhaftes Licht auf die Nation wie auf die, die sie regierten. Der König selber machte den Frevel mit, fortgeschleppt wie ein ohnmächtiges Werkzeug, und doch wieder von dem entsetzlichen Ehrgeiz erfüllt, mitzuwirken bei der Sache, die er nicht erfunden.

Die blinde Rachsucht und Leidenschaft ist stets eine schlechte Rathgeberin. Von dem ganzen Haus der Valois, das um seine Krone zu streiten glaubte, und der Mutter seiner letzten Könige, deren ganzes Sinnen und Trachten in Herrschsucht aufging, ist Nichts vollbracht worden, was sie weiter von ihrem Ziel verschlagen hätte, als diese That. Die Hugenotten hatte man doch nicht ausgerottet, die Dynastie aber zu Grunde gerichtet.

Man spricht von 20, 25, ja 100,000 Opfern — die geringste Angabe ist die wahrscheinlichste —; und es war ein furchtbarer Schlag für die Partei, ihre meisten Führer waren getroffen, der greise Coligny zusammengehauen und mit ihm eine Menge ihrer angesehensten Häupter, deren Verlust schwer verwunden wurde, aber vernichtet war die Partei nicht; um 20,000 Köpfe schwächer, war sie immer noch stark genug, den Krieg der Rache wieder aufzunehmen. Der Zweck, der erreicht werden mußte, wenn das ungeheure Verbrechen in den Augen seiner eigenen Urheber gerechtfertigt sein sollte, war verfehlt, und in dem Rumpfe der Partei hatte man einen grenzenlosen Haß entzündet, der für diese vielleicht mehr werth war als die Opfer, die sie verloren. „Es ist wahrscheinlich", schrieb Karl IX. am 26. August seinem Gesandten in den Niederlanden, „daß dieses Feuer sich über alle Städte meines Reichs

verbreiten wird und daß alle Anhänger der neuen Religion werden unschädlich gemacht werden". So dachte man in Rom und Madrid, der Papst ließ ein feierliches Tedeum anstimmen und Philipp II. brach in ein rohes Gelächter des Triumphes aus bei der Nachricht.

In allen übrigen, selbst den eifrig katholischen, Staaten Europa's war dagegen nur eine Stimme des Abscheus und der Verdammung.

Kaiser Max II. gab dem Gefühl der Welt den rechten Ausdruck, als er sagte, es schmerze ihn, solch eine Mordgesellschaft zu seinen Verwandten zählen zu müssen, und er war der Schwiegervater Karl's IX.

So war das Urtheil in ganz Europa, ob auch der Papst und Philipp II. die That als eine gottwohlgefällige priesen, die dem Titel des „allerchristlichsten Königs" die höchste Ehre mache. Und in Frankreich selbst, war es denkbar, daß selbst inmitten der fanatischen Mörderhorden ein solches Königthum bestehen konnte?

War es möglich, daß, wenn die Leidenschaft sich abgekühlt hatte und wieder die ruhige nationale Stimmung sich kundgab, man einem solchen Königthum verzieh, an dessen Namen die entsetzlichste Blutthat haftete, mit der sich je ein entartetes Fürstenhaus befleckt? In den Augen der Nation konnte kein Segen mehr sein bei einem solchen Königthum. Gerade als Katharina glaubte, sich für immer der Herrschaft bemeistert zu haben, hatte sie derselben den tödtlichsten Streich versetzt.

Es entspann sich ein neuer Religionskrieg. Was nicht gemordet war von den Hugenotten, griff zu den Waffen. Die äußerste Nothwehr forderte ihre Rechte, und es zeigte sich, wie viele der Hugenotten noch übrig waren, die man vernichtet glaubte und keiner der bis jetzt geführten Kriege war von der königlichen Partei matter geführt worden, als dieser: es war, als ob das böse Gewissen ihre Thatkraft gelähmt hätte.

Innerhalb der katholischen Bevölkerung selber sonderte sich jetzt von den Fanatikern eine neue Partei ab, die man bald spöttisch, bald ernsthaft die der Politiker nannte. Die verdammte die Vernichtungskriege der religiösen Bekenntnisse und verlangte zugleich Abstellung des immer unerträglicher gewordenen Mißregiments der höfischen Coterien. Ueber dem ohnmächtigen Thron schlug jetzt auch noch die politische Opposition zusammen und wenn

man bisweilen versucht ist, in menschlichen Dingen die unmittelbare Nemesis, rasch folgend der schuldvollen That, wahrzunehmen, so war man hier dazu im Recht. Was mit dem Morde erreicht werden sollte, war mißlungen, die Hugenotten waren nicht vernichtet, die katholische Partei selber in zwei Lager gespalten, Katharina mußte ihre Gewalt mit den Guisen theilen und stand rathlos zwischen den neuen Parteien da, der König aber fühlte die Blutschuld der Nacht vom 24. August schwerer auf sich lasten, als irgend ein Anderer.

Die Gespenster der auf seinen Befehl Erschlagenen wichen ihm nicht mehr von der Seele, oft sprang er in der Nacht von seinem Lager auf, eilte verzweifelnd durch die leeren Räume seines Palastes, verfolgt von blutigen Gestalten und wildem Stimmengewirr: er war zu wenig Bösewicht, um dergleichen wie Andere still zu verwinden, er war ein schwaches Kind, das man zu fürchterlichen Dingen mißbraucht und das nach der That von seinen Gewissensqualen zu Tode gefoltert wurde.

Zwei Jahre nach der Bartholomäusnacht (30. Mai 1574) hauchte er sein gebrochenes Leben aus, er war hingesiecht, ohne an einer bestimmten Krankheit zu leiden, aufgezehrt von einem wüsten Leben und der Erinnerung an eine furchtbare That, die zu vollbringen er schwach genug war, die zu verwinden ihm die Kraft fehlte.

Das war ein schwerer Schlag für Katharina. Ihr Werkzeug war ihr weggestorben, der Thron war von Neuem erledigt und das in einem Augenblick, wo die Niederländer aufgestanden waren, die Hugenotten in neuer Waffenrüstung dastanden und die katholische Partei selber von Auflösung und gährender Unzufriedenheit erfüllt war.

§ 28.

Heinrich III. (1574—1589) und die Ligue. Charakteristik Heinrichs. — Das Maiedict von 1576 und die heilige Liga der Guisen. — Jahrelanges Schwanken. — Tod Franzens von Anjou (Juni 1584) und der Streit um die Erbfolge. — „Der Krieg der drei Heinriche" (1588—89). — Der Pariser Barrikadenkampf (Mai 1588). — Die Reichsstände zu Blois (Octbr. 1588) und die Ermordung der beiden Guisen (23—24. December 1588). — Flucht und Ermordung Heinrichs III. (2. August 1589.)

Heinrich III. (1574—1589) und die Ligue.

Zur Regierung kam jetzt Katharina's dritter Sohn, Heinrich III. (1574—1589), von dem man sagte, daß er am meisten in die Gedanken der Mutter eingeweiht sei, daß er sich am bereitwilligsten ihren Weisungen hingegeben habe. Er hatte seine Jugend in dem Kreise der Guisen zugebracht, hielt eifrig zur Fahne der streng katholischen Partei, wie die ganze Coterie, Katharina voran, nicht aus irgend einer religiösen Empfindung, sondern aus rein äußerlichen Erwägungen.

Bei Veranstaltung der Bartholomäusnacht hatte er treu seiner Mutter zur Seite gestanden und er erzählt selbst, nach welchen Wechselfällen sie mit ihren Angriffen auf des Königs Verhältniß zu Coligny endlich zum Ziele gekommen und mit welchen Empfindungen qualvoller Spannung sie in der Nacht vom 24. August dem Mordsignal der Sturmglocken entgegengesehen.

Damals hatte sich in der polnischen Königswahl eine Aussicht geboten, diese schwer in Frankreich zu haltende Persönlichkeit im Auslande zu versorgen. Mit vielen Geldopfern war er zum König gewählt worden und Polen glaubte, nun werde die französische Königsmacht mit eintreten für die polnische Schwäche. Eben hatte er den Thron eingenommen, da kam die Nachricht von dem Tode seines Bruders und Heinrich legte die Krone nicht nieder, dankte nicht ab, sondern desertirte vom polnischen Thron, um rasch den

französischen zu besteigen. Körperlich war er, trotz seines zarten Baues und seiner sinnlichen Genußsucht, rüstiger als seine beiden Brüder, machte mehr den Eindruck eines französischen Edelmanns wenigstens als seine letzten Vorgänger, und auch für geistig bedeutender galt er und tiefer in die Politik seiner verschlagenen Mutter eingeweiht.

Gewiß war in die politische Moral Katharina's keiner tiefer eingetaucht als er. Was bei Karl IX. verächtliche Schwäche war, war bei ihm freiwillige Mitwirkung, was dort einer sittlich verwahrlosten Natur durch Lügen und Einschüchterung entrissen wurde, war bei ihm Eingebung einer entsetzlichen Frivolität, die Alles mitmachte, weil sie vor Nichts zurückbebte. Ein Mann aber war auch aus dieser Persönlichkeit nicht herauszuerkennen. Er war begabter als seine beiden Brüder, trat gesunder und frischer in's Leben hinein, war nicht so leicht zum Minderjährigen zu machen, wie jene, aber darum war er doch kein König, sondern eine Erscheinung, die uns noch widriger anmuthet als seine Vorgänger.

Die gräuliche Verworfenheit des Hofes von Katharina, die grimassenhafte Geckerei und Frivolität desselben hatte keinen ausdrucksvolleren Vertreter als Heinrich von Anjou. Er war durch die fürchterlichsten Ausschweifungen hindurchgegangen, seine Jugend hatte nichts als lüderliche Streiche oder gar Verbrechen aufzuweisen, man erzählt sich von ihm, daß er bald wie ein Narr durch die Straßen zog von allerlei Bestien umgeben gleich dem Bärenführer einer Menagerie, selbst der Art aufgeputzt, daß man sein Geschlecht kaum mehr unterscheiden konnte, bald mit einer Rotte zügelloser Spießgesellen nächtlich in den Frieden der Bürgerhäuser einbrach. Auch die Zuthat von Bigotterie, mit welcher die Lüderlichkeit dieses Hofes sich spreizte, fehlte ihm nicht. Heute sah man ihn mit einem Haufen wüster Genossen, den berüchtigten „Mignons", sich an Frauen und Töchtern pariser Bürger vergreifen, und den andern Morgen ging er in die Kirche, machte Messe und Processionen mit, um die Gräuel der vergangenen Nacht abzubüßen. An Treu und Glauben, Redlichkeit und Loyalität war er durchaus seiner Mutter werth.

So war der Valois, dem jetzt die ungeheure Sorge auf die Schultern gelegt war, ein tief zerrüttetes Land zu heilen. Der religiöse Kampf war noch ungeschlichtet, die Hugenotten tief erbit-

tert, neue Führer an ihrer Spitze, das Land seufzend unter einer Mißregierung, die ärger war als je zuvor, die Staatskasse leer, so daß das Geld fehlte, die Beamten, die Truppen, den Hofhalt zu bezahlen, während das Volk dem Steuerdruck fast erlag, wachsende Unzufriedenheit in allen Schichten und eine Partei von angesehenen Männern, die stürmisch politische Reformen verlangten.

Und eben jetzt verkörperte sich die ungeheure Gefahr der Lage in einem bedeutungsvollen Bündniß zwischen den Hugenotten und den katholischen Politikern. Beide verzichteten auf die Einheit des Bekenntnisses in ganz Frankreich, verwarfen den endlosen Bürgerkrieg, wollten Frieden auf Grundlage gegenseitiger Duldung und wendeten sich gegen die Krone mit dem gemeinsamen Verlangen nach Reformen, Abstellung der Mißbräuche der Verwaltung, Einberufung der Reichsstände.

Dieser ernsten Verwicklung gegenüber war Heinrich III. zu ohnmächtig, zu nichtig und unbedeutend, um den kühnen, offenen Weg eines wirklichen Königs zu gehen, der die Factionen zerschmettert, um sich über sie alle zu erheben. Er wählte den unredlichen Weg des Ränkeschmiedes und spielte Jahre lang ein schmähliches, verlogenes Spiel, so plump freilich genäht, daß es der gewöhnlichste Verstand leicht durchschaute.

Im Mai 1576 macht er seinen Frieden mit den Politikern und Hugenotten, widerruft die Politik der Bartholomäusnacht, hebt alle Rechtsnachtheile der Angehörigen ihrer Opfer auf, gewährt den Ketzern, mit Ausnahme von Paris, unbeschränkte Religionsfreiheit, vollkommene Gleichheit in Aemtern und Würden, in jedem Parlamente eine aus Katholiken und Reformirten zu gleichen Theilen besetzte Kammer und als Pfand für die Beobachtung dieses Vertrags acht feste Plätze.

Der Gegenschlag der Katholiken wider dieses Edict blieb nicht aus.

Unter Mitwirkung Spaniens sammelte Heinrich von Guise Alles, was an der Einheit des katholischen Glaubens um jeden Preis und durch jedes Mittel festhielt in einem Bündniß, die heilige Liga genannt, das noch im Jahre 1576 zu Stande kam und in dem Auftreten der Reichsstände zu Blois (December 1576) einen bemerkenswerthen Rückhalt fand. Kampf bis auf's Aeußerste gegen die Hugenotten und Jeden, der zu ihnen halten sollte, war das Programm dieses Bündnisses.

Schon zu Blois hatte der König gezeigt, daß es ihm nicht Ernst sei mit den Einräumungen an die Hugenotten; die heilige Liga war noch nicht lange geschlossen, da trat ihr der König bei und widerrief damit Alles, was er kurz zuvor verheißen. Es kam zu einem sechsten Religionskriege, das Königthum und die Parteien traten abermals auf den Kampfplatz, das erstere in der trostlosen Rolle, von den Katholiken bewacht zu werden als ein halber, von den Protestanten verdammt zu werden als ein ganzer Verräther. Der neue Krieg bestätigte den Hugenotten die Errungenschaften von 1576, aber ein rasch folgender siebenter Religionskrieg entriß sie ihnen wieder, bis es dann im Frieden zu Fleix dennoch zu einer Erneuerung des ersten Duldungsedicts kam. Das Alles konnte so nicht fortgesetzt werden, das Königthum sank mit jedem Tage tiefer in der Achtung aller Parteien, schon regten sich die bedenklichsten politischen Entwürfe, da trat im Juni 1584 ein Todesfall ein, der die Krisis zur Entscheidung trieb.

Es war noch ein vierter Sohn Heinrichs II. und Katharina's da, Franz von Alençon, der nach der Thronbesteigung Heinrichs III. den Titel Herzog von Anjou erhalten hatte und der bis dahin allgemein als der Thronfolger Heinrichs galt. Von allen möglichen Parteien hatte er sich brauchen lassen, zuletzt war er in den südlichen Niederlanden als Prätendent aufgetreten, Alles hatte er versucht, um eine Rolle zu spielen, aber nirgends reichten seine Gaben aus. Da starb er am 10. Juni 1584 und das war im Grunde das Bedeutendste, was er gethan hat. Gegen die Wichtigkeit dieses Todesfalles kam sein ganzes Leben nicht auf.

Er war der Letzte der Valois und man konnte jetzt an die Thronfolge der Bourbons denken. Der Träger der Ansprüche des Hauses war Heinrich, König von Navarra, der in der Bartholomäusnacht gezwungen, seinen Glauben abzuschwören, nachher entflohen war und sich an der Spitze seiner alten Partei der Liga entgegengestellt hatte.

Gegen sein Erbrecht, gegen die Erhebung der ketzerischen Bourbons arbeiteten Spanien und Rom und eben da man sich in Frankreich nach einer katholischen Dynastie anfing umzusehen, erschien das bekannte lothringische Buch Stemmata, worin nachgewiesen war, daß die Guisen von den Karolingern abstammten und so das legitimste Haus bildeten, während die französischen

Könige alle Usurpatoren seien. Man vergaß dabei im Eifer, daß die Karolinger selber arge Usurpatoren waren und man darum eigentlich bis auf die Merovinger hätte zurückgehen müssen.

Um den noch nicht erledigten Thron erhebt sich nun ein achter Religionskrieg, den man la guerre des trois Henri genannt hat. Seit 1585 spielt sich ein trauriger, unberechenbarer Feldzug ab, von dessen Ende keine Partei eine sichere Aussicht haben konnte, und bei dem die trostloseste Rolle dem König und seiner Mutter zufiel. Erst sucht er im Lager der Liga eine Stellung zu behaupten, verschwindet aber neben Heinrich von Guise, nun sucht er sich selbständig aufzuraffen, aber jeder Versuch führt zu einer immer peinlicheren, schmachvolleren Niederlage, bis dann Nichts mehr hilft als der Meuchelmord, der aber wirft auch das Königthum des letzten Valois vollends zu Boden.

Für die Massen konnte nicht zweifelhaft sein, wer der rechte König sei, der elende Heinrich III. oder der kraftvolle Herzog von Guise? Ein zäher, legitimistischer Wille gehörte dazu, um einem König treu zu bleiben, an dem Alles verächtlich und niedrig war, mit Ausnahme seines Thronrechtes. An Heinrich von Guise war Nichts auszusetzen als die Rolle des Usurpators, diese aber spielte er mit unläugbaren Beweisen seiner entschiedensten Ueberlegenheit. Er war nicht der große Feldherr, für den sein Vater gegolten hatte, aber an ritterlicher, begeisterter, persönlicher Tapferkeit glich er ihm zum mindesten, wenn er ihn nicht überbot. Dabei war er eine stattliche Erscheinung, beredt, gewinnend, für die Massen von großem persönlichen Zauber, unberührt von all den weibischen Neigungen Heinrichs III., in allen männlichen Dingen ausgezeichnet, der beste Reiter, Fechter, Schwimmer Frankreichs und in seiner Ueberzeugungstreue ohne Makel. Die Partei, die er führte, war zum guten Theil das Werk seines Hauses, diese Partei kannte keine Capitulation, er stand und fiel mit ihr, wie verwerflich man ihr Programm finden mochte, man mußte den Guisen lassen, daß sie unerschütterlich daran festgehalten hatten, während der König und seine Mutter schwachen Rohren gleich heut nach dieser, morgen nach jener Seite neigten.

In Rom und Madrid gefiel man sich schon darin, auf den Helden der Liga als den rechten katholischen König hinzuweisen und das Buch, die Stemmata, war bestimmt, das monarchische Be-

wußtsein des Volkes zu verführen. Die erbärmliche Haltung des Königs gegenüber dem Herzog von Guise war wie darauf berechnet, den Prätendenten populär zu machen und den Bankerott der rechtmäßigen Krone zu vollenden.

Mit einem gewissen Humor erzählen die französischen Quellen, wie König Heinrich im Mai 1588 den Versuch macht, sich seines unbequemen Hausmeiers zu entledigen und damit endigt, demselben den denkbar vollkommensten Triumph zu bereiten.

Mit mehreren hundert Rittern war Guise eigenmächtig in Paris eingedrungen, um sich, wie er sagte, persönlich vor dem König zu rechtfertigen gegen falsche Anklagen und Verleumdungen, in Wahrheit, um demselben die gänzliche Unterwerfung unter die Befehle der Liga abzutrotzen. Das Volk hatte den Prätendenten mit unermeßlichem Jubel begrüßt, der König aber war so wüthend, daß er einen Augenblick daran dachte, den Herzog ermorden zu lassen. Er zog nun zur Gegenwehr eine Kriegsmacht von 6000 Mann in die Stadt, die gut verwendet ausgereicht haben würde, den Herzog mit seinem ganzen Anhang zu erdrücken, aber die Anordnungen waren so schlecht, daß es Guise gelang unter den Augen der königlichen Soldaten, die gleich „eisernen Bildsäulen" dastanden, einen Massenaufruhr mit Barrikaden zu Stande zu bringen, der ganz Paris in seine Hände brachte und den König zur Flucht nöthigte. Der Herzog nahm den ganzen Staat in Beschlag, das Volk huldigte ihm als seinem Herrn, der elende König legte sich auf Bitten und Unterhandlungen und unterschrieb im Juli ein Programm, das den Herzog thatsächlich zum Regenten und alleinigen Kriegsherrn, den König aber zu einer Puppe machte.

So Etwas vergaß Heinrich nicht, jetzt stand sein Entschluß unwiderruflich fest, sich des Herzogs auf eine sichere Art zu entledigen.

Auf October 1588 waren die Reichsstände nach Blois ausgeschrieben worden, und hier mußte sich zeigen, wer Herr im Lande sei, der König oder der Herzog. Heinrich III. erlebte auch hier eine Enttäuschung nach der anderen. Gleich in der Eröffnungsrede mußte er sich bequemen, einige grobe Ausfälle gegen den Ehrgeiz der Großen zu streichen und darauf das Programm der Liga zu beschwören.

Der Geist aber, der eine große Partei der Versammlung erfüllte, zeigte eine neue ungeheure Gefahr, von der der König keine Ahnung gehabt hatte. Gedanken an Reichsreformen wurden laut, so verwegen und so radical wie die von 1789, ja mehr als diese, denn sie gingen über das Eine hinaus, was 1789 alle Parteien festhielten, die Voraussetzung straffster staatlicher Einheit, sie wiesen auf allerlei Gedanken an Decentralisation mit ritterschaftlichen, ständischen, provinciellen Freiheiten, mit denen sich das große Werk der Capetinger und Valois nicht vertrug. Eine beschränkte, durch stehende Ständeausschüsse überwachte Monarchie wird aufgestellt, und eine Lehre von Volkssouveränetät gepredigt, die trotz ihres geistlichen Gewandes so revolutionär ist als möglich. Alles Recht, was der König hat, ist ihm von den Reichsständen übertragen, verletzt er es, so fällt es an diese zurück; über Krieg, Frieden, Steuern ist ohne sie Nichts zu entscheiden u. s. w. Hält man damit die revolutionäre Organisation der Stadt Paris zusammen, die ganz wie 1792 in Bezirke eingetheilt, von geheimen Führern unbedingt geleitet ist und sich bereits am Barrikadentag des 12. Mai als ein furchtbarer Hebel demagogischer Agitation bewährt hatte, so springt die Aehnlichkeit dieser Dinge mit denen der großen Revolution überraschend in die Augen und der Unterschied, daß das eine Mal im Namen der Alleinherrschaft des Katholicismus verlangt wird, was das andere Mal auf Grund der Menschenrechte geschieht, verschwindet.

Das war die furchtbare Lage, in welcher Heinrich III., als er keinen anderen Ausweg mehr sah, den verzweifelten Entschluß faßte, die Häupter der Liga zu ermorden, nachdem er umsonst sie zu besiegen versucht.

Der König hatte bereits mit den zuverlässigsten seiner Leibgardisten den Mordplan verabredet, als Heinrich von Guise, obgleich wiederholt gewarnt, sich noch völlig sicher und ungefährdet hielt. „Er wird es nicht wagen“ sagte er, wie Danton später in ähnlicher Lage, er traute dem Fürsten, dessen Nichtigkeit Keiner so tief durchschaute als er, einen so heroischen Plan nicht zu. Als er am Morgen des 23. December 1588 sich zum König begeben wollte, wurde er niedergestoßen. Sein Bruder Karl hatte dasselbe Schicksal und mehrere der einflußreichsten Führer der Partei wurden in den Kerker geworfen.

Der König glaubte mit den Häuptern die Partei selber getroffen und getödtet zu haben: es war ein Irrthum, fast in ganz Frankreich wallte der Bürgerkrieg wieder auf und in Paris tobte eine vollständige Anarchie. Die Ligue des seize — so hieß die regierende Mutterloge einer großen Anzahl über ganz Frankreich verbreiteter liguistischer Clubs — riß das gesammte Regiment an sich, besetzte alle Stellen mit ihren Creaturen, warf alle Widerstrebenden hinaus und machte dem König vor dem Parlament den Proceß.

Hilflos und verlassen floh der König jetzt in das Lager der Hugenotten, suchte Schutz bei denen, in deren Bekämpfung er bisher am consequentesten gewesen war und unter denen genug Leute waren, die ihn als den Mörder ihrer nächsten Verwandten verabscheuten. Heinrich von Navarra hielt all diese Stimmungen nieder — ein großer Beweis der Macht, die er über sein Heer hatte — der König ward begrüßt als König. Gleichwohl war es eine dauernde Verlegenheit für die Hugenotten, den leeren, gewissenlosen Menschen im Lager zu haben. Der Fanatismus der guisischen Partei befreite sie davon. Einer der Priester, die in Paris täglich selbst von der Kanzel hatten predigen hören, daß einen Tyrannen zu morden ein Verdienst sei, der Dominicaner Jakob Clement, begab sich in das Lager und brachte dem König einen tödtlichen Messerstich bei. Wenig Stunden nachher war Heinrich III. eine Leiche (2. August 1589).

Der Königsmord, seit lange offen gepredigt, war zum ersten Mal praktisch geworden. Die neue Staatslehre der Jesuiten und des Trienter Concils hatte alle Stadien von der gewöhnlichen Demagogie und Rebellion bis zum Königsmorde durchlaufen, man wußte jetzt, was von ihr zu erwarten sei.

§ 29.

Heinrich IV. (1589—1610) Charakteristik Heinrich's IV. — Sein Kampf um die Krone (1589—1593). — Die Zersetzung der gegnerischen Partei. — Karl von Mayenne, die pariser Demagogie, Philipps II. Pläne. — Heinrich's Uebertritt zum Katholicismus Juli 1593, Motive und Folgen dieses Schrittes. — Heinrich's IV. Staatsleitung (1594—1610). — Der Friede von Vervins (Mai 1598), das Edict von Nantes (April 1598). Sully's Verwaltung. — Der Plan einer großen protestantischen Allianz gegen Spanien-Habsburg. — Heinrich's Tod durch Ravaillac (14. Mai 1610).

Charakteristik Heinrich's IV.

Jetzt beginnt eine neue Zeit für Frankreich. Nach Recht und Herkommen war Heinrich von Navarra seit dem 2. August 1589 unzweifelhaft König von Frankreich — die Bourbons stammten von dem jüngeren, die letzten Capetinger und die Valois von dem älteren Sohne Ludwigs des Heiligen — aber sein Weg vom Rechte zum anerkannten, thatsächlichen Besitze war noch weit und dornenvoll.

Heinrich traf Alles in Zerrüttung, Auflösung und Bürgerkrieg. Von seinem Königreich besaß er erst den kleinsten Theil. Zu ihm hielten das gut protestantische Bearn, sein Erbland, die hugenottische Seefestung La Rochelle, die Cevennen, die treuen Edelleute in Dauphiné, Poitou, Saintonge und die zerstreuten protestantischen Gemeinden des südlichen Frankreichs; Geldbeiträge flossen ihm von den protestantischen Fürsten des deutschen Reiches zu. Das Land, dessen rechtmäßiger Fürst er war, mußte zum größten Theil erst erobert werden und wenn es erobert war, eine schöpferische Neuordnung erfahren, die der allgemeinen Verwilderung und Zügellosigkeit steuerte und Recht und Gesetz wieder herstellte.

Heinrich IV. war ein Kind dieser wilden Zeit der Bürgerkriege, im Lager aufgewachsen, unter Fehden und Gefahren zum Manne geworden.

Seine Vermählung hatte die äußere Gelegenheit zur Bartholomäusnacht bieten müssen, während seine Glaubensgenossen den Mordgesellen Guise's erlagen, hatte er sich nur durch erzwungenes Abschwören seines Glaubens das Leben gerettet, seine heldenhafte Mutter Johanna d'Albret war unter räthselhaften Umständen gestorben, er selbst hatte in zahllosen Kämpfen mitgefochten, in schweren Proben vom Schicksal gehärtet, aber für's Erste auch nur als ein tapferer Kriegsmann erprobt, der in dem Bürgerkrieg eine ernste Schule bunter, wechselvoller Erfahrungen durchgemacht, mehr schien er wenigstens nicht zu sein.

Und doch ward es in Frankreich anders durch ihn. Der gute, königliche Sinn dieses Volkes sollte an ihm sich emporrichten, eine gesunde Vaterlandsliebe, die in den traurigen Wirren des Bruderkrieges und Religionshasses untergegangen war, an seiner Erscheinung wieder erwärmen und er war der Mann, diese naturnothwendige Umkehr der Geister zu führen und zum Guten zu leiten. Er gehört nicht zu den überlegenen Geistern, die gewaltige Schöpfungen aus dem Chaos hervorrufen und ihrer Zeit auf lange hinaus die Bahnen weisen, aber er steht ihnen doch sehr nahe.

Es war in ihm die Fülle jenes glücklichen Talentes, alles Verwandte an sich zu ziehen und alles Feindselige geschmeidig zu verarbeiten, in allen Lagen, die das Leben knüpft, Meister zu bleiben, und das war ein Merkmal nicht gewöhnlicher persönlicher Größe, wenn man auch nicht sagen kann, daß er neue, kühne Ideen in die Welt geschleudert habe.

Vor Allem war er ein Kriegsmann durch und durch und nach seiner ganzen Vergangenheit konnte er auch nur dies vorzugsweise sein. Nach dem Ende des großen Krieges zählte man über 200 Gefechte, die er, außer den großen Schlachten, mit merkwürdigem Glück fast immer unversehrt mitgemacht hatte. Ein ganzer Soldat, von jener glücklichen, sorglosen Unbekümmertheit um die Gefahr, die den populären Heldenmuth erzeugt, die gleichsam unwillkürlich empfinden läßt, daß ein eigenes Gestirn über ihr leuchtet. Das wirkt immer hinreißend auf ein Volk, das so empfänglich ist wie das französische, für Schlachten, Ruhm und kriegerischen Glanz.

Doch war er nicht bloß Kriegsmann, er war in dem blutigen Handwerk des Soldaten zugleich ein edler Mensch geblieben, in

dem die weicheren Züge eines königlichen Charakters nie durch die Rauhheit des Lagerlebens gelitten hatten. Er verstand nicht bloß an der Spitze seiner Waffenbrüder und Landsknechte sich in das Kampfgetümmel zu stürzen, als Feldherr auf weite Strecken die Entfernungen zu messen, war nicht bloß ein geübter Krieger und Fechter, er war auch der einfache, unverkümmerte, offenherzige Mensch voll ritterlicher Gesinnung, voll heiterer, herzlicher Lebenslust, voll angeborner Gewandtheit, sich in die Menschen zu schicken, ihre starken und schwachen Seiten auf einen Blick zu durchspähen, und mit Allen sich zu vertragen.

Bekannt sind die Geschichtchen aus seinem liebenswürdigen, jugendlichen, leichtfertigen Privatleben, das so ganz anders war als die rohe, zugleich bigotte und gemein egoistische Lüderlichkeit der letzten Valois, wie er heut mit seinen Freunden zechte, scherzte, lachte, und munterem Genuß nachging, morgen sich Liebesabenteuern hingab, dann wieder heiter, ungezwungen mit dem Volke verkehrte, Jeden königlich und doch gewinnend begrüßte, nach des Geringsten Befinden sich theilnehmend erkundigte, durch ein treffendes Wort, einen glücklichen Witz die Gemüther rascher gewann, als durch die größten Siege auf dem Schlachtfelde.

Dabei besaß er eine wunderbare Elasticität der Natur, er konnte entbehren, fasten, wie Einer, trotz seiner starken Sinnlichkeit, auf harter Erde ruhen, Frost, Hitze, Hunger, Durst mit seinen geringsten Soldaten theilen und doch wieder der Erste vor dem Feind, der Letzte beim Abzug vom Schlachtfelde sein. Das Verschiedenste treibt er neben einander, den Krieg und die Staatsgeschäfte mit gleichem Ernst, und seine ewigen Liebesabenteuer, seine maßlosen Ausschweifungen, die sonst auch starke Naturen zu brechen vermögen, haben seine unverwüstliche Spannkraft nie gelähmt. Als er starb, hatte man die Empfindung, daß ein jugendkräftiges, von Gesundheit strotzendes, unendlich reich angelegtes Dasein gewaltsam durchschnitten sei. Schwäche, Krankheit, hypochondrische Anwandlungen, diesen Fluch der letzten Valois hat er nie gekannt; die einzige Bitterkeit, deren er fähig war, sprach sich hie und da in flüchtigen Launen und in seiner soldatischen Verachtung des Lebens aus. Man kann wohl sagen, Heirich IV. war der Franzose par excellence, die Vorzüge und Schattenseiten dieses Volkscharakters sind vollzählig in ihm enthalten, der Leichtsinn und

der Hang zu Ausschweifungen, aber auch die muntere Lust am Waffenhandwerk, unverwüstliche Leichtlebigkeit und gesellige Virtuosität, die Ritterlichkeit der Sinnesweise. Daß ein solches Wesen geeignet war, den erstorbenen königlichen Sinn dieses Volkes mächtig wieder zu beleben, liegt auf der Hand.

Heinrich IV. besaß aber auch große königliche Züge. Man mag es leichtfertig nennen, daß er so ganz ohne Rachsucht war, so rasch verzieh, so gern vergaß, das war aber nach einem 30 jährigen Bürgerkrieg eine unendliche Wohlthat für dies Volk. Wie oft ist ihm zugemuthet worden, Rache zu nehmen an dem besiegten Feind, und wie ritterlich hat er das stets verschmäht. Den strengen Eiferern seiner eigenen Partei, die das Gemetzel der Bartholomäusnacht und so vieles Andere nicht vergeben konnten, mochte das frivol dünken, aber an dem Wiederhersteller des nationalen Königthums war es ein unsäglicher Vorzug. Er kam als König einer mißhandelten, unzählige Mal betrogenen und furchtbar gereizten Partei, aber seine 20jährige Regierung läßt ihn uns stets nur als den König seines ganzen Volkes, niemals als den glücklichen Führer seiner Partei erkennen. Die Bourbons unserer Tage hätten noch heute ihren Thron, wenn sie so königlich hätten empfinden können.

Er war ein Mann von starker Sinnlichkeit, aber nie hat eine seiner vielen Geliebten politisch auf ihn Einfluß geübt, mitten unter seinen unzähligen Liebesabenteuern vergaß er der Pflichten nicht, die ihm sein stolzer und schwerer Beruf auferlegte und damit hängt zusammen, daß er im Ernst des Lebens hinlänglich geschult war, um trotz seiner Maitressen Männer von Verdienst stets höher anzuschlagen, als die Weiber und ihre Gunst. Wie oft hat der herbe, starrköpfige Sully ihm bittere Vorwürfe gemacht wegen seines Leichtsinns oder in großen Maßregeln ihm hartnäckig widerstrebt, wie oft spitzt sich der Streit so zu, daß man meinen sollte, dem großen Fürsten müßte es ein Kleines sein, den unliebenswürdigen Minister abzuschütteln und sich den Weibern hinzugeben. Wir wissen aber, daß ihn auch nicht die leiseste Anwandlung einer solchen Absicht je beschlichen hat.

Die Erhebung Heinrich's IV.

Die Lage des Königs war zunächst ungemein schwierig. Sein Verhältniß zu den beiden Parteien, die sich bis dahin auf Tod

und Leben befehdet hatten, war noch ganz unklar. Ein Fanatiker, wie sie ihn rechts und links umgaben, war er nicht. Wohl war er, als der Sohn einer leidenschaftlichen Calvinistin, reformirt erzogen worden von Kindheit auf, aber er hatte merkwürdige Wandlungen durchmachen müssen, in der Bartholomäusnacht war er zum Katholicismus gezwungen und als er seine Freiheit wieder hatte, wieder protestantisch geworden. So war er in der Lage, die Dinge kaltblütiger beurtheilen zu können, als die eigentlichen Parteimänner. Wohl stand er mit seinem Interesse innerhalb der reformirten Partei, aber er vermochte es über sich, ihr religiöses Bekenntniß anzulegen und abzulegen wie etwas Aeußerliches und das ward nachher von Bedeutung.

Noch ehe der hilflose Heinrich III. in sein Lager geflüchtet war, hatte der Führer der Hugenotten ein Wort der Versöhnung hineingerufen in den wilden Bruderkrieg der protestantischen und katholischen Franzosen.

Unter dem 4. März 1589 hatte er eine beredte Zuschrift an die Stände und alle seine Landsleute ausgehen lassen, darin Verwahrung eingelegt gegen den unduldsamen Geist der Stände von Blois und als das einzige Mittel, den schwer kranken Staat zu heilen, offenen und ehrlichen Bekenntnißfrieden bezeichnet. „Habt Mitleid, Franzosen, mit eurem schönen Vaterlande", hatte er ihnen zugerufen, „hört auf, es zu beflecken mit dem Blute der eigenen Söhne, zum Spott, zur Schadenfreude eurer Feinde, laßt ab von dem Bruderkrieg und kehrt zurück zur Eintracht. Ich selber will ein Beispiel der Versöhnung geben, alle Güter und Personen der Katholiken, selbst ihrer Priester, nehme ich unter meinen Schutz, denn ich weiß, daß nur durch Milde, Frieden und gutes Beispiel die wahre Frömmigkeit gedeiht und zerrüttete Staaten gesund werden."

Das war eine Anschauung, die dem Patrioten und dem Staatsmann gleichviel Ehre machte, aber ihre Consequenzen zu ziehen inmitten so leidenschaftlicher Entzweiung war eine schwere, mühselige Arbeit und das sollte Heinrich eben jetzt reichlich erfahren. Seine erste Erklärung nach dem Tode Heinrichs III. war bestimmt, ihm beide Parteien möglichst zu verpflichten. Die Zumuthung, katholisch zu werden, schlug er ab. Ein Bekenntniß, dem zu Liebe Tausende aus geringem Stande freudig ihr Leben

gelassen, könne der nicht leichtsinnig wegwerfen, der noch der Krone Frankreichs würdig sein wolle. Das könne ein Gottesläugner, Einer, der gar keine Religion habe, aber einen solchen wollten sie doch wohl nicht zum König. Dagegen glaube er keineswegs, daß das Bekenntniß, in dem er geboren und erzogen worden, ganz frei von Irrthümern sei, er werde einer Belehrung darüber sich nicht halsstarrig verschließen und, wenn einst alle Pairs und Großwürdenträger des Reichs um ihn versammelt wären, wohl Gelegenheit finden, die Frage zu entscheiden.

Darauf einigte man sich über ein Compromiß, wonach der König sich in dem katholischen Bekenntniß unterrichten lassen, die Katholiken aber in ihren Rechten und Würden schützen sollte.

Indem er so den Katholiken Hoffnung gab, daß er einer Capitulation nicht unzugänglich sei, den Protestanten aber zeigte, daß er seinen Glauben nicht leichtsinnig verläugne, wollte er den offenen Ausbruch der Spaltung in seinem Lager verhüten; that er das Erstere nicht, so hätten die katholischen Edelleute ihn sofort verlassen und wahrscheinlich die Reihen der Liga verstärkt. Aber schwierig im höchsten Maße blieb seine Lage darum doch. Die strengen Katholiken verbargen kaum ihr Mißtrauen, und die strengen Hugenotten, die jede Annäherung an die Katholiken als Abfall oder gar Verrath betrachteten, waren tief verstimmt. Der ganze Zauber, den seine Person über sie übte, die Anhänglichkeit der langjährigen gemeinsamen Waffenbrüderschaft gehörte dazu, sie über diesen Punkt hinwegsehen zu machen. Hindern konnte er freilich nicht, daß sie vor seinen eigenen Ohren Vorwürfe gegen ihn laut werden ließen.

So hatte er eine Partei für sich, die er nicht verletzen durfte, mit großer Schonung behandeln mußte, und eine andere theils halb theils ganz gegen sich, die nur durch Zugeständnisse zu erkaufen war. Von königlicher Autorität war zunächst noch keine Rede, von Steuern, Staatseinkünften u. s. w. ebenso wenig; er führte den Krieg mit fremdem, ketzerischem Gelde und sein Heer verstärkte er durch schweizerische und deutsche Söldner, kurz er war doch, trotz seiner rechtlich unzweifelhaften Ansprüche auf den Thron, thatsächlich nicht mehr als ein Prätendent, der sich unter tausend Gefahren sein Land und seine Krone erst noch zu erobern hatte.

Die großen Mächte Europa's, mit Ausnahme Englands, das

eben erst groß zu werden anfing, waren gegen ihn; die spanischen Habsburger waren gegen ihn, Philipp II. erklärte sofort, er erkenne sein Erbrecht nicht an, ebenso der römische Stuhl, der ihn in einer Bulle schon im September 1585 für regierungsunfähig erklärt hatte und die deutschen Habsburger, die im Ganzen mit ihren spanischen Verwandten gingen.

In solcher Lage nicht zu verzweifeln, dazu gehörte die ganze Unverdrossenheit und elastische Beweglichkeit eines Mannes wie Heinrich IV. war. Sein Heer war klein, seine Geldmittel karg, ihm gegenüber eine Weltmacht wie Spanien, deren begabtester Heerführer, Alexander von Parma, eben jetzt aus den Niederlanden nach Frankreich hereinbrach, die Liguisten hatten Paris, die katholische Bevölkerung war nur zum kleinsten Theile für ihn, die Hugenotten nur mit zweifelhafter Treue ihm ergeben, wahrlich eine Lage, der unerschrocken in's Auge zu schauen, nicht Sache eines gewöhnlichen Menschen war.

Heinrich IV. setzte sich über die peinlichen Sorgen, die einen Andern in solchen Verhältnissen erdrückt haben würden, mit dem glücklichen leichten Naturell seines französischen Blutes hinweg. Wir hören von ihm in diesen bitteren Tagen kein Wort des Verzagens und der Entmuthigung, überall vielmehr bricht das sichere Bewußtsein durch, daß er siegen müsse und in der That, so lange er dies Königthum trug, so lange war seine Sache nicht verloren.

Ein Glück und eine wesentliche Unterstützung war es, daß seine Gegner nichts weniger als einig waren. Sonst war er verloren. Wenn Spanien, die Guisen, die ganze katholische Bevölkerung einig gegen ihn zusammenhielten, dann war ein furchtbarer Kampf vorauszusehen, den Heinrich IV. niemals gewinnen konnte.

Zunächst fehlte es in der guisischen Partei an einem Mann, der Heinrich zu ersetzen vermocht, der es gewagt hätte, unmittelbar nach der Krone zu greifen und damit der Revolution — das war sie ja doch einmal — ein einfaches, klares Programm zu geben. Der überlebende Bruder der beiden ermordeten Guisen, der Herzog von Mayenne, war ein tapferer Soldat, aber die große Begabung Heinrich's und vor Allem sein verwegener Ehrgeiz fehlte ihm. Er stand mehr für das Vermächtniß seiner Brüder ein, damit die Fahne der ligistischen Partei, deren geborener Führer er war, nicht sinke, als daß er den Muth ihrer letzten Consequen-

zen gehabt hätte, er wagte nicht, sich selbst sofort als König auszurufen zu lassen, wie seine klügsten Freunde riethen, damit König gegen König stehe, sondern wich auf eine Halbheit zurück, die nur dem Gegner zu Gute kam.

Die Legitimität Heinrich's IV. verwarf man, aber da man doch einen, wenn auch nur scheinbar legitimen Gegenkönig haben wollte, verfiel man auf den einzigen katholischen Bourbon, den es gab, den 67jährigen Oheim Heinrich's, der sich sein Leben lang nicht um den Staat bekümmert und als Cardinal zu einer so großen weltlichen Rolle ganz untauglich war. Den rief man als Karl X. zum König aus. Die Legitimität, die man wahren wollte, war doch nur scheinbar und das Erbrecht des Hauses, dessen nächsten Erben man überging, war dadurch nur von Neuem erhärtet.

Der Neffe bemächtigte sich seines alten Oheims sofort, hielt ihn in einer ehrenvollen Haft, aber so, daß die Gegner seiner nicht habhaft werden konnten. Der neu ausgerufene König war also in den Händen seines gefährlichsten Nebenbuhlers.

Dazu kam, daß sich mehr und mehr innerhalb der bisher einigen Parteien ein feindseliger Gegensatz anfing kundzugeben.

Die furchtbare Clubverschwörung der Sechszehn, welche in Paris jetzt allmächtig geworden war, hatte von Hause aus mit der Liga nur die Feinde gemeinsam; von Anfang an aus lauter disciplinirtem Gesindel zusammengesetzt und auf allgemeine Anarchie angewiesen, hatte die Pöbelherrschaft, der Terrorismus der Demagogen in der Hauptstadt jetzt einen unerhörten Grad erreicht, wie er sich mit keiner auf große, allgemeine Erfolge angelegten Taktik mehr vertrug. Der Herzog von Mayenne war Soldat, die natürliche Abneigung des Lagers gegen das wilde Treiben gesetzloser Volkshaufen machte sich bald in ihm geltend, er haßte die Barrikadenwirthschaft und den Massenterrorismus und meinte bald, auf die Gefahr, das höchste Mißfallen der frechen Demagogen zu erregen, es werde nichts Anderes übrig bleiben, als ein paar der ärgsten Schreier aufzuknüpfen, damit endlich Ruhe werde. Und das that er denn auch, als er im November 1591 die Meuterer niedergeworfen hatte.

Hatte sich so innerhalb des Rumpfes der Partei selber ein Gegensatz herausgebildet zwischen den Legitimisten des Lagers und den Anarchisten der Hauptstadt, so war auch in den Spitzen

der Coalition eine Spannung eingetreten, die weiter und weiter griff.

Spanien, Rom und die Guisen waren bisher einig gegangen, alle drei hatten sich mit gleicher Schärfe gegen Heinrich's IV. Erbfolge erklärt und seit jenem Buch über die Legitimität der Guisen hatte man nicht anders geglaubt, als daß der erledigte Thron für die Guisen bestimmt sei. Das stellte sich jetzt als ein Irrthum heraus, wenigstens was den mächtigsten Verbündeten, Philipp II., betraf.

Gegenüber dem ermordeten Heinrich von Guise wäre Spanien vielleicht gefügig gewesen, aber Karl von Mayenne wollte es nicht als König anerkennen, es dachte vielmehr selber in Frankreich zu herrschen und das trat immer unumwundener hervor. Unter den letzten Valois hatte Philipp II. einen gebietenden Einfluß in den französischen Dingen geltend gemacht, spanisches Geld und spanische Ränke hatten die zehrende Wunde des Bürgerkrieges immer wieder aufgerissen und offen erhalten; wird Frankreich protestantisch, so sagten seine Wortführer, dann sind auch die Niederlande und Spanien selber der Ketzerei verfallen: damit hatte man nach dem Tode Heinrich's III. eine erhöhte Mitwirkung in Frankreichs inneren Angelegenheiten gerechtfertigt; dann wurde Karl von Mayenne drohend abgerathen, selber nach der Krone zu greifen; als darauf Karl X. ausgerufen wurde, hieß es, der alte Cardinal könne doch nicht König sein, man möge eine Regentschaft einsetzen und der natürlichste Regent werde doch wohl Philipp II. sein; endlich 1593 wurde vorgeschlagen, man solle Philipp's Tochter, die Infantin Clara Eugenia, zur Regentin von Frankreich erwählen, die würde dann einen österreichischen Erzherzog heirathen und so Frankreich zu einer habsburgischen Secundogenitur erhoben werden.

Es war das bei Philipp der Ehrgeiz der Verzweiflung, mißlungen war ihm die Unterwerfung der Niederlande, gescheitert der furchtbare Angriff auf England, sein letztes Nothbrett war der aberwitzige Einfall, hier in Frankreich festen Fuß zu fassen, vielleicht reichte das hin, um von da aus die alten großen Pläne wieder aufzunehmen.

Mit einem fast bankerotten Staat, einer schiffbrüchigen Flotte und einem decimirten Landheer war es ein verzweifeltes Unterfangen, ein Volk voll des glühendsten nationalen Selbstgefühles zu einer spanischen Provinz machen zu wollen; unter allen Momenten, die

in jener großen Verwickelung mitspielten, hat Heinrich IV. Nichts so sehr emporgeholfen, als diese spanischen Begehren, die die ganze Existenz eines selbständigen Frankreichs in Frage stellten. Da regte sich denn doch das einfache Gefühl des Franzosen in Tausenden und aber Tausenden, und ward Herr über die Zerklüftung der religiösen Parteien, mancher Ehrenmann ward irre an der Liga und sah den Abgrund, an dem das Vaterland angekommen war; zu diesen Männern gehörte Villeroi, der jetzt anfing, schwankend zu werden und den Heinrich nachher direct aus dem Lager der Liga zu seinem Minister wählte, und selbst Karl von Mayenne gab bald diesen Erwägungen Gehör.

Das war es, was Heinrich langsam aber sicher emporhalf.

Bei Arques (1589) und Ivry (14. März 1590) hatte Heinrich seine ersten Waffenerfolge gegen überlegene Streitkräfte davongetragen. Aber vorwärts war er darum nicht gekommen. Die Belagerung von Paris mußte er aufheben (30. August 1590), die Hauptstadt blieb unter der Herrschaft einer von fanatischen Priestern und gewissenlosen Demagogen bis zum Wahnsinn erhitzten Masse, ihm selbst aber zerrann der größte Theil seines mühsam unterhaltenen Heeres unter den Händen, die wichtigsten Städte waren im Besitz der Feinde, das Land ausgesogen und während dem Gegner große Summen aus Spanien zuflossen, reichten die kleinen Beisteuern, die er aus England, Holland und von den kleinen deutschen Fürsten bezog, kaum für das Nöthigste aus.

Erst die Zersetzung, die im Lager der Gegner reißend um sich griff, schaffte ihm einigermaßen Luft.

Die Haltung der rasenden Sekte der Sechszehn in Paris ging bald bis zum offenen Landesverrath, schon schrieben sie dem König Philipp als „Seiner Majestät gehorsame Unterthanen", ihr blutiger Terrorismus aber ward so arg, daß Mayenne selbst mit Waffengewalt durchgreifen mußte (Ende 1591).

Schon jetzt kam eine erste Botschaft von Mayenne an den König, die ihm unter gewissen Bedingungen eine Verständigung anbot; seine Forderungen waren noch unannehmbar, aber seine Annäherung bewies doch, daß der letzte Guise die tolle Wirthschaft in Paris gründlich satt hatte und daß der Uebermuth der Spanier ihm anfing bange zu machen. Die Stimmung wuchs, je maßloser sich der Terrorismus und sein Anhang geberdete, je dreister Philipp II.

mit seinen Entwürfen hervortrat. Einzelne Abfälle erfolgten, seit 1591—92 kam immer ein und der andere Edelmann und schloß sich dem König an, aber es hatte bei solch einzelnen Eroberungen sein Bewenden und Alle versicherten, es hätte ihnen große Ueberwindung gekostet, und die Anderen seien dazu nicht stark genug, so lange der König ein Ketzer bleibe. Der Reichstag, der im Januar 1593 in Paris zusammenkam und den beide Theile — die national-katholische Partei unter Mayenne und die spanische — in ihrem Sinne auszubeuten hofften, führte zu Nichts, vielmehr ward durch das trotzige Auftreten Feria's, des spanischen Abgesandten, der Bruch zwischen Mayenne und Philipp beschleunigt und der Gedanke an neue Unterhandlungen bestärkt.

Diese Unterhandlungen (April und Mai 1593), an welchen die royalistischen und nationalen Katholiken Theil nahmen, überzeugten Heinrich, daß er, ohne katholisch zu werden, nicht König von Frankreich werden würde. Darum gab er hier die erste bestimmte Zusage.

Inzwischen werden die Unterhandlungen zwischen dem spanischen Bevollmächtigten und dem Reichstag offen betrieben. Mayenne sucht vergebens für sich zu intriguiren, die Spanier gehen grob und handgreiflich auf ihr Ziel los, trachten, um jeden Preis rasch eine Königswahl zu Stande zu bringen, mochte es nun Philipp II., seine Tochter oder ein habsburgischer Prinz sein. Aber je kecker sie vorgehen, desto stärker regt sich die nationale Abneigung gegen die Spanier.

Nun erfolgte im Juli 1593 sein Uebertritt und dieser zerstörte alle Umtriebe der Gegner.

Vergebens warnten die Pfaffen und der päpstliche Legat, der Uebertritt sei eine Lüge. Der Anhang Heinrichs wuchs von Tag zu Tag. Bis in die Reihen der eifrigsten Ligisten reichte schon der Abfall hinein und als Heinrich im März 1594 Paris überraschte, war die Macht der Liga gebrochen. Im Laufe des Jahres öffneten ihm die Städte nach einander die Thore, die katholischen Edelleute huldigten ihm massenhaft, unter ihnen bald auch Mayenne, Heinrich v. Guise, Nevers u. A.

So waren die Umstände beschaffen, unter denen der Sohn Johannas d'Albret einen Schritt that, den ihm seine streng gesinnte Mutter wohl nie verziehen haben würde.

Nicht leicht wird man das Benehmen eines Mannes entschuldigen, der um äußerer Beweggründe willen seine religiöse Ueberzeugung wechselt, ein Muster von Charakterfestigkeit wird man nie in dem erkennen, der einer Krone zu Liebe sein Bekenntniß auszieht wie ein Gewand. Aber gewiß ist, daß die Krone um einen andern Preis nicht zu haben war, daß Heinrich das Wesen zu einem Märtyrer nicht besaß und daß sein Religionswechsel Frankreich vom Abgrunde gerettet hat.

Die Zeit war nicht der Art, daß ein Regent, dessen Bekenntniß einer kleinen Minderheit des Landes angehörte, dies Reich beherrschte. Wer weiß, wie es heute stände, wenn ein Calvinist Frankreich beherrschen wollte? Daß das selbst in unsern aufgeklärten Tagen möglich wäre, werden Wenige, daß es im 16. Jahrhundert ausführbar gewesen wäre, wird Niemand sagen wollen. Man stand seit 30 Jahren in einem entsetzlichen Bruderkrieg, in dem der Bekenntnißhaß selbst vor dem verruchtesten Meuchelmord nie zurückgeschreckt: in solcher Stimmung giebt es keinen so erhabenen Standpunkt, von dem aus man über das Bekenntniß der Mehrheit hinwegsieht, wenn der Vertreter der Minderheit auf den Thron kommen will. Heinrich konnte als Hugenott Frankreich nun und nimmer beherrschen. Als Katholiken haben ihn drei Attentate verfehlt, hat ihn ein viertes ereilt, weil die katholischen Fanatiker, die Jesuiten ihn noch immer als heimlichen Ketzer für vogelfrei hielten. Was hatte er erst zu erwarten, wenn er erklärter Ketzer blieb?

Wie ein Mann, dem seine Ueberzeugung über Alles ging, in solchem Fall handeln mußte und gehandelt haben würde, darüber kann kein Zweifel sein. Einen solchen durfte keine Krone der Welt locken, er mußte festhalten an seinem Heiligthum bis zum letzten Athemzug. Aber zum Blutzeugen seines religiösen Bekenntnisses war Heinrich nicht geartet, die Leichtfertigkeit, mit der er solche Dinge nahm, hing mit sehr edlen Eigenschaften zusammen, die den Meisten der unbeugsamen Hugenotten fehlten, die großmüthige Duldung, die ein Regent in solcher Lage üben mußte im Namen seiner heiligsten Pflichten, und die Heinrich IV. wirklich geübt hat, war im Allgemeinen deren Sache so wenig, als ihrer Gegner. Will man nur Leichtfertigkeit darin sehen, so wird man doch nicht bestreiten können, daß sie ein unsägliches Glück für Frankreich war, dem sie eine schmähliche Fremdherrschaft und endlose blutige Zuckungen erspart hat.

Es gab kein anderes Mittel, um Frankreich den Frieden zu geben, dessen es so dringend bedurfte, wenn es nicht in Selbstzerfleischung untergehen sollte und Heinrich hatte ein richtiges und vollkommen klares Gefühl davon. Nicht der nackte, eitle Ehrgeiz, nicht der Gedanke, daß man im Purpur der Religion entbehren könne, sondern das Bewußtsein einer höheren, ihm übertragenen Aufgabe, Frankreich den Frieden zu geben, den alle Vorgänger ihm versagt: Dies stand ihm als seine große Sendung vor Augen, er hat das ausgesprochen als seinen besten Rechtstitel, noch ehe ihm ein günstiges Gestirn lächelte und das ist auch Etwas, was der billige Beurtheiler nicht außer Acht lassen darf.

So hatte er sich im Sommer 1593 entschlossen, als die katholische Partei unbeweglich blieb, jenen Schritt zu thun, den er bis dahin immer zurückgewiesen hatte.

Seine Bestimmungsgründe waren allerdings überwiegend politischer Art und die Attentäter hatten nicht ganz Unrecht, wenn sie sagten, er ist doch ein heimlicher Ketzer; die Liebe zu den alten Parteigenossen, die Pietät für ihre Sache gab er nicht auf, das konnte ihm nur pfäffische Tollheit zumuthen. Will man aber solche Schritte nach ihrem Erfolg beurtheilen, so führte dieser zu einem Triumph, wie er größer nicht gedacht werden konnte.

Am Tage, da er übertrat, war die gegnerische Partei zersprengt, Frankreich erobert; es kamen jetzt nicht mehr einzelne Abtrünnige des katholischen Adels, die nicht verhehlten, wie schwer ihnen der Schritt geworden, es kam die ganze Nation, die Städte, die Spitzen der heimischen Aristokratie und in einer Stimmung, die bezeugte, wie freudig sie dem König sich unterwarfen, der nicht mehr der Todfeind ihrer Kirche war. Im Frühjahr darauf wurde fast spielend die Hauptstadt besetzt, Paris fiel ihm zu ohne Schwertstreich.

Wie stand es nun mit den Hugenotten? Sie waren doch sein Heer, seine Partei, fielen sie nicht ab von ihm, nachdem er von ihnen abgefallen war?

Es ist ein überaus glänzendes Zeugniß für die Herrschernatur des Mannes und seine Meisterschaft, die Gemüther an sich zu fesseln, daß das nicht geschah. Zwar ohne Schwankungen ging es nicht ab, mißmuthig allerdings war die Partei und häufig genug laut und still, offen und geheim die Klage, daß all ihr vergossenes Blut nun doch ihrer Sache verloren sei, aber keiner fiel von ihm

ab, er blieb doch ihr Heinrich von Navarra, der mit ihnen gefochten seit 20 Jahren, der unter ihnen ein Held und Ritter geworden war ohne Furcht und Tadel, der Noth und Entbehrung, Gefahr und Sieg mit ihnen getheilt und dem sie vertrauen durften wie sich selbst, wenn er versprach, er werde ein König für Alle sein, für Hugenotten und Katholiken.

Heinrich's IV. Staatswaltung (1594—1610).

Das Reich, das Heinrich IV. jetzt antrat, war in einem schwer zu beschreibenden Zustande und die Aufgabe, den Abgrund zu schließen, der dies Land seit einem Menschenalter zerklüftete, erforderte ganz ungewöhnliche Kräfte.

Der Verlust an Bevölkerung wurde schon 1580 auf 700,000 Menschen angeschlagen und war seitdem noch beinahe um die gleiche Zahl gewachsen und das war ein Verlust in der Blüthe des Mannesalters, eine Lücke, wie sie später nur noch die napoleonischen Kriege gerissen haben. Von Gesittung, Ordnung, Sicherheit war keine Rede mehr, Armuth und Verwilderung überall, am schrecklichsten auf dem flachen Lande, Steuererhebung, Gesetzgebung, Rechtspflege, Verwaltung war bis auf die letzte Spur verschwunden, Jahrelang wüthete die Geißel solcher Zeiten, ein zuchtloses Räuberleben, offen auf allen Landstraßen und welche Aussaat der Geist dieses Bruderkrieges selbst in die gebildete Classe gestreut hatte, das zeigten die Mordversuche, die kurz nacheinander auf den König gemacht wurden und deren der eine eingestandenermaßen eine Frucht jesuitischer Umtriebe war.

Die Fähigkeit des neuen Regiments zeigte sich sofort in den vielseitigsten und raschesten Erfolgen. War der Bürgerkrieg förmlich darauf berechnet gewesen, alle Elemente gesunden Staatslebens zu zerrütten, so wurden jetzt die tausende von blutenden Wunden in wunderbar kurzer Zeit geheilt.

Zunächst gelang es rasch, den äußeren Frieden herzustellen und mit Spanien abzurechnen.

Im Januar 1595 war die Kriegserklärung an Philipp erfolgt, sie war unvermeidlich, einmal um der Ehre willen, und sodann, weil Spanien noch im westlichen Theil des Reichs große Stücke besetzt und der Rest der noch widerspenstigen Herren an den spanischen Truppen seinen Rückhalt hatte. Erwägt man, daß die spa-

nische Militärmacht damals bedeutend überlegen und Frankreich tief erschöpft war, so muß man sagen, daß Heinrich, der auf englische und niederländische Unterstützung angewiesen war, den Krieg noch glücklich genug geführt hat. Es war der letzte Krieg Philipps II. und sein Ausgang glich dem aller früheren, Alles, was er sich gesichert glaubte, mußte er herausgeben und nach ungeheuren Opfern den Sieg seines bittersten Feindes anerkennen. Der Friede eines auf der ganzen Linie Geschlagenen war das Siegel auf Philipps Regierung, er hatte umsonst gelebt.

Der Friede zu Vervins (2. Mai 1598) bestätigte den von Cateau Cambresis, beide Theile gaben ihre Eroberungen heraus und auch die vom Herzog von Savoyen gemachten bekam Frankreich zurück. Auch mit dem Papste war der Friede zu Stande gekommen. Nicht ohne einige Beschämung mußte Rom all die Schritte zurücknehmen, die es einst zu seiner Schande öffentlich gethan. Jede weitere Erklärung als die, daß der König zur katholischen Kirche zurückgekehrt sei, wurde verweigert, ja man konnte nicht einmal verhindern, daß er versprach beide Religionen anzuerkennen.

So hatte noch kein französischer König mit Rom abgeschlossen als der bekehrte Ketzer, den es wiederholt für regierungsunfähig erklärt hatte auf alle Zeiten.

Jetzt war Frankreich endlich von den fremden Truppen und den ausländischen Ränkeschmieden befreit, die es seit 1591 gedrangsalt hatten, die Grundlage, ein geordnetes Regiment im Innern zu beginnen, war geschaffen.

Der wichtigste Schritt auf diesem Wege war das Edict von Nantes, durch das er seinen Frieden mit den Hugenotten machte. Dies Religionsgesetz gab eine so weitgehende Duldung, wie kein anderes im 16. Jahrhundert, es gewährte eher zu viel als zu wenig, nicht an religiöser Freiheit, sondern an politischen Vorrechten. Die Hugenotten haben es nachher nicht mißbraucht, aber es ward ein Vorwurf gegen sie, es gab Handhaben zu der Behauptung, sie bilden einen Staat im Staat, sie sind ein Hinderniß der vollendeten Staatseinheit, und an dieser Stelle griff man nachher das Edict an.

Während der letzten Jahre hatten die Reformirten, die dem König den Uebertritt nicht vergessen konnten und sich für all ihre Opfer mit Undank belohnt glaubten, ihm mit unausgesetzten Be-

schwerden angelegen, weitschichtige Unterhandlungen waren gepflogen worden, bis endlich am 13. April 1598 zu Nantes das berühmte Edict unterzeichnet und in dessen geheimen Artikeln, sowie in den Brevets, ihre religiöse und bürgerliche Stellung fixirt ward.

In religiöser Hinsicht wird ihnen Gewissensfreiheit gewährt. Alle Edelleute mit hoher Gerichtsbarkeit dürfen den Calvinismus lehren und Jeden daran Theil nehmen lassen. Edelleute ohne hohe Gerichtsbarkeit erhalten dasselbe Recht und dürfen auch eine Anzahl Anderer zulassen, falls nicht ihre Wohnungen an Orten sind, wo katholischen Edelleuten die hohe Justiz zusteht. In allen Städten und Dörfern, wo bis August 1597 calvinistischer Gottesdienst gehalten ward, darf derselbe fortbestehn und hergestellt werden. Für alle zerstreut Lebenden wird ein Gerichtsbezirk, ein Ort in einer Vorstadt oder einem Dorfe bestimmt, wo sie ihren Gottesdienst halten können. Ueberhaupt ausgenommen bleibt Paris mit einer Anzahl Städte, in denen kein reformirter Gottesdienst zugelassen wird. An den andern Orten ist ihnen der Besitz von Kirchen, Glocken, Schulen u. s. w. gestattet, dagegen ist die katholische Religion die herrschende, die Reformirten müssen ihre Feiertage beobachten und dem katholischen Clerus den Zehnten entrichten. Doch dürfen sie sich selbst durch einen kirchlichen Anwalt taxiren lassen zur Bestreitung ihres kirchlichen Aufwandes und erhalten noch einen jährlichen Zuschuß von 45,000 Thlr.

In bürgerlicher Hinsicht erhalten die Protestanten gleiche Rechte und Pflichten mit den Katholiken und haben dieselben Ansprüche auf alle Stellen und Würden des Reichs. In Paris erhalten sie einen Gerichtshof (Chambre de l'Edit) für die Normandie und Bretagne, Castres für den Bezirk Toulouse, in Bordeaux und Grenoble Chambres mi-parties, vor die auch die Protestanten aus Provence und Burgund verwiesen werden. Ebenso erhalten sie auch bei den Untergerichten ein Recusationsrecht, die früheren ungerechten Urtheile werden vernichtet, die Verbannten zurückgerufen. Alle festen Plätze, die ihnen bis 1597 gehörten, bleiben auf acht Jahre mit allem Kriegsvorrath ihr Eigenthum; sie haben entweder ihre eigne Regierung und Verwaltung wie La Rochelle, Montauban und Nismes, oder sind feste Plätze, deren Besatzung und Statthalter von den Reformirten abhängen.

Das war gut gemeint, auf acht Jahre mindestens waren die

Hugenotten gegen einen Rückschlag sicher. Traf den König ein Mörder, wie er ihn bisher nicht getroffen, dann hatten sie ein Pfand, daß man ihre Duldung wirklich hielt. Aber dies Verhältniß überdauerte die gesetzte Frist, es wurde als ein zu Recht bestehendes thatsächlich anerkannt und, man mag grundsätzlich darüber denken wie man will, bei dem Zuge der französischen Nation zur absoluten Einheit und Einförmigkeit war das höchst gefährlich.

Richelieu hat diese Gefahr nachher ausgebeutet.

Mit all diesem ging Hand in Hand eine vortreffliche, äußerst geschickte und thatkräftige Verwaltung, deren Seele Sully (Maximilian de Bethune, Marquis de Rosny) war.

Ein hugenottischer Edelmann, in dem Glaubenskrieg von Jugend auf herumgeworfen und in dieser Feuerprobe stahlhart geworden, ein Calvinist vom echten Korn, schroff, unnahbar, unbestechlich, starr, eigensinnig, in Manchem Heinrich ähnlich, wie dieser ein unerschrockener, rüstiger Rittersmann, ihm unähnlich durch die ernste Gemessenheit, die puritanische Strenge seines Wesens, ein Charakter durch und durch, ein Bild jener Genfer Schule, wie sie unter den besten französischen Edelleuten sich kund gab.

Wie ein stolzer Landedelmann, der sich auf seinem Grund und Boden als Fürsten betrachtet, steht er dem Staate und dem König gegenüber. Er erweist nach seiner Ueberzeugung dem Staate eine Ehre, wenn er ihm dient und er dient ihm nicht um Geld. Da er einmal ein Disciplinarvergehen begangen, wendet er sich trotzig von seinem König ab und sagt: „Ich bin weder Ihr Unterthan, noch Ihr Vasall", und an Maria von Medicis schreibt er, er buhle nicht um das Ministerium, Frankreich dürfe stolz darauf sein, ihn zum Minister zu haben.

Ein ausgezeichneter Soldat, Staatsmann und Finanzmann, der den Staat wie Haus und Hof zu verwalten verstand, übernahm er die Ministerien des Innern, der Finanzen, der Justiz und des Krieges.

Frankreich hat Verwaltungen gehabt, die ebenso fähig waren als die Sully's, aber keine, die so unabhängig und so unbescholten gewesen wäre.

Es galt hier eine Reorganisation im größten Maßstabe, eine neue Ordnung von Unten aufzuführen, darum vereinigte er eine

Reihe von Ministerien in seiner Hand, mit Ausnahme des Auswärtigen, war er Chef aller Departements. Der Neubau dieses Staates hatte von der Anlage neuer Straßen und Wege und der Sicherung des Verkehrs in Stadt und Land hinauf zu den obersten Fragen der Verwaltungs- und Finanzpolitik Alles reformirend in Angriff zu nehmen und das that Sully denn auch mit all der strengen Gewissenhaftigkeit und durchgreifenden Energie die ihm eigen war.

Von Staatseinahmen war eigentlich keine Rede mehr. Ungeheure Steuern, die bis zur Revolution eine fast erdrückende Last geblieben sind, waren jetzt schon eine Geißel Frankreichs geworden, sie ruinirten den Wohlstand und brachten dem Staate doch kein Geld, denn Alles blieb in der schlechten Verwaltung kleben. Alles, was den Staat durch sich selbst ernährt, war abhanden gekommen, die Domänen waren gewissenlos verschenkt oder um Spottpreise verschleudert worden, Adelsbriefe wurden schon damals für Geld verkauft, Steuerfreiheit und andere wichtige Vorrechte waren damit verbunden, gleichwohl wurden sie um Schleuderpreise losgeschlagen. Man verminderte dadurch die Zahl der Steuerpflichtigen und vermehrte die der Steuerfreien zu einer Höhe, die Frankreich an den Abgrund des Bankerotts bringen mußte.

Das Schuldenwesen war in unbeschreiblicher Verwirrung. An sich war Frankreichs Schuldenlast ungeheuer, Sully rechnete die Summe von 345 Millionen heraus, das war nach dem damaligen Werth des Geldes und dem Verhältniß zu den Einkünften des Staates mehr, als seitdem Frankreich je gehabt hat. Es war gar nicht abzusehen, wie nur die Zinsen für diese Summe beschafft werden sollten. Die Verwaltung war entsetzlich lüderlich. Wem man keine Domänen schenken konnte, den schrieb man in das große Schuldbuch Frankreichs ein, er wurde ein Gläubiger des Staates, der Staat sein Schuldner.

Nur durch einen scharfen Schnitt, der manches persönliche Interesse verletzte, konnte Frankreich geholfen werden. Den aber durfte nur ein Mann wagen, dessen Charakterreinheit die Verleumdung entwaffnete, der nie in den Verdacht kommen konnte, daß er selber reich werden wolle auf Kosten des Staates und seiner bisherigen Nutznießer.

So konnte Sully es wagen, in dem Chaos dieser Finanzen aufzuräumen, die Schuldenlast des Staates zu mindern, indem er

die Rechtsansprüche seiner Gläubiger ermitteln ließ und die unbegründeten erbarmungslos bei Seite warf, der Verschleuderung der Domänen wehrte, die widerrechtlich angeeigneten zurückforderte, die Adelsbriefe revidirte und theilweise aufhob, das Steuerpachtwesen von den ärgsten Mißbräuchen reinigte.

Mancher Einzelne hat schwer darunter leiden müssen, aber im Allgemeinen war das Nothwendige auch zugleich gerecht. Auf 10 Eigenthümer von Domänen kamen 9, die kein Recht darauf hatten, auf 10 kamen 9, die den Kaufpreis für ihre Adelsbriefe längst eingebracht hatten und nun bequem eine reiche, unverdiente Rente genossen.

Auf diese Weise schuf Sully wieder ein Staatsvermögen, indem er die Domänen zurückbrachte, die Schulden und Immunitäten erstaunlich verminderte und die Dinge zurückführte auf den Stand, in dem sie vor den letzten Valois gewesen waren.

Auch in der Verwaltung selbst war ein entsetzlicher Mißbrauch eingerissen. Franz I. hatte den Unfug der alten Monarchie, durch den Verkauf öffentlicher Aemter eine rasche Vermehrung der Einkünfte zu schaffen, in einer unbesonnenen Weise erweitert; das Uebel ist an sich schon groß genug, aber wie es jetzt in Frankreich gehandhabt wurde, machte es eine billige und gerechte Verwaltung rein unmöglich, das Amt wurde zu einem Privateigenthum, die Führung desselben zu einer Pfründe, das Beamtenthum selber zu einer Kaste, der man Nichts anhaben konnte, gegen die jede Controle machtlos war. Man schuf immer neue Stellen, weil dadurch Geld gemacht wurde, es entstand ein Uebermaß von Aemtern, die bloß errichtet waren, um den Fiscus zu bereichern und die zwar für den Augenblick einen Kaufpreis einbrachten, dem Volke aber zu einer dauernden Last wurden, dem Wohlstande der Nation doppelt und dreifach so hoch zu stehen kamen.

Sully hob eine Menge dieser Stellen auf; Mancher wurde dadurch hart getroffen, im Allgemeinen aber ging nichts als der Genuß eines empörenden Mißbrauchs verloren.

Das Alles füllt den Raum eines Jahrzehntes aus, nicht mehr. Möglich wurde es nur einem Mann wie Sully, der in seiner stolzen, barschen Weise den König und den Staat jeden Tag daran erinnern durfte, daß er persönlich dem Gemeinwohl eigentlich das größte Opfer bringe und daß, wenn er heute sein Amt niederlege,

der Staat das mehr zu beklagen haben würde als er. Als er nachher bei der vormundschaftlichen Regierung Schwierigkeiten fand, warf er in Wahrheit der Königin sein Portefeuille vor die Füße.

Eine solche Verwaltung ist überall selten, aber besonders in Frankreich, wo früh der Gedanke heimisch wurde, den Staat als eine Versorgungsanstalt für Adel, Clerus und Beamte anzusehen.

Sein Verhältniß zu Sully ist eine der großen Seiten an Heinrich IV. In den leitenden Gedanken der Politik war er ganz mit Sully einverstanden, selbst die knappe Sparsamkeit, auf die der rauhe Minister drang, und die dem leichtfertigen Wesen des Königs so wenig zusagte, machte er sich zu eigen und oft mußte er sich einen Geizhals schelten hören, aber in der Ausführung wurden doch oft Unterschiede sichtbar genug. Nicht immer wollte er sich von dem schroffen Sittenrichter Alles bieten lassen und hie und da merken wir wohl, wie irgend ein höfischer Einfluß Sully's Wirksamkeit zu durchkreuzen sucht, aber wenn es dann zu einem Conflict kam, behielt Sully immer die Oberhand.

So begann Frankreich mächtig aufzublühen.

Sully war nicht bloß der „Ackerbauminister", der einseitig auf die Hebung des Landbaues bedacht war, er faßte auch diesen Zweig des Erwerbes in seinem großen staatswirthschaftlichen Zusammenhang, er war der Erste, der den Gedanken aussprach, die verrufene Taille müßte abgeschafft werden, wenn dem Ackerbau sein Recht werden sollte, das er bis zur Revolution entbehrt und nur durch diese erreicht hat. Aus seiner Thätigkeit stammt auch die erste verständige Pflege des Handels und jener Gewerbzweige, die, wie der Seidenbau, nachher Jahrhunderte lang in Frankreich im Schwung geblieben sind. Als dann die Zeit des großen Handels- und Schifffahrtssystems kam, fand sich auch der Mann, der auf Sully's glücklich vorbereitenden Grundlagen weiter baute.

Der Staat hatte jetzt wieder, was zu seinem Gedeihen nach Innen und Außen erforderlich war: Geld, regelmäßige Einkünfte, Domänen, Recht und Gesetz, Handel, Gewerbe, Arbeit, Verkehr; der Zustand war behaglicher als er seit Franz I. gewesen war, der Bürgerkrieg im Innern gestillt, der Friede der Bekenntnisse auf die Dauer gesichert, der Friede mit Spanien und Rom unter ehrenvollen Bedingungen festbegründet, das Aufstreben aller Zweige friedlicher

Arbeit in doppelter Energie, je länger man des Schutzes und der Sicherheit entbehrt hatte.

Eine solche Regierung, 10—20 Jahre fortgesetzt, mußte Frankreich früh die Macht verschaffen, die es nachher unter Ludwig XIV. erklommen hat, wenn jetzt schon keine der alten Monarchien des Festlandes, weder Spanien noch Oesterreich, mit Frankreich mehr wetteifern konnte. Allein das Schicksal hatte es anders beschlossen, Heinrich IV. und Sully sind vor der Zeit abberufen worden, Jener im kräftigsten Mannesalter, Dieser bald nach ihm; statt einer kräftigen Fortentwickelung in den gewiesenen Bahnen kamen alle Schwächen einer weiblichen Vormundschaftsregierung und doch war die nachwirkende Ueberlieferung dieses Regiments nicht verloren.

Richelieu griff ihren Faden wieder auf und führte auch die Ausbildung der absoluten Monarchie, die Sully begonnen, auf den Gipfel ihrer Höhe.

Sully war als Calvinist an sich kein Anhänger dieses Regiments, aber die Noth machte eine solche Dictatur unerläßlich. Anfangs rief man noch Notabeln und Commissionen zusammen, aber da entstand ein solches Chaos, daß es unzweifelhaft ein Glück war, wenn die Dictatur durchgriff, ohne mit jeder einzelnen Meinung zu rechten. Schon unter Heinrich IV. verschwinden allmälig Reichsstände und Notabeln.

In der auswärtigen Politik war Heinrich's Richtung scharf ausgeprägt. In seinem Ministerium begegneten sich verschiedene Elemente und Meinungen. Neben Sully stand Villeroi, der bis zuletzt auf Seiten der Liga gekämpft hatte und mit den Resten seiner Partei die Meinung verfocht, Frankreich müsse mit Spanien und Rom eine katholische Allianz eingehen zur Abwehr aller Neuerungen. Heinrich dagegen und Sully waren entschieden für ein großes protestantisches Bündniß und zwar nicht, wie die Mönche und Jesuiten sagten, weil er noch immer im Herzen Hugenott war, sondern weil er sich ganz als französischen König dachte.

Coligny hatte kurz vor seinem Fall Karl IX. den Rath gegeben, die Parteien zu versöhnen und mit der geeinigten Macht beider eine nationale Politik in's Auge zu fassen, gegen Spanien und Habsburg aufzutreten. Damit war der Hugenott in das Erbe Franz I. eingetreten und national war diese Politik gewiß, ihr folgten Richelieu und Ludwig XIV., die Revolution und Napoleon I. Das

Reale an der „christlich-europäischen Republik" Heinrichs IV. wäre ein in seinen „natürlichen Grenzen" consolidirtes Frankreich als Schwerpunkt der gesammten europäischen Politik geworden.

Das hat nachher Richelieu verwirklicht und der war kein bekehrter Hugenott, sondern ein Cardinal der römischen Kirche, auch er hat die protestantische Allianz als Hebel benutzt, um Frankreichs Grenzen auszudehnen und genau dasselbe meinte Heinrich IV., als er den Bund mit England und den Niederlanden einging, diesen geschworenen Gegnern Spaniens. Das waren Alliirte, die sich nicht widersetzten, wenn er die Freigrafschaft und andere werthvolle Grenzlande eroberte. Mir scheint, diese Politik war so echt französisch, wie eine, aber es ist ebenso gewiß, daß Nichts so viel Feindseligkeit geweckt hat gegen ihn, als gerade dies.

Die Unterhandlungen und Einverständnisse mit den Reformirten in Pfalz und Hessen, in England und den Niederlanden, die sichtbaren Pläne, die Hochburg des alten Glaubens, das Haus Habsburg zu isoliren und dann zu stürzen, galten den katholischen Eiferern als ebensoviel schlagende Beweise, daß er nach wie vor ein geheimer Ketzer sei; wenn er auch die Messe und andere Aeußerlichkeiten mitmache, im Herzen sei er doch ein Feind ihres Glaubens, denn er sei ein Feind seiner beiden Vormauern, Spaniens und Oesterreichs.

Im Anfang des 17. Jahrhunderts hatten sich die Dinge in Deutschland so gestaltet, daß für eine energische Politik, die über Geld und Heere verfügte, eine überaus günstige Gelegenheit geboten war, an der französischen Ostgrenze Eroberungen zu machen. Die inneren Streitigkeiten, die hier eben schwebten, erleichterten eine fremde Einmischung ungemein, der Jülich-Clevesche Erbfolgestreit gab einen solchen Vorwand, Heinrich wollte ihn benutzen, um das Recht in Deutschland zu schützen und die Uebermacht Habsburgs zu bekämpfen. Wie die Dinge standen, schien es schon 1609—10 zu dem großen Brande kommen zu müssen, der nachher ausgebrochen ist, Heinrich war gerüstet, entschlossen an diesem Knotenpunkt die spanische und habsburgische Macht zu zerschneiden, da traf ihn im Augenblick, da er sich zum Heere begeben wollte, der tödtliche Stoß von Ravaillac (14. Mai 1610).

So weit unsere Kenntniß reicht, war der Mörder ein einzelner Fanatiker, der, wie Viele, glaubte, Heinrich sei und bleibe im Innern ein Ketzer.

Sonst hat man Mancherlei angeführt, was auf einen tieferen Zusammenhang hinweist, und bedenklich ist allerdings, daß schon vor der That ein Gerücht durch die Welt ging, Heinrich werde durch Gewalt um's Leben kommen. Daß man in Rom und Madrid über den Tod des Ketzers triumphirte, beweist nur wieder, wie tief das politische Gewissen dort gesunken war, nicht aber, daß man mit dem Thäter im Bunde stand.

Die nächsten Folgen des Mordes waren ungeheuer. Er warf Frankreich auf 15 Jahre wieder zurück in innere Wirren und Zuckungen und lähmte den Arm seiner auswärtigen Politik auf ein halbes Menschenalter — so lange dauerte es ja, bis Richelieu festen Fuß gefaßt hatte. Aber das war doch auch nur vorübergehend, Heinrich's Beginnen ward doch fortgesetzt und beendigt, jener Mord erwirkte Nichts als eine Verzögerung in der Zeit.

Siebenter Abschnitt.

Das deutsche Reich vom Augsburger Religionsfrieden bis zum dreißigjährigen Kriege (1555–1618).

§ 30.

Allgemeine Lage Deutschlands nach 1555. — Ohnmacht des Reiches und Fortdauer des Bekenntnißhaders.

Allgemeine Lage Deutschlands seit 1555. Ohnmacht des Reichs. Fortdauer des Bekenntnißhaders.

Den großen geistig-sittlichen Lebensproceß, den wir unter dem Namen Reformation zu begreifen pflegen, hatte Deutschland von allen Monarchien des Festlandes am ursprünglichsten und reinsten durchgemacht. Der Bruch mit der alten Kirche, anderwärts ein Werk monarchischen Ehrgeizes und politischer Berechnung, war hier eine That der Nation selber gewesen, so gewaltig, daß sie einen Theil ihrer Gegner selbst mit fortriß, daß Karl V. vor ihr die Segel strich. Der große politische Rechenkünstler erfuhr hier, was er bis dahin nicht gekannt, die Macht der sittlichen Idee in der Geschichte, die eben darin besteht, daß auch die größten Geister ihr nicht zu trotzen vermögen. Ein weit Größerer nach ihm hat das noch einmal versucht und er hat sich den Kopf zerschmettert. Es ist eben nicht anders, der hinterste Mann in den Reihen einer Partei, für deren Sache er zu sterben bereit ist, wiegt mehr als all diese realistischen Größen, die Nichts erreichen, weil sie Nichts glauben.

Die Reformation hat Deutschland seine Einheit nicht g e n o m m e n, wir hatten damals bereits keine mehr zu verlieren; daß uns aber mit der Kirchenreform eine unwiederbringliche Gelegenheit entging, die nationale Einheit zu g e w i n n e n, das war wesentlich die Schuld Derer, die vielleicht die Macht dazu gehabt hätten, aber das Gebot der Lage nicht verstanden und sich aufbrauchten im thörichten Kampfe gegen den Geist der Zeit.

Mit dem tiefen Riß, der in Folge dieser Haltung unseres Kaiserthums durch die Nation ging, beginnt allerdings eine Zeit

wachsenden nationalen Elendes, aber auch die stille Sammlung zu jenem geistigen Aufschwung, auf dem der Stolz unserer gesammten modernen Bildung fußt und der nun einmal um einen geringeren Preis nicht zu erringen war.

All die Völker, die um diesen Proceß der inneren Erneuerung gekommen oder gewaltsam darum gebracht worden sind, haben das bis zu dieser Stunde zu betrauern, einige sind dadurch, fast will es so scheinen, für immer geknickt worden.

Der Religionsfriede von 1555 hatte dem deutschen Lutherthum endlich ein rechtliches Dasein gegeben, aber einen haltbaren Frieden hatte er doch nicht geschaffen, er gab Stoff fast zu eben so viel neuen Zerwürfnissen, als er alte geschlichtet. Viel entscheidender war der Sieg des Landesfürstenthums über die Kaisergewalt gewesen, die nach Karls V. letztem mißglücktem Anlauf gänzlich das Feld geräumt. Das Reich entbehrte jetzt seines einigenden Mittelpunktes mehr als jemals vorher und das war darum so verhängnißvoll, weil, wenn man auch nicht sagen konnte, daß es in Deutschland so viel anders geworden wäre, im Auslande dagegen sich desto mehr verändert hatte.

Die deutsche Reichsverfassung oder vielmehr der Verband der Staatsgewalten in Deutschland, deren Verhältniß sie beherrschen sollte, hatte schon lange vorher die monarchische Einheit thatsächlich eingebüßt und doch hatte das deutsche Reichsgebiet im Laufe der letzten Jahrhunderte weder große noch wichtige Einbußen erfahren, weil eben die Nachbarstaaten nicht in der Lage waren, sich auf seine Kosten auszudehnen. Dieser Umstand hat Deutschland in der trüben Zeit vom Interregnum und Rudolf I. bis Maximilian I. vor größeren Verlusten beschützt. Sonst wüßte ich nicht, was unter Wenzel oder Friedrich III. die Nachbarn hätte abhalten sollen, Deutschland zu berauben.

Das hatte sich jetzt völlig geändert. War Deutschland bis zur Reformation von lauter schwachen Nachbarn umgeben gewesen, so hatte es jetzt bald mehrere starke Staaten an seinen Grenzen.

In den skandinavischen Staaten begann eine starke königliche Gewalt aufzublühen, in Frankreich hatte unter Franz I. dasselbe begonnen und nach 30jährigen Wirren unter Heinrich IV. sich vollendet. Nach Norden und Westen stellte sich jetzt die Lage Deutschlands anders als sie seit Jahrhunderten gewesen war.

Vorher hatte Niemand daran gedacht, daß Dänemark oder Schweden jemals den deutschen Landen an der Ostsee gefährlich werden oder daß Frankreich die westlichen Provinzen des Reichs an sich reißen würde. Jetzt war die Gefahr zu all diesem gegeben und die Versuchung bei den Nachbarn um so größer, je schwächer hier die Widerstandskraft geworden war.

So erfolgen denn auch jetzt die ersten wirklichen Einbußen deutschen Gebietes. Schon früher war von dem Königreich Arelat viel verloren worden, aber das waren Besitzungen gewesen, die doch schwer zu behaupten waren, wichtige Landschaften gehen jetzt erst verloren. So werden Kurland, Livland, Esthland losgerissen und die burgundischen Provinzen entfremdet. Als hier Spanien den Krieg gegen die religiöse und politische Freiheit der Niederlande begann, war das Reich außer Stande, seine alten Ansprüche geltend zu machen. Wie oft haben die Niederländer gebeten, man möge die Reichsrechte mit Nachdruck verfechten, wie heiß hatten die Oranier um Schutz gegen Spanien gefleht, aber die deutschen Habsburger billigten die Politik ihrer spanischen Verwandten und die deutschen Lutheraner wollten von Unterstützung fremder Calvinisten nichts wissen. Alle großen politischen Fragen traten hinter denen des religiösen Bekenntnisses zurück, der Verlust der Ostseeländer, der Niederlande, ja selbst der drei lothringischen Bisthümer beschäftigte den Reichstag sehr wenig, der Streit über die Deutung des Augsburger Religionsfriedens und den geistlichen Vorbehalt füllte fast seine ganze Zeit aus.

Zu diesen Symptomen einer zunehmenden Ohnmacht nach Außen kamen zahlreiche Ursachen endloser innerer Streitigkeiten, die unmittelbar auf den Ausbruch der Katastrophe hinarbeiteten.

Der Friede von 1555 war unvollkommen, er enthielt unklare, zweifelhafte Punkte genug und wären deren auch viel weniger gewesen, es fehlte auf beiden Seiten die versöhnliche, friedfertige Stimmung, ohne die jede Vereinbarung wirkungslos bleiben muß. Der Friede gewährte die Duldung bloß den Anhängern der augsburgischen, nicht aber denen der reformirten Richtung, und doch gab es auch deren eine beträchtliche Anzahl; er gab den Landesherren, aber nicht den Unterthanen den Anspruch auf Duldung, was schwere Unzukömmlichkeiten mit sich führte und die große Frage, wie es mit den Pfründen und Würden, wie mit den

Unterthanen übertretender Geistlichen werden sollte, war in einer Clausel und einer Nebendeclaration von nicht gleicher Rechtskraft entschieden.*)

Während der Zeit nun, da beide Parteien in diesen unvollkommenen Frieden sich einleben sollten, trat die Restauration der katholischen Kirche, das Trienter Concil, das Aufblühen des Jesuitenordens, die Herstellung der Inquisition und der Bücherpolizei ein. Die Partei, die zu Passau und Augsburg unterlegen war, sah sich nun jenseits der Alpen einen mächtigen Rückhalt erwachsen und so fehlte hier zum Mindesten, was auch bei einem an sich unvollkommenen Frieden zu einem leidlichen Zustand führen kann, der ehrliche Wille, sich nach Kräften zu vertragen.

Keine Partei hatte ganz den Gedanken aufgegeben, über den Frieden hinauszukommen, die Protestanten, den geistlichen Vorbehalt über Bord zu werfen und den Grundsatz der Ausschließlichkeit zu entfernen, die Katholiken, den ganzen Vertrag zu zerreißen und eine vollkommene Restauration herbeizuführen.

In den dreißiger und vierziger Jahren war von solchen Plänen nicht die Rede, jetzt ist der Muth dazu wieder erwacht, Päpste wie Paul IV., Könige wie Philipp II. sprachen es ganz offen aus, die Ketzerei müsse völlig vom Erdboden vertilgt, die Einheit der Kirche im mittelalterlichen Sinn wieder hergestellt werden. Um einen Religionskrieg zu entzünden, braucht es nicht viel mehr als dies, daß beide Theile an ihren Vereinbarungen zerren, bis sie zerfetzt am Boden liegen, der Religionsunfrieden wenigstens ist dann schon da und ein Funken genügt, um den Brand zu hellen Flammen zu entfachen. Aus diesem Gedanken ging nachher 1648 die seltsame Bestimmung hervor, beide Theile seien gehalten, den Frieden nicht mit mißgünstigen Augen anzusehen, damit man nicht wieder einen ungeheuren Glaubenskrieg erlebe. Beide Parteien theilten sich in die Schuld, daß der Friede nicht von Dauer war.

Ein ungestörter Frieden war von vornherein kaum zu erwarten, die Parteien standen noch zu tief in der frischen Erinnerung des langen gehässigen Kampfes, die Idee der Duldung, des friedlichen Nebeneinanderstehens abweichender religiöser Bekenntnisse,

---

*) S. oben S. 258.

dem Jahrhundert überhaupt fremd, und nicht einmal den Sekten der neuen Lehre unter einander eigen, zu sehr entgegengesetzt den Leidenschaften, die der vieljährige Hader aufgewühlt, noch war jede Seite zu sehr überzeugt, daß ihre Aufgabe sei, die andere zu bekehren, die Katholiken noch erfüllt von der Idee der Alleinherrschaft ihrer Kirche, die Anhänger der neuen Lehre begeistert von jenem Bekehrungseifer, der jungen Bekenntnissen ihrer Natur nach anhaftet, als daß eine Meinung hätte herrschend werden können, wie die, besser ein unvollkommener Frieden als ein offener Kampf.

So haben beide Theile gewetteifert, die Geister nicht zur Ruhe kommen zu lassen, theils weil die Reibung der kaum nothdürftig versöhnten Gegensätze noch zu stark war, theils weil wirkliche Interessen in diesem fortdauernden Kriegszustande geschädigt wurden und die Bestimmungen des Vertrages zu der Lösung verwickelter Fragen nicht zureichten; die Protestanten, in Landeskirchen und Sekten zerspalten, konnten das nicht mit so einheitlichem Nachdruck kundgeben, wie das zu Trient restaurirte Rom, dessen Apostel, die Jesuiten, ganz offen den Kreuzzug gegen die Ketzer predigten, aber versöhnliche Resignation war bei ihnen ebensowenig vorhanden als bei ihren Gegnern.

Rings um Deutschland her loderte der Glaubenskrieg und warf seine Funken hinüber in die leicht entzündlichen Gemüther. In Frankreich wüthete der Kampf der Guisen und der Hugenotten, in den Niederlanden rangen die Protestanten mit Alba und seinen Nachfolgern, mit beiden Lagern standen deutsche Fürsten in Zusammenhang, nachher ereigneten sich in England ähnliche Vorgänge, eine Rückwirkung auf das Verhältniß derselben Parteien in Deutschland war schon um deßwillen unausbleiblich.

Dazu kommt nun, daß der geistige Kampf der beiden großen Strömungen der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, Reformation und Restauration, Augsburger Bekenntniß und Satzung von Trient, in den sechsziger und siebenziger Jahren wirklich auf deutschem Boden seinen Schauplatz sucht. Bis dahin war der Protestantismus dadurch im Uebergewicht, daß er, was die katholische Kirche so lange versäumt, sich mit durchschlagendem Erfolge des ganzen geistigen Lebens bemächtigt, die Literatur, die neue humanistische Bildung, Erziehung und Schule ganz in die Hand genommen

hatte: die angesehensten Namen der Gelehrsamkeit und Schriftstellerei in jedem Zweige waren Protestanten in überwiegender Zahl, und zu ihrem Publikum gehörte so ziemlich die ganze geistige Aristokratie der Nation. Seit den sechsziger und siebenziger Jahren entsteht eine Art Gegenwirkung, der Jesuitismus fängt an, mit den Mitteln der neuen Zeit zu arbeiten seinem Princip gemäß, ganz anders wie die Mönchsorden, die von Welt und Wissenschaft am Ende Nichts mehr wußten. An Talenten, Kenntnissen, schlagfertiger Dialektik fehlte es nicht und in dieser neuen Rüstung erschien er jetzt auf dem Kampfplatz, den Gegner mit den eigenen Waffen zu schlagen.

Dieser Kampf ist das Vorspiel des dreißigjährigen Krieges.

---

§ 31.

Der Protestantismus in Oesterreich. Ferdinand I. (1558—1564). Maximilian II. (1564—76). Rudolph II. (1576—1612). Der böhmische Majestätsbrief 1609. — Herzog Maximilian I. von Baiern und die Reichsstadt Donauwörth (1606—7). Protestantische Union (1608) und katholische Liga (1609). Matthias (1612—1619).

Der Protestantismus in Oesterreich. Ferdinand I. (1558—1564), Maximilian II. (1564—76). Rudolph II. (1576—1612).

Inzwischen hatte der Protestantismus auch ein Gebiet ergriffen, das bisher unberührt geblieben war, die österreichischen Erblande, und binnen kurzer Zeit die weitüberwiegende Mehrzahl der Bevölkerung sich unterworfen.

Das hing so zusammen.

Seit Ferdinand I. schien hier die entschlossene und energische Abwehr des Protestantismus aufgegeben. Durch das Schicksal seines Bruders, wie man annehmen kann, tief erschüttert, war Ferdinand an der Richtigkeit seiner bisherigen Haltung irre geworden. Früher einer der Heißsporne in der Ketzerverfolgung, hatte er sich jetzt mit Rom fast überworfen und war unter allen deutschen Fürsten mit dem größten Nachdruck gegen die Beschlüsse des Trienter Concils aufgetreten. Das Mißverhältniß zu Rom ließ ihn selbst gegen die Ketzer gelinder werden, die entschiedene Abschließung des Landes gegen die neue Lehre hörte auf und so begann der Protestantismus in Oesterreich einzudringen und sich mit allen verwandten Elementen dieses buntgemischten Reiches, nationalen und politischen, zu verknüpfen.

Ihm folgte 1564 (schon 1562 zum römischen König gewählt) Maximilian II., der in der That über den Parteien stand, die Mißbräuche der alten Kirche mißbilligte, und die Entzweiung der Protestanten über lächerliche Dinge höchst ungehörig fand, die gehässige Unduldsamkeit Beider gleichmäßig von sich wies und darum von den Protestanten ein rechter Jesuit, von den Katholiken ein heimlicher Ketzer genannt wurde.

Sein Unglück war, daß er mit seiner duldsamen Weise in diese Zeit hineingestellt war, wo die Parteien für solch überlegene Anschauung noch keinen Sinn hatten. Daß er die Duldung ernstlich wollte, bewies sein Verhalten in Oesterreich. Er ließ den Grundbesitzern der Ritterschaft das Recht, auf ihren Gütern die alte und die neue Lehre predigen zu lassen.

Das war der erste Bruch mit dem alten System, der in Oesterreich erfolgte, zunächst nur ein Gewährenlassen beider Formen, wobei des Kaisers Meinung zu sein schien, fechtet euren Streit mit einander aus, Jeder soll Licht und Raum haben: für die Fortpflanzung des Protestantismus thatsächlich ein ungeheurer Schritt. So dehnte sich denn auch zwischen 1564—76 die neue Lehre fast über das ganze deutsche Oesterreich aus. Nicht bloß in den großen Städten, auch auf dem flachen Lande, bei den Bauern wurde der Katholicismus aufgegeben und der ganze deutsche Adel hatte sich fast ohne Ausnahme dem Protestantismus zugewendet. Daß Ferdinand II. in Steiermark nur noch mit Wenigen das Abendmahl nach katholischem Brauche feierte, daß in Graz und Umgebungen der Protestantismus vollends überwog, wissen wir aus seinen eigenen Aeußerungen. In Böhmen stützte sich der Protestantismus auf alte hussitische Erinnerungen; böhmische Geschichtschreiber haben uns nachgewiesen, wie damals in Böhmen und Mähren alle Formen des Akatholicismus verbreitet waren. Nur Tirol war und blieb die unberührte Burg des Katholicismus, die geringe Anzahl von Städten, der Mangel an Berührung mit der Außenwelt, der überwiegend bäuerliche Charakter der Bevölkerung, die wenig Adel und wenig hohen Clerus hatte, die Umzingelung von geistlichen Fürstenthümern bewirkten, daß Tirol ziemlich ungemischt dem alten Glauben treu blieb.

Rudolph II. war den zuletzt vorausgegangenen Habsburgern durchaus unähnlich. In Spanien erzogen und von Hause aus mit einem starken Zusatz von dem spanischen Trübsinn behaftet, der einem Theil des habsburgischen Hauses fortan im Blute lag und seit 1600 bei ihm zu Anwandlungen wirklicher Geistes- und Gemüthskrankheit führte, war er, wie Wenige, geschaffen, ein Werkzeug von Weibern und Jesuiten zu werden. Ein unglückliches Gemisch von Eigensinn, Leidenschaftlichkeit und hinfälliger Schwäche, sinnlicher Lüsternheit, Wildheit der Begierden und willenloser Leitsam-

keit, wenn er ausgetobt hatte, war er unfähig, irgend Dauerndes zu schaffen, wohl aber der Mann, unsägliche Verwirrung anzurichten.

Mit ihm kam der Jesuitenorden, der bisher bloß geduldet worden war, zur Herrschaft. Die Brüder der Gesellschaft Jesu bemächtigten sich seines Ohres und seines Gewissens, wurden seine Beichtväter, Rathgeber und regierenden Staatsmänner.

Rudolph zog sich den größten Theil seines Lebens nach Prag zurück, meist mit gelehrten Liebhabereien beschäftigt, hie und da hervorbrechend, um wilde zügellose Dinge zu treiben und dann wieder wie ein Kind zu büßen und sich leiten zu lassen von den jesuitischen Beichtvätern, heute launenvoll, tyrannisch durchgreifend, um morgen gebrochen und muthlos Alles über sich ergehen zu lassen: das war sein Charakter, so recht geeignet, eine Gährung zu entzünden, die das ganze Reich in seinen Tiefen erschütterte. Zunächst errang bei dieser widerspruchsvollen Taktik der Protestantismus neue Fortschritte.

Die Unfähigkeit des Kaisers zum Regiment führte bald zu einem förmlichen Nothstand, dem die Stände nur dadurch abzuhelfen wußten, daß sie Matthias, den Bruder Rudolph's, (April 1606) feierlich mit der Leitung der Geschäfte beauftragten. Um nun wider die Rache des ergrimmten Kaisers einen Rückhalt zu haben, sah sich der Regent genöthigt, den österreichischen Protestanten die größten Gewährungen zu machen, und insbesondere dem Bürgerstande freie Religionsübung zu gestatten.

Dies Beispiel zündete auch anderwärts. Die Böhmen hatten selbst unter dem milden Maximilian nur eine beschränkte Religionsfreiheit genossen, jetzt ertrotzten sie bei dem schwachen Kaiser in einer berühmten Urkunde wohl das freisinnigste Glaubensedict, das im 17. Jahrhundert erlassen worden ist. Das war der böhmische Majestätsbrief vom 11. Juli 1609, der Folgendes verordnete:

Alle Bekenner der 1575 dem Kaiser Maximilian übergebenen Confession, keinen ausgenommen, die vereinigten Stände, Herren, Adel, Prag, Berg- und andere Städte sammt ihren Unterthanen erhalten vollkommen freie Religionsübung an jedem Ort, Glauben, Religion, Priesterschaft, Kirchenordnung bleibt ihnen ungestört, bis zu einer gänzlichen Vereinigung der Religion im heiligen Reiche. Die Leitung der protestantischen Kirche liegt in den Händen eines besonderen Consistoriums in Prag, ihr Schutz wird durch eigene Defensoren gewahrt, welche die Prediger wie die

Stellen bei der Universität ernennen, unter bloßer Bestätigung durch den Kaiser, von dem sie keinerlei Weisungen zu empfangen haben; die Errichtung von neuen Kirchen, Gotteshäusern und Schulen ist jeder protestantischen Gemeinde in Stadt und Land, sowie Jedem aus den Ständen freigestellt. Niemand, selbst nicht der Kaiser hat das Recht, diese Freiheiten anzutasten, was gegen sie geschieht, ist nichtig; Streitigkeiten werden durch ein von beiden Theilen gebildetes Schiedsgericht, nicht durch kaiserliche Beamte ausgemacht.

Im Monat darauf wurde ein ähnlicher Freibrief auch den Schlesiern ausgestellt, nur daß hier noch ausdrücklicher alle und jede Einwohner des Landes, sie seien unter geistlichen oder weltlichen Fürsten, in den Genuß freien Gottesdienstes eingesetzt wurden.

Der Religionsstreit wirkte in einem so vielgestaltigen Reichskörper anders als in den einfacheren Verhältnissen eines nationalen Staates. Das Gefühl eines österreichischen Gesammtdaseins war in den einzelnen Kronlanden wenig oder gar nicht vorhanden, das Mißregiment Rudolph's II. war nicht geeignet, es zu erziehen, wo es fehlte, der religiöse Zwiespalt aber rief auch die schlummernden nationalen und politischen Gegensätze dawider auf. In Böhmen lag der Gedanke noch immer nicht fern, wieder einmal einen eigenen König zu wählen, auch in Mähren und Schlesien waren Sondertendenzen bemerkbar, Ungarn ward auch unruhig, und selbst in den deutschen Erblanden war die habsburgische Dynastie nie so aller Popularität baar, als seit dem letzten Viertel dieses Jahrhunderts: das ganze Gefüge der Monarchie war rissig geworden und drohte mit Auflösung.

Der Gegensatz der Parteien hatte sich inzwischen überall schärfer ausgestaltet. Die Generation der milderen deutschen Fürsten ist allmälig ausgestorben, der Sektengeist hat in beiden Lagern große Fortschritte gemacht und die Leidenschaft erhitzt, und dem Jesuitenorden waren mit zwei deutschen Fürsten, Ferdinand von Steiermark und Max von Baiern, Eroberungen gelungen, die auf baldigen Ausbruch der Krisis deuteten.

Nur noch wenig ward erfordert, um aus den vorhandenen Stimmungen des Hasses und der Unzufriedenheit einen blutigen Zusammenstoß zu erzeugen, und in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts sollte der Anlaß kommen in Deutschland, wie in den österreichischen Erbstaaten.

Herzog Maximilian von Baiern und die Reichsstadt Donauwörth (1606—7). — Union (1608) und Liga (1609). — Rudolph's II. Ausgang. — Matthias (1612—1619).

Unter den vielen Verletzungen des Augsburger Religionsfriedens war die gefährlichste und bösartigste die, welche 1606—7 in der Reichsstadt Donauwörth sich zutrug.

Donauwörth war eine lutherische Reichsstadt, in der seit Ende des 16. Jahrhunderts kein Katholik mehr als Bürger aufgenommen wurde, und hatte ein katholisches Kloster, dessen Duldung ausdrücklich ausbedungen war, unter dem Vorbehalt jedoch, daß innerhalb der Stadt keine Procession mit fliegender Fahne stattfinden dürfe.

Der Abt und seine Mönche fanden das unbequem und übertraten das Verbot mehrere Male. Der Rath warnte umsonst und als im April 1606 abermals eine feierliche Procession mit fliegender Fahne durch die Stadt zog, fiel der rauflustige Pöbel darüber her, schlug mit Knitteln auf die Mönche los, und trieb sie in das Kloster zurück.

Solche Dinge waren vielfach vorgekommen im Reich und greller noch als dieser Auftritt, aber die ganze Folge war dann eine ungeheure Schreiberei, Zank und Beschwerden herüber und hinüber gewesen. Dies Mal kam es anders.

Der Herzog Max von Baiern mengte sich ein, erst eigenmächtig, dann mit einer kaiserlichen Execution bewaffnet. Ihm, einem fanatischen Zögling der Jesuiten, der sogleich nach seinem Regierungsantritt mit Feuereifer gegen die Ketzerei vorgegangen war, war die lutherische Reichsstadt schon lange ein Dorn im Auge. Als seine erste Einsprache erfolglos geblieben war, wandte er sich an den kaiserlichen Hof nach Prag, wo nach den glaubwürdigsten Zeugnissen mit Geld Alles zu machen und selbst die schläfrige Langsamkeit der Reichsjustiz zu überwinden war.

Mit erstaunlicher Raschheit erfolgte schon im August 1607 ein kaiserliches Executionsmandat, mit dessen Vollzug Herzog Max beauftragt wurde.

Mit einer Heeresmacht, die noch um 2000 Mann stärker war, als die Seelenzahl der Bevölkerung der Stadt, — er befürchtete Intervention der protestantischen Stände, insbesondere des Pfälzer Kurfürsten — kam er heran, nahm die Stadt ohne Schwertstreich und fing an, sie zum Katholicismus zu bekehren in jener Stufenfolge der Mittel, welche die religiöse Reaction liebt.

Erst wollte man nur einen Platz haben, wo die katholischen Beamten und Soldaten ihrem Gottesdienst nachgehen könnten, dann die Kirchen zur Hälfte, endlich sie ganz besitzen, und als das verweigert wurde, legte man den glaubenstreuen Bürgern Zwangseinquartierung in's Haus, bis sie sich von der Richtigkeit des katholischen Glaubens überzeugt hätten.

Der Handstreich, den der Herzog mitten im Frieden gegen die schwäbische Reichsstadt gewagt, machte ungeheures Aufsehen. Das Verfahren bei Verhängung der Reichsacht war widerrechtlich gewesen, denn man hatte die Kurfürsten nicht befragt, und daß man den Vollzug einem Fürsten übertrug, der dem schwäbischen Kreise nicht angehörte, war eine offene Feindseligkeit gegen die protestantischen Stände; von der militärischen Bedeutung der Stadt als Donaupaß und Grenzort zwischen Schwaben, Baiern, Franken, gar nicht zu reden.

Die protestantischen Stände Süddeutschlands, Kurpfalz, Württemberg, Neuburg an der Spitze, thaten sich zusammen, um auf dem nächsten Reichstag eine gemeinsame Haltung zu befolgen, dort kam es zu heftigem Streit und vollständiger Spaltung, der Herzog Max offenbarte immer klarer, daß es ihm in Donauwörth weniger um den Sieg der guten Sache als um eine Eroberung von Land und Leuten zu thun gewesen war, die Gewaltthätigkeiten Ferdinand's gegen die Protestanten in Steiermark thaten das Ihrige, die Aufregung zu erhitzen; so entstand am 4. Mai 1608 die Union einer Anzahl protestantischer Fürsten zu gegenseitigem Schutze gegen fernere Verletzungen der Reichsverfassung.

Die ersten Unterzeichner waren Friedrich, Kurfürst von der Pfalz, Wolfgang Wilhelm, Pfalzgraf von Neuburg, die Markgrafen Christian von Culmbach, Joachim von Anspach, Georg Friedrich von Baden-Durlach, und Johann Friedrich, Herzog von Württemberg. Nur ein Theil der protestantischen Fürsten war beigetreten und darin lag sogleich ein verhängnißvoller und thörichter Mißgriff. Nicht daß es an Grund zu Beschwerden, an Anlaß zu Gegenmaßregeln gefehlt hätte, aber man mußte es sich zweimal überlegen, ob es nicht den Bruch des Friedens fördern hieße, wenn man offen die Parteien in zwei Lager schied und dann mußte man nicht einen Bund schließen, der todt geboren war. Das war aber die Union, denn nicht einmal alle Protestanten nahmen Theil — weil Kurpfalz an der Spitze stand, hielt sich Sachsen fern und hetzte und

wühlte gegen ihn — und die, die beigetreten waren, waren nicht einmal einig unter einander.

Die Antwort darauf war die katholische Liga vom 10. Juli 1609, geschlossen vom Herzog Max, den Bischöfen von Würzburg, Regensburg, Augsburg, Constanz, Passau, denen bald die geistlichen Kurfürsten folgten, gleichfalls zum Schutze der Reichsgesetze, aber auch — in der Unionsurkunde war von der Religion nicht die Rede — der katholischen Religion und ihrer Bekenner.

Die Liga war nur dem Namen nach ein Bund, in Wahrheit das Geschöpf und Werkzeug eines entschlossenen thatkräftigen Fürsten, der es verstand, den geistlichen Fürsten Süddeutschlands klar zu machen, daß es sich für sie um Sein oder Nichtsein handle, und daß sie darum in ihren Säckel greifen müßten. Herzog Max errichtete aus Bundesmitteln ein vortreffliches Heer, das aus Baiern bestand und von bairischen Führern befehligt wurde. Ziemlich weitaussehende Pläne faßte er jetzt schon ins Auge, wir haben Denkschriften, woraus hervorgeht, daß er die Mitwirkung Spaniens und des Papstes zu gewinnen suchte. Dagegen ist bezeichnend, daß er sich planmäßig bemühte, den Bund ohne Oesterreich zu Stande zu bringen, er dachte, wie selbst von katholischer Seite bemerkt worden ist, an ein katholisches Kleindeutschland unter bairischer Hegemonie als engeren Bund, im weiteren Bunde mit Oesterreich.

Die Liga bedeutete Etwas, sie hatte ein Haupt und ein Heer, das im ersten drohenden Moment mit den Waffen eingreifen konnte; die Union hatte keines von Beiden und ging wahrscheinlich an ihrer inneren Schwäche zu Grunde.

Jeden Augenblick konnte jetzt irgend ein Zufall der Anstoß zu einem ungeheuren Kriege werden. Das war die Lage, die Heinrich IV. vortrefflich gewählt hatte, um mit Erfolg sich in die Händel der Deutschen einzumischen. Sein Tod vertagte den Kampf.

Während dessen wuchs die Zerrüttung in den Habsburgischen Erblanden, eine immer lautere Opposition gegen die Versuche gewaltsamer Bekehrung steigerte sich bis zum offenen Aufruhr. Rudolph zeigte sich unfähig, diesen Sturm zu beschwören, seine Angehörigen traten zusammen und setzten ihm wegen seiner hartnäckigen „Gemüthsblödigkeit“, wie es in einem Vertrage mit Ungarn hieß, den ältesten Bruder Matthias zum Vormund, einen charakterlosen, von impotentem Ehrgeiz vorwärts getriebenen Mann, der

überall gerade hinreichte, die Verwirrung und den Unfrieden zu vermehren, aber nirgend sie zu stillen.

Er spielt mit dem Feuer, hetzt gegen den Bruder, verschwört sich mit den Unzufriedenen in Ungarn und Mähren und Deutsch-Oesterreich gegen den Kaiser, nimmt ihm Länder und Krone unter den Füßen weg und ist doch zu schwach, den Aufruhr der Stände zu bewältigen.

So folgen sich die Dinge, welche eine Auflösung des Kaiserstaates in Aussicht stellen. Rudolph wird in den Erblanden abgesetzt, die Verwaltung von Ungarn muß er Matthias übertragen, die Böhmen sucht er durch den Majestätsbrief zu halten, aber auch diese erheben sich gegen ihn und werfen sich dem mehr versprechenden Haupte der Opposition in die Arme. So stirbt er endlich am 20. Januar 1612, ein länderloser Fürst, von Wahnsinn und Krankheit aufgerieben, um alle seine Kronen gebracht.

Die siebenjährige Regierung des Kaisers Matthias (1612—1619) war die bitterste Züchtigung für ihn selber. Er sollte erfahren, daß es leichter ist, einen ohnmächtigen Regenten unter allgemeiner Auflehnung vollends zu Grunde zu richten, als der Geister, die er gerufen, wieder Herr zu werden. Rudolph war noch leidlich unblutig aus der Krisis hervorgegangen, über dem Haupte seines Nachfolgers sollten die Flammen des Bürgerkrieges zusammenschlagen. Auch er erfuhr das Schicksal Rudolph's, die Erzherzoge setzten ihm einen Vormund in der Person Ferdinand's von Steiermark und als er starb, waren Böhmen und ein Theil Oesterreichs in offener Rebellion.

Ferdinand begann sein Regiment in Böhmen mit einer schreienden Verletzung des Majestätsbriefes, als er die Kirche zu Braunau schließen, die zu Klostergrab zerstören ließ. Darüber brach im Mai 1618 der Aufstand in Prag aus. Die verhaßten kaiserlichen Räthe Martinitz und Slavata wurden nach „guter altböhmischer Sitte", wie einer der anwesenden Edlen sich ausdrückte, zum Fenster hinausgeworfen, eine Art provisorischer Regierung eingesetzt und ein Heer in Sold genommen.

Das war der Anfang des dreißigjährigen Krieges und auf denselben Höhen, wo dem Winterkönigthum ein Ende gemacht wurde, haben nachher die kriegführenden Parteien ihre letzten Schüsse gewechselt.

Achter Abschnitt.

Erste Phase des dreißigjährigen Krieges. Der böhmisch-pfälzische und der dänische Krieg 1620—1629.

§ 32.

Anfänge Ferdinand's II. (seit März 1619). — Charakter und Erziehung. — Sein Regierungsantritt in dem revolutionären Oesterreich. — Die Kaiserwahl (August 1619). — Das Winterkönigthum Friedrichs V. und der Krieg in Böhmen. — Die Schlacht bei Prag (8. November 1620). — Anfang der katholischen Reaction in Böhmen und der Pfalz 1621.

Anfänge Ferdinand's II. Charakter und Erziehung. Regierungsantritt in dem revolutionären Oesterreich. Kaiserwahl (August 1619).

In Oesterreich regten sich seit Beginn des 17. Jahrhunderts all die Gegensätze, auf deren Niederhaltung das ganze künstliche Gefüge dieses Reiches beruhte, der nationale, der religiöse, der politische Gegensatz. Diese außerordentliche Lage forderte außerordentliche Mittel. Um die Schwäche Rudolph's II. unschädlich zu machen, trat der Familienrath der Erzherzoge zusammen, und stellte Matthias zum Regenten auf und als auch diesem die Dinge über den Kopf wuchsen, ward ein Gleiches gegen ihn unternommen.

Wenn man die Reihe der Erzherzoge durchging, so ragte Ferdinand von Steiermark unter allen hervor; er war der Sohn des Herzogs Karl von Steiermark, der Vetter von Matthias, allerdings nicht der nächstberechtigte, aber da von Denen, die vor ihm standen, Mehrere Geistliche geworden, Andere kinderlos waren, so hatte sich das Haus dahin verständigt, ihm als dem Tauglichsten die ganze Sorge für das Reich zu übertragen.

Ferdinand war einer der ersten Zöglinge, welche der neue Orden der Jesuiten unter den deutschen Fürsten gehabt hat und in den Gedanken und Zielen desselben aufgewachsen wie ein vollständiger Jünger der Gesellschaft, der weniger für den Thron als für die Kanzel und den Beichtstuhl vorbereitet ward, früh durch

fanatische Gelübde gebunden, deren Erreichung ihm später mehr Schwierigkeiten bereitete, als er selber ahnen mochte. Er hatte früh das Gelübde abgelegt, die Ketzerei mit allen Mitteln zu vertilgen und war entschlossen, lieber über eine Wüste zu herrschen, als über ein Land von Ketzern.

Es konnte sich das schauderhaft erfüllen, daß er eine Wüste wirklich hinterließ und in dieser dennoch die Ketzerei nicht ganz vernichtet war.

Er war eine der Naturen, die in den Händen der Priester Fürchterliches wirken können; ohne die großartigen kühnen Gedanken eines originalen Kopfes, aber eine der stillen Seelen, die, was sie einmal als Glaubensartikel in sich aufgenommen haben, mit Gefahr ihres Lebens, mit Preisgebung alles dessen, was ihnen hienieden theuer ist, festhalten, mehr Mönch als Fürst, mehr Zögling eines Priestercollegiums als zu der Aufgabe befähigt, über dieser ungeheuren Krisis versöhnend zu walten und den Abgrund des Bürgerkrieges zu schließen.

Das ganze Reich fast war eine Beute der Ketzerei und Empörung, als er 1596 in Steiermark, Kärnthen und Krain die Herrschaft antrat, mit dem festen Entschluß, alle Feinde des wahren Glaubens und der absoluten Herrschergewalt niederzuwerfen, und sein Land war das einzige der Monarchie, wo das gelang. Lieber, erklärte er, wolle er betteln gehen und seinen Leib in Stücke hauen lassen, als die Ketzerei länger ertragen. Die protestantischen Bauern bekamen katholische Priester und wo sie widerstrebten, wurden sie mit Gewalt unterworfen. Wer nicht in einer bestimmten kurzen Frist katholisch wurde, mußte auswandern, die Kirchen und Schulen wurden geschleift, Bibeln und Predigtbücher zu vielen Tausenden verbrannt, gegen die Widerspenstigen mit Verbannung, Dragonaden und Galgen eingeschritten, und als die Unglücklichen sich auf die Verordnungen Maximilians II. beriefen, ward erwidert, die Fürsten seien an Freibriefe, die ihnen nachtheilig seien, nicht gebunden.

In seinem Privatleben bot Ferdinand das Bild eines einfachen, streng sittlichen Lebens*), sein Charakter war eng, starr, nicht grausam, wenigstens nicht aus Lust an brutaler Gewalt.

---

*) [In einem etwa 800 S. umfassenden Manuscript der Bibl. Royale (Mss. fr. N. 964 St. Victor) sind Aufzeichnungen des päpstlichen Nuncius aus einem 8jährigen Aufenthalt in Deutschland enthalten, aus denen H. fol-

Ich glaube, was von seinen Vertheidigern angeführt wird, daß er Thränen vergoß bei dem Vollzug der fürchterlichen Grausamkeiten, die er verordnete; er meinte, sein Glaube verlange diese Opfer und war der ehrliche Fanatiker, um allen Ernstes zu sagen, er gäbe sein eigenes Leben darum, wenn er dadurch auf einen Schlag alle Ketzer gesund machen könnte.

Der freie große Blick eines Regenten, der über den Parteien steht und Jedem in seinem Kreise sein Recht gönnt, war in jener Zeit das Vorrecht weniger überlegenen Geister, wie Wilhelms von Oranien und Heinrich's IV., ihm fehlte er durchaus, und seine Erziehung hatte ihn gelehrt, jede Duldung dieser Art als ein Attentat auf die Religion zu betrachten.

Demgemäß erschien ihm die bisherige Politik erst der Duldung, nachher der Schwäche als der Uebel größtes und die enge Verbindung welche zumal in Oesterreich die Ketzerei mit allen Tendenzen der politischen Freiheit und der nationalen Absonderung eingegangen hatte, trug das Ihrige dazu bei, ihn in der Auffassung zu bestärken, daß er als Wächter der Einheit des Reichs sich im Stande der Nothwehr gegen eine lebensgefährliche Empörung befinde.

Der Erste, der deßhalb aus allem Einfluß entfernt werden mußte, war der Cardinal Klesel, in dem er die Politik der Halbheit und der Schwäche verkörpert sah.

Klesel war ein Emporkömmling niederster Art, mit allen Schattenseiten eines solchen, ein geschmeidiger Höfling und doch voll Neigung zur Gewaltherrschaft, mehr biegsames Talent als ausgeprägter Charakter, aber dadurch vortrefflich geeignet, einer Natur, wie Matthias war, als Rathgeber und Werkzeug zu dienen. Er verfocht eine Politik berechneter Milde und Versöhnlichkeit, rieth jedem Lande so viel wie möglich das Unweigerliche zu gewähren,

---

gende Stelle über Ferdinand anführt: Ferdinand II. en âge de cinquante et un an, de médiocre stature, de forte complexion, de poil tirant sur le roux, d'agréable présence, affable et civil envers tout le monde. Il boit peu, se dort encore moins, ayant accoustumé de se coucher à dix heures et de se lever à quatre et quelquefois devant. Quant à sa piété envers notre religion on n'en saurait rien dire qui ne soit au-dessous de la vérité. Toutes les fêtes solennelles et principalement celle des douze apôtres, il fréquente dans sa chapelle des crérémonies de confession et de communion. Le jeudi saint il reçoit la communion avec l'Impératrice son épouse et avec les princes ses fils de la main du nonce de St. Siége pour apprendre à ses sujets par son exemple à satisfaire à ce commandement de l'Eglise etc.]

wie das zu Matthias Art stimmte und als das einzig Ausführbare erschien. Da erfolgte die Palastrevolution, Klesel ward eines Morgens weggeführt wie ein Staatsverbrecher, abgesetzt und in ein unwürdiges Gefängniß geworfen, weil er an der Seite seines Kaisers eine den Erzherzogen verhaßte Politik befolgt hatte.

Seit Klesel's Beseitigung war Ferdinand der leitende Mann geworden und als nun Matthias starb (20. März 1619), fehlte diesem nur noch die Kaiserwürde.

Er kam nach Wien und fand es hier ähnlich wie einst in Steiermark, das ganze Land erfüllt vom Protestantismus, die Bürger in den Städten, die Edelleute und Bauern auf dem Lande fast durchweg der Ketzerei offen ergeben; in der Nähe von Wien stand der Graf Thurn mit den böhmischen Landsknechten, aus Ungarn rückte Bethlen Gabor heran und eine große Partei in der Residenz war entschlossen, mit diesen gemeinsame Sache zu machen (Anfang Juni 1619). Der Kaiser selbst war seines Lebens kaum sicher, die Bewegung hier ähnlich aufgewallt wie in Prag, bewaffnete Bürger drangen auf die Hofburg, um Religionsfreiheit zu fordern, ihr Führer schüttelte ihn am Wams und rief: „Nandel, gib Dich, Du mußt unterschreiben". Wenig fehlte, daß ihm eine provisorische Regierung gesetzt, daß er selber von den Rebellen festgenommen worden wäre, wenn diese die kecke Entschlossenheit dazu gefunden hätten.

In diesen Tagen höchster Noth hat sich Ferdinand wie ein Mann betragen, es galt da einem Sturm zu trotzen, vor dem mancher Andere sich gebeugt hätte. Er that es und, wie vielen Menschen in der Geschichte, wurde es auch ihm leichter, das Unglück als das Glück zu ertragen.

Ein glücklicher Zufall, das rechtzeitige Herbeikommen eines Regiments Cuirassiere rettete den Kaiser damals vor seinem empörten Volke.

Nun war eine große Frage zu lösen, die die nächste Zukunft des habsburgischen Hauses einschloß, die Kaiserwahl.

Eine unmittelbare Macht gab die Kaiserwürde nicht mehr, eine Armee, eine Staatskasse brachte sie nicht zu Stande, eine unbestrittene Autorität war damit nicht zu üben. Wenn daher Ferdinand darauf zählte, mit der Macht des deutschen Kaiserthums die Rebellen in Prag und Wien zu schlagen, so wäre das eine Täuschung gewesen.

Dennoch war das Kaiserthum von Bedeutung. Viele Dinge im Leben scheinen werthlos, wenn man sie besitzt, aber sie zu verlieren, ist doch ein unermeßlicher Schaden. So war's mit dem Kaiserthum. Das Verlieren der Kaiserwürde in diesem Augenblick war ein Verdict, das das deutsche Reich über das Haus Habsburg aussprach, die Czechen, Magyaren, die Mähren, die Schlesier, die Wiener selbst rüttelten an dem morschen Hause, insbesondre an der Autorität Ferdinands, Deutschland war der letzte Strohhalm, das Nothbrett für den äußersten Fall, woran sich die sinkenden Hoffnungen Habsburgs anklammerten. Wien war unsicher, Böhmen in offener Empörung, Mähren, Schlesien, Ungarn nahe daran, Tirol und Steiermark reichten nicht aus den Thron zu halten, wenn auch Deutschland ihn verließ, dann war er verloren.

Wählten die Kurfürsten den Erzherzog, so hatte er doch eine Stütze, woran er sich hielt, das deutsche Reich wenigstens hatte bewiesen, daß es die Habsburger nicht aufgab. Nie war darum diesen die Wahl begehrenswerther als gerade jetzt. Mißlang sie, dann versank das ganze Haus im Abgrund der Revolution.

Für das deutsche Reich war die Lage anders. Hier fielen die beiderseitigen Interessen durchaus nicht zusammen. Wurde Ferdinand gewählt, so begab sich das Reich mit in den ganzen Wirrwar von Revolutionen, der die Grenzen von Süd- und Ostdeutschland erfüllte. Es erbte einen Bürgerkrieg, der hinreichte, um den in Deutschland vorhandenen Zündstoff in helle Flammen zu versetzen. Die Spannung der Parteien im Reiche war gerade groß genug, um schon an sich einen gefährlichen Ausbruch befürchten zu lassen, wie erst dann, wenn man den rücksichtslosen Fanatiker der extremen Restauration an die Spitze rief.

Gewiß, wenn es damals in Deutschland einen Fürsten gegeben hätte, der Ansehen genug besaß, um der Würde ebenbürtig zu sein, und in religiösen Dingen unbefangen genug war, um beiden Theilen ihr Recht zu geben, dann war seine Wahl die wünschenswertheste, sie ersparte Deutschland vielleicht das furchtbare Unglück des dreißigjährigen Krieges, wenn das aber nicht der Fall war, dann wurde Deutschland in den furchtbarsten Kampf hineingerissen.

Die Wahlstimme Ferdinands wurde von vornherein bestritten weil die Böhmen ihn nicht mehr anerkannten, aber damit war

so gut wie Nichts gewonnen, wenn man keinen Gegencandidaten hatte. Die Union zeigte sich in ihrer ganzen Baufälligkeit, die Protestanten waren innerhalb und außerhalb uneinig, es graute ihnen vor dem jesuitischen Kaiser, aber sie hatten ihm nichts als leere Ränke und unausführbare Vorschläge entgegenzusetzen; von der vielgeschäftigen pfälzischen Seite trug man die Candidatur zur Kaiserwürde feil, als ob sie eine werthlose Waare wäre, man bot sie gleichsam auf der Gasse herum, wer sie haben wollte, und fand doch keinen Abnehmer.

Kaum dem Angriff der Böhmen entronnen, kam Ferdinand mitten durch Feindesland nach Frankfurt zur Wahl.

Nach 6 Monaten hitziger Unterhandlungen und Schreibereien hatte man sich im protestantischen Lager nicht einmal über einen Protest gegen die Wahlstimme Ferdinands geeinigt, deren Ungiltigkeit die Böhmen ausgesprochen hatten, und als der Wahltag kam, war der Sieg Ferdinands bereits so gut wie entschieden. Es war das erste Emportauchen aus der Krisis, die Oesterreich seit so lange erschüttert hatte.

Hätte man vorher gewußt, was in demselben Augenblicke bekannt wurde, als die Kurfürsten die Wahl Ferdinands ankündigten, daß nämlich die Böhmen einen Schritt weiter gegangen waren, den König Ferdinand abgesetzt und eine Neuwahl vorgenommen hatten, so hätte man sich vielleicht besonnen und wenigstens die Wahl noch etwas verzögert. Jetzt war es damit vorbei, die Kurfürsten mußten sich der Logik der Thatsachen fügen, die sie selber mit herbeigeführt.

Das Winterkönigthum und der Krieg in Böhmen 1619—1622. Schlacht bei Prag 8. Novbr. 1620.

Die Wahl der Böhmen war in denselben Augusttagen auf das Haupt der Union, Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz gefallen, weil er, so wurde zu seinen Gunsten angeführt, „ein sehr vernünftiger Herr von großen Qualitäten, auch unterschiedlicher Sprachen kundig sei", weil er ein „mächtiges, wohl abgerichtetes Volk habe und mit großen Mächten des Auslandes, England, Holland und der Schweiz im Bunde stehe". Man kannte in Böhmen weder die innere Schwäche der Union noch die Unzuverlässigkeit ihrer auswärtigen Bündnisse, man traute ihr etwas zu und hoffte auf eine Hilfe, die sie nie bringen konnte.

Friedrich V. war verheirathet mit der Tochter Jacobs I., Elisabeth Stuart; in England hatte man die Heirath mit Jubel begrüßt, als ein Familienbündniß zwischen dem noch verdächtigen englischen König und dem Haupt des deutschen Protestantismus und die Parlamente waren nachher immer bereit, dem Pfalzgrafen Subsidien zu schicken.

Dieser Zusammenhang mit England wog schwer in den Augen der Böhmen.

Der Kurfürst schwankte lange hin und her, die Entscheidung kam nicht, wie man lange gemeint hat, von seiner Gemahlin, sondern von andern Einflüssen. Er war persönlich ein sehr unbedeutender Regent, eine liebenswürdige, wohlwollende Natur im Privatleben, ein Gönner von Künstlern und Gelehrten, aber ganz ungeeignet zu irgend welchen ernsthaften politischen Geschäften, geschweige zur Durchführung eines großen Wagnisses von solchem Umfang, stets abhängig von fremdem Rath und im entscheidenden Augenblick nie der Mann des Entschlusses, der Alles an Alles setzt, wie das in solcher Lage erforderlich war. Ihn bestimmte der Ehrgeiz, die Führerrolle, die sein Haus seit einem Menschenalter übernommen, nicht aus den Händen zu lassen, die Hoffnung auf britische Hilfe und was die Hauptsache war, der Rath einer Reihe von Leuten, die recht eigentlich damals die pfälzische Politik gemacht haben, länderloser Prinzen, jüngerer Söhne jüngerer Brüder, ohne Land und Geld; ein solcher u. A. war, der am eifrigsten zurieth, Christian von Anhalt, dazu kamen die Einflüsterungen des gescheidten, aber verrannten Ludwig Camerarius und des calvinistischen Beichtvaters, Scultetus.

So geschah es, Ende October 1619, daß die „Pfalz nach Böhmen zog".

Friedrich V. hoffte in Böhmen Macht zu finden, und die Böhmen erwarteten sie von ihm. Aber er fand nur slavische Revolution, einen unbändigen Adel und einen aufgelösten Staat, den die Aristokratie allein regieren wollte. Jeder verließ sich auf den Andern und jeder war verlassen.

Böhmen war überwiegend von der slavischen Partei beherrscht, eine Anzahl ehrgeiziger Edelleute stand an der Spitze und die Mehrzahl des Volkes schwelgte mit ihr in den Erinnerungen an das nationale Königthum des 15. Jahrhunderts. Der neue

König verdarb es sogleich mit beiden Theilen, mit dem Adel, denn er wollte Nichts von seinen Ansprüchen auf Mitregierung wissen und folgte nur dem Rathe seines Anhalt und Camerarius, mit dem Volke, durch die auffallende Art seines Wandels und seine calvinistische Engherzigkeit. In Böhmen herrschte noch eine altväterische, etwas pedantische Art des Lebens und ein kräftiges, tief wurzelndes Vorurtheil gegen die Ausgelassenheit der Höfe jener Tage, aber der junge pfälzer Kurfürst war mit seinem ganzen Hofe von französischer Leichtfertigkeit in einer Weise angesteckt, wie sie die strengen Ansichten der Böhmen verletzen mußte. Mit den galanten Sitten der Männer und Frauen dieses Hofes contrastirte nun seltsam die Sprödigkeit seines Calvinismus, die Böhmen waren lutherisch, der Kurfürst streng reformirt; er hatte freilich die unbedingte Religionsfreiheit der Böhmen anerkannt, aber die Eiferer in seiner Umgebung, Scultetus an der Spitze, ruhten nicht eher als bis in der Hauptkirche von Prag alle Bildwerke, Gemälde und Reliquien zerstört und ausgeräumt, und das prachtvolle Gotteshaus in einen kahlen, calvinistischen Betraum verwandelt war. Die confessionellen Reibungen mehrten sich in großem Umfang und trugen am meisten dazu bei, den König seinem Lande zu entfremden. So standen ein Land und ein König sich gegenüber, die sich nicht verstanden, in Sprache, Nationalität, Sitte und Bekenntniß vollkommen fremd waren. Ein Wunder hätte geschehen müssen, wenn daraus etwas Gedeihliches hervorgehen sollte.

Ferdinand hatte die Macht nicht, Böhmen mit Waffengewalt niederzuwerfen. Als Kaiser hatte er an moralischem Ansehen viel gewonnen, aber äußere Hilfsmittel, Geld, Soldaten schuf die Würde nicht. Er mußte sich deshalb der Liga in die Arme werfen. Die Liga war etwas Anderes als die Union, sie war kein Bund, in dem Jeder gleich viel Rechte bei gleich wenig Pflichten beanspruchte, sondern eine einheitliche Organisation in den Händen eines energischen Kriegsfürsten, dessen sogenannte Verbündete nur für Geld zu sorgen hatten.

Die Liga wird jetzt und bleibt fortan nachher auf eine Reihe von Jahren die leitende Macht in Deutschland.

Ferdinand schloß am 8. Octbr. 1619 mit Max von Baiern, seinem Jugendfreund und Verwandten, einen Vertrag, wobei sich dieser wohl zu bedenken und zu versorgen gewußt hat.

Der Herzog erhielt darin die unbedingte und ausschließliche Leitung des ganzen Unternehmens gegen die rebellischen Ketzer in Oesterreich und Böhmen, und Oberösterreich, das freilich erst genommen werden mußte, als Pfand bis zur Leistung der Kriegskostenentschädigung. Dafür trat dieser mit seiner gesammten Macht dem verlassenen Kaiser zur Seite.

So begann mit dem Jahre 1620 der Krieg.*)

Der Kampf war nicht verloren, wenn man ihn in Böhmen nur mit einigem Verstande führte. Es fehlte allerdings an tüchtigen Truppen und Geld, aber auch Max hatte keine überflüssigen Mittel und war verloren, wenn er nicht rasch eine entscheidende Schlacht gewann. Man mußte sich deßhalb im böhmischen Lager durchaus auf der Defensive halten.

Wenn in jenen Tagen einem Heerführer die Mittel versagten, seine Söldner zu bezahlen, so hielt sie Nichts mehr zusammen, kein Eid, keine Anhänglichkeit an irgend eine Person oder Sache: das war auch die Schwäche der ligistischen Armee, die überdies unter den Folgen der schlechten Witterung an Krankheit litt. Das Heer hätte sich auflösen müssen, wenn man auf böhmischer Seite es verstand, einer Schlacht auszuweichen und den Gegner durch einen zähen Vertheidigungskrieg auszuhungern.

Aber man that das Gegentheil. Mit einem Offiziercorps, das im Lager schwelgte statt seine Pflicht zu thun, und ungeschulten, zuchtlosen Mannschaften, stellte man sich einem geübten, um 1/3 stärkeren Heere entgegen. Christian von Anhalt nahm am 5. Novbr. Stellung auf dem weißen Berge bei Prag und erlebte

*) Im März des neuen Jahres hatte sich der Winterkönig mit einem Schreiben an Ludwig XIII. von Frankreich um Hilfe gewendet, das H. unter den Manuscripten der B. R. (Mss. fr. N. 1171 St. Germain betitelt: Mémoires pour l'histoire d'Allemagne depuis 1619 jusqu'à 1638) aufgefunden und excerpirt hat. Es ist vom 24. März datirt und sucht darzuthun, daß der drohende Krieg durchaus politischer, keineswegs religiöser Natur sei (z. B. fol. 14: mes actions aussy bien que mes déclarations monstrent assez que je n'ay eu la pensée, moins encore la volonté de faire ou permettre estre fait aucun desplaisir à mes subjects de la religion catholique romaine à cause de la dite religion, qu'au contrair j'ay et auray toujours en soin particulier de les protéger également avec les autres sans distinction); sollte der Krieg wirklich ausbrechen, so erinnere er an die alte Allianz zwischen der Pfalz und seinem Vater und bitte ehrfurchtsvoll qu'il vous plaise me tendre la main de vostre bonne assistance fondée sur la confiance que j'ay de vostre dicte bienveillance et sur les voeux que j'ay fait de conserver inviolablement l'affection héréditaire que je porte au bien de vostre couronne.

drei Tage darauf bei aller persönlichen Tapferkeit jene schmähliche Niederlage, die das Schicksal des Winterkönigthums in einer einzigen Stunde entschied.

Die Rebellen in Böhmen und Mähren unterwarfen sich sofort, nur Mansfeld führte noch Monate lang einen hoffnungslosen Bandenkrieg auf eigene Faust. Friedrich floh nach Schlesien, rief in Breslau die Hilfe der Union an und suchte die protestantischen Stände des Landes wider die Reaction aufzuregen, die, wie er ganz richtig vorhersagte, sonst über den ganzen Protestantismus kommen werde; aber umsonst, auch hier unterwarf man sich dem siegreichen Herzog, der eine Schlachttag hatte Alles zu Boden geschmettert, Böhmen, Mähren, Schlesien, die Lausitz gehorchten wieder dem Fürsten, den sie ein Jahr vorher abgesetzt hatten, die protestantischen Fürsten sahen der Flucht des hilflosen Winterkönigs schadenfroh zu und dieser fand bei seinen eigenen Verwandten in Berlin und Wolfenbüttel kaum die nothdürftigste Aufnahme, geschweige denn hilfreiche Unterstützung.

Nicht durch die Macht Ferdinands, sondern durch die der Liga war die Revolution in Böhmen niedergeschlagen, aber die Sache, die gesiegt, war ihnen beiden gemeinsam, es war die Sache der kirchlichen Restauration, der Bekehrung durch Jesuiten und Landsknechte.

Eine Einmischung des Auslandes war nicht zu befürchten, die Hoffnungen des Winterkönigs auf Hilfe fremder Mächte zerstoben wie Spreu im Winde, sein eigenes Erbland fiel bald dem Feinde in die Hände, die Ausbeutung des Sieges konnte beginnen. Von der Art, wie das geschah, hing ab, ob der Krieg, der bis dahin kaum ein deutscher, wie viel weniger ein europäischer gewesen war, sich zu einem Weltkrieg entwickeln würde.

Die kirchliche Reaction in Böhmen und der Pfalz.

Der lang gefürchtete Ausbruch der Krisis, die Jahrzehnte hindurch schwer auf Deutschland gelastet hatte, war erfolgt, das Uebergewicht des Kaisers war entschieden, ein Haupt des deutschen Protestantismus kläglich unterlegen, es war ein Schlag, den alle deutschen Fürsten schwer empfinden mußten, aber von da zu einem Religionskrieg war noch weit.

Wenn Ferdinand jetzt in Böhmen gewaltsam restaurirte, den

Majestätsbrief als verwirkt erklärte, weil das Land ihn selber verletzt habe, so war das nicht mehr als Jeder erwarten konnte. Es rächte sich nur die Unklugheit der Politik von 1619—20, die Alle außer Friedrich V. gleich durchschaut, daß sie ohne die nöthigen Mittel solch eine Wendung heraufbeschworen.

Aber ein Anderes war es, den Böhmen zu zeigen, wer Herr im Lande sei und das System der gewaltsamen Rückbekehrung offen zu verkündigen und mit blutiger Strenge durchzuführen. Das war das Mittel, den Religionskrieg zu entfesseln und dem Auslande Ursache zur Einmischung zu geben.

Mit nur einiger Mäßigung hatten es Ferdinand und die Liga in der Hand, einen wohlfeilen Sieg im eigenen Lande zu feiern und doch das Mißtrauen im Reich und im Ausland zu entwaffnen. Aber das konnten sie nicht. Lag es in der Zeit, oder in ihrer persönlichen Leidenschaft, sie begannen hastig, unbesonnen, das Werk der Gegenreformation und der Krieg hörte auf ein böhmischer oder deutscher zu sein, er ward zu einem europäischen.

Die protestantische Union war bereits aus allen Fugen gegangen. Als im Sommer 1620 Spinola mit spanischen Landsknechten den Rhein heraufrückte, hatte sie ihm Nichts entgegenzusetzen gewußt als einen lächerlichen Hinweis auf das Reichsgesetz, welches die Anwesenheit fremder Truppen in Deutschland verbot. Das war vor der Katastrophe ihres Glaubensbruders gewesen. Als nun nach derselben Ferdinand mit dem Trotz des Siegers auftrat, da löste sie sich in schmachvoller Unterwürfigkeit vollständig auf und das Reich hallte wieder von Spott und Schadenfreude.

Am 29. Januar 1621 hatte Ferdinand den unglücklichen Friedrich in die Acht erklärt und den Vollzug dem Herzog von Baiern übertragen. Von all den Formen, die die Reichsverfassung selbst bei erwiesenem Verbrechen in solchem Falle vorschrieb, ward keine einzige geachtet, Beleidigter, Kläger, Richter war eine und dieselbe Person. Nach diesem Anfang ließ sich ungefähr die Milde berechnen, mit welcher der Kaiser Rache nehmen werde.

Im Juni 1621 begann in Böhmen mit 27 grausamen Hinrichtungen der vornehmsten Ketzer ein furchtbarer religiöser Terrorismus, der Jahre lang das unglückliche Volk bis auf das

Blut gepeinigt, viele Tausende in's Ausland getrieben und dennoch den Protestantismus nicht vollständig ausgerottet hat. Der Majestätsbrief ward vom Kaiser eigenhändig zerschnitten, gegen „solch anerkannte Rebellion" gab es keine Rücksicht mehr. Daß die lutherische Predigt bei den strengsten Strafen verboten, ketzerische Schriften, insbesondere Bibeln, massenhaft weggenommen wurden, und Jesuitencollegien Kirche, Schule, Erziehung ganz in die Gewalt bekamen, verstand sich von selbst, aber man blieb dabei nicht stehen.

Ein großer Theil der vornehmen protestantischen Familien wurden ihrer Güter beraubt, und als man damit noch nicht genug erreichte, ward verordnet: kein Akatholik kann Bürger werden, keiner ein Gewerbe treiben, eine Ehe schließen, ein Testament machen, wer einem protestantischen Prediger Aufenthalt gewährt, verliert sein Eigenthum, wer protestantischen Unterricht duldet, wird mit Geld bestraft und zur Stadt hinaus gepeitscht, die protestantischen Armen, die nicht übertreten, werden aus den Spitälern vertrieben und durch katholische Arme ersetzt, wer freie Aeußerungen über die Religion thut, wird hingerichtet. 1624 erging an alle protestantischen Prediger und Lehrer der Befehl, binnen 8 Tagen das Land zu verlassen bei Gefahr ihres Lebens, und endlich ward verordnet, wer bis Ostern 1626 nicht katholisch ist, muß auswandern. Licht und Luft des einfachsten menschlichen Rechts im Staat ward den Protestanten entzogen, aber der wirklichen Bekehrungen waren wenige, Tausende blieben im Stillen ihrem Glauben treu, andere Tausende wanderten arm wie Bettler in's Ausland, über 30,000 böhmische Familien, darunter 500 von der Aristokratie, gingen in die Verbannung. Vertriebene Böhmen waren in ganz Europa zu finden und sie fehlten in keinem der Heere, die gegen Oesterreich gefochten haben.

Die, die nicht auswandern konnten oder wollten, hielten im Stillen an ihrem Glauben fest. Gegen sie brauchte man Dragonaden. Soldatenabtheilungen wurden in die Ortschaften geschickt, um die Ketzer so lange zu drangsalen, bis sie gläubig wurden. So zogen die „Seligmacher" durch ganz Böhmen, plünderten, mordeten, brandschatzten, es kam zu blutigen Aufständen, an einzelnen Orten verschanzte man sich und wehrte sich gegen sie auf's Aeußerste. Hilfe erschien den Unglücklichen nicht, aber auch die

Sieger erreichten nicht, was sie erreichen wollten, man konnte den Protestantismus und die hussitischen Erinnerungen nicht tödten, nur eine äußerliche Unterwerfung erzwingen. Als Joseph II. sein Toleranzedict gab, zeigte sich das auf schlagende Weise und bis heute besteht in Böhmen und Mähren eine immerhin beachtenswerthe protestantische Partei. Aber eine „Wüste" hatte man geschaffen, das Land geknickt auf lange Menschenalter hinaus. Vor dem Krieg zählte Böhmen über vier Millionen Einwohner, und 1648 waren davon nur noch 7—800,000 vorhanden.

Diese Zahlen haben etwas abstoßend Unglaubliches, aber sie sind uns von böhmischen Geschichtsschreibern wohl beglaubigt. In einzelnen Theilen des Landes hat die Bevölkerung bis heute den Stand von 1620 nicht wieder erreicht.

Noch im Sommer 1622 hatte es die kaiserliche Politik verstanden, sich durch ein Bubenstück ohne Gleichen den Weg in die Erblande des Winterkönigs zu bahnen.

In den planlosen Raubkrieg, den der Abenteurer Mansfeld und der ritterliche pfälzische Oberst Obentraut in der Ober- und Unterpfalz seit Sommer 1621 gegen Spanier und Baiern führten, war eine gewisse Einheit und ein unbestreitbarer Schwung gekommen, als im April 1622 der geächtete Kurfürst Friedrich ganz plötzlich inmitten seiner treuen Pfälzer erschien.

Der wackere Markgraf Georg Friedrich von Baden stieß mit einer stattlichen Mannschaft zu Mansfeld und beide lieferten den Baiern unter Tilly bei Wiesloch eine glänzende, siegreiche Schlacht. Trotz der Niederlagen des Markgrafen bei Wimpfen (Mai) und des wilden Braunschweigers Christian bei Höchst (Juni), hatte Friedrich V. im Elsaß eine starke und unentmuthigte Heeresmacht beisammen, als er sich durch perfide Unterhandlungen, die den arglosen Jüngling bei seiner Friedensliebe und seinem Vertrauen auf den selber mißbrauchten Schwiegervater Jacob I. von England faßten, verleiten ließ, erst die Feindseligkeiten einzustellen und dann sein ganzes Heer zu entlassen, damit, wie die diplomatischen Betrüger sagten, der Friede eintreten könne.

Jetzt, da die Pfalz entblößt, der Kurfürst entwaffnet war, konnte Tilly, der bei der ersten Nachricht von der Ankunft Friedrichs die Belagerung des Dilsberges sofort aufgegeben hatte, in aller Ruhe die Unterwerfung der Pfalz vollenden. Gleichwohl

gelang es nur mit großer Mühe im September Heidelberg, im November Mannheim zu nehmen, während die Besatzung Frankenthals sich seiner trotz aller Angriffe glücklich erwehrte. Mit den bairischen Landsknechten, die hier wie überall barbarisch gehaust haben, kamen die Jesuiten, um das Brutnest des Calvinismus auszuheben. Die reformirten Geistlichen wurden vertrieben, katholische Priester und Mönche traten in ihre Stellen ein, die blühende Universität hörte auf und die Schätze ihrer weltberühmten Büchersammlung wurde auf 50 Frachtwagen nach Rom geschleppt. Die Bekehrung des durch und durch protestantischen Volkes wurde erst mit einer gewissen Mäßigung begonnen, — die Lutheraner, die man anfänglich schonte, hatten hier wie in Böhmen Gelegenheit, der Mißhandlung der Reformirten schadenfroh zuzusehen, dann kam die Reihe auch an sie — und schließlich mit rascher Gewalt durchgeführt.

Auf dem Fürstentage, den Ferdinand im November des Jahres statt eines Reichstags nach Regensburg berief, ward dann die pfälzer Kurwürde feierlich dem siegreichen Herzog von Baiern übertragen (Febr. 1623). Das neue Regiment kennzeichnete sich alsbald durch einen leidenschaftlichen Bekehrungseifer. Um dieselbe Zeit, da das zügellose Gebahren der „Seligmacher" in Oberösterreich die namenlos mißhandelten Bauern zu einem verzweifelten Aufruhr trieb, begannen die Baiern das alte gut protestantische Land katholisch zu machen. Es ging hier leichter als in Böhmen und in Oberösterreich, der päpstliche Nuntius Caraffa, der dort sich einem fast unbesiegbaren Trotz gegenüber befunden, meinte, die Pfälzer hätten ihre Wiedergeburt weit schmerzloser überstanden als ihre österreichischen und böhmischen Glaubensbrüder, die Zeugen dessen waren die vielen Tausende von Pfälzern, die ihre schöne Heimath verließen und in ganz Europa als flüchtige Süddeutsche sprüchwörtlich waren.

§ 33.

Der dänische Krieg (1625—1629) und Albrecht von Waldstein. Umschlag der Stimmungen. Der protestantische Bund: England, Holland, Dänemark 1625. — Christian IV. von Dänemark. — Albrecht von Waldstein. Charakteristik. — Mansfeld's Niederlage bei Dessau (April 1626). Christian's Niederlage bei Lutter am Barenberge (Aug. 1626). Waldstein und Tilly in Norddeutschland. Mecklenburg. Stralsund (1628). Friede von Lübeck (Mai 1629). Das Restitutionsedict (März 1629) und seine Bedeutung. — Umtriebe der Liga gegen Waldstein, der Regensburger Fürstentag, Entlassung Waldsteins (Juni 1630).

Der Umschlag der Stimmungen. Der protestantische Bund zwischen England, Holland, Dänemark 1625. Christian IV. von Dänemark.

Die Dinge von 1622—23 in Böhmen, Oberösterreich und der Pfalz hatten eine furchtbar aufregende Wirkung in und außer Deutschland.

Als der Winterkönig nach verlorener Schlacht landflüchtig und wehrlos durch Deutschland eilte, von seinen eigenen Verwandten halb wie ein Verbrecher verläugnet, halb wie ein Aussätziger gemieden, da ward keine Stimme für ihn laut und als er in einem öffentlichen Aufruf warnte, seine Sache sei die aller Protestanten und seine Niederlage werde die Aufrichtung eines spanischen Absolutismus in ganz Deutschland zur Folge haben, da ward er von den Lutherischen verhöhnt und Sachsen rieth den schlesischen Ständen, sie sollten sich durch den Rebellen nicht verführen lassen, sonst würde eben das erfolgen, was sie vermeiden wollten. Sein eigener Schwiegervater, Jacob I. von England, fand es aus Gründen fürstlicher Legitimität unräthlich, durch Unterstützung einer Revolution ein böses Beispiel zu geben und hatte überdies Spanien versprochen, keine andere Rolle als die eines neutralen Vermittlers in der Sache zu übernehmen.

Diese Stimmung änderte sich, als man die Früchte solchen Verhaltens sah.

Die Anfänge der brutalen katholischen Reaction erst in Böhmen, dann in Oberösterreich, zeigten, was der Sieg der Liga zu bedeuten hatte. Es kam der treulose Mißbrauch, den man mit der Vermittlung Jacob's I. gegen seinen Schwiegersohn getrieben, die Absetzung des Kurfürsten und die gewaltsame Bekehrung der protestantischen Pfalz. Das Alles deutete, trotz aller glatten Worte, für die der Volkswitz jener Tage den Namen „der spanische Schlaftrunk" erfunden hatte, auf eine katholische Reaction, vor der bald Niemand mehr sicher war, auf eine Vergewaltigung des Reichs, die jedes Gesetz, jedes Herkommen über den Haufen stieß.

Schon auf dem Regensburger Fürstentag, der dem Verfahren wider den Pfalzgrafen den Schein eines Rechts geben sollte, regte sich eine warnende Opposition, das gefügige Sachsen sprach wider die Absetzung des Kurfürsten und nahm selbst die Anerkennung zurück, die es früher der Achtserklärung desselben ausgesprochen, Brandenburg erhitzte sich förmlich für den Pfalzgrafen, den es vorher so schnöde hatte bei Seite liegen lassen.

Im niedersächsischen Kreise keimten bereits Gedanken an bewaffneten Widerstand, denn die fremden Kriegsvölker richteten das Land fast zu Grunde, als in England ein entscheidender Umschwung sich ankündigte, der das Zustandekommen einer großen europäischen Coalition gegen Spanien-Habsburg in Aussicht stellte.

Jacob I. und sein Buckingham, tief erbittert über Spaniens jesuitische Ränke (Februar 1624), traten mit Eröffnungen vor das Parlament, die von diesem mit großer Freude und der Versicherung begrüßt wurden, daß es „mit Leib und Leben die wahre Religion und das Recht der königlichen Kinder zu vertheidigen" bereit sei, und als dann Mansfeld nach London kam, wurde er von der gesammten Bevölkerung bis zu der höchsten Aristokratie hinauf als der Held der Glaubensfreiheit mit unermeßlichem Jubel gefeiert.

Bei dem bekannten Wankelmuth der Regierung Jacobs und Buckinghams war auf ein nachhaltiges kriegerisches Eingreifen gleichwohl nicht zu rechnen, mit seinem Nachfolger Karl I. (seit März 1625) kam mehr Schwung in die Angelegenheit und der

protestantische Bund ward endlich zur Thatsache. Im Haag kam am 9. December 1625 ein Vertrag zwischen England, Holland, Dänemark zu Stande, der eine große Expedition auf dem Continent zur Bekämpfung Habsburgs und zur Wiedereinsetzung des Pfalzgrafen zum Gegenstande hatte.

Vorher war schon mit Gustav Adolf von Schweden unterhandelt worden, aber man hatte sich über die Bedingungen nicht einigen können und die vorsichtige schwedische Politik hatte die Sache darum als zu verwegen und weit aussehend von der Hand gewiesen.

England war vermöge seiner ganzen Machtstellung außer Stande, den Krieg in Deutschland selbst und unmittelbar zu führen, Holland war in derselben Lage, beide mußten sich auf Zahlung von Subsidien an einen Kriegsfürsten des Festlandes und Mitwirkung ihrer Flotte an der Küste beschränken.

König Christian IV. von Dänemark erklärte sich zur Intervention bereit. Er war als Herzog von Schleswig-Holstein deutscher Reichsfürst, von dem niedersächsischen Kreise zum Kreisobersten ernannt und hatte, neben der Hoffnung, sich in Norddeutschland zu bereichern, ein dringendes Interesse daran, daß der katholischen Restauration Einhalt geschehe.

Was das dänische Königthum jetzt war, war es allein durch die Reformation mit ihren politischen und kirchlichen Consequenzen geworden. Von Schleswig, Holstein, Jütland aus hatten Friedrich I. und Christian III. den Zutritt der Reformation nach dem eigentlichen Reiche vermittelt, durch die Erschütterung der weltlichen und geistlichen Feudalität ihrer Krone erst Werth und Macht verliehen, eine religiöse Restauration bedeutete für diese Monarchie Rückkehr unter das alte Joch, unter dem sie sammt dem Bürgerthum und dem Bauernstand so lange geseufzt.

Friedrich II. (1559—1588) und Christian IV. hatten eifrig Hand angelegt, das neue Staatsverhältniß auszubauen und eine gesunde wirthschaftliche Grundlage zu geben.

Wohl war der Sturz des mächtigen Kirchenthums hier nur gelungen durch ein Bündniß der Krone mit dem Adel, wobei der letztere sich den Löwenantheil zu sichern gewußt hatte, die weltliche Aristokratie hatte sich ihre Vorrechte, das Mitregiment des Reichsrathes in allen wichtigeren Fragen, sowie die Gerichtsbarkeit und

Steuerfreiheit, in der Handfeste so unzweideutig als möglich verbürgen lassen. Nichts desto weniger blieb dem Königthum Spielraum genug, die geräuschlose Emancipation der Mittelklassen in die Hand zu nehmen, durch gewissenhafte sparsame Verwaltung und milde Handhabung an sich harter Gesetze die Finanzen des Staates und den Wohlstand der Nation gleichmäßig zu pflegen, durch verständige Fürsorge für Handel und Arbeit den Erwerb der Massen zu heben, die natürliche Richtung dieses Inselvolkes auf Seeverkehr und Colonialunternehmungen vortheilhaft auszubeuten, und so die Sache der Monarchie zur Sache des ganzen arbeitenden Theils der Bevölkerung zu machen, der jetzt erst anfing, ein menschenwürdiges Dasein zu führen — und das haben die beiden Könige Friedrich II. und Christian IV. mit Geschick und Sorgfalt zu bewerkstelligen verstanden.

Bis zu dem Krieg in Deutschland war Christian ein beliebter und glücklicher Monarch gewesen. Ein Mann von seltener Begabung und großer Vielseitigkeit der Kenntnisse und Einsichten, hatte er während einer langen Regierung den Grund gelegt zu der materiellen Blüthe, die diesem Lande bis in's vorige Jahrhundert geblieben ist.

Was nicht häufig verbunden ist: er war der erste militärische Organisator Dänemarks und zugleich der Schöpfer seiner Wirthschafts- und Handelspolitik. Von ihm rührte her die Gründung der Handelsplätze Glückstadt und Christiania, die Börse in Kopenhagen, die Einführung gleichen Maaßes und Gewichtes, die Colonien in Island und Grönland, die Einrichtung regelmäßigen Postverkehrs, die Versuche, die Handelsübermacht der Hansa zu brechen und daneben die Aufstellung eines stehenden Heeres, nicht aus fremden Söldnern, sondern aus einheimischen Bauern gebildet und von dänischen Offizieren geführt.

An der Spitze eines tüchtigen Heeres, das nicht aus so losen Bestandtheilen zusammengesetzt war, wie sonst die Söldnerheere jener Tage, war dieser König eine unverächtliche Macht, zumal wenn die Hilfeleistung Hollands und Englands so zuverlässig eintraf, als sie bereitwillig versprochen war.

Als Inhaber einer Krone, für die das Gelingen der katholischen Restauration eine Lebensgefahr bedeutete, als deutscher Reichsfürst, der in Norddeutschland eine sehr einflußreiche Stimme hatte,

durfte Christian IV. dem deutschen Krieg nicht theilnahmlos zuschauen und überdies mochte er wohl auch daran denken den Besitz von Holstein im übrigen Niedersachsen etwas abzurunden.

So nahm er das Anerbieten Englands und Hollands an und begann den Krieg in Norddeutschland, unterstützt von einigen norddeutschen Fürsten, die die gleiche Sorge trieb wie ihn.

Sein Krieg war nicht glücklich. Gleich zu Anfang desselben besetzte das ligistische Heer Norddeutschland und als es zur Schlacht kam, wurde Christian gänzlich aus dem Felde geschlagen und Waldstein verfolgte das dänische Heer bis in sein eigenes Gebiet. Die Bedeutung dieses Krieges liegt anderswo. Es gelingt um diese Zeit dem Kaiser Ferdinand II. sich loszumachen von der Vormundschaft der Liga und den Krieg mit eignen Mitteln zu führen, die Gründung und die Triumphe dieses neuen Heeres aber sind geknüpft an Albrecht von Waldstein.

Albrecht von Waldstein.

Waldstein gehörte nicht zu der hohen böhmischen Aristokratie, sondern zum Kreis der Edelleute. Seine Familie war bis auf wenige Glieder protestantisch, seine Eltern, seine Großeltern gleichfalls, aber es war für den jungen Albrecht (geb. 14. September 1583) eine eigenthümliche Fügung, daß den früh verwaisten Knaben ein Oheim zu sich nahm, der zu den wenigen treugebliebenen Katholiken der Familie gehörte und ihn zum Katholicismus zurückführte. So wuchs er als ein Zögling der Jesuiten heran. Ein katholischer Edelmann war in Böhmen eine Seltenheit. Der Oheim führte ihn in die Dienste der Habsburger ein und früh zeichnete er sich aus. Dem Erzherzog Ferdinand leistete er in Steiermark große Dienste bei seinem Krieg gegen die Venetianer (1617); der Festung Gradiska, die von Venetianern belagert und hart bedrängt war, wußte er durch einen glücklichen Zug reiche Ladungen von Proviant mitten durch die Belagerer hindurch zuzuführen, noch bedeutender als dies war, daß er aus eigenen Mitteln ein Regiment ausgerüstet, dessen Offiziere und Mannschaften ihn vergötterten und dessen Erscheinung der Stolz der ganzen Armee war. Ein talentvoller junger Kriegsmann, der habsburgisch und katholisch zugleich war, war in jenen Tagen des allgemeinen Abfalls ein wahrer Schatz. Als in Böhmen der Aufruhr losbrach und alle seine Vettern auf

protestantischer Seite standen, machte er sich durch seine schroffe, scharf ausgeprägte kaiserliche Gesinnung bemerkbar, gegen den Grafen Mansfeld half er mit seinen Kürassieren das Treffen bei Teyn entscheiden und den Rückzug Bouquoy's deckte er mit großem Geschick gegen die Schaaren Bethlen Gabors.

Durch eine reiche Heirath hatte er sich schon in jungen Jahren eine selbständige Existenz gegründet; sich die Gunst der Habsburger in ihrer größten Bedrängniß zu fesseln, scheute er kein Opfer und er hatte ein eigenthümliches Geschick, bei dem Schein großer Verschwendung ein guter Haushalter zu sein, der keinen reellen Vortheil versäumte und selbst, wenn er mit vollen Händen gab, doch nur das Netz nach größerem Gewinn auswarf.

Als in der böhmischen Revolution fast die ganze Aristokratie des Landes bei den Empörern stand, war seine Treue ein doppeltes und dreifaches Verdienst und als dann die massenhaften Güter-Confiscationen erfolgten, brach für ihn der Tag der Ernte an.

Bis zum Jahre 1622 ließ Ferdinand nicht weniger als 642 Herrschaften und Güter böhmischer Edelleute einziehen und da er in großer Geldnoth war, den Raub sofort um Schleuderpreise losschlagen. Der Markt war überschwemmt mit den Gütern; wer jetzt baar Geld hatte, um einzukaufen, der konnte in kurzer Zeit unermeßliche Reichthümer erwerben. Waldstein war ein Millionär, er kaufte für Millionen von diesen Gütern, meist um Spottpreise und zu den etwa 60 Besitzungen, die er zusammen für 7 1/3 Millionen an sich brachte, erhielt er noch vom Kaiser, wohl für die Vorschüsse, die er in seinem Dienste gemacht, die ansehnliche Herrschaft Friedland mit dem Städtchen Reichenberg um den Preis von 150,000 fl.

Waldstein war neben seinem Glück ein ungewöhnlich begabter Mann, nicht sowohl als Feldherr denn als Organisator auf dem Felde der Bildung, Einübung, Ordnung, Verpflegung eines Heeres.

Das Heerwesen Europa's war damals in einem Zustande des Uebergangs aus alten zu neuen Formen, oder vielmehr die alten Formen waren dahin und die neuen noch nicht gefunden. Der letzte Rest des mittelalterlichen Lehendienstes war verschwunden und die moderne Aushebung der Landeskinder für ein stehendes Heer noch nicht zur Herrschaft gekommen, die Heere waren ein Mittelding, weder wie in der Feudalzeit durch das Band der Lehenstreue zusammengehalten,

noch durch nationale Zusammengehörigkeit unter sich und mit einem bestimmten Staat verknüpft. Der Krieg war ein Geschäft, bei dem Nichts als die Rechnung auf Gewinn mitwirkte, irgend ein sittliches Band gemeinsamer Empfindungen und höherer Pflichten unbekannt war. Aus aller Herren Ländern wurden die Landsknechte zusammengeworben. Wo es irgend unglückliche, gedrückte Verhältnisse gab, da waren auch Tausende bereit, im Kriegshandwerk ihr Brod zu suchen und wen immer, aus weniger ehrenwerthen Gründen, die Gesellschaft ausstieß, der folgte dem Kalbfell und fand unter einer beliebigen Fahne immer noch sein Unterkommen. Die böhmischen Verbannten finden sich tausendweise in allen Heeren, die gegen Oesterreich kämpfen, die Irländer fast ebenso zahlreich in denen der Gegner; ebenso war es mit den Wallonen u. s. w. Die Deutschen trifft man auf beiden Seiten ziemlich gleich vertheilt.

Aus solchen Elementen nun ein Heer zu schaffen und ihnen, wo jeder andere Zusammenhalt fehlte, in der eigenen Person einen Mittelpunkt zu geben, das war Waldsteins Meisterschaft.

Von dieser Seite ließ sich kein Heer dem seinigen vergleichen. Was er that, um das Ganze in einen Guß zu bringen, den Landsknechten einen Corpsgeist einzuhauchen, den Söldnern seine Person als Mittelpunkt des Ganzen wie ein höheres Princip darzustellen, das hat ihm Keiner gleich gethan. Im Uebrigen war er eine der Naturen, wie sie aus solchen Zeiten hervorgehen, ein Emporkömmling, der aus sehr bescheidenen Verhältnissen zu einem Mann geworden war, der über Fürstenthümer gebot, und dabei, innerlich roh von Hause aus, andere Triebfedern als den Durst nach Macht und Machtgenuß nie kennen gelernt hat. Auch Leute, die auf conservativer Seite stehen, pflegen in solchen Zeiten die revolutionären Züge des Zeitalters anzunehmen.

Er hatte denn auch für das überlieferte Herkommen und das geschichtliche Recht nicht mehr Achtung, als ein glücklicher Soldat haben kann: so viele Größen hatte er fallen sehen, so mancher mächtige Schritt über die Häupter Anderer war ihm geglückt, daß ihm der Gedanke nicht ferne lag, seiner ehernen Faust werde wohl auch erreichbar sein, was Anderen der blinde Zufall der Geburt in den Schooß geworfen. Darum war er voll gründlicher Verachtung des alten deutschen Wesens und unsäglicher Geringschätzung für das, was kleine Menschen bewegt, ein Mann wie die Mar-

schälle Napoleons, und von der Meinung erfüllt, daß es nicht allzu verwegen sei, nach Größerem zu trachten, als er besaß und nach der Sterblichen Vorurtheile besitzen durfte.

Er war sehr geneigt, den Phantasien eines ausschweifenden Ehrgeizes nachzuhängen und sich in allerlei gefährlichere Pläne einzulassen, als ihm seine Mittel erlaubten. Er war ein Mann, der Hazard spielte, gern Alles auf eine Karte setzte und mit einem gewissen abergläubischen Behagen gern dunkle Wege ging. Er liebte hinterhaltige Doppelzüngigkeit und nannte das hohe Weisheit und was Andere nur Arglist nannten, schien ihm feine diplomatische Kunst. Rücksichten religiöser, nationaler oder gar persönlicher Pietät banden ihn nicht auf dem Wege seines Ehrgeizes. Er diente dem Hause Habsburg, weil ihm hier einmal sein Gestirn aufgegangen war, aber es kostete ihn keinerlei Selbstverläugnung, sich auf Pläne einzulassen, die Nichts mit den Pflichten eines loyalen Kaiserlichen zu schaffen hatten, er focht für die katholische Sache, aber ohne den Fanatismus seines Herrn und ohne den Bekehrungseifer Tilly's, man pries ihn ob seiner Duldung, aber sie entsprang bloß aus Gleichgiltigkeit.

Dieser Mann mit ungeheueren Mitteln, einem königlichen Vermögen, einer ungewöhnlichen politischen und militärischen Virtuosität, einem hochfliegenden Ehrgeiz und einer ganz verächtlichen Anschauung alles Herkommens, trat neben dem Kaiser auf, um ihn beinahe zu verdunkeln.

Den Kaiser drückte das Gefühl, daß ein fremdes Heer, das der Liga, seine Siege erfechten, seine Länder hatte zurückerobern müssen: Waldstein schuf ihm ein eigenes Heer, das ihn von Baiern unabhängig machte und groß genug war, sich selber zu ernähren und ganze Länder zu erobern.

Nicht 20,000, wohl aber 50,000, hatte er erklärt, wolle er herbeischaffen, von einer solchen Heeresmacht wußte er, daß sie wie ein wanderndes Volk in fetten Landschaften vom Kriege selber zu leben und jeden Feind zu Paaren zu treiben vermöchte.

Der Krieg von 1626—1628.

Waldstein zog mit der offenbaren Absicht in's Feld, den Krieg für sich, auf eigene Verantwortung, aber auch zu seinem alleinigen Ruhm zu führen und darum das Heer der Liga unter Tilly, das seit Monaten in den Gegenden Niedersachsens zum

Schrecken der Einwohner hauste, als nicht vorhanden zu betrachten, wo immer möglich, es zu verdunkeln.

Seit Herbst 1625 lagerte Waldstein mit seinen Schaaren zwischen Magdeburg, Halberstadt und Dessau, mit Geld, Lebensmitteln und jedem Bedarfe reichlich versehen, und ließ bei Dessau Monate lang an der Errichtung eines festen Brückenkopfes und riesenhaft angelegten Verschanzungen arbeiten, während Tilly, durch Christian IV. in lauter ausgezehrte Gegenden gedrängt, mit einem darbenden, durch Krankheiten, Mangel, Desertion, der Auflösung nahe gebrachten Heere verzweifelnd umherzog und umsonst von Hause oder von Waldstein Hilfe begehrte.

Waldstein gehörte denn auch der Ruhm der ersten Waffenthat des neuen Jahres. Im April kam Ernst v. Mansfeld mit dem stattlichsten Heere, das er je befehligt, 20,000 Mann und 30 Stücken schweren Geschützes, an die Elbe und begann den Sturm auf den Dessauer Brückenkopf. Mehrere Tage hintereinander kam es zu furchtbaren Kämpfen, der kaiserliche Oberst Aldringen hielt mit heldenhafter Ausdauer Stand, und ermöglichte Waldstein durch einen letzten Flankenangriff der Cavallerie und Artillerie die Entscheidung zu geben, Mansfeld wurde gänzlich geschlagen (25. April 1626) und über Frankfurt und Schlesien bis nach Ungarn verfolgt. Es war sein letzter Feldzug, auf der Reise durch Bosnien wurde er krank und starb wie er gelebt. Als er den Tod herannahen fühlte, zog er seine beste Uniform an und erwartete von zwei Waffenbrüdern gestützt aufrecht stehend das Ende. Wenige Monate nach ihm starb sein Gesinnungsgenosse, der andere wilde Söldnerführer Christian von Braunschweig.

Diese beiden Verluste hatten das Schicksal des dänischen Feldzugs bereits so gut wie entschieden. So lange die beiden Recken noch thätig waren und Tilly's Heer kaum in der Lage war, einem vereinigten Angriff Stand zu halten, hatte Christian IV. gezögert, jetzt fing Jener an sich zu erholen, Hessen ward unterworfen, Münden und Göttingen eingenommen und gräßlich ausgemordet, noch jetzt gab es günstige Momente, die, wohl benutzt, viel wieder gut machen konnten, Christian versäumte sie und erlitt endlich bei Lutter am Barenberge (27. August) eine entscheidende Niederlage, die ihn bis nach Holstein zurückwarf.

Jetzt war das ligistische Heer Meister in Braunschweig und Hannover.

In ganz Norddeutschland fanden Waldstein und Tilly keinen Widerstand mehr. Ganz Schlesien fiel mit allen Festungen dem Herzog in die Hände und der Kaiser überließ ihm das Herzogthum Sagan sammt der Herrschaft Priebus als erbeigenes Besitzthum. Von hier aus bereitete er einen großartigen Feldzug gegen Christian von Dänemark auf dessen eigenem Grund und Boden vor, in seiner Herrschaft Friedland arbeiteten Eisenhämmer, Pulvermühlen, Waffenschmieden, Werkstätten Tag und Nacht für die Ausrüstung seines Heeres und seine eigene Münze prägte das baare Geld, um die Löhnungen der Mannschaften zu bestreiten.

Als er im Herbst 1627 in Eilmärschen nach dem Norden aufbrach, unterwarfen sich die beiden Herzoge von Mecklenburg sofort, in alle festen Plätze kamen waldsteinische Besatzungen, und mit Tilly gemeinsam begann er dann die Operationen gegen Holstein und Schleswig, das völlig in seine Hände fiel.

Seine Pläne schweifen jetzt, wie sich aus seinem Briefwechsel ergiebt, in's Phantastisch-Riesenhafte.

Mit Ende des Jahres nimmt er einen dreimonatlichen Urlaub, sein Stellvertreter Oberst Arnim erhält den Auftrag, alle Seehäfen Pommerns zu besetzen und zu befestigen, alle Schiffe, deren er habhaft werden kann, anzuhalten und die tauglichen zu armiren, — „denn Er sieht, daß wir uns itzt werden zu Meer machen" — Schweden sorgfältig zu beobachten, denn Gustav Adolf sei ein „gefährlicher Gast, auf den man wohl Acht haben müsse", ihm womöglich die Schiffe zu verbrennen; inzwischen soll er mit den dänischen Ständen unterhandeln, daß sie ihren Christian absetzen und den Kaiser Ferdinand zum König wählen, wollten sie das, so verspreche er ihnen, alle ihre Privilegien und die Reformation sogar heilig zu halten, wollten sie nicht, so werde man sie leibeigen machen. Er selber betreibt indessen beim Kaiser, daß ihm der Besitz von Mecklenburg zugesichert wird und sucht nach irgend einem Vorwand, um über die Herzoge die Reichsacht zu verhängen.

Dort aber kam jetzt der lang verhaltene Groll des Kurfürsten von Baiern und seiner Partei zum Ausbruch. Daß Waldstein von den Pfaffen Nichts wissen wollte und statt mit Tilly gemeinsam Norddeutschland katholisch zu machen, lediglich darauf

ausging, sich selber ein mächtiges Fürstenthum zu gründen, war schon eine Verschiebung des ganzen Zieles, das dieser Partei vorschwebte. Aber er hatte auch allerlei bedenkliche Aeußerungen gethan, woraus hervorging, daß er das Schicksal der Mecklenburger wo möglich allen deutschen Fürsten sammt ihrer ganzen „deutschen Libertät" zugedacht habe. Den Fürsten, hatte er geäußert, solle man das Gasthütel herunterziehen, man brauche keine mehr, wie es in Frankreich und Spanien nur einen König gebe, solle auch in Deutschland nur ein Kaiser gebieten. Insbesondere die Kurfürsten müsse er mores lehren und ihnen zeigen, daß nicht der Kaiser von ihnen abhänge, sondern sie von dem Kaiser u. s. w.

Solche Stimmen drangen nicht durch, vielmehr wollte man gewittert haben, daß der Kaiser selber der Meinung sei, „man müsse den Kurfürsten die Gewalt etwas beschneiden", empfand er doch selber das Drückende einer solchen persönlichen Abhängigkeit von dem Kurfürsten Max, der noch immer Oberösterreich als Pfandbesitz inne hatte.

Waldstein setzte durch, daß ihm Mecklenburg erst als Pfand, dann als Fürstenthum zugesprochen und die Herzoge ihres Landes verlustig erklärt wurden.

In derselben Zeit machte sich der Kaiser Ferdinand von der Vormundschaft der Liga vollständig los. Im März 1628 erhielt Kurfürst Max für Oberösterreich die Oberpfalz und die rechtsrheinische Unterpfalz als Entschädigung für die Kosten und Opfer des böhmischen Krieges. Ferdinand hatte seine Erblande wieder, Max seinen eigenen Verwandten um sein Land gebracht und der Krieg, der nur mit einer Zurückführung des verbannten Pfalzgrafen beigelegt werden konnte, die Aussicht, sich in's Endlose fortzuspinnen.

Mit dem Frühling desselben Jahres begann Waldstein, „der General des oceanischen und baltischen Meeres", wie jetzt sein Titel lautete, sich der Ostseeküste vollends zu bemächtigen. Auf zwei Punkte vornehmlich hatte er sein Augenwerk geworfen: Rügen und Stralsund. Das Erstere wurde genommen, das Letztere widerstand, von Dänemark und Schweden mit Geld, Kriegsbedarf, Lebensmitteln und Truppen reichlich unterstützt. Waldstein wollte die Stadt haben und „wenn sie mit Ketten an den Himmel geschmiedet wäre", aber Alles war umsonst. Seine wiederholten

Stürme wurden abgeschlagen, seine Anerbietungen zurückgewiesen, die Mannschaften der Belagerer erlitten ungeheuere Verluste durch das Feuer des Feindes, Noth, Krankheit, schlechte Witterung und endlich, nach sechsmonatlicher Berennung, mußte ein schimpflicher Abzug angetreten werden (August 1628).

An den Wällen von Stralsund, der heldenmüthigen Ausdauer seiner protestantischen Bürgerschaft hatte sich das Kriegsglück Waldsteins und, mehr als das, auch sein hochfliegender Plan von Seeherrschaft und oceanischer Fürstenherrlichkeit gebrochen. Er ist jetzt der Erste, der zum Frieden räth, denn der Boden brennt ihm unter den Füßen, müde des hoffnungslosen Kampfes mit Seemächten, die ihm unerreichbar sind und denen er wehrlos ausgesetzt bleibt, drängt er jetzt selber auf raschen Abschluß mit Dänemark. Im Mai 1629 kommt der Vertrag in Lübeck zu Stande, beide Theile verzichten auf Entschädigung und der bei Lutter geschlagene König Christian erhält alle seine Provinzen und Städte wieder zurück, als ob er der Sieger, nicht der Unterlegene wäre.

Inzwischen war der ligistischen Partei ein Hauptschlag geglückt. Sie hatten es vermocht, dem Kaiser ein Edict abzunöthigen, das ihm nur sein bitterster Feind anrathen konnte, das war das Restitutionsedict von 6. März 1629.

Das Restitutionsedict (1629) und die Entfernung Waldsteins (1630).

Unter den Bedingungen, welche Kurfürst Max von Baiern gestellt hatte, als er das Land ob der Ens dem Kaiser herausgab, waren zwei geheime gewesen, davon die eine die Vertreibung der Calvinisten, die andere die Rückgabe der katholischen Kirchengüter verlangte.

Nach längerem Zögern und Umherfragen bei Geistlichen und Laien entschloß sich der Kaiser, diese beiden Forderungen zu erfüllen. Die Erfüllung war das Restitutionsedict vom März 1629, welches verordnete: Alle seit dem passauer Vertrage eingezogenen mittelbaren Stifter, Klöster und andere Kirchengüter werden den Katholiken zurückgegeben, alle dem geistlichen Vorbehalt zuwider in protestantische Hände gekommenen unmittelbaren Stifter werden wieder mit katholischen Prälaten besetzt, die katholischen Reichsstände haben das Recht, ihre Unterthanen zu ihrer

Religion zu zwingen und, falls sie das nicht wollen, sie gegen gebührendes Abzugsgeld aus dem Lande zu schaffen, der Religionsfriede gilt ferner nur für die Katholiken und die Bekenner der unveränderten Augsburger Confession, alle anderen Sekten, Calvinisten, Zwinglianer, werden im Reiche nicht geduldet.

Dies Edict hatte zum Theil das formelle Recht für sich, ausgeführt bedeutete es auf alle Fälle eine ungeheure Revolution, die für den Besitzstand der protestantischen Reichsstände und ihrer Landeskirchen, für den deutschen Protestantismus überhaupt geradezu vernichtend war. Die mittelbaren Stifter, d. h. die, die nicht unter dem Kaiser, sondern unter irgend einer Landeshoheit standen, waren von protestantischen und katholischen Fürsten reichlich eingezogen worden. In den Jahren 1552—1555, wo die Protestanten das entschiedene Uebergewicht und von dem Kaiser Nichts zu fürchten hatten, war die Zahl der Säcularisationen durch die protestantischen Fürsten sehr bedeutend gestiegen und als 1555 die Frage zur Sprache kam, gelang es nicht, irgend einen Artikel durchzusetzen, der die Restitution verfügte, man erkannte stillschweigend den status quo an. Das war jetzt über siebzig Jahre her und sollte mit einem Schnitte abgetrennt werden.

Der geistliche Vorbehalt, wenn man die so benannte Clausel des Religionsfriedens als zu Recht bestehend anerkennen wollte, war allerdings verletzt worden.

Mehrere protestantische Fürsten hatten die Gelegenheit doch benutzt und es dahin gebracht, daß ihre Söhne oder Brüder Bischöfe wurden und durch ihren Uebertritt nachher das Stift in ein weltlich protestantisches Territorium verwandelten.

Wenn man jetzt forderte, es soll wieder werden, wie es vor geschehener Verletzung des Vorbehalts war, so handelte man formell im Recht. Aber dann durfte man nicht gleich im folgenden Artikel den katholischen Ständen das Recht verstatten, ihre protestantischen Unterthanen zu bekehren, oder auszutreiben, denn das widersprach einem anderen, nicht weniger giltigen Vorbehalt, wonach den protestantischen Unterthanen geistlicher Fürsten das Recht auf Bekenntnißfreiheit ausdrücklich gewahrt war.

War das Eine formelles Recht, so war es das Andere auch.

Endlich gehörten seit dem Religionsfrieden dem reformirten Bekenntniß sehr große Gebiete an: Kurpfalz, Hessen-Cassel, Zwei-

brücken, Cleve, Berg und die Kurlinie des Hauses Hohenzollern. Diese großen Gebiete wurden durch jenen letzten Artikel ihres factischen Rechtszustandes vollständig beraubt, der schrankenlosen Gewalt katholischer Reaction preisgegeben.

Auch wo man sich im formellen Rechte befand, war Etwas gewagt von unabsehbaren Folgen, und nur die siegberauschte Verblendung einer unbelehrbaren Camarilla konnte es überhaupt für durchführbar halten.

Mit diesem System gab es keinen Frieden mehr.

Selbst Sachsen und Brandenburg, die erstaunlich passiv waren, so lange bloß die Religion in Gefahr war, wurden sehr unruhig, als die Kirchengüter unsicher wurden, auch die trieb man jetzt in das Lager der Gegner. Die unmittelbaren Stifter, die wieder hergestellt werden sollten, bildeten zusammen ein kleines Königreich. Es waren die Erzbisthümer Magdeburg und Bremen, die Bisthümer Minden, Verden, Halberstadt, Lübeck, Ratzeburg, Meißen, Merseburg, Naumburg, Brandenburg, Havelberg, Lebus, Camin. Dazu wurden zahllose Abteien von der Restitution betroffen.

Es hieß die Dynastien sammt den Völkern zu einem Kampf auf Tod und Leben herausfordern, wenn man mit solchem Edict Ernst machte. Aber das erwog man nicht, obgleich man schon einen neunjährigen Krieg um geringerer Ursachen willen hinter sich hatte.

Man hat später den Protestanten oft vorgeworfen, daß sie im blinden Haß gegen Habsburg Alles vergessen hätten, Vaterland und Ehre, unter allen fremden Fahnen gedient, unter dänischen, schwedischen, selbst französischen Führern gefochten, und in Abrede zu stellen ist das ebensowenig, als die furchtbare Verwilderung, die unser Volk davon getragen hat.

Aber man vergesse doch auch nicht die Schuld der Urheber solchen Jammers. Was blieb ihnen anders übrig, als jede Hilfe anzunehmen, wenn man hundert Tausende von ihnen mit einem Federstriche rechtlos machte, ihnen Vaterland, Glauben, Eigenthum, Alles nahm? Man hat eben die deutschen Protestanten dahin gebracht, wo die irländischen Katholiken angekommen waren, die auch in blinder Rachsucht gegen Alles fochten, was protestantisch hieß.

Ueber die Ausführbarkeit des Edictes hat der Erfolg gerichtet. Nach sechs blutigen Kriegsjahren mußte der Kaiser Sachsen und Brandenburg die Aufhebung des Edictes zugestehen und nach 13 weiteren Jahren fürchterlicher Kriegführung allen übrigen Protestanten und Reformirten dasselbe einräumen. Also ein 19jähriger Kampf konnte Nichts bewirken, als daß das Edict in Fetzen zerrissen wurde.

Und wenn die Wiederherstellung der Kirchengüter nur wenigstens ehrlich gemeint gewesen wären, d. h. eine Zurückerstattung derselben an ihre ursprünglichen Eigenthümer, aber das war keineswegs darunter verstanden. Schalt man ihre Einziehung einen Raub, dann durfte man sie nicht durch einen neuen Raub wieder gut machen wollen, wie das hier geschah.

Die meisten Stifter gehörten solchen Orden an, zu deren Zeit es noch keine Jesuiten gab, insbesondere die größte Anzahl der Abteien den Benedictinern. Als diese nun kamen und ihr Eigenthum zurückfordern wollten, da saßen bereits die Jesuiten darauf.

Und bei der Besetzung der Erzbisthümer und Bisthümer machte man es ähnlich. Statt, wie es die alte Ordnung vorschrieb, die Prälaten erwählen zu lassen, hatte man überall Erzherzoge und Agnaten des Hauses Habsburg bei der Hand, die an die Stelle der alten Besitzer treten sollten.

Der Mißgriff des Kaisers bestrafte sich rasch und auf eine Weise, die er nicht geahnt hatte.

Das Mindeste, was er erreicht haben wollte, als er den Bestürmungen der Liga und der Jesuiten nachgab, war die Befriedigung ihrer immer unbequemeren Ansprüche. Er hatte sich geirrt. Als er jetzt die Liga aufforderte, zur Erleichterung von Franken und Schwaben ihr Bundesheer wegzuführen oder abzudanken, da berief Kurfürst Max eine Bundesversammlung nach Heidelberg und verlangte, nachdem er zum Schein einige Mannschaften entlassen, in deren Namen, der Kaiser selber solle entwaffnen, d. h. Waldstein abdanken und seine Heeresmacht auflösen, zum Mindesten einen Kurfürstentag berufen zur baldigen Gründung eines sicheren Friedens.

Das Restitutionsedict hatte auch die zahmsten Glieder der protestantischen Reichsaristokratie gegen den Kaiser in Harnisch gebracht, es fehlte jetzt nur noch, daß man ihm den Mann von der

Seite nahm, der ihn auf eigene Füße gestellt, um ihn von seiner schwindelnd emporgestiegenen Macht herabzustürzen.

Und das sollte jetzt geschehen.

Beschwerden gegen Waldstein waren in Menge da. Die ganze Art seiner Kriegführung, sein System, die Heere aus den Ländern, in denen sie lagen, zu verpflegen, war fürchterlich. In einer Gegend, durch die er gekommen war, wurden nicht bloß die Zinsen vom Capital, das Capital des Volkswohlstandes selber aufgezehrt. Die Greuel, die die Zügellosigkeit seiner wilden Soldateska außerdem mit sich brachte, waren arg genug, wenn auch nicht ärger, als Andere zu hausen pflegten. Das Sengen und Brennen, das Schänden von Frauen und Jungfrauen, die ruchlosen Grausamkeiten gegen Alles, was Leben hatte, trieben die Landsknechte Anderer mindestens ebenso entsetzlich als die seinen. Aber freilich neidisch blickten die Feldhauptleute auf ein Lager, dem es niemals am Nöthigen fehlte, weil in dem Raub und der Erpressung ein wohlgeordnetes System waltete, während sie bei dem besten Willen, es ihm in den Mitteln gleich zu thun, doch nie dahin kamen, daß der Soldat ein halbwegs behagliches Auskommen hatte.

Die Fürsten allerdings hatten schwer über ihn zu klagen. Alle hatte er beleidigt durch seinen herausfordernden Trotz, einige hatte er von Land und Leuten vertrieben, sich selber zum Fürsten gemacht und ziemlich offen eine Politik eingeschlagen, die auf Vertilgung aller Fürsten hinauslief, um sie durch eine Aristokratie von glücklichen Soldaten unter einer kaiserlichen Militärdictatur zu ersetzen. In dem Hasse gegen Waldstein waren alle Stände einig, die Geistlichen verziehen ihm nicht, daß er von ihren Bekehrungen Nichts wissen wollte und ihnen gelegentlich die Grobheit entgegenwarf, „der Teufel und das höllische Feuer soll den Pfaffen in's Gedärm fahren", von den Protestantischen war kaum Einer, dem er nicht das Land zu Grunde gerichtet, der nicht hätte darben müssen, während sein Hauptquartier schwelgte, und die Liga wollte Rache für sein Verfahren gegen Tilly, für die ganz offene Tendenz, ihre Bundesmacht bei Seite zu schieben, sie womöglich vollständig zu zertrümmern.

So bereitete sich ein allgemeiner Sturm vor gegen den „Dictator von Deutschland", wie Max von Baiern den Friedländer nannte.

Im Juni 1630 kam der Fürstentag in Regensburg zusammen

— Reichstage gab es keine mehr bis 1640 — und dort wurde eine lange Beschwerdeschrift gegen Waldstein vorgelegt, der Schuld sei „an aller Trübsal, an allen Schanden und Lastern, an allen gräulichen und unerhörten Kriegsbedrückungen" und die Verabschiedung des kaiserlichen Fußvolks sammt seinem Anführer begehrt. Unter denen, die am eifrigsten in diesem Sinne wirkten, war die französische Gesandtschaft, die aus Anlaß einer italienischen Angelegenheit dort erschienen war.

Während der Kaiser überlegte, ob er den Kampf gegen die gesammte Fürstenaristokratie sammt ihren Verbündeten Frankreich, England, Schweden, Dänemark, Holland aufnehmen oder seine einzige Stütze zerbrechen sollte, hatte Waldstein kaltblütig die Maßregeln getroffen, um für den ersteren Fall sofort das Gesetz auf dem Kriegsfeld zu dictiren.

Er hatte seine 50—60,000 Mann in zwei Theile gespalten, den einen im Elsaß, den anderen in Schwaben höchst verdächtige Stellungen einnehmen lasten, um auf ein gegebenes Zeichen hier Baiern, dort Frankreich anzufallen.

Es sollte dahin nicht kommen; was Ferdinand vielleicht wagen durfte, wenn er selber der Feldherr seines Heeres war, dessen durfte er sich nicht unterfangen als der Gönner eines Mannes wie Waldstein. Er gewährte seine Entlassung und dieser unterwarf sich ohne Widerrede.

Das war eine ungeheuere Entscheidung. Im Augenblick, da das Restitutionsedict den furchtbarsten Brand entzündet, da Gustav Adolf bereits in Norddeutschland gelandet war, ließ sich der Kaiser durch seine Stände nöthigen, seinen Feldherrn zu entlassen: das hieß in diesem Falle mehr, als sonst die Abdankung eines Generals bedeutete, das hieß zugleich seiner ganzen Heereskraft den Kopf abschlagen. Die Heere waren eine Schöpfung Waldsteins, wenn er sie nicht mehr leitete, zusammenhielt und bezahlte, dann liefen sie auseinander, das hat die nächste Folgezeit genügend gelehrt, und geschah das, dann war er wieder an die Liga gebunden, wie ehedem, da er dem Kurfürsten sein Erbland hatte verpfänden müssen.

Selten sind große weltgeschichtliche Ereignisse in so engem Zusammenhang aufeinander getroffen, als das hier geschah. In denselben Sommertagen, da der Kaiser die ungeheuere Unklugheit

beging, Waldstein der Liga aufzuopfern, landete an der Ostseeküste Gustav Adolf, um die bedrohten protestantischen Elemente unter seiner Fahne zu sammeln.

Khevenhiller führt die letzten Dinge zurück auf eine Intrigue des Cardinals Richelieu, der, um die bedrohlich angewachsene Macht Habsburgs zu zertrümmern, zwei Mittel angerathen und eifrig betrieben habe, ein Edict über Wiederherstellung aller seit dem Passauer Vertrag eingezogenen Kirchengüter, und die Verabschiedung Waldsteins. Jenes sollte ihn mit allen protestantischen Ständen tödtlich entzweien und dadurch das Reich für immer zerspalten, dieses sollte ihm seine stärkste Waffe entwinden, ihn gegen innere und auswärtige Feinde wehrlos machen.

Gewiß ist, daß dieser Erfolg nicht verfehlt worden ist und daß die Warnung des Kurfürsten von Sachsen, das Restitutionsedict werde Niemandem Freude machen, als den fremden feindlichen Mächten, im einen wie im anderen Fall schlagend genug zugetroffen ist.

Neunter Abschnitt.

Zweite Phase des dreißigjährigen Krieges. Gustav Adolf.



§ 34.

Schweden und Gustav Adolf. Schweden vor Gustav Adolf. — Erich XIV. (1560—1568). — Johann III. (1568—1592) und Karl von Südermanland. — Karl als Reichsverweser (1592—1604). — Karl IX. als König (1604—1611). — Gustav Adolf in Schweden (1611—1630). Verhältnisse bei seinem Regierungsantritt. — Politische, militärische, wirthschaftliche Reformen. — Kriege mit Dänemark, Rußland, Polen. — Der Kampf um die Ostsee.

Schweden vor Gustav Adolf (1560—1611).

Gustav Wasa war vom Rebellen und Verschwörer aufgestiegen zum Reichsverweser, zum König, und hatte mit wunderbarem Geschick zwei Dinge zugleich zu erreichen gewußt, ein erbliches Königthum zu gründen und diesem die Mittel zu einem machtvollen Bestande zu geben durch Zertrümmerung des mittelalterlichen Kirchengutes und seine Einschmelzung in die Krondomänen.

Das ärmste Land wurde dadurch zu einem der reichsten, das Aufblühen seines Handels, seiner Schifffahrt, seiner Häfen, Armee und Flotte begann damit und die Schweden haben Recht, wenn sie ihn bis heute als den Gründer ihrer Größe betrachten, ihn, der zu seinen Lebzeiten nie die Freude gehabt hat, mit seinem Volke in einem glücklichen, zufriedenen Einvernehmen zu stehen.

Er hinterließ vier Söhne, Erich, Johann, Magnus, Karl, — der letzte damals noch ein Kind, die drei andern im Jünglingsalter — und so war in diesem mächtigen gewaltigen Herrscher die altgermanische Anschauung von Erbtheilung des Reiches festgewurzelt, daß er, der ein langes mühevolles Leben daran gearbeitet hatte, eine einheitliche schwedische Monarchie zu schaffen, jetzt am Ende seiner Tage selber zur Theilung seines Werkes schritt.

Der älteste Sohn Erich, dem er die Krone ausdrücklich bestimmt hatte, erschien ihm nicht geeignet, die schwere Arbeit der Regierung so zu führen, wie es nöthig war, darum wollte er ihm

die Brüder als Stützen an die Seite geben und sie mit einer Macht ausstatten, die, ohne sie selber ganz unabhängig zu machen, die des ältesten Bruders mit heilsamen Schranken umgeben sollte.

Der Erfolg war so ungünstig als möglich, wie Gustav Adolf später sagte: mein Großvater hat sich geirrt, die Brüder des Königs waren für Unterthanen zu groß, sie mußten darnach streben, die Herren zu werden.

Es begann eine traurige achtjährige Regierung.

Erich XIV. hatte bei Geist, Talent, Kenntnissen, Etwas von jener wild aufbrausenden, in unberechenbaren Handlungen sich überschlagenden Leidenschaft, die mehreren Gliedern dieses Hauses eigen gewesen ist und bei einzelnen zu offenbarem Wahnsinn geführt hat. Nicht bloß Erich, sondern auch Magnus ist in wirklichem Wahnsinn gestorben, und Persönlichkeiten wie Gustav IV. und Karl XII. zeigten, wie lange sich solche Züge in einem Fürstengeschlechte behaupten können.

Anfangs tritt das bei Erich noch nicht hervor. Es kündigt sich an in einer krampfhaften, fieberischen Thätigkeit. Kaum ein Monarch hat so viel geschrieben und verordnet als er. Aber die hastige unstete Weise seines Thuns macht den Eindruck eines krankhaft aufgeregten Mannes, der sich in die Geschäfte stürzt, um seinen eigenen Launen zu entrinnen.

Dann trat früh eine Neigung zu einer gefährlichen Art von Verschwendung hervor und so nach einigen Jahren leidlichen Regiments enthüllten sich allmälig die unheilvollen Züge seines Charakters.

Erich umgiebt sich mit verworfenen gewissenlosen Menschen, die ihm zu jeder That der Leidenschaft die Hand bieten.

Bald sieht er in Diesem, bald in Jenem einen Verschwörer, insbesondere wirft er seinen Argwohn auf den Bruder Johann, der eine anmuthige, populäre Erscheinung war, er läßt ihn gefangen setzen, wie einen Verbrecher behandeln und schreckt dann plötzlich vor dem Aeußersten zurück. Die Angst vor Verschwörern foltert ihn, wie das böse Gewissen, es finden sich nur zu viel Leute, die Jagd machen für diesen unseligen Hang, namentlich sein Liebling Pehrson treibt das wie ein Handwerk, und der König vergißt sich bis zu ruchlosen Verbrechen.

Einen Sture erdolcht er im Gefängnisse, seine vornehmen Mitgefangenen läßt er niedermachen. Dann treibt ihn eine wahnsinnige

Seelenangst hinaus ins Freie, in Bauerntracht irrt er durch Wald und Feld, stößt seinen alten Lehrer, der ihm zuspricht, über den Haufen und thut dann Buße, indem er seine Günstlinge dem Gerichte überliefert (1567).

In einem Lande, das eben erst eine königliche Regierung hatte erstehen sehen, war solch ein Regiment nicht zu ertragen. Seit 1567 gährt es im Lande, die Verschwörung, die man bisher wie ein Gespenst an die Wand gemalt, ist jetzt wirklich da, die Brüder rufen jetzt selber den Aufstand aus, der Adel steht hinter ihnen und auch die Bürgerschaft ist des tollen Treibens müde.

Im September 1568 wird Erich festgenommen, eingekerkert und bleibt 9 Jahre in einer fürchterlichen Gefangenschaft, natürlich das beste Mittel, den vollkommenen Wahnsinn zum Ausbruch zu bringen. Jahrelang wird er von Kerker zu Kerker geschleift, aber für unschädlich hält man ihn immer noch nicht. Beispiellos steht wohl in der Geschichte da, daß man den Mord eines freilich unzurechnungsfähigen Mannes wie eine Staatsaction vornimmt. Sieben Jahre nach seiner Entthronung wird von Bischöfen und Reichsräthen erklärt, wenn der König nicht aufhöre den Staat zu bedrohen und den Vorwand zu Aufruhr und Unsicherheit zu geben, so sei es die Pflicht seiner Wächter, ihn aus der Welt zu schaffen. Im Februar 1577 starb der König unter Umständen, die es unzweifelhaft machen, daß jener Spruch an ihm vollzogen worden ist.

So regierten jetzt König Johann und sein Bruder, der Herzog Karl von Südermanland.

Der Erstere eine heitere, populäre Erscheinung, im Ganzen mild und wohlwollend gesinnt, aber von nur sehr oberflächlicher Einsicht seiner Stellung und Aufgaben. Karl dagegen eine ganz andere Natur, kalt, fest, entschlossen, ein Mann ohne all die gewinnenden Gaben, die der Vater besessen und Johann bis zu einem gewissen Maße geerbt hatte, ein herber, eiserner Charakter, der als 18jähriger Jüngling auftrat, um einen Bruder entthronen zu helfen, ein Mann von kaltblütiger Berechnung, in seinen geistigen Gaben und politischen Grundsätzen am meisten nach dem Vater geartet, aber ohne dessen anmuthige, liebenswürdige Züge, in seinem ganzen Auftreten die spröde Festigkeit seines Ehrgeizes ausprägend, die der Grundzug in seinem Wesen war.

Seit 1568 begann nun jene wunderliche Doppelregierung von

zwei Regenten, deren Einer stets das Gegenspiel des Andern ist, und durch deren Widerspruch leicht das ganze Erbe Gustav Wasa's zu Grunde gehen konnte.

Durch Theilung des Reiches war bereits die eine wichtige Vorbedingung einer starken Königsgewalt wesentlich beeinträchtigt, es fehlte nur noch, daß auch die Ordnung der kirchlichen Dinge, wie sie Gustav Wasa mühsam genug aufgerichtet, in Frage gestellt wurde. Und dies geschah eben durch König Johann.

In dieser Lebensfrage des jungen schwedischen Königthums war er sich völlig unklar und schwankte zwischen katholischen und protestantischen Meinungen hin und her. Er hatte viel, aber flüchtig gelesen, war darüber zu einem ähnlichen Ehrgeiz wie Heinrich VIII. gekommen und trug sich mit der Lösung einer Aufgabe, die damals besonders schwierig war, er wollte eine Verschmelzung beider Parteien bewerkstelligen.

Ihm imponirte die hierarchische Ordnung der katholischen Kirche, die Majestät des katholischen Cultus und seine nächste Umgebung hielt ihn eifrig in diesen Empfindungen fest. Früh hatte er, wider seines Bruders Erich Willen, eine polnische Prinzessin geheirathet, die, eine strenge Katholikin, große Gewalt über sein Gemüth besaß und Alles that, ihn zu ihrem Glauben herüberzuziehen. Bald waren heimliche Jesuiten, die vor der Welt als gute Lutheraner galten, sein täglicher Umgang und in Rom rechnete man schon ganz zuversichtlich auf seinen demnächstigen öffentlichen Uebertritt. Wir haben die Instructionen, die den Jesuiten zugeschickt wurden, um das Bekehrungswerk zu fördern: sie sollten immer nur vom Glauben, nie von den Werken reden und beweisen, daß die katholische Lehre eigentlich nichts Anderes vorschreibe als die protestantische.

Der Protestantismus war aber in Schweden nicht bloß eine religiöse Meinung, die man sich nach individuellem Bedürfniß so oder anders zurecht legen konnte, sondern eine große politische Thatsache von der hervorragendsten Bedeutung. Das ganze Reich ruhte auf ihm und wenn auch der König in seinen Vermittlungsplänen ganz loyal zu Werke ging, er mußte unausweichlich in eine ganz falsche Stellung gerathen, wenn er lau war gegen eine Richtung, mit welcher die Existenz des Landes eng verknüpft war, und liebäugelte mit der entgegengesetzten, die im ganzen Reiche keinen anderen Anhang hatte als seine Gemahlin.

So machte er denn allerlei todtgeborene Versuche, eine Versöhnung herzustellen, die keinem von beiden Theilen genügen konnte. Er ließ katholisirende Aenderungen im Gottesdienste zu und ließ 1576 eine neue Liturgie erscheinen, der das neue Meßbuch des Trienter Concils zu Grunde gelegt war. Gegen „das rothe Buch", wie das Volk sich ausdrückte, erfolgte nun großer Widerstand im Lande. Damit hatte er gehofft, die Versöhnung beider Kirchen bewirkt zu haben; statt dessen erklärte sich fast die ganze schwedische Geistlichkeit dagegen und den strengen Katholiken war noch lange nicht genug geschehen.

Diese rückläufige Strömung trat nun offener und offener hervor und je mehr das geschah, desto schwieriger wurde die Stellung des Königs im Lande. Das Volk sagte, der König ist ein heimlicher Jesuit und will uns Alle katholisch machen, und die wachsende Dreistigkeit der jesuitischen Prediger, die Abschaffung des lutherischen Katechismus, die Ostentation, mit welcher die Königin ihrem Glauben nachging, schien diesen Argwohn zu bestätigen.

Als nun 1583 diese Königin starb, beging der protestantische Landesbischof die Taktlosigkeit, sie als eine unerschrockene Katholikin zu preisen, mit einem Muthe, der jedem heutigen Hoftheologen Ehre gemacht hätte. Wenn jetzt auch der König plötzlich umschlug und die Jesuiten aus dem Lande jagte, an dem verdächtigen rothen Buche hielt er doch eigensinnig fest.

Noch in einem anderen wichtigen Punkte ward Johann den Ueberlieferungen seines Vaters untreu.

Gustav Wasa hatte im Kampf mit der Hochkirche das Bündniß des weltlichen Adels nicht entbehren können und diesen deßhalb mit einem Theil der Beute an Kirchengütern abfinden müssen. Das aber sollte auch das Letzte sein und kein weiterer Uebergriff in die Rechte der Krone und des Landes geduldet werden. Auch hier handelte Johann zum Mindesten unklar. Er begünstigte die Vorrechte des Adels, gestattete ihm, die öffentliche Gerechtigkeit zu seinem ständischen Vortheil auszubeuten, erleichterte seine Verpflichtungen gegen die Krone, milderte die Leistungen der Lehensbauern des Herrenstandes und ließ so die größere Last auf das Bürgerthum und die freien Bauern fallen, die sich von einer neuen Adelsregierung bedroht glaubten und je eifriger sie deßhalb monarchisch gesinnt waren, desto weniger von diesem Monarchen wissen wollten.

Aus diesen beiden Fehlern der inneren Verwaltung erwuchs nun ganz naturgemäß noch eine schwere Verwicklung der auswärtigen Politik.

König Johann, den selbst einst der Besitz der werthlosen polnischen Krone gelockt hatte, kam, da ihm diese entgangen war, auf den Gedanken, seinen Sohn Sigmund zum König von Polen zu machen, d. h. ihn in ein Land zu versetzen, wo Katholicismus und Adelsregiment sich ungehemmt und anders als in Schweden entfaltet hatte.

Die Republik Polen war schon auf dem Wege zum Untergang, die Krone dieses Landes war nicht mehr der Mühe werth, die ersten Grundlagen einer wirklichen Staatsordnung waren hier erst aufzurichten, die Willkür der Edelleute, die Zerfahrenheit der Factionen ging über alles Maß und ein fremder König war hier darum verrathen und verkauft.

Unbegreiflich war es, wie ein verständiger Mann auf den Gedanken kommen konnte, mit der schweren Stellung in Schweden die noch schwierigere in Polen zu verbinden. Der Erfolg konnte kein anderer sein, als der, daß man die schwedische Krone verlor und die polnische nicht gewann.

Polen war nach seiner damaligen Gestaltung, wenigstens in seinen herrschenden Elementen ein entschieden katholischer Staat, der König mußte also ein Katholik sein, und so that der künftige Erbe eines durch und durch protestantischen Landes, das schon jetzt einen lauen Protestantismus an seinem Fürsten kaum ertrug, den verhängnißvollen Schritt und trat zum Katholicismus über, um König von Polen zu werden (1587).

All diese Verlegenheiten, welche sich der König selber schuf, wußte nun ein Mann ihm gegenüber meisterhaft zu benutzen, in seinem Interesse, aber auch in dem Schwedens und der Schöpfung Gustav Wasa's, Karl von Südermanland, der letzte von Gustavs Söhnen, ein vortrefflicher Staatsmann von nüchterner, kaltblütiger Berechnung, der jedem der Mißgriffe seines Bruders sich entgegenstellte.

Johann führt das rothe Buch ein, Karl verbietet es, Johann betreibt die Verschmelzung beider Kirchen, Karl bleibt bei dem strengen Lutherthum und gewährt allen Verfolgten gastliche Aufnahme, Johann begünstigt den Adel, Karl hält ihn kurz; mit

einem Worte, Karl ist der entschlossene und beharrliche Träger der Ueberlieferungen Gustav Wasa's, die Johann verläugnet, und steht deßhalb als der geborne Wortführer aller Derer da, die mit Johann's Walten unzufrieden sind, aller Bauern und Bürger, überhaupt aller Patrioten, denen das neue Schweden am Herzen liegt und um dessen Sein und Nichtsein es sich in der That handelt.

Als Sigmund zum König Polens oder vielmehr zum Schutzherrn der polnischen Aristokratie und ihrer sogenannten Verfassung gewählt ward, erhob auch der schwedische Adel sein Haupt. Man wußte, was der polnische König seinen Wählern Alles zu versprechen hatte, und wollte in Schweden etwas Aehnliches versuchen. Als der neue Polenkönig eben zu Schiffe steigen wollte, ward ihm ein Plan überreicht, der auf nichts Geringeres abzielte, als auf Herstellung einer polnisch-schwedischen Verfassung, die das Königthum Gustav Wasa's einfach bei Seite stieß. Den König Johann wollte man gewinnen, indem man sein Lieblingswerk, die Liturgie, anerkannte, und das Mitregiment der Aristokratie sichern, indem man einen Reichsrath vorschlug, in dem sieben Häupter des Adels im 2—3jährigen Wechsel so ziemlich die wichtigsten Befugnisse der Krone theils selber ausüben, theils maßgebend überwachen sollten. Johann und Sigmund waren schwach genug, diesen Plan gutzuheißen. Gustav Adolf fand für diesen Entwurf die richtige Charakteristik. Man wollte damit, sagte er, wie mit einem Speer den König und den Herzog Karl durchbohren und beider sich entledigen.

Johann hinterließ 1592 ein zerrüttetes Reich. Sein Sohn war abwesend, Volk und Adel in Parteien zerrissen, alle Zustände unsicher und in Frage gestellt.

In dieser beklommenen Zeit begann Karl recht eigentlich seine Thätigkeit, von dem zuversichtlichen Ehrgeiz durchdrungen, daß ihm der Weg zum Throne geöffnet sei und daß er einzig und allein liege auf der unverbrüchlich festzuhaltenden Linie der Ueberlieferungen seines Vaters. Den zudringlichen Adel mit seinem Reichsrath schiebt er bei Seite, der Reichsrath möge *rathen*, das Regieren sei nach schwedischen Gesetzen Sache des Fürsten und in dessen Abwesenheit komme ihm zu, die Stelle zu versehen. Den König läßt er bei einer kurzen Anwesenheit schwören, daß er des Landes

Glauben und Gerechtsame unangetastet schützen wolle und verschärft in Einklang mit den Ständen die Gesetze gegen Katholiken. Von 1592—1604 folgt eine Verwickelung der andern. Der König ist außer Stande die Doppelregierung zu führen, er ist genöthigt, schon früh einen Reichsverweser zu bestellen, aber nicht der siebenköpfige Reichsrath, sondern der entschlossene, ehrgeizige Oheim ist der Herr im Lande.

Planmäßig regierte dieser mit Hilfe der Bauern gegen den Adel, mit Hilfe des Protestantismus gegen König und Hof. Eine feierliche Reichsversammlung zu Upsala (Febr. 1593), besucht namentlich von einem großen Theil der Geistlichkeit, sprach den unerschütterlichen Willen des Landes aus, bei der reinen Luther'schen Lehre zu verharren und hob Alles auf, was unter Johann die Alleinherschaft der Reformation in Frage gestellt. Der leidenschaftlichste Gegner des „rothen Buches" Angermann ward Erzbischof, alle katholisirenden Neuerungen abgeschafft und der Luther'sche Katechismus wieder in sein Recht eingesetzt.

Das war schon ein deutliches Manifest gegen den Katholiken Sigmund. Aber es sollte noch deutlicher kommen. Der König in Polen sparte Nichts, seinem Oheim Verlegenheiten zu machen und eine Partei trotziger Edelleute, die nach polnischer Freiheit lüstern waren, hielt zu ihm gegen den Herzog Karl. Da wendet sich dieser ganz offen an die große Partei seines Vaters, die Bürger und die Bauern. Sie, nicht den Adel, redet er an auf den Reichstagen und durch ihren Beifall reißt er die widerspenstigen Vornehmen mit fort. Allen Aufhetzungen der katholischen Camarilla und des herrschsüchtigen Adels setzt der schwedische Bauernstand den einfachen Satz entgegen: Einer sei Herr im Lande und der walte in Gustav Wasa's Geist! Und wieder sind die muthigen Dalekarlier die Hauptstütze der Monarchie.

Endlich kam es zum blutigen Zusammenstoß.

Die Schlacht bei Stängebro (Sept. 1598) entschied gegen Sigmund, dessen Flucht seinen ganzen Anhang der blutigen Rache des Reichsverwesers überlieferte. Der Reichstag von 1604 übertrug diesem dann feierlich die Krone Schwedens. Karl IX. regierte noch 7 stürmevolle Jahre.

Seit 1560 hatte Schweden keinen wirklichen König mehr gesehen, der die Parteien niederhielt und des Landes Wohlfahrt

kräftig zu vertreten wußte. Alles, was Gustav Wasa gegründet, königliches Regiment, strenge Rechtspflege, Militärmacht, war schwer erschüttert worden, selbst die religiöse Umwälzung war in Frage gestellt. Das Alles hatte Karl wieder neu zu befestigen, während ihn drei Kriege in Athem hielten. Die fortdauernden Händel mit Sigmund führten ihn nach Livland, wo er den Anfangs glücklichen Krieg ohne dauernden Erfolg abbrechen mußte, um sich gegen Rußland und dann gegen Dänemark zu wenden. Schon war er ein gebrochener Greis, der kaum mehr die Sprache in der Gewalt hatte, als Christian IV. mit großer Heeresmacht in das Land fiel und wie er am 30. Octbr. 1611 starb, war von allen Wirren der letzten Zeit noch keine geschlichtet.

Gustav II. Adolf in Schweden (1611—1630).

Es folgte ihm, 17jährig, sein ältester Sohn Gustav Adolf, der im angehenden Jünglingsalter zu einer der schwersten Regentenaufgaben berufen wurde. Er kam nicht, vom einmüthigen Jubel eines glücklichen, zufriedenen Volkes begrüßt, er trat ein Erbe voll unversöhnlicher Feindschaft, voll ungelöster Verwicklungen an. Sein Vater hatte viel Feinde gehabt und im Kampfe gegen Sigmund und die Aristokratie deren noch mehr geweckt, Alles, was katholisch war, haßte ihn und sein ganzes Geschlecht, die Mittel der Regierung waren karg, die Rechte der Krone bestritten, das Reich selbst in drei auswärtige Kriege, mit Polen, Rußland, Dänemark verwickelt und die katholische Wasalinie in Polen erkannte seine Thronfolge gar nicht einmal an. Und im Laufe von zwei Jahrzehnten hatte Gustav Adolf über alle seine Feinde triumphirt und eine königliche Macht hergestellt, die im Stande war, in dem Weltkrieg des Jahrhunderts entscheidend aufzutreten, die wieder zu erschüttern und zu stürzen nachher viel Unglück und Unverstand nöthig war.

Am 19. December 1594 war er, mitten in dem Kampf seines Vaters um die schwedische Krone, geboren worden. Nicht milde, ruhige Tage waren es, in denen er aufwuchs: in einer eisernen, kampferfüllten Zeit ist er zum Jüngling geworden und der Vater trug Sorge, ihn mit dieser Zeit innerlich vertraut zu machen. Als 11jährigen Knaben nahm er ihn mit in die Sitzungen des Staatsrathes, ließ er ihn hören und selbst sprechen in seinen

Audienzen. Früh erwachte bei ihm der Sinn für kriegerische Dinge, an dem Hofe des Vaters, der von Offizieren fast aller europäischen Heere besucht war, fand sich reiche Gelegenheit, diese Neigung zu bilden und zu erziehen und die Feldzüge, denen er anwohnte, vervollständigten die Schule. Daneben wachte der Vater darüber, daß der Thronfolger eine sorgfältige geistige und wissenschaftliche Ausbildung erhielt, wie sie in dieser umfassenden Vielseitigkeit noch kein nordischer Monarch genossen hatte. Noch in jungen Jahren sprach er lateinisch, deutsch, holländisch, französisch, italienisch vollkommen geläufig, erbaute sich an seinem Xenophon und studirte eifrig den Hugo Grotius. Daß über der frühzeitigen Gewöhnung an politische, militärische, wissenschaftliche Dinge die Entwicklung seiner körperlichen Tüchtigkeit nicht verabsäumt wurde, versteht sich von selbst.

Kurz der alte König durfte mit Stolz auf seinen Nachfolger schauen, er hinterließ einen zweiten Gustav Wasa.

Die erste Aufgabe des jungen Königs war, die fünfzigjährige Zerrüttung zu heilen, die er in allen Zweigen dieses Staates vorfand.

Am schwierigsten war die Herstellung eines gesunden Verhältnisses zum Adel. Der Vater hatte manchen aufrührerischen Edelmann auf das Schaffot geschickt, das hatte furchtbaren Haß gesät, aber der Weg zu einer gedeihlichen Neuordnung war das nicht.

Gustav Adolf übernahm das Reich „mit zwei leeren Händen", wie sich die Leichenrede auf ihn ausdrückt. Er sah sich drei Kriegen gegenüber und hatte weder Geld noch zuverlässige Heeresmacht. Beides mußte er sich schaffen und Beides war nur durch eine Neuordnung des Verhältnisses zum Adel zu erwarten. Der Adel mit seinem reichen Besitz an Land und Leuten, seinen fürstlichen Privilegien in Rechtspflege und Verwaltung, war thatsächlich so gut wie steuerfrei und, obwohl militärisch durch und durch, des Heerdienstes im Gefolge des Königs fast vollkommen entwöhnt. Das mußte aufhören, wenn nicht die Städte und das Landvolk unter dem Druck der Steuern erliegen, und der Staat selbst sich in eine Anzahl Edelhöfe unter „Gaukönigen" auflösen sollte, und nicht auf dem Wege der Gewalt, sondern auf dem des Uebereinkommens und des Vertrags.

Der Krieg mit Dänemark, der im Januar 1613 zu Ende

ging, hatte hauptsächlich deßhalb einen so wenig günstigen Verlauf, weil der Adel dem König weder Geld noch Mannschaften stellte. Da erinnerte ihn dieser in einer geharnischten Erklärung daran, daß seine Privilegien ihm ertheilt seien nur gegen die Leistung des „Roßdienstes" und daß wer, statt seine Pflicht im Felde zu thun, es vorgezogen habe, zu Hause „den Kehricht zu hüten", nach schwedischem Rechte auch seiner Privilegien verlustig sei.

Nach langen vielfältigen, oft unterbrochenen, Verhandlungen gelang es endlich, ein dauernd geordnetes Verhältniß herzustellen, bei dem beide Theile ihre Rechnung fanden.

Der König ließ des Adels herkömmliche Vorrechte im Wesentlichen bestehen und gab ihm sogar durch Errichtung eines Ritterhauses auf dem Reichstage einen neuen Vorzug, aber er machte auch endlich Ernst mit der Heeresfolge des Adels und wußte es dahin zu bringen, daß derselbe sogar in seinen Geldbewilligungen hinter den übrigen Ständen nicht zurückblieb.

Der schwedische Adel war von Hause aus ein Waffenadel gewesen, jeder Edelmann war Soldat und die vornehmsten Herren erschienen selbst bei den ständischen Versammlungen stets mit Hunderten von Rossen. Aber die Monarchie hatte von diesem Zuge der schwedischen Ritterschaft bisher nur die Schattenseite, die trotzige Unbotmäßigkeit, die unpatriotische Selbstgenügsamkeit erfahren. Unter Gustav Adolf ward das anders. Der Adel fand sich als eine innerhalb nicht mehr bestrittener Schranken anerkannte Macht allmälig mit der Krone zurecht, sein militärischer Ehrgeiz war nicht mehr in Widerspruch mit seinem Standesgefühl und Standesvortheil, bald setzte er seine Ehre darein, diesem ritterlichen König zu dienen als Führer des nationalen Aufgebotes, wie dieser die Vertreter des Heeres als des Volks in Waffen sogar auf den Reichstag zog. Im Jahre 1627 war das Verhältniß bereits ein so inniges geworden, daß der Adel, der schon zu den meisten Steuern beitrug, sich auch der allgemeinen Aushebung auf allen seinen Gütern unterzog.

Das war das Verdienst der klugen persönlich gewinnenden Weise, die Gustav Adolf zu handhaben verstand. So war es in Schweden nie vorher gewesen, so ist es auch nach ihm nie wieder geworden. An dieser Klippe sind alle seine Nachfolger gescheitert.

Mit dieser Waffe schlug sich Gustav Adolf durch zwei große

Kriege, bei deren Ende Schweden die erste Großmacht des Nordens war, befähigt, in Europa als Schiedsrichter aufzutreten.

Noch ehe diese Dinge langsam zur Reife gediehen, hatte Gustav Adolf auf anderen Gebieten eine schöpferische Reformthätigkeit entfaltet.

Die Verwaltung und das gesammte Rechtswesen hatten eine durchgreifende Umgestaltung erfahren. Die erstere war einem verständig gegliederten und regelmäßig controlirten Beamtenthum übergeben, für das letztere eine neue Proceßordnung, ein neues Stadtrecht als Ergänzung des Landrechts von Karl IX., und zwei Hofgerichte als Berufungsinstanzen gegen die Aussprüche der Bezirksgerichte und der Patrimonialrichter eingeführt worden. In Rechtssachen dachte Gustav Adolf wie ein wahrhaft großer Regent. Bei einem Proceß, den er mit einem Edelmanne hatte, schärfte er den Richtern ein: Vergesset, daß ich König bin, aber vergesset nicht, daß ihr des Landes höchste Richter seid, und euer Gewissen spreche das Urtheil. Als der Spruch gegen ihn ausgefallen war, ließ er sich die Acten geben, überzeugte sich, daß er Unrecht gehabt und lobte die Richter wegen ihrer Gewissenhaftigkeit. In einem Protokoll des Hofgerichts vom 5. Novbr. 1618 stehen die Worte: „Seine Majestät ermahnen den königlichen Gerichtshof, keiner Partei zu Gefallen zu sein; sollte einer der Richter das Recht beugen zu Gunsten des Königs oder irgend eines Andern, so wisse er, daß es Seiner Majestät Absicht ist, den ungerechten Richter schinden, sein Haupt auf den Richterstuhl, seine Ohren an den Pranger nageln zu lassen".

Auch das öffentliche Recht erhielt eine Umgestaltung, die unserem modernen Liberalismus sehr wenig, der straffen Militärmonarchie des damaligen Schwedens desto mehr entsprach.

Eine neue Reichstagsordnung, die im Januar 1617 von den zu Oerebrö versammelten Ständen angenommen wurde, übertrug das Recht der Initiative ausschließlich der Krone, nur von ihr gingen ferner Vorschläge aus und nur über diese fand eine Verhandlung Statt. Jeder Stand berathschlagte für sich, und die Entscheidung gab der König. Der Reichstag war bei dieser Ordnung künftig kein Herd von Umtrieben mehr, die Karl IX. so viel Schwierigkeiten gemacht hatten, seine Bedeutung war überhaupt dahin und hierin wie in der neuen Proceßordnung

lagen die Gegengewichte gegen die sonstigen Bevorzugungen des Adels.

Neben diesen Organisationen ging eine unermüdliche Thätigkeit zur Hebung des schwer getroffenen Volkswohlstandes her.

Zertrümmerte Städte, wie das wichtige Gothenburg, werden wieder aufgebaut, sechszehn andere werden neu gegründet, durch gute Verfassung und mancherlei Handelsvorrechte ihr Aufblühen begünstigt, Handel und Schifffahrt belebt, die Ausfuhr der reichen Erzeugnisse des Landes an Bauholz, Kupfer, Eisen, Pech, Theer in Schwung gebracht, die Einfuhr fremder Manufacturen beschränkt, der Vertrieb schwedischer Produkte durch Handelsverträge mit dem großen Markt in Verbindung gesetzt, so daß seit 1614 Schweden mit Holland im lebhaftesten Handelsverkehr stand, um 1624 schwedische Kaufleute auf eigenen Schiffen Pech, Eisen, Bretter, Roggen bis nach Spanien handelten. Geschickte Ausländer wurden in's Land gezogen, einer von diesen fand das Mittel, den schwedischen Bergbau zu hoher Blüthe zu fördern und außerdem siedelte der König eine großartige Fabrikation an Waffen und jederlei Kriegsbedarf im Lande an. Dabei stellte sich dann heraus, daß ein Volk, dem man bis dahin höchstens zum Waffenhandwerk, zum Ackerbau und zur Fischerei Talent zugetraut, unter einer verständigen Anleitung auch ausgezeichnete industrielle Fähigkeiten jeder Art entwickelte.

Den düstern Hintergrund zu diesem regen, schöpferischen Leben bilden drei große blutige Kriege, die Gustav Adolf von seinem Vater geerbt und in denen er sammt seinem Staat und Heer die Feuerprobe bestanden hat.

Die Kriege Gustav Adolfs, den deutschen mit eingeschlossen, drehen sich im Wesentlichen um die Erwerbung der Herrschaft über die Ostsee, die Gustav Adolf als einen leitenden Gedanken der schwedischen Politik aufgestellt und mit außerordentlichem Glück verfolgt hat.

Als er damit anfing, war noch der ganze Süden Schwedens in den Händen der Dänen sammt den Schlüsseln der Ost- und Nordsee, Calmar und Elfsborg, Schweden noch vom Meere ausgeschlossen. Der Angriff der Dänen in solcher Lage war jedes Mal eine Bedrohung der Existenz des ganzen Landes und so erklärt sich der überaus hartnäckige Krieg, in den sich der jugendliche

König sofort nach seinem Regierungsantritt werfen mußte, der unsäglich viel Verheerungen in dem armen Schweden angerichtet hat, und in dem am Ende kein Theil Sieger geblieben ist. In dem Frieden von Knäröd (Jan. 1613) gaben Beide heraus, was sie von einander erobert hatten. Schweden erhielt unter der Form eines Kaufes um die Summe von 1 Million Thaler die äußerst wichtigen Punkte Calmar, Oeland, Elfsborg sammt Umgebung zurück. Das war der erste Schritt zur schwedischen Seemacht.

Der Krieg mit Rußland war viel erfolgreicher.

Mit der Erhebung Michael Romanow's (1613) hatte Rußland eben angefangen, sich von furchtbaren inneren Wehen zu befreien, die durch den Thronstreit von Prätendenten, die Einmischung fremder Staaten, die Einwanderung fremder Völker über das Land gebracht worden waren. Aber es war auch nur der Anfang zu einem normalen Staatsleben, eine Macht, sich eines Gegners wie Gustav Adolf zu erwehren, war noch nicht geschaffen, die Schweden siegten überall und verkauften den Frieden nur um einen sehr hohen Preis. In dem Vertrag zu Stolbowa (Februar 1617) erhielt Schweden die Festungen Kexholm, Nöteborg, Jama, Koporie und Iwangorod mit dem Titel von Karelien und Ingermanland d. h. Rußland verlor die Ostsee.

Das war ein ungeheurer Triumph. Mit gerechtem Stolze konnte Gustav Adolf nachher vor seinen Ständen sagen (Frühjahr 1617): „Nicht die geringste der Wohlthaten, die Gott Schweden erzeigt, ist die, daß der Russe auf ewig das Raubnest muß fahren lassen, von dem aus er uns so oft beunruhigt hat. Er ist ein gefährlicher Nachbar, seine Grenzen erstrecken sich bis an das nördliche und das Caspische Meer und kommen nahe dem schwarzen Meer; er hat einen mächtigen Adel, Ueberfluß an Bauern, reichbevölkerte Städte und kann große Heere in's Feld stellen. Aber ohne unseren Willen kann er mit keinem Boote in die Ostsee fahren. Die großen Seen Ladoga und Peipus, die narwische Au, 30 Meilen breite Sümpfe und starke Festungen trennen uns von ihm. Rußland ist von der Ostsee ausgeschlossen und ich hoffe zu Gott, es wird dem Moskowiter künftig schwer werden, über diesen Bach zu springen".

Schweden besaß all die Stellen, auf denen später die Größe des russischen Reiches sich entwickelt hat, den Kern des Gebietes,

das Peter der Große Rußland für immer erworben hat, es gewann den Anspruch auf Livland, legte die Hand auf Theile von Kurland und Esthland, eroberte nachher einen polnischen und preußischen Ostseehafen nach dem andern, erhielt endlich im westfälischen Frieden die Mündungen der Oder, Weser und Elbe, Pommern, Bremen und Verden, kurz die „ganze Bastion der Krone Schweden" wie Axel Oxenstjerna sich auszudrücken pflegt; es war ein ungeheueres Reich rings um die Ostsee in der Gewalt des früher ärmsten aller Küstenstaaten.

Bis Ende der zwanziger Jahre dauert der dritte und letzte Krieg mit Polen. Der Gegensatz zwischen Polen und Schweden war durch den Thronstreit der beiden Wasalinien auf's Aeußerste geschärft. Der schwedische König wurde in Polen laut ein Usurpator gescholten, mit all seinen Feinden hing Sigmunds katholischer Anhang zusammen und die polnische Ostseeküste war allein schon Grund genug, den Zankapfel zwischen Beide zu werfen. Der letzte Krieg war auch der glücklichste für Schweden.

In dem Waffenstillstand, durch den er im September 1629 beschlossen wurde, erhielt Schweden Elbing, Braunsberg, Pillau, Memel und seine Ansprüche auf die Ostseeländer gleichfalls anerkannt.

In dieser achtzehnjährigen Kriegszeit war nicht nur ein ungeheures Reich erobert worden, es hatte sich auch eine Schule von Feldherrn und Kriegern emporgebildet, wie sie Europa seit dem Niedergang der spanischen nicht mehr aufzuweisen hatte. Es war darum ein seltsames Ding, daß man in Wien, als man die Nachricht von der Landung Gustav Adolf's bekam, im Staatskalender nachschlug, um zu sehen, wo denn eigentlich das Reich des kleinen Gothenkönigs liege.

———

§ 35.

Gustav Adolf in Deutschland. 1630—1632. Ursprung und Bedeutung des Schwedenkrieges. Politische und religiöse Beweggründe Gustav Adolf's. Charakteristik seiner Person und seines Heeres. — Die Landung und die ersten Erfolge Juni bis December 1630. — Gustav Adolf in Pommern. — Besetzungs Stettins, Vertrag mit dem Herzog Bogeslav. — Langsames Vorrücken in Pommern. — Vertreibung der Kaiserlichen aus Pommern (Dec. 1630). — Der Vertrag von Bärwalde (Jan. 1631), der Convent zu Leipzig, der Fall Magdeburgs (Mai 1631), Uebertritt Kurbrandenburgs und Kursachsens zu Gustav Adolf (Juni und September), Schlacht von Breitenfelde (7. September 1631). — Der Siegeszug Gustav Adolf's nach Süd- und Westdeutschland (October bis Ende 1631), Wiederherstellungspläne. — Sturz der ligistischen Macht. — Waldsteins Rückkehr (April). — Schlacht von Lützen (16. November 1632). — Der Tod Gustav Adolf's und seine Bedeutung.

Ursprung und Bedeutung des Krieges.

Das offensive Eingreifen Gustav Adolf's in Deutschland war eine Folge des Schutzes, den er der Stadt Stralsund gegen Waldstein gewährt und dieser das Ergebniß seiner gesammten Stellung zur Ostsee und zur Reformation. Er durfte nie hoffen, die Ostsee zu beherrschen, so lange Mecklenburg und Pommern in den Händen der Kaiserlichen waren, und sein polnischer Gegenkönig an Habsburg einen Rückhalt hatte, ja seine eigene heimische Monarchie war in Gefahr, wenn der katholischen Restauration nicht nachdrücklich entgegengewirkt wurde.

Derselbe Gegensatz, um den in Deutschland der Weltkrieg ausgebrochen war, wühlte im Innern des schwedischen Staates, nur der eisernen Faust Karl's IX. war es gelungen, die Monarchie Gustav Wasa's über Wasser zu halten und jenseits der Ostsee war der Herd fortdauernder Umtriebe, dies Werk abermals

zu stürzen. Wenn er das wachsen ließ, so kam mit der Zeit sein schwedisches Reich in dieselbe Lebensgefahr, in der augenblicklich die kleinen Staaten des deutschen Nordens schwebten.

Das war kein Traum. Schon waren der Reaction, seit Waldstein's Erfolgen, die Flügel so weit gewachsen, um auch nach den skandinavischen Staaten hinüber zu reichen. Kaiser Ferdinand hatte mit seinem Schwager, Sigmund von Polen, eifrig darüber verhandelt, wie man Schweden wieder katholisiren, die Bekehrung da wieder aufgreifen könne, wo sie nach ansehnlichen Erfolgen unter König Johann hatte müssen unterbrochen werden, die Hoffnung, damit doch noch einmal zum Ziel zu gelangen, lag nahe genug. Der Waffenstillstand mit Polen, der diesem letzteren so schwere Einbußen an der Ostsee zugefügt, dauerte voraussichtlich gerade so lange, bis Sigmund mit Hilfe Habsburgs wieder zu Kräften kam und dies letztere hatte in den polnischen Dingen seit Jahren ganz offen gegen Gustav Partei genommen.

Darin lagen also schwedische Interessen der dringendsten Art, die ihn in den Kampf hineintreiben mußten und es hieße die Lage der Dinge verkennen, wollte man das übersehen.

Allein diese Gesichtspunkte waren nicht die einzigen bei ihm.

Gustav Adolf ist darin eine einzige Erscheinung dieses Jahrhunderts, daß in ihm jener frische, ungebrochene jugendliche Geist der ersten Zeit der Reformation noch lebendig ist, der damals vor allen Andern Philipp von Hessen ausgezeichnet hatte. Wenn man von einem Fürsten der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts sagen durfte, daß er erfüllt war von protestantischem Glaubenseifer, von religiöser Wärme und aufrichtiger Begeisterung für das wahrhaft Große seiner Sache, so war er es und ich glaube, nur er. Einer Welt voll kleiner Künste, erbärmlicher Ränke und engherziger Menschen zeigte er zum ersten Male wieder das Bild eines wirklichen Helden von großen Zügen und hervorragenden Eigenschaften.

Darum weckte er auch Begeisterung, wo man sie seit Jahrzehnten nicht mehr gekannt, darum wußte er Andere wieder für Ideen zu entzünden, die in dem Jammer der Zeit untergegangen waren. Er trieb kein freveles Spiel mit heiligen Dingen. Weil es ihm Ernst war mit dem Gebet und der Frömmigkeit, darum bändigte der Gottesdienst, das geistliche Lied, der biblische Psalm,

der in seinem Lager heimisch war, auch die furchtbar rohe Kraft seines Heeres; nur ihm ist das gelungen, keinem seiner Nachfolger.

Er denkt aber auch groß genug, um in einer fürchterlich verwilderten Zeit sich auf den Ursprung der Lage zurückzuversetzen, in der der Friedensstand der Bekenntnisse mehr als ein halbes Jahrhundert geruht hatte, er allein hat den Grundsatz aufgestellt, daß es nicht gelte, sich gegenseitig zu vernichten, sondern das Recht wieder herzustellen, wie es vor dem Kriege war, er allein hat den Protestanten ihr Recht zurückgegeben, ohne den Katholiken zu nahe zu treten. Das wollte Etwas heißen in einem Kampf, der sich auf beiden Seiten bereits so tödtlich verbittert hatte. In Nürnberg konnte er mit Recht den deutschen Fürsten und Edelleuten zurufen: „Schämt euch, daß ich, ein Fremder, euch lehren muß, was eure natürliche Pflicht ist".

Das giebt dem folgenden Krieg seine Bedeutung. Er ist in der ganzen Zeit die einzige Erscheinung, an der man emporblicken, für die man sich begeistern konnte. Die katholische Partei hatte keine Persönlichkeit von dieser Größe ihm gegenüber hervorgebracht. Das hat denn auch dem Protestantismus in den Tagen seiner tiefsten Gebrochenheit einen ganz ungewohnten Aufschwung verliehen und, welchen Antheil daran dieser eine Mann hatte, das zeigte der Niedergang, der nur allzurasch nach seinem Tode wieder eingetreten ist.

Auch in anderer Richtung ist diese Episode von Bedeutung. Nicht bloß, daß die Wucht einer großen gewaltigen Persönlichkeit hervortritt, ein König und ein Feldherr, dem kein Anderer, am wenigsten Ferdinand II. zu vergleichen war, Gustav Adolf hat auch das einzige Heer in diesem Krieg befehligt, das nicht entweder früh der Zucht und Bändigung entwachsen ist, oder überhaupt den confessionellen Charakter abgestreift hat. Wer wollte die Heere neben und nach ihm katholische oder protestantische Heere nennen? In den Heeren des Kaisers standen massenhaft protestantische Söldner, insbesondere in denen Waldstein's, und in den Heeren der Gegner ganz ebenso katholische Landsknechte. Das ist das Grauenhafte an diesem Kriege, daß, namentlich seit den vierziger Jahren, bei denen, die ihn führen, sein Entstehungsgrund fast ganz und gar vergessen, daß Alles in leidenschaftlichem Wüthen und Toben untergegangen, die Religion nur eine lästerliche Anweisung auf gräuliche Verwüstung und Plünderung geworden ist.

Das war bei Gustav Adolf's Heer ganz anders. Es blieb noch nach seinem Tode ein tapferes, vortrefflich geführtes Heer, aber ihm den Geist, das innere Leben so zu erhalten, wie er das vermochte, dazu war Keiner nach ihm im Stande.

Die Heere seiner Gegner bestanden aus zusammengelaufenem Gesindel ohne Vaterland und ohne Gewissen. Sein Heer war ein national-schwedisches, Schwedens tapfere Bauern geführt von dem ritterlichen Adel des Landes, die ganze nationale Begeisterung dieses Volkes und seiner Aristokratie lebte in diesen Schaaren, und das war ein ungeheuer wichtiger Factor gegenüber den Söldnermassen, die im Kriege Nichts suchten als Beute, Völlerei und Unzucht.

Ebenso war es religiös. Dies Heer war lutherisch wie sein König und kündigte sich in jedem Zuge als ein solches an, hier waren noch die vergessenen Hebel des 16. Jahrhunderts wirksam, hier wurde noch das „Ein feste Burg ist unser Gott" gesungen, verstanden und nachgefühlt. Wie fürchterlich stechen dagegen die ruchlosen Banden ab, die sonst unser armes Vaterland zerfleischten im Namen des allein wahren Glaubens.

Das gab diesem Kriege eine höhere Weihe. Er verstand es, die wilde unbändige Masse zu zügeln durch höhere Motive, nationale und religiöse Empfindungen waren bei diesem Heere Etwas. Mit seinem Tode wird das anders. Wenn da eine Schlacht verloren geht, dann nehmen die Schweden Dienste beim Kaiser und ihre Wildheit gegen wehrlose Bürger und Bauern giebt der anderer gemeiner Söldner Nichts nach.

Darum nimmt der Krieg von 1630, trotz seiner Kürze, einen so eigenthümlich großen Verlauf und wächst bald über den Charakter eines bloßen Einbruchs hinaus. Gustav Adolf wird eine leitende Persönlichkeit, Schweden eine gebietende Großmacht in Europa, das hängt an seiner Persönlichkeit, seinem Heere und der moralischen Gewalt beider über Protestanten und Katholiken. Selbst der Papst achtete diese Heldennatur und bei seinem Tode sagte er: „ein Held, ein vollkommener Mann, dem Nichts zur Vollkommenheit fehlte als der rechte Glaube."

Von diesem Geiste war sonst nirgends Etwas zu finden. Wer wollte sich vermessen einen Waldstein, Tilly oder Pappenheim einen katholischen Helden zu nennen?

Die Landung und die ersten Erfolge Juni bis December 1630.

Die Lage, in welche Gustav Adolf hineintrat, ist gekennzeichnet durch unsere früheren Betrachtungen.

Die ligistische Macht war seit zwei Jahren auf der Neige und der Kaiser hatte das Seine dazu beigetragen, sie zu schwächen, er selbst hatte sich die unermeßliche Verlegenheit des Restitutionsedictes geschaffen, die protestantischen Reichsstände dadurch geradezu in das gegnerische Lager hineingetrieben und nun obendrein Waldstein entlassen.

Insofern war die Lage günstiger als je. Wäre er drei Jahre früher eingebrochen, als Waldstein siegreich an der Ostsee stand, das Edict noch nicht gegeben war, die Ligisten noch stark im Felde standen, so wäre der Kampf ein verzweifelter geworden.

Er war aber auch jetzt nicht leicht und die Anfänge des ganzen Unternehmens hatten so viel Abenteuerliches, daß jedem weniger Beherzten bange dabei werden mußte. Vor Allem war in ganz Schweden außer dem König und seinen ungeduldigen Offizieren kein Mensch für diesen Krieg. Das Land athmete eben auf von den Leiden und Opfern einer 18jährigen Kriegszeit und sollte nun in einen neuen unabsehbaren Weltkrieg verflochten werden. Der Reichsrath wollte sich nicht überzeugen lassen, daß man durchaus, statt einer wachsamen Defensive gegen den Kaiser, eine weitaussehende, tausend Gefahren ausgesetzte Offensive ergreifen müsse, die Stände erklärten, es sei kein Geld vorhanden und quälten den König mit ihren spröden Ablehnungen bis unmittelbar vor der Abfahrt.

Dänemark zeigte nicht übel Lust, im Rücken des verhaßten Königs in's Land zu fallen, von Frankreich, England, Holland kamen, ehe irgend ein Erfolg vorlag, höchstens glatte Worte, aber gewiß kein Geld und von den deutschen Fürsten, denen man helfen wollte, war nicht das Mindeste zu erwarten.

Der Herzog von Pommern, dem Gustav Adolf wie ein Erlöser zu erscheinen hoffte, schickte ihm, als er eben zu Schiffe stieg, eine Gesandtschaft, um ihn flehentlich zu bitten, er möge zu Hause bleiben, oder jedenfalls in Pommern nicht landen, denn das Land sei schon nahezu zu Grunde gerichtet und könne eine neue Ueberziehung mit Kriegsvolk nicht ertragen.

Am 25. Juni 1630, gerade 100 Jahre nach Ueberreichung der Augsburger Confession, erschien Gustav Adolf vor der Insel Usedom und begann Tags darauf die Ausschiffung seines Heeres und seiner Geschütze.

Ein Manifest ging vor ihm her, das alle seine Beschwerden gegen den Kaiser Ferdinand aufzählte und erklärte, der König komme zum Schutze der allgemeinen Freiheit, die durch Habsburg bedroht sei, und namentlich der deutschen Kurfürsten, die eben jetzt in Regensburg dem Kaiser ihr Ultimatum gestellt hatten.

Das war gewiß nicht unklug gegriffen, aber gewonnen war damit zunächst noch Nichts. Wenn jetzt ein Heer von 20—30,000 Mann in Deutschland einbrach, so war das eine stattliche Macht, aber das deutsche Reich wollte doch erst erobert sein. Wie nun, wenn die Empfindung rege ward: Hinaus mit dem Fremden! Wer wollte das tadeln? Wenn die Deutschen, die sich bisher in den Haaren gelegen, eben da der Fremde kam, Frieden mit einander schlossen, um die Schmach auswärtiger Einmischung abzuwehren, wer konnte darin etwas Anderes sehen als eine That verständiger Nothwehr? Es sind damals hier und dort solche Gedanken wach geworden. Man fragte sich denn doch, was soll aus uns werden, wenn es üblich wird, daß die Fremden sich bei uns einnisten und in unsere heimischen Händel eindrängen? Aber das Gefühl war nicht mächtig genug, um die Parteien zu einigen und dem Fremden eine geschlossene Nation entgegenzustellen.

Spröde, mißtrauisch, verschlossen war man darum doch gegen ihn. Nur im äußersten Fall wollten die Protestanten sich ihm anschließen. Sachsens und Brandenburgs bisherige Haltung oder vielmehr Haltungslosigkeit gegenüber dem Kaiser floß lediglich aus Schwäche, aber dieselbe Schwäche und Furchtsamkeit hielt sie auch ab, für den Schweden Etwas zu wagen. Die übrigen protestantischen Elemente waren vereinzelt. Der Landgraf von Hessen-Kassel war weit weg und konnte keine Hilfe geben, weil er sie selber nöthig hatte. Die süddeutschen Reichsstädte sahen ihm mit Sehnsucht entgegen, aber sie konnten aus so großer Entfernung Nichts für ihn thun, ihr Anschluß war nur dann möglich, wenn ihn große Siege nach Süddeutschland brachten.

Der König war mithin auf deutschem Boden vollständig isolirt und nicht bloß das. Seine Rückzugslinie war ganz unsicher,

die weite Entfernung von der Heimath, die lauernde Feindseligkeit Dänemarks und Polens, die nur auf den günstigen Augenblick des Ueberfalls warteten, mußten zu einer tödtlichen Katastrophe führen, wenn er nur einen einzigen halbwegs entscheidenden Fehlschlag erfuhr.

Eine verwegene Kühnheit gehörte dazu, unter solchen Umständen die Invasion überhaupt zu unternehmen und die bedächtigste Vorsicht, um, nachdem sie einmal geschehen war, nicht gleich zu Anfang zu scheitern.

Gustav Adolf war seiner Aufgabe ebenbürtig, bei allem waghalsigen Muthe seines Wesens verläugnet er nicht einen Augenblick die voraussschauende Klugheit, die in seiner Lage nöthig war. Er geht den sicheren Weg eines Mannes, der, jede Lage und jedes Hilfsmittel genau erwägend, wohl weiß, daß er nie einen Schritt rückwärts thun darf, wohl aber in kleinen Schritten und wenn auch auf Umwegen langsam vorwärts schreitend, Boden zu gewinnen weiß.

Die kaiserliche Armee, die ihm unter Conti in Pommern und Mecklenburg gegenüberstand, mochte an Zahl der seinigen gewachsen, wenn nicht überlegen sein. Sie war im Besitze aller Stellungen, die ein mehrjähriger glücklicher Krieg erstritten hatte, aber sie entbehrte des großen Führers, der sie geschaffen und zusammenzuhalten wußte. Sie litt an Hunger, Desertion, Muthlosigkeit, war weit verzettelt, zum Theil von ihren Führern aufgegeben, schmolz von Tag zu Tag mehr zusammen und wenn auch darum einem entschlossenen, gut geleiteten Angriff zu widerstehen nicht geeignet, gleichwohl im Stande, jeden einzelnen Schritt im Land höchlich zu erschweren.

Ein erster nennenswerther Erfolg Gustav Adolf's war nach Ueberrumpelung der Insel Wollin die Besetzung Stettins im Juli d. J.

Sie geschah unter Umständen, die für die Lage bezeichnend genug waren. Die protestantische Bevölkerung bebte vor den Greueln, die sonst mit jeder Besetzung durch fremdes Kriegsvolk, protestantischen oder katholischen Bekenntnisses, verbunden waren, Bogeslav fürchtete überdies die Repressalien des Kaisers, wenn ein Umschlag einträte und drohte deshalb mit Feindseligkeiten, wenn die Schweden sich nicht in achtungsvoller Entfernung hielten.

Gustav Adolf ließ sich dadurch nicht abschrecken, wies jedes Anerbieten von Neutralität zurück und brachte den geängsteten Herzog dazu, daß er endlich mit schwerem Herzen Einlaß gewährte. Die Schweden hielten sich musterhaft, sie wurden nicht, wie sonst die Söldner, in Bürgerhäuser, sondern in Zelte einquartiert, gingen mit den Einwohnern friedfertig zur Predigt und errichteten mit außerordentlichem Eifer in 4 Tagen ein System von Verschanzungen um die Stadt, das nicht bloß für jene Zeit als ein Muster von Befestigung gelten konnte.

Gleichzeitig war auch ein Staatsvertrag zwischen Schweden und Pommern zu Stande gekommen, der nicht bloß ein ewiges Bündniß aufrichtete, sondern auch mittelst einer geschickten Clausel Sorge trug, daß für den Fall des Ablebens des Herzogs Bogeslav Pommern an Schweden fiel, wie denn das auch später geschehen ist.

Das war der Anfang einer langsamen, mühevollen Kriegführung, mittelst deren sich Gustav Adolf in Pommern, Mecklenburg, Brandenburg ausbreitete. Napoleon hat ihn für den größten Feldherrn aller Zeiten erklärt, hauptsächlich darum, weil er in einem gefahrvollen, glanzlosen Feldzug vom Juni 1630 bis zum Herbst 1631, ohne auch nur einen nennenswerthen Nachtheil zu erleiden, mit einer langsam bohrenden, aber sicher fördernden Gewalt immer vorwärts drängte, bis er in der Mitte Deutschlands angekommen war. Von dieser Taktik hing das Schicksal seines ganzen Unternehmens ab, nicht einen Fehltritt durfte er dabei thun und daraus beantwortet sich auch die vielbesprochene Frage, warum er Magdeburg nicht entsetzt hat, so lange es noch zu entsetzen war.

Magdeburg war gewiß ein wichtiger Platz, als die Hauptstadt Norddeutschlands, und der blühendste Sitz des Protestantismus. Aber so wichtig ihm sein Schicksal sein mußte, er konnte nicht seine Existenz, die Arbeit seines Lebens, die Früchte dreier großer Kriege, sein Heer, das er in 19 Jahren geschaffen, preisgeben, indem er sich zwischen zwei Feuer brachte und mit in eine Katastrophe verwickelte, die er auf sich allein gestellt nicht abwenden konnte.

Im Sommer 1630 geschah Nichts als ein schrittweises Vorrücken in Norddeutschland. Es dauert Monate lang, bis er

allmälig ganz Pommern in seiner Gewalt und jede einzelne Stadt erobert und wieder Monate, bis er in Brandenburg festen Fuß gefaßt hat.

So schwierig war die Lage, daß sich nachher sein eigener Schwager in Brandenburg nur zwangsweise ein paar Plätze abnehmen ließ.

Am 24. December geschah dann ein entscheidender Schlag wider den Kern der Kaiserlichen, die von Hunger und Kälte gepeinigt zwischen Greifenhagen und Garz lagen. Ganz Pommern mit Ausnahme von Colberg und Greifswald und ein Theil der Neumark war jetzt in seiner Gewalt, aber Bundesgenossen hatte er bis jetzt immer noch nur an Franz von Sachsen-Lauenburg, den vertriebenen Mecklenburgern, dem Administrator Christian Wilhelm von Magdeburg und Bogeslav von Pommern, mit Ausnahme des Letzteren, lauter Fürsten ohne Land.

Den mühevollsten Theil des Feldzugs hatte er jetzt bewältigt und somit hatte sich vor aller Welt Augen gezeigt, daß der schwedische Krieg nicht eine Wiederholung des unseligen Dänenkrieges war, der in jeder Weise ungeschickt und unglücklich geführt worden war. Hier war zugreifende Entschlossenheit und kluge Vorsicht wunderbar gepaart.

Vertrag von Bärwalde (Jan. 1631), Leipziger Convent, Magdeburgs Fall (Mai 1631), Sieg bei Breitenfelde (7. Septbr. 1631).

Mit Beginn des neuen Jahres stellte sich ein Verbündeter ein, der nicht ohne Werth war, Cardinal Richelieu. Dieser hatte inzwischen in Frankreich freie Hand gewonnen und konnte darauf denken, die auswärtige Politik Heinrich's IV., Heinrich's II. und Franz I. wieder aufzunehmen. Noch hatte Frankreich weder Finanzen noch Armee, um selbständig einzugreifen. Wollte es deßhalb an den europäischen Dingen Theil nehmen, so mußte es mit einem fremden Kriegsherrn anknüpfen und Gustav Adolf schien dazu der rechte Mann.

Er brauchte Geld, denn seine äußeren Mittel waren noch immer sehr knapp und schien als Fremder auch geeignet die Erwerbungspläne zu unterstützen, denen man auf französischer Seite im Namen der „deutschen Freiheit“ Raum gab. Er ließ sich viel-

leicht als Mauerbrecher der französischen Politik gebrauchen. Was später Bernhard von Weimar werden sollte und die Schweden zuletzt wirklich geworden sind, das hatte Richelieu schon Gustav Adolf zugedacht, von dem ein Scheitern jetzt nicht mehr so rasch zu besorgen schien.

Richelieu fand aber an Gustav Adolf seinen Meister. Das vornehme Frankreich kannte bisher keinen „König" von Schweden, hatte doch der Beherrscher dieses Reiches seine Krone nicht von Gottes Gnaden, sondern bloß durch die Wahl der Stände und des Volks. Gustav Adolf erklärte sofort, daß er nur als „König" unterhandeln werde und Richelieu mußte nachgeben.

Bedeutender war, daß der Letztere auch in der Sache sehr wichtige Zugeständnisse machen mußte. Vergebens war sein Bestreben, Einfluß auf die Leitung der großen Geschäfte zu erlangen, er setzte Nichts durch, als daß Gustav Adolf versprach, die katholische Kirche nirgend als solche anzugreifen und sonst Alles auf den früheren Friedensstand zurückzuführen. Selbst die Abtretung eines Stückes von Deutschland an der französischen Grenze, die Richelieu gar gern zum Schutze der deutschen Freiheit erlangt hätte, wurde abgeschlagen. „Nicht ein Dorf sollen die Franzosen haben" sagte Gustav Adolf.

So hatte Dieser seinen Zweck vollkommen erreicht. Frankreich zahlte ihm Subsidien im Namen der gemeinsamen Interessen, aber die politische und militärische Leitung hatte der König von Schweden allein. Der Vertrag von Bärwalde (Jan. 1631) war darum ein großer diplomatischer Sieg Gustav Adolf's, er schuf ihm die Mittel zur Fortführung des Krieges und erhielt ihm seine volle Unabhängigkeit.

Inzwischen dauerte der Festungskrieg fort. Bis zum Frühjahr gelangen dem König noch zwei wichtige Eroberungen, die von Colberg im März, die von Frankfurt a. O. im April.

Der Mai brachte zwei Entscheidungen anderer Art.

Im Kreise der protestantischen Reichsstände, die noch nicht Partei genommen hatten, regte sich das Bewußtsein, daß der Augenblick selbständigen Auftretens gekommen sei. Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, beide durch das Restitutionsedict schwer bedroht und beide dem Schweden abgeneigt, mußten sich, als die angesehensten Vertreter des deutschen Protestantismus, jetzt für eine

bestimmte Politik entscheiden. In ähnlicher Lage waren die protestantischen Reichsstädte Süddeutschlands, die von der katholischen Restauration Alles zu fürchten, von Schweden wenig zu hoffen hatten. Für beide Gruppen gab es ein gemeinsames Programm, das die Natur der Lage ihnen vorschrieb: bewaffnete Neutralität zum Schutze des Protestantismus gegen den Kaiser, der deutschen Nation gegen die Fremden. Die kaiserlichen Waffen waren, seit Waldstein's Entfernung, überall im Nachtheil, die Liga oder vielmehr der Kurfürst von Baiern verharrte in einer Politik des Zögerns und Hinhaltens, die geringen Eifer für den Kaiser verrieth, der König von Schweden war, wenn er vor Kursachsen und Kurbrandenburg Halt machen mußte, wie ein Vogel auf dem Zweig: bildete sich jetzt zwischen beiden Gegnern eine compacte Masse, die dem Kaiser sagte, wir halten am Religionsfrieden fest, und dem Schweden, mit dem Fremden haben wir nichts gemein, so war Aussicht auf einen Frieden, der den religiösen wie den nationalen Forderungen Deutschlands Genüge that. Bewaffnete Vermittlung ist allerdings oft die undankbarste Politik, aber unter Umständen auch das, was allein den Ausschlag giebt. Die Mittel derer, auf die es dabei ankam, hätten wohl dazu ausgereicht, aber man durfte dann auch nicht zögern sie mit Macht zu sammeln und zu verwenden und vor Allem nicht glauben, daß man mit prahlerischen Reden und endlosen Schreibereien an's Ziel kommen werde. Diese einfachste und klarste Politik hat ein viel gescholtener und verkannter Mann, Arnim v. Boytzenburg mit der meisten Entschiedenheit verfolgt.

Noch im Februar kam ein Leipziger Convent zusammen, der eine glänzende Versammlung protestantischer Reichsstände vereinigte und bis in den Mai hinein über Feststellung eines gemeinsamen Programms tagte. Die Bildung einer dritten protestantisch-nationalen Partei war im Werk.

Keinem der kriegführenden Theile, der Liga so wenig als Gustav Adolf, war wohl dabei. Die Jesuiten spöttelten, ließen höhnische Flugblätter ausgehen, weil sie die Gefährlichkeit eines etwaigen Gelingens fühlten und Gustav Adolf ließ seinen Chemnitz unterhandeln, weil er voraussah, wenn das zum Ziel gedeihe, dann sei Alles wieder verloren, was er bisher erreicht.

Aber die rathlose Unschlüssigkeit der Fürsten und ihrer Minister sorgte dafür, daß das Einzige nicht geschah, was Deutschland mit

deutschen Kräften den Frieden hätte geben können. Die Versammlung ging nach Monate langen Berathungen, großen Festlichkeiten, vielen Zechgelagen und Schmausereien auseinander, ohne daß das Geringste dabei herausgekommen wäre.' Der Beschluß, bei dem man sich am Ende beruhigte, war rein lächerlich. Man hatte ein Bündniß schließen wollen, statt dessen rechnete man zusammen, was jeder Theil an Mannschaften zu stellen habe, für den Fall, daß man vielleicht ein andres Mal ein Bündniß schließen würde.

Auch ein Religionsgespräch zwischen Reformirten und Lutheranern hatte stattgefunden. Selbstverständlich kam man zu keiner Uebereinkunft, sondern nur zu dem übrigens anerkennenswerthen Versprechen, sich künftig anständiger zu behandeln, als das bisher geschehen war. Die beste Charakterisiik dieses Leipziger Convents geben die Worte eines Betheiligten: „Wir haben 4 Wochen lang wie vortreffliche Christen wacker geschmaust und gezecht und können sagen, wie jener Bischof, als er sich in den Finger schnitt: quantum patimur pro Jesu Christo".

Unterdessen hatte sich die ligistische Macht auf einmal wieder aufgerafft, zu Pappenheim, der Magdeburg belagerte, stieß Tilly und ehe Gustav Adolf herankam, ward die Stadt bezwungen und mit beispielloser Barbarei verbrannt, verwüstet und ausgemordet.

Das entflammte den Haß der Protestanten auf's Neue gegen den Kaiser und ließ die Haltung der Schweden während dieses Krieges in doppelt günstigem Lichte erscheinen. Sie waren überall in Feindesland, aber man konnte ihnen Nichts vorwerfen, was den Greueln der Kaiserlichen auf dem Boden des Reiches selber nur von ferne gleich kam. Noch im März hatte Gustav Adolf eine strenge Quartierordnung erlassen zum Schutz der friedlichen Quartiergeber gegen übertriebene Ansprüche der Offiziere und Mannschaften, die von einer wahrhaft hochherzigen Umsicht zeugte und die ihm denn auch unter den Bevölkerungen mehr Anhang geschaffen hat, als siegreiche Schlachten hätten thun können.

Die Mittelpartei fiel inzwischen ganz auseinander, eine Neutralität gab es nicht, auf der einen Seite stand Tilly, auf der anderen Gustav Adolf, beide begehrten Anschluß, bald mild, bald drohend. Der Kurfürst von Brandenburg hatte sich zuerst nur mit schwerer Ueberwindung und unter allerlei Clauseln zur Einräumung Spandau's und Küstrins an die Schweden verstanden, als er jetzt

nach dem Falle Magdeburgs Spandau zurückverlangte und den gütlichen Vorstellungen Gustav Adolf's nicht weichen wollte, da rückte dieser mit seinen Geschützen vor Berlin und zwang ihn, während die Stücke auf die Stadt gerichtet wurden, den Bündnißvertrag mit Schweden zu unterschreiben (Juni). Jetzt ging es bald auch mit der Neutralität Kursachsens zu Ende.

Die Unschlüssigkeit dieses Hofes brachte es glücklich dahin, daß, bis beide Theile im Lande standen und den Anschluß begehrten, noch Niemand wußte, wer Freund, wer Feind Sachsens sei. Das Land war ungemischt protestantisch, die Kaiserlichen hausten wie überall, während die protestantischen Schweden Land und Leute schonten. Das gab den Ausschlag.

Am 1. Sept. trat Sachsen zu Gustav Adolf über und das gab Anstoß zu den Uebertritten, die sofort nach dem Siege bei Breitenfelde in Mittel- und Süddeutschland reißend um sich griffen. Anfang September vereinigte sich die sächsische und die schwedische Armee bei Düben und zog von da in die Leipziger Ebene den Kaiserlichen zur Schlacht entgegen. Tilly hatte Alles, was von kaiserlichen Streitkräften zur Hand war, vereinigt, beabsichtigte aber keine Schlacht. Pappenheim dagegen, und mit ihm die murrenden Offiziere, die des ewigen Hin- und Herziehens müde waren, drang mit Ungestüm darauf und riß sich, als er der Schweden ansichtig wurde, mit seinen Reitern von der Hauptmacht los, um sofort den Kampf zu beginnen. Der Angriff schlug fehl und nun mußte Tilly selber die Schlacht annehmen.

So kam es am 7. September zur Schlacht auf dem Breiten Felde. Sie wurde wesentlich von den Schweden ausgefochten, denn die Sachsen hielten nur kurze Zeit Stand und der Kurfürst selber, der ein paar Tage früher erklärt hatte, wenn Gustav Adolf nicht sofort zum Kampfe schreite, so werde er Tilly allein angreifen, floh Stunden weit vom Schlachtfeld. Die Wucht der ganzen Schlacht lag deßhalb auf den Schweden, die mit 13,000 Mann zu Fuß und 8000 Reitern gegen 34,000 Mann Kaiserliche fochten. Das Material dieser Truppen, die durchweg versuchte Landsknechte waren, war nicht schlecht und ihr Führer war bis dahin ein unbesiegter Feldherr.

Der Plan Tilly's war, die feindliche Schlachtlinie mittelst seiner Ueberzahl an Reiterei zu überflügeln und dann aufzurollen.

Die Schweden wußten den Plan zu vereiteln durch die äußerst geschickte Taktik, mit der Fußvolk und Reiterei zusammen wirkten. Nachdem der Kampf durch eine große Kanonade eröffnet worden war, prasselten die Reitermassen auf einander, die schwedischen Reiter schwenkten nach jedem Angriff links und rechts ab und ließen dem furchbaren Feuer der hinter ihnen stehenden Musketiere und der leichten Lederkanonen Raum. So lösten sich die beiden Treffen zu Fuß und zu Pferde fortwährend ab, die ausgezeichnete Uebung der Schweden, das regelmäßige Ineinandergreifen der verschiedenen Waffen, die vorzügliche Führung und die ungemeine Beweglichkeit der einzelnen Truppentheile trugen am Ende den Sieg davon. Die Tapferkeit der Kaiserlichen war ihres alten Ruhmes durchaus würdig, sie standen dem feindlichen Anprall wie Mauern, aber der überlegenen Taktik der Gegner waren sie nicht gewachsen. Dem fünfstündigen erbitterten Kampfe machte die einbrechende Nacht ein Ende, Tilly's Heer war fast vernichtet, er selber mit Mühe dem Tode entgangen.

Siegeszug Gustav Adolf's nach Süddeutschland (Octbr. — Ende 1631). Seine Wiederherstellungspläne.

Der Sieg war von ungeheuren Folgen begleitet. Alles, was seit 1620 durch die kaiserlichen Waffen erfochten worden war, war für Norddeutschland ungeschehen, die Frucht der Siege Waldsteins und Tilly's, die Lähmung des norddeutschen Protestantismus, lag am Boden und nach der Art, wie sich jetzt die Tilly'sche Armee zurückzog, war es zweifelhaft, ob sie sich bald wieder zum Kampfe stellen würde. Wahrscheinlich lag der größte Theil Deutschlands dem Schweden offen, vielleicht führte den König ein Triumphzug bis an den Rhein und Main. Der König rückte Anfangs vorsichtig tastend nach dem Süden, der ganzen Folgengröße seines Sieges sich nicht recht bewußt, er konnte bis nach Mainz und Würzburg ohne Schwertstreich kommen und als ihm Tilly hier noch einmal entgegentrat, besiegte er ihn auch hier.

Oft hat man gefragt, warum Gustav Adolf nach dem Sieg bei Breitenfelde nicht sofort nach Böhmen aufbrach, gegen Wien zog und, ehe der Kaiser ein Heer sammeln lassen konnte, vor den Mauern der Residenz selbst den Kampf entschied? Warum er statt dessen den Anfall auf die österreichischen Erblande dem Kur-

fürsten von Sachsen überließ und persönlich nach dem Main und Rhein zog, wo es kein feindliches Heer von irgend einer Bedeutung mehr gab? Angesehene Männer seiner Umgebung haben später beklagt, daß der König das nicht gethan und Oxenstjerna war noch 18 Jahre nach Gustav Adolf's Tod der Ansicht, der König habe damals wider den Rath seiner besten Freunde einen großen Fehler begangen.

Es lassen sich sehr verschiedene Gründe denken, die den König bestimmen mußten, diesen sonst so nahe liegenden Weg nicht zu gehen.

Einmal hatte er von dem ganzen Umfange seines Erfolges in der Leipziger Ebene die Vorstellung Anfangs noch nicht, die sich ihm nachher aus der Betrachtung der wirklichen Folgen ergab. Der Rath der Feldherrn ist doch wesentlich aus diesen nachträglichen Erfahrungen geschöpft. Wie vollständig die Macht der Liga gebrochen sei, konnte man damals noch nicht mit Bestimmtheit angeben.

Ferner erforderte das sehr lockere Bundesverhältniß mit Kursachsen eine besondere Rücksicht. Der Kurfürst hielt darauf, daß er selbständiger Führer seiner Truppe bliebe. Gewährte man ihm dies, so mußte sein Commando der Art sein, daß, wie er es auch führte, es Niemanden Schaden brachte, als ihm selber. Gustav Adolf schickte ihn nach Böhmen in der Berechnung, daß es viel klüger sei, den zweideutigen Verbündeten auf die österreichischen Erblande zu hetzen, wo er in einen schwer zu lösenden Conflict mit dem Kaiser kam, als ihn nach dem Main und Rhein zu schicken, wo er als Retter der Protestanten alle Früchte der von den Schweden errungenen Siege eingeheimst und seine alte Sonderbündelei gefährlicher als vorher wieder aufgegriffen haben würde, um aus einem lauen Verbündeten ein offner Gegner zu werden.

Ging er selber nach dem Süden, so machte er den Kurfürsten unschädlich und schuf sich in den protestantischen Fürsten und Reichsstädten des Westens und Südens eine dauernde Macht. In der Tüchtigkeit dieser Bundesgenossenschaft hatte er sich nicht getäuscht. Die Süddeutschen haben am längsten bei den Schweden ausgehalten und sich so tief mit ihnen eingelassen, daß für sie ein Abfall zum Kaiser undenkbar war.

Hier aber kam Gustav Adolf auch die dankbarste Seite seiner Rolle zu Statten, hier erschien er wirklich als der Erlöser der unterdrückten protestantischen Sache. In Böhmen und Oberösterreich war der Protestantismus blutig zu Boden geschlagen, ihn dort wieder zu erwecken war nicht Sache eines einfachen Einmarsches protestantischer Truppen, aber in den gesegneten Gegenden des Rhein und Main wohnten Millionen Protestanten, die seit 1622 den Druck ihrer fanatischen Bekehrer grollend ertrugen und sehnsüchtig des Tages der Befreiung harrten. Das sprach sich aus in jener Einladung, die eine Anzahl zu Frankfurt versammelter Stände an ihn ergehen ließ, ihnen gegen Habsburg die Hand zu reichen. Er kam ja, um dem Protestantismus sein Recht zu erstreiten, er mußte sein Wort einlösen, sonst verlor er nicht bloß den Nimbus, sondern auch den realen Rückhalt seiner ganzen Politik.

Hessen-Cassel, Darmstadt, Pfalz und seine Nebenlinien, Württemberg, die große Zahl der Reichsstädte von Frankfurt bis Ulm und Augsburg bildeten zusammen eine Macht in Deutschland, der Augenblick war gekommen, sie von der Herrschaft Habsburgs loszureißen und das Uebergewicht der Protestanten wieder herzustellen.

So zog er, nachdem er sich Erfurts durch einen Handstreich bemächtigt, mit Anfang October durch Thüringen, ohne Widerstand zu finden, nach Franken, und hier begann für ihn die Zeit der großen Triumphe, für seine Truppen die eines behaglichen Wohllebens, wie sie es bis dahin nirgend gefunden. Königshofen, Würzburg, Hanau, Frankfurt, Höchst fielen rasch nach einander in seine Hand. Die Stände des fränkischen Kreises huldigten ihm als dem Herzog von Franken, und seine ausgehungerten Mannschaften schwelgten in den Reichthümern der großen „Pfaffengasse", wie man den Strich der geistlichen Staaten vom Main nach dem Rhein damals nannte.

Bei Würzburg war es noch zu einem blutigen Waffengang mit Tilly gekommen, der mit dem Rückzug des Letzteren endigte. Seitdem konnte sich Gustav Adolf in ungestörter Ruhe ausbreiten von Franken bis an den Rhein. Seine Lage war so glänzend wie je die irgend eines Mannes, der in diesem Kriege aufgetreten war. Von der pommerschen Küste war er vorgedrungen bis an die Mainlinie, dort erschien er nur wie ein abenteuernder Söld-

nerführer, hier im Herzen des Reichs empfing er jetzt die protestantischen Stände wie ein deutscher Kaiser der alten Zeit.

Ohne Schwierigkeiten war darum doch seine Lage nicht. Sein Bündniß mit den deutschen Fürsten blieb immer unsicher und wankend, die Treue der Reichsstädte schützte nicht gegen deren unvermutheten Abfall, ein Fehlschlag trieb Sachsen und Brandenburg sofort in's gegnerische Lager, treu zu ihm standen doch nur die, die wenig geben und viel empfangen wollten, die verbannten Fürsten, die von ihm ihre Wiedereinsetzung, die Länderlosen, die eine stattliche Beute, die stark bedrängten süddeutschen Fürsten, wie der von Hessen-Cassel, die Schutz gegen die Fremdherrschaft der Spanier und der Jesuiten hofften, aber sie alle gaben keine Macht, sie waren nur Schützlinge, die oft sehr schwer zu befriedigen waren. Daß Sachsen und Brandenburg nur mißtrauisch und abwehrend ihm gegenüberstanden, war nicht ein Verdacht, sondern eine Thatsache. Nur mit Androhung des Aeußersten waren beide in sein Bündniß hineingeschreckt worden, wenn sie jetzt oder später einen Ausweg fanden, sich mit dem Kaiser zu verständigen, so thaten sie es, darüber täuschte sich Gustav Adolf am wenigsten.

Unter den mittleren Fürsten Deutschlands regte sich Etwas von der Angst, daß man an Ende statt eines habsburgischen Herrn, einen schwedischen eingetauscht habe und das mußte immer stärker hervortreten, je mehr sich mit den steigenden Erfolgen der schwedischen Waffen die politischen Pläne Gustav Adolf's enthüllten.

Allerdings waren mit dem Siegeszug nach West- und Süddeutschland des Letzteren Ansichten wesentlich anders geworden.

Die Schweden hatten bisher in den dürrsten und ausgebranntesten Gegenden Deutschlands mühselig ihre Existenz gefristet, jetzt waren sie in Ländern, wo ihnen das Herz aufging, sie machen uns selber von ihrer Ueberraschung naiv gezeichnete Schilderungen, es ist, als wollten sie sagen, hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen: im Lager von Werben, in den Sandsteppen der Mark Brandenburg dachte man daran nicht. Daß auch bei Gustav Adolf jetzt allerlei Gedanken an dauernde Erwerbung und Niederlassung Raum fanden, die ihm an der pommerschen Küste und in der Mark noch ganz fern lagen, das war begreiflich. Wurde er doch geehrt, als wäre er der Kaiser, waren doch seine Fürstentage voll des alten kaiserlichen Glanzes, hing doch das Volk mit wahrer

Begeisterung an ihm. Nürnberg, die deutscheste der Reichsstädte und die stolzeste der Republiken, sagte ihm ausdrücklich, handelte es sich um die Wahl eines neuen Reichsoberhauptes, so wüßten sie „kein geeigneteres und kein gesegneteres Subjektum als S. k. Majestät selbst.“

Als Gustav Adolf von Pommern aus gegen Brandenburg heranrückte, ließ der Kurfürst durch einen Abgesandten bei ihm anfragen, was er etwa als Lohn, als reelle Entschädigung in Deutschland fordern werde. Der König hatte geantwortet, wenn die Vertriebenen hergestellt, den Ständen ihre religiöse Freiheit gegeben, und er versichert werde, daß er in seinem Reiche keinen Angriff von Seiten Habsburgs zu besorgen habe, dann könne er sich zufrieden geben. Unter einer solchen Versicherung verstand er aber ein Pfand, das ihn einmal entschädigte und dann zugleich gegen Angriffe schützte. Er dachte wohl an ein Stück der Ostseeküste, wie das, das nachher an Schweden fiel, Pommern mit den Odermündungen.

Als er jetzt in Mainz war, stand die Sache anders.

Er hatte Grund zu fordern, was damals noch ganz verfrüht gewesen wäre. Als ihm hier die katholische Partei Friedensanträge machte, stellte er folgende Bedingungen:

1. Das Restitutionsedict ist null und nichtig.

2. Beide Religionen, die evangelische und protestantische, werden in Stadt und Land geduldet.

3. Böhmen, Mähren und Schlesien werden wieder auf ihren früheren Stand hergestellt, alle Verbannten kehren zu ihren Gütern zurück.

4. Der Kurfürst von der Pfalz, Friedrich V., erhält seine Länder wieder.

5. Die bairische Kurwürde hört auf, Pfalz erhält die Kurstimme zurück.

6. In Augsburg wird die Uebung der evangelischen Religion wieder hergestellt und alle städtischen Freiheiten zurückerstattet.

7. Alle Jesuiten sind als Störer des allgemeinen Friedens und Anstifter der gegenwärtigen Wirren aus dem Reiche verbannt.

8. In jedes Stift werden Evangelische wie Katholische aufgenommen.

9. Die Klöster im Herzogthum Württemberg, die von den

Katholiken rechtswidrig weggenommen worden sind, werden zurückg geben.

10. Aus Dankbarkeit für die Rettung des deutschen Reichs soll Ihre K. Majestät von Schweden zum römischen Könige gewählt werden.

11. Alle in den Reichsstädten und im Herzogthum Württemberg durch das Restitutionsedict veranlaßten Unkosten müssen erstattet werden.

12. In die Stiftskirchen werden ebensoviel lutherische als katholische Stiftsherren aufgenommen.

Von diesen Bedingungen haben wir zweierlei Mittheilungen, eine bei Khevenhiller und eine andere in den Memoiren von Richelieu, beide stimmen überein, mit Ausnahme eines Punktes. Der Passus von der Wahl zum römischen König d. h. zum Mitregenten und späteren Nachfolger des Kaisers, fehlt bei Richelieu. Ganz sicher beglaubigt ist also diese wichtige Sache nicht. Gegen die Angabe Khevenhillers spricht ein sehr bestimmtes Zeugniß anderer Art.

Gustav Adolf äußerte zur selben Zeit gegen die Nürnberger: „Von seinen Freunden begehre er nur Dankbarkeit, was er seinen Feinden abgenommen, das gedenke er zu behaupten; der protestantische Bund müsse sich von den Katholiken trennen und sich mit einem erforderlichen Haupte versehen, besonders für den Krieg: mit Sold für einige Monate könne er sich nicht wie ein hergelaufener Soldat abfinden lassen. Land könne er ex iure gentium nach Grotius fordern, obschon er selber genug habe; Pommern könne er der See wegen nicht lassen, und wenn er Etwas zurückgebe, so könne er gleichwohl dieselben Oberherrlichkeitsrechte fordern, die der Kaiser früher gehabt: die alte Reichsverfassung tauge nichts mehr, sie sei ein altes Gemäuer, gut genug für Ratten und Mäuse, aber nicht bewohnbar für Menschen."

Ein Gutachten des schwedischen Senates schlug nun vor: Religionsfreiheit, ewige Abschaffung der Inquisition und Restitution der Evangelischen; Ersatz der Kriegskosten Schwedens und Unterpfand für ihre Bezahlung; Bund zwischen den Evangelischen und dem König von Schweden mit dem ihm gebührenden directorium belli in allen ihren Kriegen mit dem Kaiser oder anderen Potentaten; Abtretung von Pommern und Wismar an Schweden, wogegen Brandenburg Schlesien, Sachsen die Lausitz bekommen sollte

und der Landgraf von Hessen, die von Weimar und Andere mehr auf Kosten Oesterreichs ausgestattet werden sollten.

Ein solches Programm war den protestantischen Reichsstädten aus der Seele gesprochen, die fürstlichen Stände aber konnten sich damit nicht befreunden und waren von um so größerem Mißtrauen, je weniger man Genaues über seine Pläne wußte und je klarer es war, daß er seine letzten Zwecke absichtlich noch in einem gewissen Dunkel ließ. In den Kreisen, deren ganze Politik in kleinlichem Souveränetätsdünkel untergegangen war, witterte man das Allerfurchtbarste, man sah im Geiste schon den deutschen Kaiser fertig, und die deutsche Libertät statt von Spaniern, von Schweden zu Grunde gerichtet. Sachsen insbesondere war ganz beherrscht von diesem grollenden Mißtrauen und auch unter denen, die völlig von Gustav Adolf's Gnade abhingen, verbreitete sich große Mißstimmung, seit sich herausstellte, daß derselbe vor Beendigung des Krieges von Wiedereinsetzung der vertriebenen Fürsten in die jetzt zum Theil eroberten Länder Nichts wissen wollte.

Kurz das Verhältniß zu den Reichsfürsten mit und ohne Land wird kühler und trüber von Woche zu Woche, desto inniger gestaltet sich das zu dem Volk, zu dem Bürgerthum der Reichsstädte; den Fürsten wirft er das undeutsche Gebahren ihrer Heere und ihrer Politik vor, das Volk weiß er durch die liebenswürdigsten Worte zu gewinnen: er war wie sein Großvater ein ausgezeichneter Redner, der es wunderbar verstand, zumal den treuherzig populären Ton zu treffen, der auf die Massen wirkt und jede seiner Reden vor solchen Hörern war ein Triumph.

Sturz der ligistischen Macht. Waldsteins Rückkehr. Schlacht von Lützen (16. Nov. 1632).

So war der Winter 1631—32 vorübergegangen. Mitte Februar brach der König nach dem noch ganz unberührten Theile Süddeutschlands auf, um die Liga im Sitze ihrer Macht, in Baiern selber, anzugreifen. Am Lech stellte sich ihm Tilly noch einmal entgegen, in einem letzten heißen Treffen verblutete sich der Rest der ligistischen Macht, Dank den furchtbaren Wirkungen der schwedischen Geschütze ward der Lech überschritten (April), Tilly starb wenige Tage nachher an seinen Wunden, und bald darauf zog Gustav Adolf in das unbeschützte München ein. Ganz

Baiern bis auf einen einzigen festen Platz fiel in die Hände der Schweden, die Eroberung Deutschlands bis auf die österreichischen Erblande war vollbracht.

Man hatte das kommen sehen in Wien und seit den Wintermonaten 1631 die äußersten Anstrengungen gemacht, um, wenn die ligistische Macht zertrümmert wäre, die Vertheidigung des Landes gegen die Schweden zu ermöglichen. Aber die Kassen waren leer und die Männer fehlten, um die zerrüttete Armee neu zu organisiren.

Wie grenzenlos die Noth in Wien war, zeigte die Beflissenheit, mit welcher man sich jetzt Waldstein wieder näherte. Der hatte inzwischen auf seinen Gütern in Böhmen gelebt wie ein Fürst, der durch Entfaltung eines beispiellosen Prunkes selbst den Kaiser in Schatten stellen wollte. Kein Monarch der damaligen Zeit hat eine Hofhaltung gehabt wie er. Er hatte seine Entlassung mit einer erkünstelten Kaltblütigkeit aufgenommen; wer ihn kannte, mußte sich sagen, daß der Gedanke, von der ersten Stelle entfernt zu sein, empfindlicher an ihm nagte, als an irgend einem Sterblichen.

Sein ganzes Leben war in Krieg und Heerführung, seine ganze Natur in leidenschaftlichem, maßlosem Ehrgeiz aufgegangen, es hieß ihn vollkommen mißkennen, wenn man glaubte, er habe die Schmach seiner Absetzung vergessen und sinne auf Anderes als auf eine auserlesene Rache. In dieser harten, rohen Natur war kein Zug von Großmuth und selbstvergessender Pietät. Sein Thun bewegte sich, auch wo er mit dem Kaiser zusammengegangen war, doch nur stets um sein eigenes, großes Ich. Er war wie ein bevorzugter Glücksritter aus der Revolution hervorgegangen, hatte zu viel Große fallen sehen, um Lehenstreue, Anhänglichkeit gegen irgend eine Partei oder Person für mehr als ein Vorurtheil zu halten. Er vergaß dem Kaiser nie, daß er einmal schwach gewesen war gegen seine Feinde.

Seit der Schlacht von Breitenfelde hatte der Kaiser keine ruhige Nacht mehr, lauter und lauter wurden die Stimmen in seiner Umgebung, die verlangten, daß Waldstein zurückgerufen werde, denn er sei der Einzige, der helfen könne in dieser Noth. Der Kaiser hatte ihn nur mit Widerstreben fallen lassen, um von zwei Uebeln das kleinere zu wählen, jetzt versuchte er Unter-

handlungen im Tone eines reuigen Bittstellers, aber Waldstein ließ Monate lang alle Anträge von sich abgleiten. Er that beharrlich, als ob er weit entfernt sei von dem bloßen Gedanken, je wieder das Heer zu übernehmen und spielte die Komödie glücklich durch, das hartnäckig auszuschlagen, was eigentlich sein höchster Wunsch war.

Endlich nach endlosen vergeblichen Bestürmungen ließ er sich erweichen, binnen drei Monaten ein Heer auszurüsten, aber mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, sobald es unter Waffen stehe, den Oberbefehl einem Anderen abzutreten, der Staat solle, was an ihm liege, nicht ohne Heer sein in seiner größten Bedrängniß, aber führen werde er es nicht (Januar 1632).

Der Name Waldstein äußerte seinen alten Zauber; mit gewohnter Meisterschaft und mit Anspannung aller Geldmittel des Kaiserstaates hatte er binnen drei Monaten ein stattliches Kriegsheer von 40,000 Mann zusammengebracht und ein Heer, dessen sämmtliche Oberste von ihm Patente hatten, dessen sämmtliche Mannschaften ohne Zweifel wieder auseinander liefen, wenn er nicht an der Spitze blieb und sie zusammenzuhalten alles das that, was eben keiner außer ihm verstand.

Als der letzte März kam, gab er die bestimmte Erklärung, sein Auftrag sei vollbracht, das Heer sei auf den Beinen, der Kaiser möge jetzt den Mann nennen, dem er den Oberbefehl abzutreten versprochen habe, er selber trete hiermit zurück.

Der Kaiser schickte einen ersten und einen zweiten Boten, um ihn zu beschwören, der Herzog blieb unerbittlich, erst dem dritten gelang es, ihn zur Uebernahme des Commandos zu bestimmen, aber unter Bedingungen der unerhörtesten Art. Die Punctationen zu Znaym vom April 1632 stellten zwischen dem Kaiser und seinem Generalissimus ein Verhältniß fest, wie es die Geschichte sonst nicht kennt.

Der Herzog von Friedland, heißt es da, ist und bleibt nicht nur des Kaisers, sondern auch des ganzen Erzhauses und der Krone Spanien oberster Feldherr. Waldstein wollte sich gegen eine abermalige Absetzung sicher stellen.

Ferner: Diese Gewalt steht ihm im vollen Umfang mit unbeschränkter Vollmacht zu. Weder der Kaiser noch der König von Ungarn dürfen sich je persönlich bei dem Heere einfinden,

noch weniger das Commando verlangen. Die Armee, ihre Verwendung im Felde sollte ihm schrankenlos übertragen und kein Rath, keinerlei persönliche Einwirkung von Wien her ihm im Wege sein. Noch unglaublicher klingen die Zusicherungen, die sich der Herzog hinsichtlich der Früchte und Belohnungen seiner Siege erwirkt haben soll.

Als ordentliche Belohnung soll ihm ein österreichisches Erbland in bester Form verschrieben, als außerordentliche Belohnung das Oberlehensrecht über alle zu erobernden Lande zugestanden worden sein. Man erinnere sich, daß fast ganz Deutschland wieder zu erobern war.

Ihm allein steht es zu, Güter im Reiche einzuziehen. Weder der kaiserliche Hofrath, noch das Kammergericht zu Speier darf ein Wort darein reden.

Wie die Güterconfiscationen, so sind auch die Begnadigungen ausschließlich seinem Belieben anheim gegeben. Sollte der Kaiser irgend Einem freies Geleit oder sonst eine Gnade gewähren, so berührt das nur die Person und die Ehre, nicht aber die Güter des Verurtheilten. Realpardon oder Aufhebung der Confiscation kann nur der Herzog von Friedland gewähren. „Denn", fügt er diesen unerhörten Bedingungen hinzu, „der Kaiser ist gar zu milde und läßt es geschehen, daß Jeder am Hofe Begnadigung erlangen mag. Dadurch werden aber die Mittel abgeschnitten, die nöthig sind, um hohe und niedere Offiziere zu belohnen und die Soldaten bei gutem Willen zu erhalten."

Dieser Vertrag war Waldsteins erstes Verbrechen gegen den Kaiser und zugleich ein ungeheurer Fehler, denn er war unausführbar, ein Widersinn in sich. Entweder mußte Waldstein thatsächlich Kaiser werden und Ferdinand abdanken, oder das Haus Habsburg hielt die Gewalt fest und Waldstein ging unter. Wenn Waldstein mit den Einräumungen dieses Vertrags alle Gewalt an sich riß, so war der Kaiser entthront, ließ sich aber der Wiener Hof das nicht bieten, so kam es wieder zu einer Katastrophe. Da man ihn durch eine Absetzung nicht los werden konnte, so blieb hier wahrscheinlich Nichts übrig, als ihn zu ermorden. Darum liegt alles Folgende, erst das Spielen mit dem Verrath und nachher der wirkliche Verrath und seine Ermordung, schon in diesem Vertrag wie im Keime eingeschlossen.

Aber seine alte Meisterschaft aus heimathlosen Landsknechten jeder Nationalität, Wildfängen, Müßiggängern, Taugenichtsen ein neues Heer zu bilden und dies Heer wie sein Werkzeug zu handhaben, bewährte er auch hier wieder.

Unthätig hatte er dem Unglück seines alten Feindes Max von Baiern zugesehen und mit rachsüchtiger Schadenfreude dessen Bestürmungen um Hilfe in den Wind geschlagen. Seine Kriegführung sollte zunächst eine defensive sein, die er besser als der Fremde aushalten konnte, und die zugleich nöthig war, sein Heer an den Krieg zu gewöhnen.

Waldstein's erste Operationen waren glücklich.

In den ersten Tagen des Mai ward Prag überrumpelt und das kursächsische Kriegsvolk zum schleunigen Rückzug genöthigt, Ende Juni schloß sich der bedrängte Kurfürst von Baiern mit dem Reste seiner Mannschaften ihm an und die vereinigten Heere zogen nun nach Franken. Dort hatte Gustav Adolf bei Nürnberg ein verschanztes Lager errichtet, Waldstein legte sich ihm in derselben Weise gegenüber. Einen Sieg erfocht er nicht, aber auch Gustav Adolf's Stürme gegen seine Schanzen waren vergeblich.

Mitte September theilte Gustav Adolf seine Armee und warf sich mit einer Abtheilung wieder nach Baiern, als die Nachricht kam, Waldstein sei nach Sachsen eingefallen. In der That hatte dieser jetzt die Offensive ergriffen und zwar auf die schwächste Stelle der schwedischen Verbindungslinie. Ein Einbruch nach Sachsen war unstreitig das sicherste Mittel, Gustav Adolf zur Rückkehr nach Norden zu zwingen und hatte bei der Unzuverlässigkeit des Kurfürsten überdies die größten politischen Folgen in Aussicht.

In angestrengten Eilmärschen brach Gustav Adolf nach Sachsen auf, um anzukommen, ehe der Kurfürst abfiel. Als er nach Thüringen und Sachsen kam, wo Waldstein's Schaaren furchtbar gehaust hatten, empfing ihn der Jubel der Bevölkerungen. Am 16. November traf er Waldstein in derselben Ebene, wo er seine erste Schlacht geschlagen hatte, bei Lützen.

Die Schlacht, die sich hier entspann, gehört zu den blutigsten und erbittertsten des ganzen Krieges. Anfangs war die Leitung schwierig, denn ein dichter Nebel lagerte auf der Ebene, der erst um 10 Uhr sich verzog. Der Morgen verlief ohne Entscheidung. Die Schweden drangen mit Ungestüm über den Floßgraben hinüber,

sprengten einige der kaiserlichen Vierecke, wurden dann aber wieder zum Weichen gebracht. Beide Theile fochten mit ausgezeichnetem Muthe, aber zu einer Entscheidung kam es nicht. Der König hatte seiner Beleibtheit wegen sich seit längerer Zeit den Harnisch abgewöhnt und trug ein leichtes Lederkoller. Er meinte: Gott ist mit uns, will er uns schützen, so kann er es auch ohne Panzer. Er war kurzsichtig und, wie immer im dichtesten Getümmel, ritt er mit wenigen Begleitern vor und gerieth in eine Schaar feindlicher Kürassiere. Ein Schuß traf sein Pferd; als er absteigen wollte, traf ein zweiter Schuß seinen Arm. Seine Umgebung ward rasch zersprengt, den beiden Pagen wurde es schwer, ihm vom Pferde zu helfen, da traf ihn ein dritter Schuß, der tödtlich gewesen zu sein scheint. Der Page, der noch zuletzt an seiner Seite war, erzählt, während er beschäftigt gewesen sei, den König von seinem todten Pferde loszumachen, seien feindliche Kürassiere herangekommen und gefragt, wer der Verwundete sei, habe er es nicht sagen wollen, aber der König habe sich zu erkennen gegeben und da hätte ihm Einer durch den Kopf geschossen. Der Page selber war tödtlich verwundet worden und starb einige Tage nachher.

Erst als sein lediges Pferd über die Ebene sprengte, verbreitete sich bei den Schweden die Kunde: „der König ist todt". Man fand nachher die entkleidete Leiche. Mit furchtbarer Erbitterung warfen sich nun die Schweden von Neuem auf den Feind und in den Abendstunden waren die Kaiserlichen vollkommen geschlagen. Der Sieg war erfochten, aber um einen hohen Preis.

Mit Gustav Adolf starb nicht auch die Sache, um die er gefochten. Der Gang der Dinge behält das Gepräge, das er ihm aufgedrückt. Was er in den zwei Kriegsjahren geleistet, das läßt sich nachfühlen in dem ganzen Krieg, und in dem Frieden, der 16 Jahre später geschlossen wurde, ist der Kern seines Planes zur Wahrheit geworden. Also darin lag die Bedeutung seines Todes nicht. Auch sein persönliches Ansehen war im Augenblick seines Todes genau auf der Stufe, die er schwerlich mehr überbieten, viel eher wieder einbüßen konnte. Für den Glanz seines Namens starb er in der rechten Stunde. In demselben Maße, in dem aus der bisher idealen Gestalt die Umrisse seiner politischen Pläne bestimmter hervortraten, mußte sich das Verhältniß zu seinen deutschen Umgebungen verdüstern und das war jetzt schon in einem

wenig Gutes verheißenden Grade geschehen. Gustav Adolf starb in der Blüthe seines Ruhmes und darum blieb die sittliche Nachwirkung seiner Persönlichkeit ungebrochen.

Aber für die unmittelbare Leitung des Krieges und der Politik war er ein unersetzlicher Verlust.

Niemand war vorhanden, der mit gleicher Fähigkeit die Dinge auf dem Schlachtfelde zu leiten gewußt hätte wie er. Wrangel, Baner, Torstenson, Bernhard von Weimar, sind die ausgezeichnetsten Feldherren des Jahrhunderts und allein aus seiner Schule hervorgegangen, aber sie reichen nicht an ihn in der Hauptsache, der Organisation und Zucht des Heeres. Die schwedische Armee ging zu Grunde, sie löste sich in wilde Banden auf, die denen der Gegner durchaus ebenbürtig waren und bald war die schwedische Bestialität so berüchtigt wie die der kaiserlichen Kroaten.

Auch politisch war es ein großer Unterschied, ob ein König, der die Dinge leitete, wie er, an der Spitze stand, oder Generale und Diplomaten. Er allein hatte Alles gemacht, nicht Frankreich, nicht die deutschen Fürsten hatten drein zu reden und das war ein großes Glück auch für Deutschland selbst, denn diese beiden dachten nur, sich in die Fetzen Deutschlands zu theilen. Das konnte er nur vermöge der Ueberlegenheit seines Geistes, seiner Ziele, seiner Person mit einem Wort, und auch sein Ehrgeiz trug einen großen Stempel.

Er focht für sich, sein Haus, seine Monarchie und den Protestantismus, das war etwas Anderes als der Kampf seiner Nachfolger um reiche Kriegsbeute oder um ein deutsches Fürstenthum. Die Ziele des Ehrgeizes dieser Männer mußten nothwendig viel enger und darum roher sein. Er konnte daran denken, ein schwedisches Kaiserthum in dem protestantischen Deutschland aufzurichten, das konnte ein Oxenstjerna nicht und die Anderen ebensowenig. Sie haben in Deutschland gehaust wie Räuber und Mordbrenner, und die Trophäen, die ihre Nachkommen heute noch auf ihren Schlössern aus unseren Kirchen und Burgen bewahren, sind denn auch nur Andenken eines wilden zuchtlosen Abenteurerkrieges.

Darum war sein Tod für Deutschland ein großes Unglück. Man tauschte für einen großen überlegenen Mann eine Anzahl Söldnerführer ein, die Deutschland zerrissen, mit Blut und Thränen

überschwemmten, denen Nichts daran lag, ob auf diesem großen Kriegsschauplatz auch der Franzose sich mit herumtummle, deren ganzes Denken und Thun zu Nichts gut war, als den Krieg in's Endlose ohne Plan und Ziel fortzuschleppen. Für Gustav Adolf hatte der Krieg einen bestimmt begrenzten Zweck, für seine Generale nicht. Wenn sie nach Schweden zurückkamen, waren sie wieder schwedische Unterthanen, in Deutschland spielten sie die Rolle der großen Kriegsherren, der Krieg war für sie ein gewinnreiches Handwerk, ihre Existenz.

Wenn darum der Krieg jetzt noch 16 Jahre fortdauert und darunter zehn ohne rechten Sinn und Zweck, so hat das eben seinen Grund darin, daß keine Macht mehr da war, die ihm ein politisches Ziel setzte, wohl aber mehrere, die ein Interesse hatten, die Wirren zu verewigen und das unglückliche Reich vollends aufzureiben.

Zehnter Abschnitt.

Dritte Phase des dreißigjährigen Krieges: Richelieu, Oxenstjerna und Bernhard von Weimar.



§ 36.

Frankreich seit Heinrich's IV. Tode. Ludwig XIII. (1610—1643) und Maria von Medicis. Der Reichstag von 1614. Ermordung des Marschalls d'Ancre (April 1617). Der Herzog von Luynes. — Cardinal Richelieu (1624—1642) u. Ludwig XIII. — Charakteristik beider. — Richelieu's politische Methode. Sein Testament. — Richelieu's Walten nach Innen und Außen. Fall von La Rochelle (1628). Der Veltliner Handel (1624) und der Mantuanische Krieg (1630).

Ludwig XIII. (1610—1643) und Maria von Medicis. Der Reichstag von 1614. — Tod des Marschalls Ancre (April 1617).

Es ist bereits nachdrücklich hervorgehoben, wie sich Gustav Adolf in dem Vertrag von Bärwalde zwar französische Hilfsgelder ausbedingen ließ, aber sich zu keiner Einräumung deutschen Bodens oder irgend welchen Einflusses auf die Führung des Krieges und der Politik verstand und somit ganz anders handelte, als Moritz von Sachsen, der im Vertrag zu Chambord die drei Bisthümer an Frankreich überließ.

So lange er lebte, änderte sich das nicht. Als er starb, war für Frankreich eine höchst erwünschte Wendung eingetreten. Für Richelieu's Politik starb ein Mann, der äußerlich ihr Verbündeter gewesen war, thatsächlich aber ihrem Begehren einen Zaum angelegt hatte, durch dessen Wegräumung sie freie Hand erhielt, wie sie dieselbe sonst nie erzielt haben würde.

Heinrich IV. war gestorben im Augenblick, als er in die deutschen Wirren eingreifen wollte, um die altüberlieferte französische Politik, den Kampf mit Habsburg, die Ausdehnung Frankreichs nach Osten wieder aufzunehmen. Mit seinem Tode trat Frankreich in eine Krisis ein, die es 10 Jahre lang gelähmt hat, und über die Niemand erstaunen kann, der sich erinnert, in welchem Zustande Heinrich IV. dies Land angetreten hatte und wie wenig eine kaum 20jährige

Regierung zureichend sein konnte, die Erbschaft der religiösen Bürgerkriege zu bewältigen. Daß all die Elemente, die er gebändigt hatte, jetzt wieder wach wurden, ist nicht im Mindesten zu verwundern, bewunderungswürdig war vielmehr, wie kräftig er sie zu zügeln verstanden hatte.

Es kommt eine Wiederholung der Valois'schen Zeit, nur mit dem großen Unterschiede, daß kein langer Bürgerkrieg, keine blutige Erschütterung den Uebergang vermitteln muß, sondern die geniale Wirksamkeit eines priesterlichen Staatsmannes ausreicht, die Monarchie Heinrich's IV. fester wieder zu begründen, als er sie vorgefunden hatte.

Ludwig XIII. war noch ein Kind und eine vormundschaftliche Regierung war deshalb unvermeidlich. Eine solche ist unter allen Umständen eine bedenkliche Sache, hier doppelt, weil man eben erst aus schweren inneren Wirren herausgekommen und die Regentin eine Fremde war, der jeder Beruf zur Herrschaft fehlte. Maria von Medicis war in keiner Weise mit Katharina zu vergleichen, weder so ränkevoll, noch so bösartig, noch so durch und durch von blind leidenschaftlichem Ehrgeiz erfüllt, mehr eine eitle, lebenslustige Italienerin, die weder tief noch gefährlich war, aber auch des nothdürftigsten Ernstes für ihre Aufgabe entbehrte.

Mit diesem Regiment konnten sich die Ueberlieferungen Heinrich's IV. nicht lange vertragen. Sully, dessen Thätigkeit bisher die leitende gewesen war, vermochte die unheilvollen Einflüsse, die sich jetzt empordrängten, nicht zu bewältigen, und da er nicht der Mann war, einem Portefeuille zu Liebe seine Ueberzeugung zu verläugnen, so gab er seinen Abschied, er wollte nicht für ein System mit verantwortlich sein, das er verdammte. Das war der einzig würdige Ausgang eines Staatsmannes, der unter diesen Umständen nicht fortregieren konnte, ein seltenes Beispiel überall, aber in Frankreich doppelt selten.

Nun kam jenes lockere Wirthschaften, jenes Verschleudern von Aemtern und Würden, Gnaden und Pensionen, das sich von einer Frauenregierung gegenüber einer herrschsüchtigen, anspruchsvollen Reichsaristokratie erwarten ließ. Die großen Herren kamen und erlangten wichtige Stellen, man gab sie ihnen, um sich ihres Gehorsams zu versichern, aber man befriedigte sie doch nicht, weckte nur neue Begehren und plünderte die Machtmittel der Krone.

Bald waren die Finanzen, kaum aus der Fluth vierzigjähriger Zerrüttungen emporgehoben, wieder so verworren, die Krone so mittellos geworden, daß man wieder hervorsuchen mußte, was Sully vorsichtig fern gehalten hatte, Notabeln und Reichsstände, die man unter Heinrich IV. hatte geräuschlos einschlummern lassen.

So griff man zu Formen zurück, die seit 20 Jahren beseitigt waren. Im October 1614 kamen die Reichsstände in Paris zusammen, die letzten des alten Frankreichs, denn die, die 1789 kamen, waren nicht mehr die alten. Wäre in diesen Ständen eine feste geschichtliche Ueberlieferung bestimmter Freiheitsrechte, eine wohl gegliederte Mitwirkung an Gesetzgebung und Verwaltung gewesen, hätten sich hier gewisse klare Begriffe von Verfassungsrecht erhalten gehabt, so hätte dieser Reichstag von 1614 ein höchst bedeutendes, weltgeschichtliches Ereigniß werden können.

Aber diese Vorbedingung fehlte ganz: die Reichsstände haben schon ein ganz ausgelebtes Ansehen, was sie in Bewegung setzt, besteht in ständischen Sonderinteressen, Adel und Clerus behandeln den dritten Stand mit souveräner Geringschätzung und was ein Theil verlangt, das scheitert ganz gewiß an dem Widerspruch des andern und einen gemeinsamen Rechtsboden erkennen sie nicht an. Wie anders in England. Ein Jahrzehnt später kommen die Stuarts in dieselbe Lage wie die Regentschaft Frankreichs, da sehen wir die Nation, gestützt auf Traditionen, auf ein nie verjährtes Verfassungsrecht, und auf neue, glücklich benutzte Verhältnisse, mit Hilfe muthvoller, begabter Männer eine ganz entgegengesetzte Entwicklung einschlagen. Wo war in Frankreich der dritte Stand, der sich des Anspruchs auf Theilnahme am Regiment vermessen durfte, wo das Unterhaus, das von sich sagen konnte: „wir sind drei Mal so reich als euer Haus der Lords", wo die unabhängigen Charaktere, die den Sturm auf das Königthum führen konnten?

Diese Ständeversammlung war gerade gut, um die letzten ständischen Rechte zu bestatten für immer.

Es ist übrigens von Interesse, mit einigen Worten auf diesen letzten Reichstag des alten Frankreichs einzugehen, denn die Verhandlungen kennzeichnen die Zeit, und die Art, wie die Stände mit einander und der Krone verkehren, ist nicht bedeutungslos für die Kenntniß der Lage des Volkes. Die Aufgabe des Reichstages war, wie sie der König in der kurzen Eröffnungsrede bezeichnete, die Klagen

der Stände vor den Thron zu bringen. Zur Abfassung solcher Beschwerdeschriften trat jeder Stand in gesonderte Berathung und theilte den andern durch Botschafter davon mit, was er für wichtig hielt, um auch dort eine Aeußerung darüber zu veranlassen.

Hier trat nun gleich eine große Verschiedenheit der Begehren und Interessen zu Tage.

Adel und Geistlichkeit verlangten Aufhebung des Aemterverkaufs, d. h. Ausschließung der Bürgerlichen aus der Beamtung, aber die Vertreter des dritten Standes, die fast sämmtlich Inhaber erkaufter Stellen waren, erklärten sich dagegen, bis die Taille ermäßigt, die Jahrgelder und die Gratificationen, die den großen Herren zu Gute kamen, auch abgeschafft seien.

Darüber kam es zu sehr heftigen Anklagen der Einen wider die Andern. Der dritte Stand erklärte vor dem König, der Adel plündere den Staat und habe durch die ungeheuren Ausgaben, zu denen er den Staat nöthige, es dahin gebracht, daß das Volk gezwungen wäre, auf die Weide zu gehen und Gras zu fressen wie das liebe Vieh. Gegen diese Ausdrücke verwahrte sich dann der Adel, ein Theil fand sie ehrenrührig, ein anderer aber meinte, die Bürgerlichen ständen so tief unter dem Adel, daß eine Beleidigung des letzteren durch die ersteren gar nicht denkbar sei. Ueber die Hauptfrage kam man zu keiner Einigung.

Ebenso ging es bei einem zweiten Punkt.

Die Geistlichkeit verlangte die Verkündigung der Beschlüsse des Trienter Concils, jedoch mit Vorbehalt aller Freiheiten der gallikanischen Kirche, aber der dritte Stand erklärte sich mit Entschiedenheit dagegen, weil er die Verdammung der Ketzer und die Einführung der Jesuiten fürchtete.

Um die letzteren kam es noch aus einem anderen Grunde zu einer scharfen Auseinandersetzung der Stände. Der dritte Stand erhob sich in seiner gut königlichen Gesinnung gegen die ketzerische Staatslehre der Jesuiten von der Nichtigkeit aller weltlichen Staatsgewalt und dem Rechte der Massen auf Revolution.

Er verlangte ein unantastbares Staatsgrundgesetz, welches aussprechen solle, daß wie der König in seinem Staate als Souverän anerkannt sei und seine Krone nur von Gott habe, es auch keine Macht, weder eine weltliche, noch eine geistliche auf Erden gebe, welche irgend ein Recht auf sein Königreich habe, um seine

geheiligte Person desselben zu berauben und seine Unterthanen aus irgend einer Ursache, unter irgend einem Vorwande, von der ihm schuldigen Treue loszusprechen.

Hinter all diesen Verschiedenheiten und Irrungen lauerte der religiöse Gegensatz, den selbst eine starke Regierung mühsam genug beschwichtigt hatte, eine schwache aber, wie diese, gar nicht versöhnen konnte. Während die Condé, Bouillon, Rohan, Soubise, Sully Miene machten, gegen die mit Spanien verbündete Regierung zu den Waffen zu greifen, erregte die Entschiedenheit Aufsehen, mit welcher der Bischof von Luçon, Armand du Plessis de Richelieu, das Recht des katholischen Clerus auf Mitregierung vertrat und die Verkündigung der Trienter Beschlüsse verlangte. Klar und fest entwickelte er die Begriffe von Staat und Kirche, die er im Kopfe trug und der Nachdruck, mit dem er sprach, zeugte von dem ganzen Selbstgefühl des Kirchenfürsten.

Mit jedem Tage trauriger und hilfloser zeigte sich die Regierung, schon mußte sie Zugeständnisse nach allen Richtungen machen, alle Parteien stellten, eine immer drohender als die andere, Forderungen an die Krone und die eingeschüchterte Regierung bewilligte Dinge, die sich gegenseitig aufhoben.

Allmälig fiel auch der leitende Einfluß am Hofe in Hände, die keine Partei ertragen wollte und die daran erinnerten, daß Frankreich unter einer fremden Vormundschaft stehe.

Die Königin Maria Medici hatte aus Florenz eine Kammerfrau mitgebracht, Eleonora Galigai, wie sie sich nannte, eine gescheute, verschlagene Italienerin, die der Königin die Haare kämmte und gleichzeitig ihr Ohr beherrschte. Ihr Mann war ein gewisser Concino Concini, ein Florentiner von ziemlich dunkler Herkunft und ganz zerrütteten Verhältnissen, der auf der Fahrt nach Frankreich ihre Bekanntschaft gemacht hatte. Die Haltung dieses Ehepaares war so recht ein Bild jener italienischen Virtuosität, die sich geschmeidig in alle Verhältnisse zu finden weiß, erst sich mit Kleinem begnügt, um, sobald feste Stellung gewonnen, die Politik der Emporkömmlinge mit Anmaßung zu treiben.

Die Concini's machten sich der Königin unentbehrlich, hatten ihre Hände in allen Ränken des Hofes, hielten es heute mit dieser, morgen mit jener Coterie und beuteten jede aus. Sie sammelte Schätze, er erwarb sich Aemter und Würden, stieg von Stufe

zu Stufe, ward mit allen möglichen Titeln und Ehrenstellen behängt, wurde endlich Marquis d'Ancre und Marschall von Frankreich.

Die Günstlingswirthschaft war Allen ein Dorn im Auge und daß jeder Fehler des Regiments ihr zugeschrieben wurde, verstand sich von selbst.

Immer mehr ergab sich die Königin einer Politik, die den von Heinrich IV. wieder aufgegriffenen altfranzösischen Ueberlieferungen schroff zuwiderlief, sie verband sich mit Spanien durch Vertrag und Ehebündnisse und die Halbheit, die sie dabei in allen Regierungshandlungen kund gab, brachte sie um das Vertrauen aller Parteien.

Die Unzufriedenheit, der die Prinzen und die vornehmen Hugenotten am lautesten Ausdruck gaben, gährte lange und fraß sich tiefer und tiefer ein.

Schon 1614—15 konnte man einen Stoß vorhersehen, der diese Wirthschaft über den Haufen werfen würde. Inzwischen war der König 16 Jahre alt geworden, auch er fand seine Höflinge und Rathgeber und so bildete sich eine merkwürdige Spaltung, der Hof der Königin that, was er wollte, und um den König sammelte sich ein anderer Kreis, der den Sturz der Günstlinge betrieb.

Noch lebte man in den frischen Erinnerungen einer fürchterlichen Zeit, wo Mord und Todtschlag gang und gäbe war. So tauchte unter den vornehmen Feinden Concini's der Gedanke auf, man muß den Italiener todt schlagen. Der Marschall wurde zum König befohlen und als er über die Brücke zum Louvre wollte, traf ihn ein tödtlicher Schuß (April 1617).

Es war ein bedenkliches Zusammentreffen, daß der König mit einem politischen Morde den Antritt seiner Selbstregierung bezeichnete.

Als der König hörte, daß Concini gefallen sei, rief er aus: „Jetzt bin ich König." Aber er täuschte sich. Wie sich bald zeigte, hatte er nur den Hausmeier gewechselt.

Unter seinen Gespielen war der Herzog von Luynes, ein gewandter, begabter Mensch, der großen Familienanhang besaß und Concini jedenfalls gewachsen war, der wurde jetzt der allmächtige Günstling und der Unterschied des neuen Regiments bestand nur

darin, daß es den Adel für sich hatte, national war und nicht die Spuren italienischen Abenteurerthums an sich trug.

Cardinal Richelieu (1624—1642) und Ludwig XIII.

Die eigentliche Wendung aber trat erst mit dem Tode des Herzogs ein (1621), als der König von Neuem vereinsamt war und sich die Nothwendigkeit eines Hausmeiers abermals herausstellte. Seit der Ermordung des Marschalls d'Ancre war der König mit seiner Mutter zerfallen, die Königin verschmerzte es schwer, mit ihrem Günstling allen politischen Einfluß verloren zu haben, sie dachte jetzt bei dem Tode des Herzogs von Luynes an jenen gescheuten Bischof, der auf der Ständeversammlung von 1614 Aller Augen auf sich gezogen hatte, an Richelieu. Der tritt zuerst als Vermittler zwischen König und Königin auf, fängt 1621 an eine politische Rolle zu spielen und leitet seit 1624 die gesammte französische Politik.

Es ist ein merkwürdiges Verhältniß diese Majordomuswürde, die Richelieu zwanzig Jahre geführt hat, neben einem König, der ihn niemals liebte, der ihm nicht einmal vertrauensvoll entgegenkam, immer das peinigende Gefühl der Abhängigkeit von einem überlegenen Willen hatte und doch im Bewußtsein seiner Unzulänglichkeit den Mann regieren ließ über Frankreich. Zwanzig Jahre hindurch ist Alles versucht worden, ihn von der Gewalt zu drängen, Mutter, Gemahlin, Bruder, Günstling, Parteien und Factionen, Alles hängte sich an den König, um den Cardinal zu stürzen, und mehrmals stand er auf der Neige, ein Wink des Fürsten konnte den Allmächtigen in dem Dunkel irgend eines Gefängnisses begraben, und immer war das entscheidende Hinderniß der König selbst, der sich von ihm nicht trennen wollte, obwohl oder weil er sich innerlich vor ihm fürchtete, aber auch eine Ahnung hatte, daß der Mann die Größe und Macht Frankreichs vertrete.

Ludwig XIII. war jetzt 23 Jahre alt, von Hause aus ein schwächlicher Knabe, der Nichts hatte von der imposanten Ausstattung seines Vaters. Er war ernst, einsilbig, sah unbedeutend aus und machte in seinem ganzen Wesen, in Allem, was er sprach und that, den Eindruck eines sehr gewöhnlichen Menschen. Auch von den schlimmen Zügen seines Vaters war er frei, dessen sol-

datische Ausgelassenheit und Sinnlichkeit war ihm ganz fremd. Er war in seinem Wandel der ehrbarste, von Ausschweifungen unbefleckteste König, den Frankreich bis auf Ludwig XVI. gehabt hat. Eine prosaische, wortlose, trockene Natur, von der es als ein Ereigniß galt, wenn ihr einmal gegen eine Hofdame ein freundliches Wort entschlüpfte, blieb er Zeitlebens nichts weniger als königlichen Dingen zugewendet. Durch Jagd und Leibesübungen suchte er sich den schwachen Körper zu kräftigen, seine militärischen Neigungen gingen auf im Soldatenspiel mit jungen Schweizern, die er einexerzierte, in einer erlesenen Sammlung seltener Waffen, im Aufrichten kleiner Festungen u. dgl., statt der Kunst, Menschen zu beherrschen, trieb er das Abrichten von Falken und Sperbern und eine sehr anerkennenswerthe Tugend verband er mit diesen unschuldigen Liebhabereien, er war frei von dem impotenten Ehrgeiz, der die letzten um Nichts besser zu ihrem Berufe vorgebildeten Valois erfüllt hatte; obwohl durch das Geschick an die erste Stelle gehoben, war er bescheiden genug, sich selber zur zweiten zu verurtheilen und den Fähigsten herrschen zu lassen. Merkwürdigerweise ist er denn auch sogleich nach Richelieu gestorben.

Einzig in der Geschichte ist diese selbstverläugnende Unterordnung unter den Minister, den er nicht liebt, und mit dem er dennoch steht und fällt. Es war die Ahnung in ihm, daß Richelieu der Mann sei, die größte Monarchie der Welt aufzurichten.

Mit Anfang der zwanziger Jahre trat Richelieu in die Regierung ein, zuerst in der bedenklichen Stellung eines höfischen Vermittlers, der zwei streitende Parteien zu versöhnen sucht, aber bald der leitende Mann, der über Alle gebietet.

Er hatte eine bedeutsame politische Schule durchgemacht.

Als der Reichstag von 1614 zusammenkam, war er, noch keine dreißig Jahre alt (geb. 1585), durch seine imponirende Rednergabe Allen aufgefallen und hatte früh den geborenen Staatsmann enthüllt, den nur der Zufall des Lebens in den geistlichen Rock geworfen und der denn auch später zu allem Anderen mehr Geschick zeigte, als zu kirchlichen Dingen. Der römische Purpur war für ihn nur ein äußeres Gewand, aber durch seine Autorität eine willkommene Unterstützung.

Noch war die geistliche Macht im 17. Jahrhundert mächtig genug, um schon durch ihr äußeres Gewicht mehr auszurichten als

der weltliche Rock. Es mochte sein, daß er den Werth dieses Gewandes nicht hoch anschlug, gewiß ist, daß er soviel kaum hätte wagen können, als er wirklich that, wenn er nicht geschützt war durch dies Palladium. War doch auch sein innigster Vertrauter in der auswärtigen Politik ein Capuciner, auch ein Mann von altfranzösischem Adel und von dem entsprechendem Ehrgeiz. Er und sein alter ego, der Pater Joseph, haben im geistlichen Gewande einen Staat aufgerichtet, der mehr als irgend ein anderer im Gegensatz zur römischen Kirchenmacht sich entwickelte und die Hierarchie der Kirche zu einer Hierarchie des Staats zu machen suchte.

Das Haus, aus dem er stammte, gehörte gutem, altfranzösischem Adel an. Schon in frühen Jahrhunderten nannte man aus dem Geschlechte der du Plessis Männer, die sich ausgezeichnet hatten. So hat er denn auch Nichts von dem unebenbürtigen Wesen eines Emporkömmlings, der sich mühsam heraufgearbeitet hat und dann nach der einen Seite dreiste Anmaßung, nach der anderen Schwäche und Verzagtheit an den Tag legt. Er hat den stolzen gemessenen Schritt eines hochgeborenen Mannes, der nicht als Plebejer, sondern als Vertreter der Staatsidee den Adel niederwirft, und der gegen seines Gleichen Etwas wagen darf. So führt ihn denn sein Weg dicht an den höchsten Köpfen im Staat vorüber und er geht ihn unbeirrt.

Er fand die Zustände so, wie sie sein mußten nach einer dreizehnjährigen Mißregierung ohne Grundsätze und ohne Kraft. Der Staat war in verworrener Auflösung, es fehlte an geordneter Verwaltung, regelmäßigen Einkünften, gesunden Finanzen. Die Regierung war ohne Gehorsam, die Beamten schalteten entweder auf eigene Faust, oder nach den Geboten der vornehmen Herren und der mächtigen Gouverneure, deren Gunst und Ungunst mehr bedeutete als die des Königs und seiner Minister. Auch all die populären Vorzüge eines guten Regiments waren preisgegeben, die Einheit eines bestimmten Rechts, die Sicherheit des Verkehrs auf den Straßen, des Eigenthums in Stadt und Land, alle Wohlthaten der Verwaltung Sully's wurden schmerzlich vermißt und nach Außen war Frankreich der hervorragenden Rolle, zu der Heinrich IV. es emporgehoben, ganz verlustig gegangen. Auf die Schicksale Europa's äußerte diese mächtige Monarchie lediglich keinen Einfluß,

im Schlepptau Spaniens half es diesem, mit Hilfe seiner habsburgischen Verwandten, die verlorene Stellung wieder gewinnen.

Das Alles mußte anders werden, der Staat innerlich in den Besitz seiner natürlichen Kräfte kommen und nach Außen seinen gebührenden Einfluß zurückerhalten.

Richelieu war entschlossen, in der inneren und äußeren Politik auf Heinrich IV. zurückzulenken und insbesondere die Verbindung Frankreichs mit Spanien zu zerreißen. Theilnahme an dem großen Kriege, der eben jetzt begonnen hatte und Abrundung Frankreichs auf Kosten des deutschen Reichs, das war der Plan.

Ehe er freilich daran ernstlich denken durfte, mußte die innere Neuordnung des Staates mit Energie angegriffen werden; ehe er seine Heere in's Ausland schicken und an dem deutschen Kriege Antheil nehmen konnte, mußte Frankreich wieder eine Verwaltung haben, die der Regierung alle nutzbaren Kräfte und Schätze des Landes zuführte, mußte das Königthum wieder sich seiner populären Wurzeln bemächtigt haben, die Factionen gedemüthigt, der Gehorsam und die Treue der Beamten wieder hergestellt sein.

Dieser Aufgabe, dem inneren Neubau des französischen Staates, gehören die ersten 10 Jahre seiner Regierung vorzugsweise an und gewiß ist dies der bewunderungswürdigste Theil seiner Thätigkeit.

Richelieu konnte an keinem Morgen sagen, ob er am Abend noch das Ruder in der Hand haben würde, unausgesetzt waren Gegenminen gegen ihn im Gang, von der Mutter, dem Bruder des Königs, dem hohen Adel, dem Clerus, den Protestanten, ohne Aufhören mußte er darauf bedacht sein, diese Umtriebe zu vereiteln und dennoch nie den Gang der großen Geschäfte zu unterbrechen. Das gelingt ihm vollständig. Unverrückbar geht er seinen vorgezeichneten Weg, seinem Wirken merkt man nicht an, daß er Tag für Tag ringen muß um die Gewalt und man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die zähe, großartige Energie, womit er seinem System folgt über tausenderlei Hindernisse hinweg, die Verschlagenheit, womit er allen Anschlägen seiner Gegner voraneilt, oder die Verwegenheit, mit der er Alles um sich her die Wucht des großen Herrn fühlen läßt. Er hat sich mit dem Staate identificirt, wer gegen ihn ist, ist auch gegen den Staat

und im Namen des Gemeinwohls treibt er die Mutter und den Bruder des Königs in die Verbannung, schickt er viele seiner Gegner auf das Blutgerüst, zerschmettert er die Parteien und schont auch die Höchsten nicht.

Daß das kein liebenswürdiges Regiment war, läßt sich denken. Gewaltmaßregeln, Spionage, Störung des Briefverkehrs, Hinrichtungen und Gefängnisse, von denen Niemand wußte, wann sie sich dem Eingeschlossenen wieder öffnen würden, gehörten unumgänglich mit dazu. Aber in all Diesem trifft doch sein persönliches individuelles Interesse stets mit den großen Geboten des Staatswohls zusammen; er war der Staat, sein Ehrgeiz war die Größe Frankreichs, Alles, was französisch war, war sein Interesse, Alles, was gegen ihn war, war auch gegen Frankreich. Er verfolgt seine persönlichen Gegner nicht als solche, er verachtet sie meist, aber wehe dem, der Familieneinflüsse, Factionen gegen ihn in Bewegung bringt, den verfolgt er auf's Aeußerste und mit den furchtbarsten Mitteln.

Ein solches Regiment erträgt nicht leicht ein Volk, aber das französische leichter als irgend ein anderes. Es giebt gern das friedliche Behagen hin für äußeren Glanz, opfert gern die Freiheit für eine starke Staatsgewalt, die Ruhm und Waffengröße verleiht. Richelieu gab Glanz nach Außen, und schuf zugleich Ordnung im Innern, aber die politische wie die religiöse Freiheit mußte sich in die engsten Grenzen einschließen lassen. Sein Regiment war gewaltthätig und rücksichtslos, aber daß es fähig war, bestritten nicht einmal seine Gegner und so ist es nicht bloß für Frankreich, sondern auch für Europa ein Wendepunkt in der Geschichte geworden.

Richelieu's politische Methode.

Ganz Europa wurde in die Nachahmung seines Systems hineingerissen und Ludwig XIV. war nicht der Schöpfer, sondern nur der Erbe jener Ideen von Staatsmacht und Staatsweisheit, die unter ihm die Runde durch die europäischen Staaten gemacht haben.

Die Grundsätze und Verhaltungsvorschriften seines Regiments sind niedergelegt in den Aufzeichnungen, welche das sogenannte politische Testament des Cardinals Richelieu enthält,

und die, sei es von ihm selbst, sei es nach seinen Dictaten niedergeschrieben sind.

Die wichtigsten Sätze daraus sind etwa folgende:

Das Nothwendigste, dessen eine Regierung sich versichern muß, ist der unbedingte Gehorsam Aller, „der festeste Grund der für das Bestehen der Staaten unumgänglichen Ergebenheit“. Dazu ist nöthig, daß die Regierung selber einen kräftigen Willen habe, durchzusetzen, was sie nach verständiger Ueberlegung für Recht erkannt hat, daß sie in diesem Willen niemals schwanke und den, der ihm nicht gehorcht, strenge bestraft. Die Regierung des Königreichs verlangt eine männliche Kraft und eine unerschütterliche Festigkeit, das Gegentheil der weichlichen Schwäche, welche den Gebieter bloßstellt und seine Feinde ermuthigt. Die meisten großen Pläne sind in Frankreich bloß daran gescheitert, daß die erste Schwierigkeit, der man in der Ausführung begegnete, von rücksichtsloser Verfolgung des Beschlossenen abschreckte. Unnachgiebige Consequenz, Geheimniß und Schnelligkeit sind die besten Mittel, den Erfolg zu verbürgen.

Ferner ist nöthig, daß der Staatszweck immer und in jedem Fall allen Rücksichten vorangehe.

Die öffentlichen Interessen müssen der einzige Zweck des Fürsten und seiner Räthe sein; es ist ein großes Uebel für den Staat, wenn man die besonderen Interessen den öffentlichen voranstellt und diese nach jenen richtet. Die Mehrzahl der Unfälle, die Frankreich getroffen haben, ist verursacht dadurch, daß die Anhänglichkeit vieler Organe der Verwaltung an ihre eigenen Interessen zum Nachtheil des Staates geführt, daß Mitleid und Gunst von der Ausführung guter Beschlüsse abgehalten hat.

Strafen und Belohnungen müssen danach allein bemessen werden. Die letzeren sind nicht zu verachten, aber nothwendiger als sie sind die ersteren, denn sie werden weniger leicht vergessen. Einen bedeutenden Fehltritt, dessen Straflosigkeit der Zügellosigkeit Thür und Thor öffnen würde, nicht verfolgen, ist eine verbrecherische Unterlassung und es giebt keinen größeren Frevel an dem öffentlichen Wohl, als wenn man gegen Diejenigen Nachsicht übt, die es verletzen.

Diese Nachsicht hat in Frankreich eine Anarchie groß gezogen, welche nur den zahlreichen Parteien zu Gute gekommen ist und die

königliche Gewalt schwer geschädigt hat. Bei Staatsverbrechen muß man sich jedes Mitleids entschlagen und die Klagen der Betheiligten wie das Gerede der unwissenden Masse verachten, die oft eben das tadelt, was ihr am nützlichsten und durchaus nöthig ist. Christenpflicht ist, persönliche Beleidigungen zu vergessen, Pflicht der Obrigkeiten ist, Beleidigungen des Staates niemals zu vergessen, sie ungestraft lassen, heißt nicht verzeihen, sondern sie auf's Neue begehen. In gewöhnlichen Dingen fordert die Rechtspflege einen vollständigen Beweis der Schuld, nicht so bei Staatsverbrechen, wo die aus dringenden Vermuthungen gewonnene Wahrscheinlichkeit oft ausreichen muß, weil bei der Bildung von Parteien gegen das öffentliche Wohl meist mit so viel List und Geheimniß verfahren wird, daß ein offenbarer Beweis erst dann möglich wird, wenn es zu spät ist, zu strafen.

Also: „Alles für, Nichts durch das Volk" ist der Wahlspruch.

Der Kirche gegenüber wahrt der Cardinal die Rechte des Staates.

Die Fürsten sind verpflichtet, in geistlichen Dingen sich den Päpsten als Nachfolgern Petri und Statthaltern Christi zu unterwerfen, aber keinen Uebergriff derselben in das weltliche Gebiet zu gestatten. Bei Ernennung zu Bisthümern, Abteien und geringeren Pfründen hat der König auf Verdienst, musterhaften Wandel und redlichen Charakter zu sehen. Leute von zu freier Sitte sind auszuschließen und solche, die Aergerniß geben, auf abschreckende Weise zu bestrafen.

Die Verhältnisse des Adels, der ein Hauptnerv des Staates ist, bedürfen einer Reform. Gegen die Ueberzahl der Beamten, die zu seinem Nachtheil emporgehoben worden sind, muß er geschützt werden, aber auch seinen Gewaltthaten gegen das Volk Einhalt geschehen. Man muß ihn im Besitze seiner Güter schützen, und ihm den Erwerb neuer erleichtern, damit er sein früheres Ansehen wieder gewinne und nicht außer Stand komme, dem Staat im Kriege zu dienen; dies letztere ist die Hauptsache, ein Adel, der nicht zum Waffendienst für den Staat bereit ist, ist ein Luxus, ja eine Last für den Staat und verdient die Vorrechte und Freiheiten nicht, die ihn vom Bürgerstande unterscheiden.

Die Richter in den Parlamenten sollen den Unterthanen Recht sprechen, das ist der Zweck ihrer Einsetzung, aber mehr sollen sie sich nicht anmaßen. Eingriffe sind ihnen weder in die Ge-

richtsbarkeit der Kirche, noch in die Gesetzgebung des Staates zu gestatten. Es wäre der Untergang der königlichen Gewalt, wollte man die Beamten über Staatssachen entscheiden lassen, für die ihnen die Kenntniß und die Fassungskraft fehlt.

Das Volk muß im Zustande unterwürfiger Ergebenheit erhalten werden. Die Abgaben dienen dazu, zu verhindern, daß ihm zu wohl werde und es aus den Schranken der Pflicht hinausstrebe.

Die Lasten, die das Volk an seine Unterhänigkeit erinnern sollen, dürfen aber nicht übermäßig sein, sie müssen seiner Steuerkraft entsprechen und die Pflicht des Fürsten ist, den Unterthanen nicht mehr abzunehmen, als durchaus nöthig ist und in außerordentlichen Fällen zuerst den Ueberfluß der Reichen in Anspruch zu nehmen, ehe er den Armen außerordentlicherweise zur Ader läßt.

In Sachen des Unterrichts und der Wissenschaft ist große Vorsicht nöthig. Die Kenntniß der Wissenschaften ist zwar eine der größten Zierden der Staaten und kann von keinem derselben entbehrt werden, aber es ist ebenso gewiß, daß sie nicht Jedem ohne Unterschied gelehrt werden dürfen. Wie ein Körper, der an allen Theilen Augen hätte, eine Mißgestalt wäre, so würde auch der Staat eine solche werden, wenn er lauter gelehrte Unterthanen besäße, die Stolz und Anmaßung, aber keinen Gehorsam mehr an den Tag legen würden.

Das Uebertreiben der Studien würde den Handel, der die Staaten bereichert, und den Ackerbau, den wahren Ernährer der Völker, zu Grunde richten und in kurzer Zeit die Pflanzschule der Soldaten entvölkern, die viel mehr in der rohen Unwissenheit als in der Feinheit der Wissenschaften gedeihen. Die Wissenschaft selber würde durch Mittheilung an Alle ohne Unterschied entweiht werden und man hätte bald mehr Leute, die es verständen, Zweifel aufzuwerfen als zu lösen und den Wahrheiten sich zu widersetzen, als sie zu vertheidigen. Darum ist die allzu große Zahl der Collegien wie der Classen vom Uebel.

Es genügt, wenn die Collegien in den Städten, die nicht Metropolitanstädte sind, auf zwei oder drei Classen beschränkt werden, die ausreichen, um die Jugend aus der gar zu groben Unwissenheit zu ziehen, und die Befähigten muß man dann in die großen Städte schicken.

Man sieht, es handelt sich hier weniger um ein neues

System, als um eine neue Methode und deren Ziel ist die Unumschränktheit der Staatsgewalt, die aber die Idee einer populären Fürsorge für die Massen nirgends aus den Augen verliert. Es ist da noch Nichts von jenem Sultanismus, dem Ludwig XIV. später verfiel, Nichts von der maßlosen Ueberspannung der Staatslasten, von der Auffangung des Staates durch den Hof, Nichts von dem blinden Despotismus, der gegen die Wurzel seiner eignen Existenz wüthet.

Diese Centralisirung der Staatsgewalten in einer Hand, die Beschränkung der mittelalterlichen Körperschaften, Stände und Rechte, diese Vereinfachung der Staatsmaschine, diese Sorge für gleiches Recht und billige Verwaltung, für Schonung und Förderung des materiellen Wohls der Massen, das ist der Absolutismus des 17. Jahrhunderts, der hier in einem ersten Vertreter von großartiger Befähigung erscheint und der seinen edelsten Fortsetzer in Friedrich Wilhelm, dem großen Kurfürsten, finden sollte.

Es beginnt nun eine ganz neue Art von Verwaltung durch besoldete Beamte, die die Souveränetät der großen Herren, die Herrschaft der Gouverneure in den Provinzen allmälig verdrängen, kurz jene Art der Centralisation, die man seit Tocqueville nicht mehr als die Errungenschaft von 1789, sondern als Schöpfung des alten Regime betrachtet. Bürgerliche Intendanten, ohne Familienanhang, und ganz von der Regierung abhängig, wurden die Organe des Staates. Die Masse des Volks empfand das als eine große Wohlthat, nachdem sie aus Erfahrung gelernt, was es hieß, von den großen Herren regiert zu werden, wo es keine Sicherheit der Person und des Eigenthums auf den Straßen und in den Häusern gegeben hatte. Darum konnte er auch die großen Körperschaften theils überwältigen, theils absterben und verkümmern lassen. Das Volk stand hinter ihm, die Massen sahen mit Jubel zu, wenn er den Uebermuth der Großen zügelte und züchtigte. Was kümmerte sie es, wenn da und dort einer der ersten Adeligen über Nacht in die Bastille oder auf das Schaffot kam?

Richelieu's Walten nach Innen und Außen.

Eigenthümlich und durchaus staatsmännisch ist sein Verhalten gegenüber Rom und den Hugenotten. Beide Parteien ließ er mit gleicher Wucht das Gesetz der nationalen Interessen Frankreichs empfinden.

Rom gegenüber ist er im Innern kein Kirchenfürst, sondern weltlicher Politiker und nach Außen verbündet er sich mit den Ketzern und zieht gegen die Katholiken zu Felde. Das ward in Rom schmerzlich empfunden, aber der Mann war zu mächtig, man beugte sich vor ihm, ließ sich hie und da einen halbunterdrückten Weheruf entschlüpfen, aber gegen den großen Minister des allerchristlichsten Königs Etwas zu wagen, hatte man nicht den Muth. Aehnlich unterwarf er sich die protestantische Partei.

Heinrich IV. hatte den Hugenotten nicht religiös, wohl aber politisch zu viel gegeben, feste Plätze mit eigenen Besatzungen und große bürgerliche Privilegien. In den letzten Aufständen war es wiederholt vorgekommen, daß mißvergnügte Große an der Spitze der Protestanten erschienen und den Besitz fester Plätze, wie La Rochelle, gegen die Krone ausgiebig verwertheten. Das war ein Mißbrauch, der dem Protestantismus nur gefährlich werden konnte. Dann war innerhalb einer uniformen Monarchie diese Republik einer sich selbst regierenden Religionspartei, dieser Staat im Staat, eine Anomalie, die man nicht leicht ertrug. Er ging nicht darauf aus, die Duldung des abweichenden Bekenntnisses aufzuheben, obwohl auch diese nothwendig leiden mußte, wenn man ihre sichersten Bürgschaften wegräumte, aber die politische Sonderstellung, die den Mißbrauch zur offenen Rebellion nahe legte, sollte aufhören.

Fanatische Bekehrungswuth war seine Sache nicht, aber ihnen die festen Plätze, die eigenen Besatzungen, die Selbstregierung zu nehmen, das lag in seinem Princip und hierbei ist das Geschick eigenthümlich, womit er sie zu überwinden wußte. Erst im Bunde mit England, dem natürlichen Bundesgenossen der Protestanten, schwächt er die Hugenotten und verwendet englische Schiffe gegen La Rochelle, und da England den Fehler einsieht, und mit einer großen Flotte den Hugenotten zu Hilfe kommt, ist er stark genug, trotz ihrer Hilfe, La Rochelle niederzuwerfen (Spätherbst 1628). Der Fall dieser großen Festung war eine Katastrophe für die bevorzugte Stellung der reformirten Partei, aber eine gewaltsame Reaction gegen ihr Bekenntniß erfolgte nicht.

Jetzt war keine Partei, kein Mann in Frankreich mehr im Stande, ihm allein Trotz zu bieten. Der König ist ganz in seinem Einfluß, die vornehme Aristokratie theils eingeschüchtert, theils mit blutigen Mitteln unschädlich gemacht, der Clerus gehorcht

ihm, die Hugenotten, die sich noch vor wenigen Jahren mit dem König in die Gewalt getheilt, sind nur noch eine Confession, aber keine mächtige politische Partei mehr.

Zur Führung einer nachdrücklichen Politik nach Außen fehlten ihm zwei Dinge, wohlgeordnete Finanzen — stets seine schwache Seite — und ein schlagfertiges, tüchtiges Heer. Beides ließ sich nicht rasch machen, am wenigsten das Letztere bei bescheidenen Geldmitteln. Darum ist er vorsichtig in seinem Auftreten, begnügt sich mit mäßigen Erfolgen, aber er unterhandelt unaufhörlich, ist wachsam und unermüdet thätig, um keinen günstigen Augenblick zu versäumen und stets überall seine Hand zu haben. Die Schachzüge seiner auswärtigen Politik lassen sich nun an den Fingern abzählen: Keine Verbindung mit Spanien, sondern Kampf gegen das ganze habsburgische Haus, denn wo Frankreich mit dessen spanischen und deutschen Besitzungen zusammenstieß, da hatte Frankreich ein altes Gelüste nach Ländererwerb, im Bunde mit Spanien hatte man den Beifall der Päpstlichen, weiter Nichts, im Kampfe mit ihm Aussicht auf reiche Beute. Noch waren die Pyrenäen nicht Frankreichs wirkliche Grenze, noch besaß Spanien Burgund und einzelne Theile Südfrankreichs und den ganzen Gürtel von Festungen von den Ardennen bis nach Ostende, durch dessen Besitz Frankreich erst zu dem geworden, was es heute ist.

Seit der Wendung, welche der große deutsche Krieg in den zwanziger Jahren genommen, war die Gefahr doch nicht so fern, daß sich Ferdinand und die spanischen Habsburger wieder aufrichten würden. Kaiser Ferdinand hatte seit dem Siege der Liga, dem Zerfallen der Union, den Fortschritten Tilly's, der Niederwerfung der Revolution in Böhmen, Oberösterreich und der Restauration in Mittel- und Norddeutschland wieder eine Stellung in und außer seinem Erblande errungen, wie sie selbst Karl V. nie besessen hatte und in den alten habsburgischen Landen zwischen Frankreich und Deutschland war wieder ein ganz tüchtiges spanisches Heer unter Spinola erschienen, welches in den Niederlanden den Krieg erneuerte und am deutschen Rhein hinauf vordrang: kurz es rührte sich in der Macht, die am Ende des 15. Jahrhunderts todtkrank danieder gelegen hatte, wieder ein muthiges Emporstreben, dessen steigende Erfolge einen wachsamen französischen Staatsmann nicht gleichgültig lassen durften.

War nur einmal der echt französische Gedanke erfaßt, den alten Habsburger Nebenbuhler nicht aufkommen zu lassen, dann ergaben sich die Bündnisse von selbst. England, Holland, Dänemark, Schweden, die deutschen Protestanten, alle Ketzer der Welt waren erwünschte Verbündete, wenn es nur gegen Spanien ging.

Heinrich IV. hatte es das Leben gekostet, daß er Hugenott gewesen war und als katholischer König nach Außen ketzerische Politik trieb. Man meinte, darin habe sich eben nur verrathen, daß er im Grunde seiner Seele doch noch immer ein Ketzer sei. Bei dem Cardinal der römischen Kirche, der äußerlich ganz in den Grenzen seiner Kirche blieb und überdies die innere Macht der Hugenotten gebrochen hatte, konnte dieser Vorwurf nicht laut werden. Man dachte nicht an religiöse, sondern an politische Beweggründe und die verzieh man, wenn man sie nicht ändern konnte.

Richelieu fing an in kleineren Fragen die Stimme Frankreichs wieder geltend zu machen, im Veltlin und in Mantua.

Das Veltlin war der Schlüssel zwischen dem spanischen Herzogthum Mailand, der heutigen Lombardei, und Tirol, der Gebirgsfeste der deutsch-habsburgischen Gebiete. Das Land war von äußerster strategischer Wichtigkeit und dabei reich an allen Erträgnissen eines ergiebigen Bodens, damals weder von Spanien noch von Habsburg abhängig. In der Zeit der blutigen Glaubensverfolgungen, welche seit Mitte des 16. Jahrhunderts den Protestantismus in Italien heimsuchten, war Graubündten eine Zuflucht der vertriebenen Italiener geworden und auf dem ganz romanischen Boden hatte sich eine sehr straffe Form des Calvinismus festgesetzt. Das Engadin ist noch heute so streng calvinistisch, wie keine andere Landschaft der Welt. Das Land war abhängig von Rhätien, aber in seinem Bekenntniß geschützt. Im Juli 1620 war es mancherlei Aufhetzungen gelungen, eine Art sicilianischer Vesper unter den Protestanten anzustiften. Greuliche Dinge sind da geschehen, noch jetzt sieht man am nördlichen Abhang des Comer-Sees die Schlösser, von wo aus die Spanier damals den Einbruch versucht, noch findet man in den Dörfern Bibeln, wo der Großvater die Namen der damals Ermordeten eingeschrieben hat. Seitdem hatten die Spanier alle festen Plätze des Landes besetzt und die deutschen Habsburger waren sehr damit zufrieden, hier die spanischen Vettern zu Nachbarn zu haben.

Erst mit Richelieu nahm die französische Politik in dieser Frage eine Haltung an, die dem Anfangs rein localen Handel eine große Bedeutung gab. Richelieu mischte sich ein, schickte ein Heer ins Veltlin, warf die fremden Truppen hinaus und verhütete so, daß die habsburgische Macht sich der wichtigen Alpenstraße bemächtigte (Ende 1624).

Ein ähnlicher Fall lag in Mantua vor. Auch da war ein spanischer Anspruch im Streit mit dem eines französischen Großen, des Herzogs von Nevers. Das gab Richelieu erwünschten Anlaß, in der Nähe der Lombardei festen Fuß zu fassen. Selbst im Kriegerharnisch kam er an der Spitze eines Heeres, trieb die Spanier vor sich her und eroberte Pignerol, Chambery, ja fast ganz Savoyen (Frühjahr 1630). In dem Frieden von Chierasco (April 1631) erhielt der französische Prätendent Mantua.

Doch das waren nur kleine Dinge. Auf größere Unternehmungen mußte er noch verzichten, weil er weder Flotte noch Heer hatte. Da kam Gustav Adolf, als ein Verbündeter, an dem er einen Clienten zu finden hoffte, um ihn in Deutschland französische Politik treiben zu lassen. Das war allerdings ein Irrthum, in Wahrheit durfte er nur mit zahlen, nicht mit rathen und mit handeln. Aber mit dem Tode des Schwedenkönigs war diese Verlegenheit beseitigt. Vielleicht bildete jetzt noch die Ueberlieferung der schwedischen Feldherren und Staatsmänner ein Hinderniß, aber daß das nicht allzu lange dauern und nicht unübersteiglich sein würde, war kaum zweifelhaft.*)

---

*) Zur Entstehungsgeschichte der französischen Einmischung in den deutschen Krieg geben die ungedruckten Gesandtschaftsberichte Anhaltspunkte, welche H. in Paris excerpirt hat (B. R. Mss. français No. 2249 suppl.). In einem Aufsatz über die Fortschritte der deutschen und spanischen Habsburger im Jahre 1620 heißt es am Schlusse: „Es scheint mehr als geboten, aus der tiefen, unheilvollen Theilnahmlosigkeit uns aufzuraffen (de se réveiller d'une si profonde et fatalle léthargie), in die Frankreich durch den unseligen Tod unseres großen Königs Heinrich verfallen ist (en laquelle la France est tombée par la disastreuse mort de notre grand roi Henry). — Wenn es heute Spanien einfiele, mit uns Händel zu beginnen und uns wie zur Zeit der Liga hinterrücks anzufallen, so wären uns alle Landwege gesperrt und wir hätten weder Mannschaften noch Geld aus Deutschland, der Schweiz oder Italien zu empfangen, wie sie sich der selige König in seiner Bedrängniß zu verschaffen wußte."

„Innerer Frieden und Eintracht aller Franzosen im schuldigen Gehorsam gegen unseren gerechten und guten König und geschickte Leitung der Dinge durch einen Staatsrath, der es verstände, die weisen Grundsätze und Lehren des seligen Königs, und das gute Einvernehmen mit den aufrichtigsten Freun-

den und den alten Bundesgenossen dieser Krone wieder aufzugreifen (reprendre les sages leçons et magnanimes du feu roi et les erres d'une bonne intelligence avec les plus sincères amys et anciens alliés de cette couronne) wäre das einzige Mittel, dem Uebel abzuhelfen".

Eine Depesche von 1620 tadelt hart die Unersättlichkeit Oesterreichs, räth zum Bunde mit den Protestanten und nennt es eine Verleumdung (calomnie), wenn man den Krieg einen Religionskrieg nenne, der auf Seiten der Protestanten die Absicht habe, die Katholiken zu unterdrücken.

Ein Bericht von 1626 sagt, der Krieg werde nicht eher ein Ende haben, als bis Holland, Frankreich, England von Spanien-Habsburg erobert seien.

Bereits 24. Decbr. 1619 räth Bouillon (fol. 183) dem König, er möge wenigstens vermitteln.

Auch ein Brief des Kaisers an Gustav Adolf „traduit de l'allemand en français" datirt von Regensburg 18. August 1630, findet sich dort, worin der Kaiser sein Befremden über Schwedens feindselige Haltung ausspricht und entweder eine förmliche Kriegserklärung oder eine friedliche Verständigung verlangt. Gustav Adolf antwortet aus Stralsund (30. October 1630), indem er ihm ausführlich sein früheres Benehmen vorhält, und ihn an viele Feindseligkeiten erinnert.

§ 37.

Deutschland vom Tode Gustav Adolfs bis zur Katastrophe Waldsteins. Novbr. 1632 — Februar 1634. Unfriede im schwedischen Lager: Oxenstjerna und Bernhard von Weimar. — Beginn der französischen Unterhandlungen: Marquis de Feuquieres. — Der Heilbronner Vertrag 23. April 1633. — Waldsteins zweideutige Kriegführung im Jahre 1633. — Unterhandlungen mit Sachsen. Der Brief vom 26. Dec. 1633. — Der Pilsener Revers 12. Januar 1634. — Die Ermordung in Eger 25. Febr. 1634.

Oxenstjerna, Bernhard von Weimar, Feuquieres und der Heilbronner Vertrag. April 1633.

König Gustav Adolf war Feldherr und Diplomat in einer Person gewesen, das machte die Größe seiner Persönlichkeit aus und gab seiner weitaussehenden, geistvollen Politik eine Einheit und einen Nachdruck, wie sich ihrer die Gegner bei ihren an sich weit einfacheren Aufgaben nicht rühmen konnten.

Bei seinem Tode brach diese Einheit von Kriegführung und Politik sofort auseinander. Im schwedischen Lager waren zwei Parteien, die eine vertrat der Reichskanzler Axel Oxenstjerna, die andere umfaßte die Mehrzahl der höheren Offiziere und den Troß von mehr oder weniger vornehmen Abenteurern, die sich dem siegreichen Hauptquartiere angeschlossen hatten.

Oxenstjerna war ein Staatsmann, der, der politischen Zwecke des Krieges sich stets bewußt, auf eine möglichst rasche Entscheidung hindrängte, um einen annehmbaren Frieden zu gewinnen und keinerlei Interesse daran hatte, das Uebergewicht der Generale durch eine planlose Fortsetzung des Krieges zu fördern.

Die Generale dagegen wünschten Fortdauer der Feindseligkeiten genau aus denselben Gründen, die Oxenstjerna für den Frieden stimmten; sie wollten die Waffen nicht eher niederlegen, bis jeder von ihnen sich eine stattliche Beute in Sicherheit gebracht, sie, die

Größen des Lagers, fanden überhaupt den Anspruch seltsam, ihnen mit der Feder die Bahnen vorzuzeichnen. Unter den Generalen hatte Oxenstjerna nur einen, freilich Gustav Adolf's hervorragendsten Schüler, Gustav Horn, der ihm verwandt und treu ergeben war, auf seiner Seite.

Im Lager hielt sich außerdem eine Menge deutscher Prinzen und Fürsten auf, die der Krieg von Land und Leuten getrieben hatte und die auf Soldatenart ihr Glück zu machen hofften, so lange in diesem wilden Würfelspiele dazu irgend eine Aussicht war; viele davon waren vom Hause Habsburg der Art mißhandelt worden, daß sie einen Kampf der Rache bis an's Messer führen wollten, diese jüngeren Söhne jüngerer Brüder, wie Shakespeare sich ausdrückt, waren ein stetes Ferment des Krieges, sie hatten nichts mehr zu verlieren und hofften Alles zu gewinnen, für sie hatte der Krieg erst dann seinen Zweck verloren, wenn Jeder von ihnen im Schatten irgend eines Fürstenthums eine behagliche Heimath wieder gefunden hatte.

Auch Bernhard von Weimar, der die Anderen an Fähigkeiten weit überragte, und das Haupt der deutschen Kriegspartei genannt werden konnte, gehörte unter diese Emigrirten. Als der jüngste von sieben lebenden Brüdern am 6. August 1604 geboren, mit 13 Jahren verwaist, von seinem ältesten Bruder Johann Ernst im Waffendienst erzogen, war er aufgewachsen als ein ganzer Soldat dieser kriegerischen Zeit. Nüchtern, streng in seinem Wandel, frei von den Lastern jener Tage, nicht vielseitig gebildet, aber ein aufrichtiger Protestant, und ein liebenswürdiger, tüchtiger Charakter, gehörte er unstreitig zu den besten Elementen dieses Kreises. Früh hatte er reiche Begabung und hochstrebenden Ehrgeiz gezeigt, der Haß gegen das Haus Habsburg und die Albertiner war in ihm Fleisch und Blut geworden, und als der Krieg ausbrach, verstand es sich von selbst, daß er mit mehreren seiner Brüder sofort zu den Waffen griff. Mit seinem Bruder Wilhelm trat er in die Dienste des ritterlichen Markgrafen von Baden (Frühjahr 1622), nahm an dem Feldzuge in der Pfalz und an der unglücklichen Schlacht von Wimpfen Theil. Nach mancherlei unglücklichen Wechselfällen hatte er endlich in Gustav Adolf den Meister des großen Krieges kennen gelernt, den Feldzug nach Franken, an den Rhein und nach dem Süden machte er unter hoher Auszeichnung mit und

die Verfolgung des Sieges bis an den oberen Lech und die Tiroler Pässe war insbesondere sein Ruhm. Als der unglückliche Tag von Lützen kam, war er bereits als ein Feldherr hervorragenden Ranges weithin bekannt.

In ihm trat jetzt der Zwiespalt des schwedischen Lagers am schärfsten hervor. Auch er hatte es verstanden, das Heer an seine Person zu knüpfen und gelegentlich sich nicht gescheut, selbst Gustav Adolf Opposition zu machen. Die Verstimmung der deutschen Elemente des Lagers fand häufig in ihm ihren Wortführer und er hatte dadurch eine gewisse unabhängige Rolle zu spielen gewußt.

Nachdem ihn jetzt seine Schaaren — 4000 Reiter und 8000 Mann zu Fuß — einmüthig zum Führer ausgerufen, forderte er ganz offen ein deutsches Fürstenthum, etwa ein Herzogthum Franken, bestehend aus den fränkischen Bisthümern Würzburg, Bamberg u. s. w. Dann dachte er auch, sich im Elsaß und am Oberrhein ein Herzogthum Alemannien zurecht zu machen, auf alle Fälle hatte er bei seiner Kriegführung und Politik sehr concrete Ziele im Auge und machte daraus kein Hehl.

Diese Zerwürfnisse erklären es, daß nach dem Sieg von Lützen, der militärisch so entscheidend war und den Kaiser auf lange hinaus empfindlich schwächte, auf Seiten der Sieger Nichts von Bedeutung geschehen ist. Die Zwietracht der Generale untereinander und mit Oxenstjerna war Schuld daran.

Noch war keinerlei dauerhafte Vereinbarung von allgemeinem Belang getroffen, als Frankreich seine Unterhandlungen begann. Richelieu sandte seinen Bevollmächtigten, Feuquieres, nach Deutschland, um zu sehen, was sich machen lasse, nachdem der kleine Gothenkönig den Platz geräumt. Seine Instruction vom 3. Februar wies ihn an, Sachsen die Oberleitung anzubieten, in der Weise, daß es sich mit den katholischen Ständen gegen den Kaiser einige, Oxenstjerna zuziehe, im Uebrigen ohne Frankreich keinen Frieden schließe und die Bedingung des Bärwalder Vertrags in Betreff der Katholiken aufrecht erhalte. Auch Brandenburg und andere Reichsstände sollten bearbeitet, die Schweden sollten gewonnen, der Kanzler namentlich durch die Aussicht auf Vermählung seines Sohnes mit der jungen Königin Christine gelockt und vor Allem seine Einwilligung erlangt werden zur Abtretung der

wichtigsten linksrheinischem Plätze an Frankreich. Verschiedene andere Agenten waren gleichzeitig auf dem Wege, um den französischen Interessen in Deutschland die Wege zu ebnen.

Aber auch Oxenstjerna war nicht müßig. Noch ehe die Vollmacht aus Schweden kam (Jan. 1633), die ihn zum Legaten der Krone im römischen Reiche und bei allen Heeren ernannte, hatte er sich nach Mittel- und Norddeutschland aufgemacht, um für seine Ziele — Bündniß der evangelischen Stände mit Schweden und Entschädigung für letzteres — zu wirken. In Dresden und Berlin fand er die alte hinterhaltige Unschlüssigkeit, willigeres Entgegenkommen hoffte er bei den kleineren oberdeutschen Ständen zu finden, die er gleich im Anfang des Jahres nach Heilbronn berufen hatte.

Dahin kam auch Feuquieres, nachdem er sich überzeugt, daß es mit der sächsischen Führung Nichts sei. Ihm galt es jetzt zu sorgen, daß die Schweden nicht Alles allein in die Hand nahmen. Schon hatte er bei Oxenstjerna hinsichtlich der linksrheinischen Plätze einen abschläglichen Bescheid erhalten; vielleicht gelang es jetzt (März) in Heilbronn besser, zumal dort sächsische, brandenburgische und andere Einflüsse dem schwedischen Uebergewicht entgegenstanden. In der That waren die protestantischen Stände Oberdeutschlands, die zu Heilbronn erschienen, nicht geneigt, das feste Bündniß mit Schwedens Oberleitung einzugehen, das Oxenstjerna wünschte, und es ergab sich nun für den französischen Unterhändler die Gelegenheit, als Vermittler aufzutreten.

So kam am 23. April 1633 im Heilbronner Vertrag das Bündniß der Krone Schweden mit den vier oberen Reichskreisen zu Stande: nicht ganz nach den Wünschen Richelieu's, da Schweden doch mehr Gewicht eingeräumt war, aber auch nicht ganz nach den Wünschen des schwedischen Kanzlers, denn ihm wurde ein consilium formatum an die Seite gesetzt, in dem 10 Abgeordnete der Reichsstände die schwedische Kriegsleitung überwachten. Noch vorher, am 10. April, war ein Bündniß mit Frankreich, wesentlich auf den Bärwalder Grundlagen, erneuert worden. Die Hauptsache, die französischen Subsidien, war darin zugesichert und Schweden behielt doch die Oberleitung, und nur mit ihm, nicht mit Frankreich direct, waren die oberdeutschen Stände in Allianz getreten.

Indessen war Bernhard von Weimar, der den Oberbefehl über Gustav Adolfs Heer übernommen, Ende Januar aus Thüringen nach Franken aufgebrochen, hatte das Stift Bamberg besetzt und zog südwärts, um sich mit Horn in Oberschwaben zu vereinigen. Trotz der Streifzüge Johanns von Werth erfolgte die Vereinigung bei Donauwörth (8. April). Hier aber hatte das Vordringen ein Ende, denn im Heere brach eine Meuterei aus, die nur mühsam beschwichtigt ward. Einstweilen ließ sich Bernhard von den zu Heidelberg versammelten Bundesfürsten das Herzogthum Franken übertragen (Juni) und einen Monat darauf in Würzburg huldigen. Die oberste Feldherrnwürde bei den Bundesheeren aber wurde ihm von Oxenstjerna abgeschlagen, obgleich, wie der Erfolg bewies, seine Ernennung das Zweckmäßigste gewesen wäre: Horn, dem er sich überlegen fühlte, wurde ihm als Feldmarschall vorgesetzt und das Heer selber ward erst im August theils durch Beschaffung der nöthigsten Erfordernisse, theils durch Vertröstung auf bessere Tage zur Ruhe gebracht.

Was in dieser Krisis Militärisches geschah, war ohne entscheidende Bedeutung, erst Ende des Jahres verlor der Krieg seinen schleppenden Charakter.

Ein Theil der Eroberungen an der Donau war durch Johann von Werth's rasche Handstreiche wieder verloren gegangen. Jetzt nahte Bernhard, überschritt bei Neuburg die Donau und erschien plötzlich bei Regensburg, das am 14. Novbr. capitulirte. Waldstein hatte nach monatelanger Unthätigkeit Schlesien frei gemacht, das brandenburgische Gebiet bedroht und sich wieder nach Böhmen gewendet, als Bernhard bis an's österreichische Gebiet heranstreifte, ohne unmittelbar einen ebenbürtigen Feind sich gegenüber zu haben.

Waldsteins Katastrophe. Der zweideutige Feldzug von 1633. Unterhandlungen und Verrath (Dec. 1633). Der Pilsener Revers (12. Jan. 1634). Die Ermordung (25. Febr).

Wie die Dinge im schwedischen Lager monatelang beschaffen wären, hätte auf kaiserlicher Seite ein geringes Maß von Geschick und Energie dazu gehört, den wenig widerstandsfähigen Gegner empfindlich zu züchtigen. Allein in diesem Heere stand es selber um Nichts besser, thaten die Schweden wenig, so

that Waldstein gar Nichts, war dort das Verhältniß zwischen Bernhard und Oxenstjerna ein frostiges, so war hier das des kaiserlichen Feldherrn zur Hofburg noch viel ungünstiger und daran hauptsächlich lag es, daß der Krieg nicht schon 1633 eine unglückliche Wendung für die Schweden nahm.

Waldstein war nach dem Tage von Lützen nach Böhmen zurückgekehrt und hatte den ganzen Winter vollkommen still gelegen. Daß sein Heer stark gelitten haben mußte und deßhalb das Erste, was zu geschehen hatte, die Neubildung des Heeres war, lag in der Natur der Dinge und daß er auch Ursache zur Unzufriedenheit mit seinen Generalen zu haben glaubte, bewiesen die harten Urtheile des Kriegsgerichts. Ueber die Nothwendigkeit einer zeitraubenden Reorganisation, zu der man längerer Ruhe dringend bedurfte, stand Waldstein jedenfalls ein zutreffenderes Urtheil zu als den ungeduldigen Herren in Wien, die vom Kriege Nichts verstanden. Auch strategisch ließ sich das Verweilen in Böhmen, dieser „natürlichen Bastion“, wenn auch außerhalb mancher Verlust im Einzelnen erlitten wurde, sehr wohl rechtfertigen. Daß freilich, nachdem der ganze Winter thatlos verstrichen war, auch der Frühling unbenutzt vorüberging, mußte allerwärts Bedenken erregen.

Während die Bevölkerung der Erblande fast erlag unter dem Druck der Steuern, die der Unterhalt des Waldstein'schen Heeres forderte — jeder Beamte vom Hofrichter bis auf den Stadtschreiber mußte 10 pCt. entrichten, auf jedem Doctortitel, jedem Adelspatent, ja auf jeder Kutsche, jedem Schlitten und jedem reich aufgeschirrten Pferde ruhte eine Steuer von 100 fl. — drangen die Schweden im Süden bis Regensburg, im Norden nach Hameln vor, aber von Waldstein hörte man Nichts als Klagen über das Ausbleiben des Soldes, und von seinem Heere nur Excesse gegen friedliche Bewohner. Der Feldherr selbst hatte sich zu Prag in unnahbare Abgeschlossenheit eingehüllt und ließ, außer seinen Vertrauten, wochenlang Niemand vor sich.

Endlich Anfang Juni setzte er sich gegen Arnim, der mit einer ihm mindestens ebenbürtigen sächsischen Armee in Schlesien stand, in Bewegung, aber statt einer Schlacht, zu der beide Theile gerüstet waren, erfolgte ein Waffenstillstand; als dieser am 2. Juli abgelaufen war, trieb ihn Arnim von dem festen Schweidnitz zu-

rück und nun verfiel er wieder einer wochenlangen Unthätigkeit. Inzwischen wurden im Norden die vereinigten kaiserlich-ligistischen Truppen unter Gronsfeld bei Hessisch-Oldendorp geschlagen (Juli), Hameln eingenommen, und im Südwesten ein treuer Parteigänger des Kaisers, der Herzog von Lothringen, bei Pfaffenhofen von den Schweden überwältigt und gefangen genommen (August).

Jetzt wurde man in Wien unruhig, in München war man es schon lange. Dort wurde an die unseligen Früchte des Znaymer Vertrags erinnert, hier empfand man die Rache des Todfeindes. Gewiß ist, daß Waldstein jeder Vorwand recht war, den Kurfürsten von Baiern dem Feinde preiszugeben. Sie waren seit lange tief verfeindet. Als Waldsteins Verbrechen noch kein anderes war, als daß er dem Kaiser ein Heer geschaffen, das die Liga bei Seite schob und dem Kaiser Oesterreich wieder zurückgab, hatte Max von Baiern so lange gehetzt gegen ihn, bis er abgesetzt war. Das vergab ihm der Herzog nie. Dazu kamen die politischen Gegensätze. Waldstein vertrat des Kaisers soldatische Macht, Max das Landesfürstenthum, Waldstein war ein Feind der Pfaffen und ihrer Restauration, Max sah in dem ganzen Kriege keinen andern Zweck als ihren Sieg. Darum sah Waldstein mit Schadenfreude der Bedrängniß des Kurfürsten zu und als dieser jetzt durch den Kaiser dringend bei ihm um Hilfe bitten ließ, schloß er statt dessen mit Arnim einen neuen Waffenstillstand, der eine Unterstützung an der Donau ausdrücklich verbot und bei jeder Einsprache verwies er auf sein urkundliches Recht, Krieg zu führen, Waffenstillstand zu schließen, über Frieden zu unterhandeln ganz nach eigenem Belieben.

Als das Jahr zu Ende ging, war Waldsteins einzige Waffenthat die, daß er mit 20,000 Mann 5000 Schweden, die unter Thurn in Steinau sich eingeschlossen hatten, zur Capitulation genöthigt und dadurch Schlesien vom Feinde frei gemacht hatte.

Aber diese räthselhafte Kriegsführung war schon nicht mehr Waldsteins einzige Schuld.

Bereits im Laufe des Frühlings und Sommers 1633 hatte er durch zweite und dritte Hand allerlei Unterhandlungen anknüpfen lassen, die schwerlich bloß den Zweck gehabt haben können, die Feinde zu spalten und zu täuschen. Unzufriedene böhmische Adelige, wie die Grafen Terzky und Kinsky, verschlagene Unterhändler wie Sesyma,

hatten, allerdings unter Ablehnung jeder Verantwortlichkeit Waldstein's, mancherlei Zetteleien unternommen, an denen er nicht unbetheiligt gewesen sein kann, denn die Handlungen und Unterlassungen seiner unerklärbaren Kriegführung stimmen damit vortrefflich zusammen, und trotz Förster's dreibändigem Versuch, den Herzog von jedem Verdachte zu reinigen, wird man nicht zugeben können, daß er ganz außerhalb dieser Dinge gestanden habe.

Die Verhandlungen selbst ließen sich allerdings noch arglos deuten. Waldstein kannte den Unfrieden zwischen Sachsen und Schweden. Wenn er darum zunächst sich mit Sachsen in's Vernehmen setzte, so hatte das an sich nichts Verrätherisches, das konnte in der Berechnung geschehen sein, die Feinde zu spalten. Das Recht zu Unterhandlungen war ihm überdies zweifellos zugesprochen.

Die Politik des Restitutionsedicts war nicht seine Sache, er wollte auf der Grundlage der Versöhnung der Bekenntnisse einen annehmbaren Frieden, wie Sachsen auch, und darum konnte er sich mit Arnim recht wohl vereinbaren. Auch die Vertreibung der Schweden vom deutschen Boden, auf dem einen oder anderen Wege, war ebenso sehr ein kaiserliches als ein sächsisches Interesse.

So kann man die Dinge ganz unverfänglich ansehen nach dem Grundsatz: quilibet praesumitur bonus.

Allein Waldstein war nicht der Mann zur Stiftung eines ehrlichen Friedens, der der guten Sache gedient hätte.

Er war nicht offen und wahrheitsliebend, er war Freund verschlungenen, räthselhaften Ränkespiels, das machte ihm an sich Behagen, ganz abgesehen von dem Zweck, und er hatte dabei stets die hochfliegenden Entwürfe seines eigenen Ehrgeizes im Auge, die ihm seine astrologischen Grübeleien als leicht erreichbare Ziele zeigten. Wäre selbst der Friede, auf den er hinarbeitete, ein redlicher und der großen deutschen Sache dienlicher gewesen, für Max v. Baiern und die Jesuiten der Wiener Hofburg war er doch ein Verrath an Allem, was denen für heilig galt.

Die Unterhandlungen blieben nicht mehr geheim, in der allgemeinen Unzufriedenheit über die Art, wie er den Krieg führte oder vielmehr nicht führte, lag Grund genug, den umlaufenden Gerüchten die schlimmste Deutung zu geben, an Feinden, die in Wien und München eifrig gegen ihn schürten, fehlte es nicht und so war

bereits im Spätsommer 1633 ein Bruch vorauszusehen. Waldstein wußte, wie die Jesuiten an der Hofburg gegen ihn arbeiteten und täuschte sich darüber nicht, daß, wenn es ihnen gelänge, ihn abermals zu stürzen, sein Fall viel jäher und tiefer sein würde als 1630; darum fängt er jetzt schon an, auf den Rückzug zu denken, den er nehmen würde, wenn es zum Bruch käme. Aber die Unterhandlungen selber schleppen sich träge fort, bei Schweden und Frankreich hat man sondirt, mit Sachsen kommt man zu keinem Abschluß, denn man traut der unergründlichen Arglist des Friedländers nicht.

Ende 1633 gestaltete sich die Lage so, daß man an bloß unverfängliche Versuche der Unterhandlung oder die Gefahr künftig möglicher Verwicklungen nicht mehr denken kann, die Verwicklung ist handgreiflich, die Gefahr gegenwärtig geworden und der Bruch läßt sich voraus berechnen.

Wann sich bei Waldstein der Gedanke an wirklichen Verrath, an offene Empörung anfing festzusetzen, darüber ist keine erschöpfende Entscheidung möglich trotz der vielen Materialien, die durch Förster, Aretin, Dudik, Helbig darüber gesammelt und veröffentlicht worden sind. Daß er ihm bis zuletzt fremd geblieben sei, wie Förster meint, verträgt sich nur mit einer sehr künstlichen Deutung der Urkunden.

Nur ist wahrscheinlich, daß Waldstein seit November, December 1633 sich mehr und mehr von der Unhaltbarkeit seiner ganzen Stellung überzeugt und einsieht, es gehe mit seinem Einfluß in Wien zu Ende, es werde seinen Feinden dort gelingen, ihn abermals zu stürzen. Von diesem zweiten Fall wollte er sich nicht ungerüstet überraschen lassen, er mußte ihn tiefer hinabschleudern als der erste, weil er jetzt so hoch stand wie selbst der Kaiser nicht und er dann wahrscheinlich nicht in der Lage war, sich als verkannte Größe unangefochten auf seine Güter zurückzuziehen.

Er wollte darum lieber mit Schweden, Sachsen, Frankreich sich über irgend ein Abkommen verständigen, das auf der Basis des Religionsfriedens und der Amnestie den Kaiser zwang, die Waffen niederzulegen, ihn selbst etwa als König von Böhmen anerkannte und zugleich seine Rache kühlte an dem Todfeind, dem Kurfürsten von Baiern. In diesem Sinne unterhandeln die Terzky und Kinsky, und in den letzten Wochen des Jahres nehmen die Unterhandlungen

eine Gestalt an, an deren ausgeprägter Bestimmtheit jeder Rechtfertigungsversuch verloren ist.

Der Kurfürst Georg von Sachsen fühlt das Nahen der Krisis und nimmt seine Unterhandlungen ernsthafter auf als vorher, möchte sich aber unterrichten, ob er sich auch auf Waldstein verlassen könne.

Nun werden im December verschiedene Unterhandlungen angeknüpft, die die Lage klären sollen. Aus dem December liegt uns ein Schreiben des Grafen Terzky an Kinsky vor, worin derselbe unter dem 26. December schreibt:

Er möge den Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg — der zwischen beiden Lagern hin- und herging — Pässe schicken, um ihn nach Böhmen hinüberzulassen, damit man sich mit ihm abfinden könne — er unterhandelte im Namen Sachsens —; denn der Herzog ist nicht allein resolvirt, mit den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg abzuschließen, sondern auch mit Schweden und Frankreich. Des französischen Heeres werden wir wohl nicht von Nöthen haben, wohl aber seines Geldes. Der Herr will demnächst daher kommen. Wir sind im Werke, unsere Heere in vierzehn Tagen zusammenzuführen und die Maske abzulegen.

Das war auch die Zeit, da der sächsische Kurfürst seinen persönlichen Freund, den Oberst Schlieffen hinüberschickte, um mit Waldstein die genannten Verabredungen zu treffen. Die Depeschen sind aus dem Dresdener Archiv bekannt gemacht worden. Der Inhalt der Unterredung trägt das Gepräge der augenfälligsten inneren Wahrscheinlichkeit. Waldstein sagte u. A.: Spanien gehe damit um, eine Weltherrschaft aufzurichten. Das werde er nicht zugeben. Auch den König von Frankreich dürfe man nicht über den Rhein lassen. Die Pfalz müsse wiederhergestellt und Frankreich sonstwie abgefunden werden. Die Spanier werde er selber aus Flandern und Artois vertreiben. Mit Schweden werde es auch keine große Schwierigkeiten geben, wenn man sie an der Nordsee entschädige. Die Kurfürsten und Bischöfe müßten ihre Bisthümer wieder haben. Dem Herzog von Weimar könne man im Elsaß oder in Baiern Etwas geben, „welchen Kurfürst", bemerkt der Gesandte, „der Herzog gänzlich zu vertilgen vor hat."

Wenige Tage später schickte der Kurfürst noch einmal einen Gesandten und Waldstein erklärte, er habe dem, was der Oberst Schlieffen gemeldet, Nichts weiter hinzuzufügen.

Waldstein wollte, im Besitze aller Machtmittel des wehrlosen Kaisers, einen Frieden erzwingen, der ihm Gewalt gab, die Schweden und die Franzosen abzufinden, Baiern zu vernichten und die Protestanten zu versöhnen; über das, was er sich selber zugedacht, steht in der Depesche Nichts, Böhmen ist nicht erwähnt, aber es ist dringend wahrscheinlich, daß er dies Land nicht wie Tirol „beim Kaiserthum lassen" wollte, vielmehr sich in diesem Königthum den eigenen Friedenspreis ersehen hatte. Daß er das aber dem sächsischen Gesandten nicht sagte, lag in der Natur der Dinge.

Es galt also, zum Trotz der Liga und des Restitutionsedictes, beim Kaiser einen Frieden durchzusetzen, der in gewissem Sinn mit Richelieu's Plänen zusammentraf und außerdem in Deutschland selber auf einen populären Klang rechnen konnte.

Des grauenhaften Krieges, der bald keinen Sinn mehr hatte, war die gequälte Nation allerwärts gründlich müde, und daß dieser Friede in der Wiederherstellung der Vertriebenen und der Duldung des Protestantismus eine sehr vernünftige Grundlage hatte, das schuf ihm gewiß bei hundert Tausenden von Deutschen eine bereitwillige Unterstützung. Die Protestanten hatte er gewiß für sich und wahrscheinlich auch all die unverblendeten Katholiken, die sich überzeugt hatten, daß die Durchführung des Restitutionsedictes unmöglich sei.

Aber eine kaiserliche Politik war das gewiß nicht, und es lag darum auf der Hand, daß der Wiener Hof darauf bedacht sein mußte, das Heer, das Oesterreich schützen sollte, solchen Händen zu entwinden.

Das aber war nicht leicht. Er hatte das Heer in einer Weise unter sich, die es sehr zweifelhaft machte, ob man sich seiner entledigen könne, ohne das Heer der Rebellion zu überantworten. Günstig war, daß er manche Generale beleidigt und sich zu unversöhnlichen Gegnern gemacht hatte. Er rühmte sich gern, die Spanier, Wälschen, Wallonen zu Gunsten der Deutschen zurückgedrängt zu haben, die fielen also am leichtesten ab; eine Menge Duelle sind nachher zwischen den Deutschen und Jenen vorgefallen und die Deutschen haben es sich nicht ausreden lassen, daß die Wälschen seine Mörder gewesen seien.

Es liegt eine gewisse Milderung der Schuld an der grauen-

vollen That darin, daß man in Wien, selbst auf's Aeußerste bedroht, seit dem Znaymer Vertrag wirklich kein Mittel hatte, den Mann von seinem Heere zu trennen; das Einzige, was man hier erreichen konnte, war, daß das Heer sich spaltete und dann die Hand irgend eines untergeordneten Werkzeugs durchgriff.

Da that Waldstein gegen Mitte Januar 1634 zu Pilsen den entscheidenden Schritt, der dem Kaiser bewies, daß es jetzt die höchste Zeit sei.

Der Kaiser hatte von Waldstein verlangt, daß er 6000 Mann abgebe zur Unterstützung des Cardinalinfanten von Spanien, der nach den Niederlanden wollte, und daß er sich aufmache, um Regensburg wieder zu erobern. Keines von Beiden wollte Waldstein gewähren und bei den Obersten sich des gleichen Ungehorsams versichern. Am 11. Januar waren diese nach Pilsen zusammen berufen worden. Waldstein ließ ihnen hier durch seine Vertrauten mittheilen, er werde unter solchen Umständen den Oberbefehl niederlegen müssen, was sie, die auf seinen Credit die Regimenter geworben, davon dächten? Die Obersten baten, er möge den Oberbefehl behalten ihnen zu Liebe, Waldstein schlug ihnen das zwei Mal ab, endlich aber ließ er durch Illo erklären, unter einer Bedingung werde er seinen Entschluß zurücknehmen, dann nämlich, wenn auch sie geloben wollten, zu ihm zu halten und nicht von ihm zu weichen. Das sagten sie Alle zu und nun brachte Illo den bekannten Revers, worin die Hauptstelle hieß: einsehend, welche Noth, Elend und Ruin bei des Herzogs Rücktritt ihnen Allen und ihren armen Soldaten über dem Kopf schweben würden, ließen sie S. F. G. flehentlich bitten, deren Beweggründen zum Rücktritt keine Folge zu geben, ohne ihr Vorwissen und Willen nicht von der Armada abzugehen; wogegen sie an Eidesstatt versprächen, treu zu J. F. G. zu stehen, nicht von Ihr zu weichen, was zu Ihrer und der Armada Conservation dienlich, zu befördern, hierfür selbst den letzten Blutstropfen einzusetzen, Jeden, der dawider handeln wollte, für einen Treulosen und Ehrvergessenen anzusehen, an dessen Hab und Gütern, Leib und Leben Rache zu nehmen sie sich schuldig erachteten. Ob die beschränkende Clausel „unbeschadet des Gehorsams gegen den Kaiser" beim Vorlesen gebraucht worden ist, wissen wir nicht; fest steht, daß sie in der Urkunde, die zur Unterschrift vorgelegt wurde, nicht vorkam. 42 Namen wurden darunter

gesetzt und dann in einem wilden Bankett das neue Gelöbniß gefeiert (12. Januar). Gleichzeitig fuhr Waldstein fort, dem Kaiser in den verbindlichsten Worten zu schreiben und von Wien erhielt er die herzlichsten Briefe zurück. Einer sucht noch den Andern zu täuschen, denn Jeder fühlt, daß es Zeit sei, die Entscheidung vorzubereiten. Von Wien kommen jetzt Weisungen an die fremdländischen Bestandtheile seines Heeres, man habe gegründeten Verdacht gegen Waldstein, ihre Pflicht sei es, das Heer dem Kaiser zu erhalten. Gallas kam mit einem kaiserlichen Patent, welches „alle ehrenhaften Offiziere, Cavaliere und Soldaten" des Gehorsams gegen Friedland und seine Getreuen, Illo und Terzky, entband und unter die Befehle Gallas stellte. Das Schriftstück wurde zuerst nur im Vertrauen herumgegeben und als man sich der meisten Regimenter versichert hatte, am 22. Februar in Prag unter Trommelschlag öffentlich verkündigt.

Waldstein hatte kostbare Tage mit Astrologie und Schreibereien verloren; als seine geheimen Botschaften immer dringender und düsterer lauteten, gab er seine Befehle, aber sie fanden wenig oder gar keinen Gehorsam mehr und am 23. Februar brach er von Pilsen auf. Am Abend des 24. traf er mit dem Reste seiner Getreuen, etwa 5—6000 Mann, in Eger ein. Am Abend darauf fand ein lärmendes Bankett Statt; als der Wein seine Wirkung gethan, fielen Buttler'sche Dragoner über Kinsky, Illo und Terzky her und hieben sie nieder unter dem Rufe: „Hoch lebe Ferdinand". Kurz darauf wurde Waldstein selbst, der eben noch mit seinem Astrologen in den Sternen gelesen hatte, in seinem Schlafzimmer niedergestoßen.

Von Wien aus war kein bestimmter Befehl gegeben worden, die Weisung hatte nur gelautet, man müsse sich des Herzogs todt oder lebendig bemächtigen. Es scheint, daß man den Vollzug des richtig gedeuteten Befehls untergeordneten Leuten überließ, fremden Abenteurern wie Buttler, Deveroux. Die Hand, die den Streich führte, wird ewig unermittelt bleiben.

Die grausige Art, wie Waldstein abgeschlachtet worden ist, macht ganz den Eindruck einer Execution, die das Opfer einer scheußlichen Intrigue getroffen hat. So faßte das auch die Mitwelt auf, die den tragischen Ausgang des Mannes mit seiner früheren Größe verglich und der Wiener Hof that Alles, diese

Meinung zu unterstützen, so unbequem ihm nachher die Mörder in Wien geworden sind. Sie wurden abgelöhnt und dann eine Rechtfertigungsschrift verfaßt, die den Mord entschuldigte, weil das die bequemste Art gewesen sei, den Verräther los zu werden. „Weil die Todten nicht mehr beißen", habe man den Herzog ermordet und der Kaiser ließ das Alles mit auf sein Conto gehen. Ja er ließ nachher noch eine Art offiziöser Rechtfertigungsschrift herausgeben unter dem bezeichnenden Titel: perduellionis chaos, worin die Beweise so unzulänglich beigebracht und so ungeschickt verarbeitet waren, daß man glauben mußte, der Hof habe gar keine wirklich durchschlagenden Gründe gehabt.

Daß man in Wien nichts Urkundliches gegen Waldstein hatte, bewies nun freilich Nichts für seine Unschuld, die Zeit hat diese Schuldbeweise an den Tag gebracht und dargethan, daß der Wiener Hof in seinem Rechte war, wenn er die moralische Ueberzeugung hatte, daß Waldstein in seinem Sinn ein Verräther sei.

---

§ 38.

Der Krieg von der Schlacht bei Nördlingen (1634) bis zu Bernhard's Tod (1639). Niederlage des schwedischen Heeres bei Nördlingen (6. Septbr. 1634). — Oxenstjerna's vergebliche Unterhandlungen. — Der Friede zu Prag (30. Mai 1635); seine Bedeutung und seine Folgen. — Baners Siege und Wechselfälle (1636—1637). — Bernhard's von Weimar Siege und Ausgang (1638—1639).

Die Schlacht von Nördlingen (6. Septbr. 1634). Niederlage des schwedischen Heeres.

Diese Dinge erklären die matte Unthätigkeit, mit der der Krieg sich 1633 und in der ersten Hälfte des Jahres 1634 hinschleppt, die Schweden sind gelähmt durch die Uneinigkeit ihrer Führer, die Kaiserlichen durch Waldsteins Verrath und Katastrophe. Die zweite Hälfte des Jahres 1634 bringt aber die Wendung; es gelingt der kaiserlichen Heerführung, hauptsächlich mit Hilfe der Zerfahrenheit im schwedischen Lager, im September einen entscheidenden Sieg zu erfechten, der das Unglück der Jahre 1631 und 1632 vergessen macht, und nun erhält Richelieu die Oberleitung, die ihm seit 4 Jahren beharrlich verwehrt worden ist, die schwedischen und die deutschen Dinge sind fortan mit der französischen Politik unlösbar verknüpft.

Der erste Theil des neuen Jahres brachte keinerlei entscheidende Kriegsereignisse; im kaiserlichen Lager war begreiflicher Weise, abgesehen von der Zwietracht einzelner Feldherren, eine gewisse Verwirrung eingetreten, und daß die Gegner diese nicht besser benutzten, lag wieder an ihrer eigenen Uneinigkeit, namentlich zwischen Bernhard und Horn, Oxenstjerna's Schwiegersohn. So erfolgten überall nur partielle Schläge; in Baiern erstritten die Kaiserlichen einzelne Erfolge, in Niederdeutschland ging Hildesheim für sie verloren; im Süden mußte Philippsburg (Jan.) capituliren

und die Lothringer erlitten eine neue Niederlage, die die völlige Vertreibung des Hauses zur Folge hatte. Die Franzosen hatten nicht bloß hier festen Fuß gefaßt, sondern auch am Rhein, namentlich im Elsaß einzelne Plätze, die Andere erobert hatten, für sich in Beschlag genommen. Ueberhaupt hatten die Franzosen sichtlich an Boden gewonnen.

Oxenstjerna war inzwischen ungemein thätig gewesen. Voll Sorge über Bernhard's Streben nach Selbständigkeit, über die steigende Anmaßung der Franzosen und die bedenkliche Zweideutigkeit der Sachsen, hatte er auf den 6. Februar nach Halberstadt eine Versammlung der niederdeutschen und mittleren Reichskreise anberaumt und für den Anschluß an den Heilbronner Bund gewirkt. Seine Bemühungen waren erfolglos geblieben und in Frankfurt, wo im April Ober- und Niederdeutsche zusammenkamen, ging es nicht besser. Feuquieres hatte namentlich im Süden, zum Theil durch Geld, Anhang gewonnen; die Stimmungen waren der schwedischen Führung nicht geneigt, Brandenburg, an sich dem Bunde nicht ungünstig, gerieth in begreifliche Aufregung, als von Pommern als schwedischer Entschädigung die Rede war, und Sachsen trat in offene Opposition gegen den Heilbronner Bund. So war für die schwedischen Anträge keine Aussicht, aber auch Frankreich erreichte nicht, was es wollte. Es begehrte die Auslieferung von Philippsburg, unter feierlicher Verheißung, das wieder zurückzugeben, ohne eine andere „Belohnung oder Entschädigung" que l'honneur de vous avoir assisté avec la sincérité et généreuse conduite qui accompagnent toutes ses actions royales; die oberdeutschen Stände waren geneigt, darauf einzugehen, aber Sachsen legte seine Veto ein und dabei blieb es. So verlief die Versammlung fruchtlos, nachdem sie im Uebrigen das unerquicklichste Bild selbstsüchtiger Händel ohne Eintracht oder höhere Gesichtspunkte geboten. Daß die Interessen schwedischer und französischer Oberleitung sich jetzt schon in kaum verhüllter Feindseligkeit bekämpften, war unverkennbar. Im Uebrigen hatte die schwedische Politik so wenig wie die französische ihre Wünsche erfüllt gesehen.

Indessen hatte sich das kaiserliche Heer, 25,000 Mann stark, nach der Oberpfalz aufgemacht.

Es ist ein Beweis für die Trefflichkeit der Organisation

die Waldstein seinem Heere gegeben, daß dieses, obgleich eben noch zu ganz anderen politischen Zielen bearbeitet, sich nun ganz im Sinne des Kaisers brauchen ließ und in dem Dienste weit untergeordneterer Führer so brauchbar war. Es war eine allgemeine Annahme, daß die Wälschen hauptsächlich schuldig gewesen seien an seinem Untergang, darüber brachen nach der That blutige Händel unter Offizieren und Mannschaften aus, aber das dauerte doch nur kurze Zeit und die alte Zucht kehrte zurück. Was man an Waldsteins Stelle setzte, war keineswegs dazu angethan, den Verlust des Feldherrn vergessen zu machen. Weder Gallas, noch der römische König, Ferdinands Sohn, ein noch ganz unerfahrener Jüngling, war dazu im Stande, und doch braucht es nicht sechs Monate, da steht das Heer nicht bloß schlagfertig da, sondern es erficht auch zum ersten Mal seit 1630 einen entscheidenden Sieg von den allergrößten Folgen, der nicht bloß die militärische Lage vollständig neugestaltete, sondern auch in seinen politischen Wirkungen durch den ganzen Krieg fühlbar blieb.

Das kaiserliche Heer hatte sich Ende Mai aus der Oberpfalz gegen Regensburg gewendet. Die schwedischen Truppen, an sich geschwächt, waren in zwei Heere getheilt. Horn stand am Bodensee, den Anmarsch des Cardinalinfanten aufzuhalten, der auf langsamen Märschen von der Lombardei herbei kam, und Bernhard suchte Regensburg zu decken. Beide standen herzlich schlecht mit einander, Jeder hatte dem Andern Unfreundliches vorzuwerfen, so kamen sie auch jetzt erst sehr spät, am 12. Juli, zu einer Vereinigung ihrer Mannschaften. Als sie bei Augsburg 22,000 Mann zusammen hatten, war es zu spät; zwar nahmen sie Landshut mit Sturm (22. Juli), aber bis sie von da langsam vorgerückt waren, war Regensburg nach tapferem Widerstand am 26. Juli gefallen und sie mußten sich auf Augsburg zurückziehen. Zwar war gleichzeitig Baner und die Sachsen in Böhmen in glücklichem Vordringen, in Niedersachsen war Hildesheim gefallen, aber die große Gefahr war, daß der Cardinalinfant sich mit dem kaiserlichen Heere vereinige und dann ganz Süddeutschland verloren gehe.

Bernhard und Horn hatten sich erst getrennt, dann am 16. August bei Günzburg wieder vereinigt; aber ihre Armee, kaum 10,000 waffenfähige Leute, erschöpft und ausgehungert, war in kläglichem Zustand. Am 17. schrieb Bernhard an Oxenstjerna:

da ihm der Feind keine Ruhe gönne, sich zu erholen, möge der Kanzler bei Zeiten auf ein anderes Heer denken, um dem Feinde zu begegnen.

Indessen hatte sich das kaiserliche Heer, noch vor Ankunft der Spanier, nach der Eroberung Donauwerths (16. August) gegen Nördlingen gewendet; um Württemberg zu retten, gingen Bernhard und Horn (19. August) bei Leipheim und Günzburg über die Donau, stellten sich in einem festen Lager bei Bopfingen auf, warfen Verstärkung nach Nördlingen, konnten aber nicht hindern, daß die streifenden Reiterschaaren des Feindes fränkische und schwäbische Gebiete mit allen Schrecken der Verwüstung überzogen. Ueberhaupt erschien die Lage der Schweden schon so hoffnungslos, daß Oxenstjerna am 26. August den Vertrag mit Feuquieres unterzeichnete, der Philippsburg mit einer deutsch-französischen Besatzung den Franzosen als ein im Frieden wieder zu räumendes Unterpfand übergab. Mit der verheißenen französischen Hilfe sah es freilich vorerst noch windig aus, dagegen hatte der Cardinalinfant 12—15,000 Mann seinem Vetter zugeführt und die Kaiserlichen standen nun, aus Spaniern, Italienern, Deutschen u. a. Nationen gemischt, einige 30,000 Mann stark vor Nördlingen.

Was Bernhard und Horn zusammenbrachten, überstieg nicht 24,000 Mann; Ersterer drängte zur Schlacht, dieser rieth, Verstärkung abzuwarten. Am 5. Septbr. rückten sie nahe an die Stadt heran und errangen auch in glücklicher Ueberraschung des Gegners eine gute Stellung. Aber vergebens waren am 6. September alle Versuche, die Stellung des Gegners zu erschüttern; der Verlust war groß und die Aussicht auf Erfolg gering, so daß Horn gegen Mittag rieth, die Schlacht abzubrechen. Aber die Feinde erriethen die Absicht, drängten hitzig nach und der Rückzug ward zur wilden Flucht. Kaum entrann Bernhard dem Getümmel, Horn ward gefangen. Zwölftausend Todte und sechstausend Gefangene rechnete man als Verlust, der Kern von Gustav Adolfs Heeresmacht war gebrochen. Schwaben war nun schutzlos preisgegeben, der Herzog von Württemberg und die Seinen flüchteten; der Herzog Bernhard machte Versuche den Strom zu dämmen, aber ein Halt war nicht mehr möglich, schon um Mitte September brausten die wilden Reiterhorden heran, nahmen Göppingen, das brennende Heilbronn, hausten grauenhaft

in Waiblingen, im Weinsberger Thale und an allen offenen Orten. So war auf viertehalb Jahre hinaus das Uebergewicht der kaiserlichen Waffen befestigt und eine sehnsüchtige Hoffnung Richelieu's erfüllt.

Die politische Stellung Schwedens erlitt dasselbe Schicksal, das seine militärische erfahren. Die Versammlung in Frankfurt stob jäh auseinander, vergebens suchte Oxenstjerna den Erschreckten einige Haltung einzuflößen, die zerstreuten Heerkräfte zu sammeln, die Macht aus Böhmen heranzuziehen. Was vom Norden hergeschickt ward, und sich mit Bernhards Resten um Frankfurt sammelte, war zuchtloses Volk, eine Geißel für die Bevölkerung wie für die Offiziere und zu erfolgreichem Widerstand wenig angethan. Baner in Böhmen wandte sich aber nicht südwärts, sondern nach Norden, um wenigstens diesen Theil von Deutschland zu behaupten. Auch Oxenstjerna drang jetzt inständig auf französische Hilfe; im October wurden zwei Bevollmächtigte, Löffler und Streiff, nach Paris gesendet, um mit Frankreich abzuschließen, wie die Instruction ausdrücklich sagte, selbst um den Preis der Einräumung des Elsasses.

Indessen war noch vor Ende des Jahres nahezu ganz Franken von den Kaiserlichen besetzt, die bis nach Schwaben und dem Oberrhein Alles mit den Greueln barbarischer Wildheit erfüllten. Das württembergische Calw erlebte damals ein fast vernichtendes Schicksal. Am 7. October ward dann Philippsburg den Franzosen eingeräumt, während einige Tage später der sterbende Rheingraf Otto Ludwig die Plätze im Oberelsaß den Franzosen überlieferte.

Währenddem waren Löffler und Streiff nach Paris gekommen. Richelieu befand sich vortrefflich dabei, ohne Opfer und Krieg namhafte Eroberungen zu machen und war darum nicht geneigt, diese ergiebige Bahn ohne Noth zu verlassen. Die Angebote der deutschen Abgesandten waren inzwischen durch die Ereignisse überholt, was man sie in Paris höhnisch fühlen ließ. Weder zu Geld-, noch zu Kriegshilfe bestand irgend welche Neigung. So ließen sie sich (1. Novbr.) zu dem schmählichen Vertrag zwingen, der die französische Hilfe nur eventuell in Aussicht stellte, aber die wichtigen Pfänder definitiv an Frankreich überlieferte. Für den Sitz im Bundesrath, die Theilnahme an der Leitung, die

festen Plätze und den Elsaß ward Nichts eingegangen, als die Verbindlichkeit, 12,000 Mann Deutsche oder Truppen von einer anderen Nation unter den Befehlen eines zum Bunde gehörigen deutschen Fürsten bei den Bundestruppen zu unterhalten, sowie zur Verstärkung derselben ein für alle Mal 500,000 Livres zu zahlen.

In Worms, wo sich eine Anzahl Reichsstände um Oxenstjerna versammelt hatte, waren nur die ganz Machtlosen, die lediglich Nichts mehr zu verlieren hatten, bereit darauf einzugehen. Oxenstjerna aber weigerte sich, zu unterzeichnen und schickte H. Grotius nach Paris, um auf anderer Basis zu unterhandeln. Inzwischen wurde das wiederholt bedrängte Heidelberg mit Hilfe der über den Rhein gerufenen Franzosen entsetzt und damit zum ersten Male offen die französischen Waffen gegen den Kaiser gebraucht. Bis dahin hatte ein verdecktes Spiel gedauert, Frankreich Krieg geführt, ohne ihn zu erklären.

Der Friede zu Prag.
(30. Mai 1635.)

Die Niederlage von Nördlingen hatte Schwedens Armee und Politik aus der gebietenden Stellung herausgeworfen, welche beide durch Gustav Adolf errungen hatten; die Armee nicht bloß dadurch, daß dieselbe zum ersten Mal eine große Schlacht verloren hatte, nachdem sie bisher vier Jahre lang unbesiegt gegolten hatte und gewesen war, sondern noch mehr dadurch, daß der ursprüngliche Charakter dieses Heeres, schon stark angegriffen in den letzten Zeiten, jetzt gänzlich und für immer verloren ging. Jener alte Kern des schwedischen Heeres, in dem das religiöse und nationale Gepräge geflissentlich aufrecht erhalten worden war, hatte schon unter Gustav Adolf viele Lücken erfahren, die durch fremdes, militärisch ganz brauchbares Material hatten ersetzt werden müssen. Schon diese Ergänzungen hatten das Wesen dieser Armee beträchtlich umgestaltet, nach dieser furchtbaren Niederlage durfte man in der Wahl des Ersatzes gar nicht mehr spröde sein, man mußte zu dem heimathlosen Gesindel der Ausreißer und der Reisläufer greifen, deren gewaltthätige, zuchtlose Wildheit das schwedische Heer bald den Lastern aller übrigen ebenbürtig, wenn nicht überlegen machte. Gleich das erste Corps, das Oxenstjerna in Frank-

furt zusammenraffte, um sich der andrängenden Kaiserlichen nur nothdürftig zu wehren, zeigte, welch schauerlichen Dingen man zutrieb. Um sie vor offener Meuterei zu bewahren, mußte er der freien Reichsstadt 100,000 fl. erpressen und um ihr wildes Treiben los zu werden, mußte Bernhard sie über den Rhein führen, wo all ihre Spuren durch maßlose Excesse bezeichnet waren.

Auch die schwedische Politik im deutschen Kreige hat sich von dem Schlage bei Nördlingen nicht mehr erholt.

Zunächst verlor sie die wichtigsten Bundesgenossen im Lager der deutschen Fürsten. Sachsen war im Augenblick höchster Bedrängniß, als beide Feinde bereits im Lande standen, zum Bündniß mit den Schweden gepreßt worden, fortwährend hatte der sächsische Hof, voll Mißtrauen gegen Gustav Adolf, an der Allianz gerüttelt und den Krieg nur des Scheines halber mit gemacht. Auf der Höhe seiner kriegerischen Erfolge hatte Gustav Adolf den Marsch durch Böhmen auf Wien nur deßhalb den Sachsen überlassen, weil er sie zur offenen Feindseligkeit gegen den Kaiser zwingen wollte und fürchtete, sie, im Fall eines Mißlingens auf seiner Seite, sofort wieder zu Habsburg zurückkehren zu sehen. Wenn das zur Zeit des höchsten Ruhmes der schwedischen Waffen unter dem Eindruck des Sieges bei Breitenfelde geschah, so war klar, daß jetzt nach dem Schlage von Nördlingen dem Einfluß der kaiserlichen Politik in Sachsen Nichts mehr die Wage halten konnte. Der 6. September war das Signal zum Abschluß der Unterhandlungen des sächsischen Hofes mit dem Kaiser.

Damit hing ein Umschwung in dem Verhältniß Schwedens zu Frankreich zusammen.

Unablässig hatte Richelieu gearbeitet, eine leitende Hand in den deutschen Wirren zu gewinnen. Gustav Adolf hatte seine Subsidien angenommen, aber sich jedes Einreden in seine Entscheidung rundweg verbeten. Innerhalb derselben Schranken hoffte Oxenstjerna nach des Königs Tode die französische Mitwirkung festzuhalten und bis zu einer gewissen Grenze gelang ihm das auch in der ersten Zeit. Seit der Katastrophe von Nördlingen änderte sich das. Richelieu war nicht mehr ein lästiger Eindringling, den man überlistete, jetzt kam er als ein erbetener Verbündeter, dem man geringe Handreichung mit großen Opfern bezahlen mußte.

Kurz die Schlacht zerstörte die schwedische Armee, zeitigte die

längst vorbereiteten Gedanken der beiden norddeutschen Kurfürsten an Sonderfrieden mit dem Kaiser und bewirkte den engeren Anschluß Schwedens an Frankreich in dem Sinne, daß beide in vollkommener Parität die Leitung des deutschen Krieges übernahmen.

Inzwischen zeigten die kriegerischen Vorgänge der ersten Monate des Jahres 1635 die volle Ueberlegenheit der kaiserlichen und die gänzliche Unzulänglichkeit der schwedisch-französischen Waffen. Die Kaiserlichen nahmen im Januar den Franzosen das kaum gewonnene Philippsburg durch glücklichen Ueberfall wieder ab, ebenso gelang es Johann von Werth Speier zu überraschen und im März nahmen die Spanier Trier und führten den Kurfürsten als Gefangenen ab.

Richelieu's Diplomatie störten diese Unfälle freilich nur an der Oberfläche, ruhig schritt er seine Bahn weiter: die Schweden aus der Leitung herauszudrängen, unter den deutschen Fürsten sich eine französische Partei zu bilden, den Herzog von Weimar durch Subsidien an sein Interesse zu knüpfen, blieb sein unverrückbares Ziel nach wie vor. Die Fortschritte Spaniens führten auch hier endlich zum Bruch mit der naturwidrigen Allianz. Bereits am 8. Februar hatte er ein Bündniß mit Holland gegen Spanien geschlossen und im Mai erfolgte die Kriegserklärung.

Wenige Tage später wurde zu Prag der Friede zwischen Sachsen und dem Kaiser unterzeichnet, für den bereits am 24. Nov. 1634 zu Pirna die vorläufigen Abreden getroffen waren.

Das Friedensgeschäft machte der kursächsischen Diplomatie wenig Ehre. Erst hatte der Kurfürst große Forderungen gestellt, um sich in Pirna elend abbieten und einschüchtern zu lassen. Dann hielt er die Pirnaer Präliminarien als Werk en bloc fest und wies alle Einwände der Protestanten zurück, als aber die Kaiserlichen mit einer ganzen Reihe von Abänderungen kamen, ging er sofort darauf ein.

Daß man von dem Geiste engherzigen Lutherthums, der diesen Hof beherrschte, keinen allgemeinen Religionsfrieden erwarten durfte, der auch die Reformirten einschloß, verstand sich von selbst. Hier dachte man wie der Hoftheologe Hoe von Hohenegg, der in seinem Gutachten sagte: „Denn so hell als die Sonne am Mittag scheint, so wahr ist es, daß die Calvinische Lehre voller erschrecklicher Gotteslästerungen, abscheulichen Irrthums und Greuel

stecke und Gottes heiligem geoffenbarten Worte diametraliter entgegenlaufe. Für die Calvinisten die Waffen ergreifen, ist nichts Anderes, als dem Urheber des Calvinismus, dem Teufel Reitersdienste leisten. Zwar soll man sein Leben für seine Brüder lassen, aber die Calvinisten sind nicht unsere Brüder in Christo, sie unterstützen, wäre sich und seine Kinder dem Moloch opfern. Man soll seine Feinde lieben, aber die Calvinisten sind nicht unsere, sondern Gottes Feinde".

Der Passauer Vertrag und der Augsburger Religionsfrieden wurden im Allgemeinen bestätigt, aber ausgeschlossen wurden alle die, die den Vertrag nicht annahmen und von der Amnestie ausgenommen die eigenen Unterthanen Oesterreichs, die Pfälzer und die Mitglieder des Bundesrathes. Die Amnestie selber, wie Alles, was über kirchliche Dinge und das Schicksal der Stifter ausgemacht wurde, war voll Hinterthüren und absichtlicher Lücken: so daß ein Kölner Jesuit einem bedenklichen Ordensgenossen schreiben konnte: Der Kurfürst wird durch den Frieden seine Reputation verlieren und die Verbündeten durch die Lockspeise gespalten. Alles wird wohl verclauselirt werden und die Zugeständnisse nur scheinbar sein. Latet ubique anguis in herba, nihil concessum, nihil conclusum, quod a nostris non fuerit ponderatum et in recessu aliquid habeat.

Auch ein Umsturz der Reichsverfassung lag in dem Prager Vertrag. Alle Unionen und Bündnisse wurden für aufgehoben erklärt, außer dem Kurverein, dem Erbverein des Hauses Oesterreich und der Erbverbrüderung zwischen Sachsen, Hessen und Brandenburg, also ein altes Recht der Fürsten, Verträge abzuschließen, war aufgehoben. Dazu kam die Bestimmung, daß künftig nur eine Armee im Reich sein, diese durch Matrikularbeiträge erhalten und vom Kaiser nicht bloß als dem obersten, sondern auch dem einzigen Kriegsherrn, befehligt werden solle. Endlich war die Bestimmung getroffen, daß der Herzog von Lothringen wieder eingesetzt werden solle, d. h. Sachsen, das mit Preisgebung aller seiner Verbündeten Frieden wollte, wurde in einen Krieg mit Frankreich verwickelt und zwar im österreichischen Interesse.

Was die kaiserliche Kriegsherrlichkeit bedeute, erfuhr insbesondere Brandenburg, das nach langem Schwanken endlich sich auch dem Kaiser unterwarf; der Kurfürst war nicht mehr Herr im

eigenen Lande, die eigenen Offiziere, ihm und dem Kaiser verpflichtet, richteten eine anarchische Soldatenwirthschaft schlimmster Art ein.

Eins aber war merkwürdig an diesem Frieden, Kaiser Ferdinand II. gab in allen wesentlichen Punkten mit wenig Ausnahmen das Restitutionsedict für Sachsen und Brandenburg preis. Den Frieden zwar brachte das nicht, aber es war doch ein erster Beweis, daß man mit dieser Verordnung nicht mehr glaubte durchzureichen. Noch 13 furchtbarer Kriegsjahre bedurfte es, bis man sah, daß man es auch für die übrigen deutschen Staaten aufgeben müsse.

Der Gedanke, dem unseligen Kriege auf die eine oder andere Weise ein Ziel zu setzen, hatte gewiß viel Verlockendes in dieser traurigen Zeit, aber der Prager Vertrag gab ihn nicht, weder dem deutschen Reich, noch auch nur den Staaten, die für sich selber wenigstens gut gesorgt zu haben glaubten. Für Kursachsen und Brandenburg begann nun erst die Zeit der furchtbarsten Leiden, beide Länder wurden mit einer gewissen raffinirten Brutalität gedrangsalt und ausgesogen, die Kaiserlichen behandelten sie wie Feindesland, und die Schweden mit der rachsüchtigen Schadenfreude, mit der man Abtrünnige heimsucht. Der Zustand, in den die norddeutschen Länder durch den Frieden kamen, war eine furchtbare Satire auf den Frieden.

Weimar in französischem Sold. Bauer's Siege und Schicksale 1636—1637.

Noch ehe das Jahr 1635 zu Ende ging, trat für die schwedischen Waffen eine überraschend günstige Wendung ein.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz zwar focht Herzog Bernhard mit entschiedenem Unglück. Am Rhein und im Elsaß machten die Kaiserlichen ununterbrochen Fortschritte, als die Franzosen endlich mit einem zweiten Heere im Felde erschienen. Es waren 15,000 Mann, die der Cardinal de la Valette, der jüngste Sohn des Herzogs von Epernon, befehligte und unter dem sich die Blüthe des französischen Adels befand. Es begann für diesen die Kriegsschule, aus der seine späteren Helden hervorgegangen sind. Turenne, Guiche, Guebriant waren in dieser Armee. Daß freilich dies Corps noch über die allerersten Anfänge der Kriegsbildung nicht

hinaus war, mußte Bernhard schmerzlich genug empfinden. Das Zögern La Valette's brachte ihn außer sich, bis er kam, ging Kaiserslautern (17.) verloren und die Kaiserlichen gewannen auch links vom Rhein festen Fuß. Endlich erfolgte die Vereinigung, man ging wieder vor durch die Pfalz und besetzte Kreuznach. Während der Cardinal Bingen belagerte, ward Mainz entsetzt, aber Frankfurt ging verloren (August). Bernhard drang nun in La Valette, daß er auf das rechte Rheinufer übergehe und der war auch dazu bereit, aber im Heere sträubten sich die Schweizer und die französischen Cavaliere dagegen. Nur die Drohung, man werde die Meuterer niederhauen, und die sichere Zusage, drüben stehe Landgraf Wilhelm von Hessen, brachte die Einreden zum Schweigen. So geschah der Uebergang, aber der Landgraf kam nicht und nun verfielen die beiden Heere einer äußerst kritischen Lage: die Franzosen, die vor Hochheim lagen, wurden von Noth und Krankheit heimgesucht, unter den deutschen Regimentern Bernhard's regte sich Meuterei. Hart bedrängt vom Feinde, wohl unter einzelnen Waffenthaten, aber im Ganzen mit schwerem Verluste, machte Bernhard nun den glänzenden Rückzug nach der Saar (Mitte Sept.), der selbst dem Feinde Bewunderung abnöthigte. Der Cardinal wollte nicht mehr über den Rhein, rühmte aber die vortreffliche Kriegsschule, die man durchgemacht und die kriegerische Art der Deutschen. Seine Soldaten sangen ein Spottlied auf ihn mit dem Refrain: Où est le duc de Vimar? So hatte der Cardinal in seinen Nöthen immer gerufen.

Im Norden suchte Oxenstjerna, der in Paris Nichts ausgerichtet, die zerstreuten Glieder zu sammeln, aber es gelang ihm nicht den Lüneburger zu halten und ebensowenig mit Sachsen zu einem Abkommen zu gelangen. Baner's Heer war 26,000 Mann stark und in gutem Stande, aber da es fast nur aus Deutschen bestand, den Schweden nicht ganz zuverlässig. Der Kurfürst von Sachsen ließ ihre Obersten eifrig bearbeiten, ihren Frieden mit dem Kaiser zu machen und die Unterhandlungen Oxenstjerna's brach er mit der übermüthigen Grobheit ab, er werde ihm die Entscheidung nach Stralsund schicken.

In der That zog sich Oxenstjerna, halb verzweifelnd, nach Wismar zurück und überließ es Baner, unter stetem Ringen mit den Abfallsgelüsten der deutschen Bundesfürsten und der eigenen

Truppen, die Mittel- und Niederelbe so lange zu halten, bis es ihm gelungen sein würde, von dem Kriegsschauplatze in Preußen Verstärkungen heranzuziehen und an der Seeküste ein neues Heer zu bilden.

Indessen hatten sich die Sachsen aufgemacht, um die schwedischen Heerhaufen an der Elbe zu trennen, sie zogen die Elbe hinab, die schwachen Vortruppen der Schweden wichen aus, bei Dömitz aber kam es am 1. Nov. zum Kampf und die Sachsen wurden geschlagen. Das war das erste Wiedererwachen des schwedischen Waffenglücks, die gebeugten Verbündeten faßten wieder Muth, insbesondere der schwer bedrängte Landgraf von Hessen konnte Athem schöpfen, als das kaiserliche Hauptheer durch jene Niederlage der Sachsen genöthigt war, nach Norden abzuziehen.

Noch vorher war ein wichtiger diplomatischer Act zum Abschluß gekommen, der auf den Gang der Ereignisse entscheidenden Einfluß gewann, die Friedensverhandlung mit Polen. Daß der Krieg in Deutschland und in Preußen nicht zugleich geführt werden konnte, darüber bestand kaum ein Zweifel. Aber welchen aufgeben? In Schweden regte sich eine starke Meinung für den Kampf in Polen, während Richelieu Alles aufbot, ihn zu beendigen, damit die Schweden frei würden für den Krieg in Deutschland. Dazu ward der Graf d'Avaux abgesendet. Andererseits thaten der Papst und die habsburgische Politik Alles, um den Krieg in Polen zu erhalten. Ende Mai begannen, nicht weit von Marienburg, zu Stuhmsdorf, die Verhandlungen, die unter stetem Wechsel und Schwankungen, mehr als einmal von rascher Unterbrechung und neuem Kampf bedroht, wesentlich durch d'Avaux's diplomatische Rastlosigkeit und Virtuosität am 12. Septbr. einen glücklichen Abschluß fanden. Der Vertrag war für die Schweden ehrenvoll und vortheilhaft und machte ihre Heere unter Wrangel und Torstenson frei für Deutschland.

Die Folgen zeigten sich rasch. Baner in Mecklenburg mit Torstenson vereinigt erfocht verschiedene Vortheile. Torstenson schlug (7—17. Dec.) die Sachsen bei Kiritz und diese, die früher übermüthig geprahlt hatten, sie wollten die Schweden über das Meer jagen, baten jetzt kleinmüthig um Waffenruhe. Auch auf den Südwesten wirkte das zurück: Wilhelm von Hessen stand wieder fest bei den Schweden.

Gallas mußte gegen Ende November einen schweren verlustvollen Rückzug aus Lothringen antreten und sich auf den kleinen Krieg beschränken. Doch ward (Dec.) Mainz, nachdem es die Schweden vier Jahr lang besessen hatten, durch Capitulation wieder erlangt. Wilde fremde Gäste, die Husaren und Kosaken, suchten damals zuerst die Rheingegend heim, während die Noth im ganzen Westen des Reiches furchtbar zunahm.

Richelieu, der durch d'Avaux einen wichtigen diplomatischen Sieg errungen, war mit der Kriegführung nicht zufrieden: das bekundeten die strengen Züchtigungen und Strafmaßregeln, die er verhängte, noch mehr die entschiedene Anknüpfung, die er jetzt mit dem Herzog Bernhard begann. Bereits im Sommer hatte er sich in Berathung mit La Valette und anderen französischen Führern überzeugt, daß ohne den Herzog Nichts zu machen sei. Im Juli hatte er La Valette geschworen, Nichts zu unterlassen, was geeignet wäre, den Herzog fest an das französische Interesse zu ketten. Man solle ihm, wenn das Elsaß fehl ginge, eine Versorgung in Lothringen anbieten und wenn auch dies mißlinge, werde Frankreich für ihn sorgen.

Zu St. Germain kam es am 27. October zu einem förmlichen Vertrag zwischen Frankreich und Weimar. Gegen jährliche vier Millionen Livres sollte er ein mit Allem versehenes Heer von 18,000 Mann Deutschen unterhalten: von der Summe sollten 200,000 als Gehalt für den Herzog abgerechnet werden. Außerdem ward ihm die Landgrafschaft Elsaß nebst der Vogtei Hagenau mit allen Rechten des Hauses Oesterreich überlassen und nur die Erhaltung der katholischen Religion ausbedungen. Für das Gebiet sollte im Frieden ein Ersatz geleistet werden, dafür stellte der Herzog sein Heer unter den König von Frankreich und versprach, es überall hinzuführen, wo dieser es verlange.

Der Herzog verhehlte sich das Bedenkliche dieses Vertrages nicht, und scheute sich namentlich vor seinen Truppen die Meinung zu zerstören, daß er nur als selbständiger Verbündeter Frankreichs im Felde stehe, aber er brauchte die Franzosen und traute sich zu, bei der Ausführung seiner Unabhängigkeit Nichts zu vergeben. Schon auf der Reise nach Paris machte er allerlei bittere Erfahrungen, aber er bewahrte dem Hofe gegenüber, der ihn mit Gelagen und schönen Frauen zu kirren suchte, seine fürstliche

Haltung und wußte auch in der späteren Kriegführung seinem Vorbild Gustav Adolf glücklich nachzueifern; war er thatsächlich doch unabhängiger, als sich nach diesen Bedingungen erwarten ließ, er war sein eigener Herr, der mit französischem Gelde den Krieg führte.

Es kam jetzt die Zeit, da der Rest der schwedischen Kriegsmacht sich wieder zu einiger Geltung erhebt, Sachsen und Brandenburg mit in den Krieg hineingerissen werden und eine furchtbare Züchtigung für ihren Sonderfrieden erfahren.

Der fähigste Mann, den Schweden jetzt aufzuweisen hatte, war Baner, eine rechte Soldatengestalt dieser späteren Phase des Krieges, ein Kriegsmann durch und durch, gestählt und abgehärtet in allen Wettern, gegen Gefahr und Tod von einer gewissen bramarbasirenden Gleichgültigkeit, dabei ein Feldherr von Geschick und rascher Beweglichkeit, unter Gustavs Nachfolgern der Erste, der den Sieg wieder an die schwedischen Fahnen zu knüpfen weiß, aber auch dadurch vollkommen ein Bild dieser Zeit, daß er den Krieg ohne höhere Ziele, ganz wie ein Geschäft treibt, das Gewinn, Genuß, Schwelgerei bringt, allen Lüsten und Ausschweifungen sich hingiebt, wie die Söldner unter seinem Befehle, ein wilder zuchtloser Geselle wie sein Heer und seine Zeit, aber auch von der ganzen militärischen Tüchtigkeit eines Geschlechts, das den Frieden kaum mehr dem Namen nach kennt und in der rauhen Zugluft eines fürchterlichen Kampfes groß geworden ist.

Der Krieg hatte inzwischen einen Charakter angenommen, vor dem gelegentlich selbst einem Baner graute. Selbst dieser sagte einmal von seinen eigenen Landsknechten, es wäre kein Wunder, wenn die Erde sich aufthäte und durch ein gerechtes Verhängniß solch ehrvergessene Frevler verschlänge. Er war es, der die Geißel dieses Krieges in das unglückliche Kursachsen trug.

Im Januar und Februar 1636 hatte er einen ersten Einfall in dies Land gemacht, aber zu weiterm Vordringen zu schwach, sich in beobachtende Stellung in ein Lager bei Werben zurückgezogen. Während er hier Monate lang stille lag und so weit das in seiner peinlichen Geldverlegenheit möglich war, mit französischem Gelde allmälig Verstärkungen heranzog, hatten die Kaiserlichen unter Peter Götz Niederhessen und einen Theil Westfalens verwüstend überzogen — man zählte in Hessen 18 verwüstete Städte, 47

verbrannte Schlösser, 300 Dörfer und 1/3 der Bevölkerung als geschwunden — und Johann v. Werth mit seinen streifenden Reiterschaaren die Nachbarschaft von Paris allarmirt. Der Jean de Werth setzte die Hauptstadt Frankreichs in panischen Schrecken und schon richtete man sich in wahrem Entsetzen auf einen Besuch der gefürchteten Reiter ein, nur Richelieu, den alle Verwünschungen trafen, behielt die Haltung eines Mannes und trat mit imponirender Seelenruhe in die Mitte der Wüthenden. Es zeigte sich doch wieder, was die Franzosen als Nation bedeuteten, willig gaben sie Geld und Mannschaften her, als die Noth es forderte. Als die große Heeresmacht fertig da stand, wich der Schrecken rasch und die Feinde hätten nicht lange auf französischem Boden bleiben können, wenn nicht ungeschickte Führung, Zwietracht und politische Ränke die Gegenwehr der Franzosen gelähmt hätten.

Endgültig Luft schaffte doch erst der große Sieg, den inzwischen Baner im Norden davongetragen hatte.

Ende September war Baner wieder gegen die Sachsen vorgerückt und hatte den Kurfürsten und Hatzfeld bei Wittstock ereilt. Hier kam es am 4. October zu einem blutigen, lange unentschiedenen Kampfe, der aber mit dem Rückzug der Sachsen und Kaiserlichen endete. 6000 Todte, das Geschütz und das Gepäck des Kurfürsten blieben auf dem Schlachtfelde. Die Folgen, wenn auch denen des Tages von Nördlingen nicht zu vergleichen, waren doch bedeutend genug. Die Feinde Oesterreichs schöpften neue Hoffnung, der Abfall Sachsens fiel mit Wucht auf die Urheber zurück, Frankreich erhielt Luft, Dänemark blieb ruhig und die jüngst Uebergetretenen, wie Georg von Lüneburg, kamen in die übelste Lage.

Im November zog dann Baner südwärts nach Sachsen, Thüringen und streifte bis nach Hessen; furchtbare Verwüstungen von Freund und Feind suchten die unglücklichen Länder heim. Im December wandte er sich wieder gegen Kursachsen, bezwang Erfurt und zog dann über Naumburg auf Meißen, um die Vereinigung Johann Georgs von Sachsen mit den brandenburgischen Truppen zu verhindern.

Damals (22. December 1636) ward, was früher versucht, aber mißlungen war, der Sohn des Kaisers, Ferdinand III., zum römischen König gewählt, allerdings nicht ohne Anfechtung —

Kurtrier war gefangen, Kurpfalz vertrieben, Kurbaiern nicht allgemein anerkannt — aber in diesem Augenblick ein Erfolg von großem Werth für die kaiserliche Sache. Bereits am 15. Febr. des folgenden Jahres starb Ferdinand II.

Das Jahr 1637 brachte den Kaiserlichen wieder steigende Erfolge, so daß sie daran denken durften, die Schweden ganz vom deutschen Boden zu vertreiben. Nur durfte man dann nicht fähige Führer, wie Johann von Werth, zurücksetzen und einen Mann wie Gallas an die Spitze stellen, der in den Freuden eines üppigen Lagerlebens so häufig seiner Pflicht vergaß.

Kurbrandenburg nahm jetzt eifrig am Kriege Theil. Am 12. Juni schloß Georg Wilhelm zu Prag mit dem Kaiser einen Vertrag, wonach mit dessen Geldmitteln ein Heer von 7000 Mann aus Brandenburg und Pommern aufgestellt werden sollte, die zugleich dem Kaiser und dem Kurfürsten Treue schworen.

Baner war inzwischen von einer mindestens doppelten Kriegsmacht in Torgau eingeschlossen worden und mußte eilen, wenn er nicht mit seiner ganzen Heeresmacht zu Grunde gehen sollte. Er beschloß nach der Küste abzuziehen und sich in Pommern zu behaupten. Geschickt ward das Gerücht verbreitet, er wolle auf Erfurt vorbrechen; ein Theil des kaiserlichen Heeres war dadurch auf dem linken Ufer festgehalten. Dann eilte Baner (29. Juni) bei Herzberg über die Elster, zog auf Luckau, Lübben, erreichte am 3. Juli bei Fürstenberg die Oder, die an seichten Stellen überschritten ward. Aber wie er nun nach Landsberg an der Warthe vordrang, waren ihm die Kaiserlichen über Jüterbogk, Baruth, Fürstenwalde, Küstrin nachgekommen und standen nun (4. Juli) vor Landsberg, während Wrangel, der aus Pommern zur Vereinigung mit Baner herankommen sollte, noch bei Schwedt stand. Abermals täuschte Baner den Feind; indem er die Miene annahm, als wolle er durch Polen gehen, ging er an die Oder zurück, watete dem Flecken Göritz gegenüber durch den seichten Strom und vereinigte sich dann (13. Juni) mit Wrangels Vorhut. Beider Streitkräfte zogen sich darauf nach Stettin zurück.

Bernhard's v. Weimar Siege und Ausgang. 1638—1639.

Die Heere und Feldherrn, die jetzt seit vier Jahren den Krieg in Deutschland führen, haben in ihrem Charakter und der

Art ihres Auftretens von dem ursprünglichen Zweck des Krieges keine Spur mehr aufzuweisen, auf allen Seiten dieselbe Verwilderung, dasselbe rohe Treiben heimathloser Kriegsknechte, die in dem allgemeinen Elend ein paar lustige Jahre durchjubeln wollen, bei den Gemeinen zeigt sich das in unglaublicher Bestialität, bei den Führern in ähnlicher nur wenig gemilderter Weise, Empfindungen für Vaterland, Glauben, Recht, Sitte scheinen spurlos untergegangen in diesem Strudel entfesselter Leidenschaften. Richelieu's zähe Diplomatie und des Wiener Hofs blinder Bekehrungsfanatismus, das sind fast noch die einzigen Symptome eines zweckbewußten Strebens.

Unter solchen Umständen erklärt es sich, wie Bernhard von Weimar zu einer Glorie kommen konnte, zu der er sonst nicht angelegt war.

Er ist der begabteste unter allen fürstlichen Abenteurern, die sich in diesem großen Würfelspiel ein Fürstenthum zu erraffen gedachten und unter den Feldherren der einzige, der nicht gänzlich zum vaterlandslosen Söldner herabgekommen war. In Deutschland vergaß man den französischen Feldmarschall, er war doch der Einzige, der trotz des Vertrages von St. Germain den Franzosen gegenüber eine gewisse Selbständigkeit bewährte, und allein wieder ein deutsches Heer aufstellte, um sich von Franzosen und Schweden zugleich unabhängig zu machen. Er wußte die nationale Rivalität der Deutschen, den Franzosen und Schweden gegenüber, vortrefflich zu verwerthen und überall als der Erhalter des protestantischen Deutschlands zu erscheinen. Dazu kamen nun die glänzenden Waffenerfolge, durch die er die Thaten Baners selbst in Schatten stellte und die Tage Gustav Adolfs zurückzuführen schien. Bis dahin hatte ihm die Eifersucht der Schweden nicht möglich gemacht, die ganze Fülle seines Talents zu entfalten, man hatte ihn immer in zweite Linie gestellt, jetzt handelte er selbständig und nun schuf er, mit einem Geschick, das man seit Waldstein nicht mehr gesehen, ein eigenes Heer und es war nicht zu läugnen, dies Heer trug den bestimmten Typus, den deutsche Truppen, deutsche Offiziere und deutsche Kriegstüchtigkeit einem Heere zu geben vermochten. In erstaunlich kurzer Zeit stand er mit einer stattlichen Rüstung im Felde und verrichtete seit Anfang 1638 Unternehmungen, die ihm unter den Feldherren der Zeit den ersten Rang gesichert haben.

Jener Octobervertrag von St. Germain ward von französischer Seite nicht in seinem vollen Umfang ausgeführt. Unter den widerwärtigen Verhandlungen über einen nur nothdürftigen Vollzug der dort eingegangenen Verpflichtungen waren Monate thatlos verstrichen. Endlich im April 1637 war eine Einigung erfolgt. Herzog Bernhard erhielt nur 2½ Million Livres und nur 10,000 statt der gehofften 20,000 Mann und mußte sich dafür noch dem Willen Richelieu's bequemen, die Freigrafschaft und Lothringen zu vertheidigen, und nun dauerte es wieder mehrere Wochen, bis die herrschende Geldverlegenheit den Beginn der Expedition erlaubte. Entscheidendes konnte in dem Jahre übrigens nicht mehr geschehen. Nur mit Mühe setzte Bernhard durch, daß ihm, nachdem in der Freigrafschaft einige Fortschritte gemacht worden waren, der Uebergang über den Rhein gestattet wurde, um dem bedrängten Baner Luft zu machen.

Der Rheinübergang fand Ende Juli Statt, die ersten Angriffe Johanns von Werth wurden mit Nachdruck zurückgeschlagen, aber das rechte Rheinufer zu behaupten, war ohne Zuzug, den wachsenden feindlichen Heerhaufen gegenüber, nicht möglich. Im October trat Bernhard den Rückzug an und den Winter verbrachte er im Bisthum Basel, fort und fort mit dem Pariser Hofe unterhandelnd, der endlich im Februar sich herbeiließ, Zahlung der Rückstände und 2,400,000 Livres für das neue Jahr, aber statt der geforderten 8000 Mann nur die unbestimmte Mitwirkung eines ansehnlichen Heeres auf dem linken Rheinufer zu versprechen.

Noch ehe Bernhard davon Kenntniß hatte, hatte er sich auf eigene Hand zu entscheidenden Schlägen aufgemacht. Im Vertrauen auf die zerstreuten Winterquartiere der Kaiserlichen und die Uneinigkeit der Generale brach er im tiefsten Geheimniß am 27. Januar 1638 aus der Umgebung von Delsberg auf, überfiel am 29. das Frickthal, überschritt auf Fischerkähnen (30. Januar) den Rhein, überraschte Säckingen und Laufenburg, zersprengte ein feindliches Regiment, nahm am 1. Februar Beuggen und Waldshut und erschien am Tage darauf vor Rheinfelden, um es mit Macht und Nachdruck zu belagern.

Jetzt freilich wurden die Kaiserlichen in ihren weitläufigen Cantonirungen lebendig, die Schwarzwälder Bauern wurden aufgeboten, und eben, als Rheinfelden auf's Aeußerste gebracht war,

erschienen Savelli und v. Werth am 28. Februar zum Entsatz des Ortes bei Beuggen. Da kam es zum ersten Treffen bei Rheinfelden, wo es nach hitzigem und für beide Theile verlustvollem Kampfe den Kaiserlichen doch gelang, Zuzug und Vorräthe in die Stadt zu werfen und Bernhard zur Aufhebung der Belagerung zu veranlassen.

Aber dieser Erfolg ging durch die planlose Aufstellung des Heeres, durch die Uneinigkeit und Verwirrung im kaiserlichen Hauptquartier wieder verloren und nun faßte Bernhard den kühnen Entschluß, die sorglosen Feinde sogleich wieder anzugreifen. Am frühen Morgen des 3. März erschien er wieder vor Beuggen und griff die überraschten Feinde an. Die Kaiserlichen erlitten nun eine vollkommene Niederlage, das Heer stob in wilder Auflösung auseinander, die überlebenden Führer, auch Johann v. Werth, wurden gefangen.

Wenige Tage später ward zu Hamburg (6. März) das Bündniß zwischen Frankreich und Schweden unterzeichnet, das beider Sache als gemeinsam bezeichnete, für die verflossenen und die künftigen Jahre französische Hilfsgelder stipulirte und bestimmte, daß auch die Friedensunterhandlungen nur gemeinsam betrieben werden sollten.

Als Früchte des Sieges von Rheinfelden fielen die Stadt und die benachbarten Plätze, bald auch Freiburg in Bernhard's Hände, und in Schwaben breiteten sich seine Truppen aus; nur Breisach bot noch einen Halt am Oberrhein.

Den Kaiserlichen führte indessen der neue Oberbefehlshaber Götz Verstärkungen zu, aber ihrer Kriegführung fehlte gleichwohl der rechte Einklang und der rechte Geist. Nach verschiedenen kleineren Gefechten griff sie Bernhard Anfang August in der Ortenau an. Ueber Kenzingen, Mahlberg und Lahr gegen Schuttern rückte er heran, und erzwang die Brücke bei Dinglingen und Friesenheim. In der Nähe zog sich dann Götz in eine gute Stellung. Als am Morgen des 9. August die Vorhut aufbrach, um gegen Breisach zu ziehen, erfolgte Bernhard's Angriff. Obwohl überrascht, schlugen sich die Kaiserlichen und die Baiern bei Wittenweyer mit großer Hartnäckigkeit und erst nach lange schwankendem heißem Ringen wurden sie geworfen. 3000 Mann, Geschütze, Trophäen und die für Brei-

sach bestimmten Lebensmittel sammt Lager und Gepäck wurden die Beute des Siegers. Um Mitte August stand Bernhard wieder vor Breisach.

Die Wendung im Süden wirkte auch auf den nördlichen Kriegsschauplatz zurück, schon weil die kaiserlichen Streitkräfte dort vermindert wurden. In Pommern gewann Baner wieder Boden, eine Reihe von Punkten kam an ihn zurück und auch in Hessen ward der Umschwung fühlbar.

Bernhard's Sieg hätte aber noch andere Folgen haben können, wenn ihn die Franzosen, statt ihn mit glatten Worten und Verheißungen zu bedienen, wirksamer unterstützt hätten. Bitter beklagte er ihre Wortbrüchigkeit und sagte den Verlust der errungenen Vortheile und die eigene Niederlage voraus. Gleichwohl fanden die wiederholten Anerbietungen von kaiserlicher Seite, um ihn zum Uebertritt zu bewegen, kein Gehör.

Die Belagerung von Breisach ward jetzt mit Macht begonnen, obgleich die verheißene französische Hilfe fortwährend auf sich warten ließ und entweder gar nicht kam oder nur ungenügend geleistet ward.

Von seinem Krankenlager zu Colmar aus that Bernhard das Menschen Mögliche, um alle Versuche des Feindes auf Entsatz oder Zufuhr zu vereiteln. Am 15. October wurde der Herzog von Lothringen bei Tann geschlagen, am 24. October entspann sich in den Linien um Breisach ein heißer, lange bestrittener Kampf, den Bernhard — krank hatte er sich aus dem Zelt tragen lassen — diesmal von Guebriant und Turenne kräftig unterstützt, nach sieben abgeschlagenen Stürmen endlich zu seinen Gunsten entschied.

Am 1. November mußte der Herzog von Lothringen ein zweites Mal weichen, einige Tage später gingen auch die letzten Außenwerke der Festung verloren; gleichwohl versuchte man auf kaiserlicher Seite Alles, das schwer bedrohte Bollwerk um jeden Preis zu retten. Götz wurde abberufen, weil Zweifel an seiner Treue erwachten und in eine lange Untersuchung verwickelt, aber auch sein Nachfolger vermochte nicht mehr als die geschwächten Truppen über den Schwarzwald zurückzuführen. Und wie ganz anders noch würden sich die Dinge gestaltet haben, wenn Bernhard von den Franzosen nur einigermaßen nachdrücklich unterstützt worden wäre,

statt um jede 2—3000 Mann Wochen und Monate lang betteln zu müssen.

Auf's Aeußerste gebracht und ohne Hoffnung auf Entsatz capitulirte Breisach am 17. December. Der Herzog richtete sich in seiner neuen Erwerbung gleichsam häuslich ein und erfüllte seine französischen Verbündeten mit großer Besorgniß vor diesem neu entstehenden Fürstenthum. Ein Blick auf die Art französischer Kriegführung im Vergleich mit Weimar's vernichtenden Schlägen mußte in der That ebenso beunruhigend als beschämend wirken. Richelieu hatte Recht, wenn er nach den jüngsten Siegesbotschaften ausrief: „Wir haben keinen Herzog von Weimar in Frankreich".

Auch im Norden und Osten war die günstige Lage der kaiserlichen Waffen verändert, Baner war wieder Herr in Pommern und Mecklenburg und konnte daran denken, sich zu gemeinsamer Operation mit Bernhard zu vereinigen.

Die Thaten Bernhards machten im protestantischen Deutschland einen wunderbar erweckenden Eindruck. In wenig Monaten hatte er eine Reihe glücklicher Treffen gewonnen, feste Plätze, die damals für uneinnehmbar galten, zum Theil im ersten Anlauf genommen, so binnen einem halben Jahre im südwestlichen Deutschland das Uebergewicht der protestantischen Waffen glänzend wieder hergestellt, und zwar in Gegenden, die seit 1634 einer leidenschaftlichen Reaction schutzlos preisgegeben waren; jetzt brachte er den unterdrückten Protestanten wieder eine selbständige Existenz, drängte die Kaiserlichen zurück bis nach Baiern und erwarb moralische Erfolge, wie sie seit Gustav Adolf Keinem mehr gelächelt hatten.

Das gab dem weimar'schen Fürsten eine so eigenthümliche Stellung in dieser Zeit. Die Urkunden zeigen ihn nicht im besten Lichte, aber seine Thaten blendeten, Richelieu hatte thatsächlich Nichts bei ihm zu sagen, das Heer wußte nur von ihm und die Siege, die er davon trug, reichten an die größten Thaten der letzten 6—8 Jahre.

Allein diese kurze Episode geht auf wie ein glänzendes Meteor, um dann rasch wieder zu erlöschen, und es zeichnet in einem Zuge die ganze Trostlosigkeit der deutschen Dinge, daß ein Tag kommen mußte, wo selbst der Tod Bernhards, des französischen

Feldmarschalls, eine Art Nationalunglück war. Er war der Letzte, der in französischem Gewande und mit französischem Gelde Interessen verfocht, die nicht französisch waren, wenn auch er hinweggeräumt ward, dann hatte die zähe Geduld der französischen Diplomatie über alle Hemmnisse obgesiegt und Richelieu stand am Ziele seines Strebens.

Bereits im Sommer 1638 trat diese Wendung ein. Im Frühjahr war Baner gegen Mitteldeutschland aufgebrochen, in Sachsen eingedrungen und hatte, ermuthigt durch einen Sieg bei Chemnitz, einen Einfall in Böhmen versucht. Aber dieser lief ganz unglücklich ab, die Hoffnung, dort eine Volkserhebung zu bewirken, ward zu Nichte, Prag zu nehmen, war er zu schwach, und so trat er im Juni unter furchtbaren Verheerungen den Rückzug an.

In Paris schwankte man zwischen der Freude über Bernhards letzte Siege und der Sorge über seine Absichten. Daß man nicht gesonnen war, ihm Breisach zu überlassen, hatte sich bereits im Mai 1638 herausgestellt, als er darüber in Paris sondiren ließ. So schleppte sich die Sache unentschieden hin, Richelieu zählte auf Bernhards Nachgiebigkeit und hatte Guebriant bereits als Statthalter ausersehen, Bernhard blieb verschlossen und sein Unterhändler verwies auf Eröffnungen, die er jetzt persönlich machen werde.

Inzwischen brach Bernhard im Januar 1639, ohne zu fragen, plötzlich von Breisach auf, nahm Schloß Landskron, und zog nach der Freigrafschaft Die Spanier und der Herzog von Lothringen waren überrascht; Pontarlier und Joux fielen, das ganze reiche Land beinahe lag offen vor ihm da.

Auch dies, so erfreulich es an sich in Paris erschien, war doch zugleich ein Quell neuer Sorgen und über Breisach blieb der Herzog stumm. Es war und blieb Nichts zu erfahren, als daß Bernhard die Sache in Paris persönlich ordnen werde. Aber von anderer Seite gewarnt, gab er, trotz der schmeichelhaftesten Einladungen, die Reise nach Paris wieder auf und suchte die Verstimmung des Cardinals durch verbindliche Briefe zu bekämpfen.

Offenbar aber blieb er bei dem Plane, sich aus dem Elsaß, aus Stücken Lothringens, der Freigrafschaft und anderen ober-

rheinischen Gebieten ein mächtiges Fürstenthum zu schaffen, während Frankreich ihn höchstens mit dem Besitz auf Lebenszeit abzufinden gedachte. Den Bruch zu vermeiden, hatten beide Theile ein gleichmäßiges Interesse. Er suchte deßhalb vorläufig eine Auskunft zu finden und sandte seinen Unterhändler Erlach im April nach Paris. Er sollte gegen die Uebergabe von Breisach geltend machen, daß sie den Verdacht wecke, als sei das Reich durch Frankreich überwältigt worden, und dadurch die Fürsten wie die Schweden verstimmen müsse. Der Cardinal war zwar bereit, die ausgemachten Hilfsgelder und noch einen außerordentlichen Zuschuß zu zahlen; aber der Herzog sollte sich verpflichten, Breisach und die eroberten Plätze unter des Königs Hoheit zu bewachen und keinem Anderen auszuliefern, auch die Verfügung über die Eroberungen zulassen.

Ob Bernhard darauf eingehen würde, war zweifelhaft, aber sein Unterhändler nahm ein französisches Jahrgeld von 20,000 Livres an, verpflichtete sich, Breisach, auch wenn Bernhard sterbe, für Richelieu zu bewachen und über den Herzog geheimen Bericht zu erstatten.

Inzwischen schaltete Bernhard in den eroberten Gebieten wie ein Landesherr, wehrte den Uebergriffen der französischen Beamten, sorgte für den Ackerbau und that was er konnte, seine Herrschaft der Bevölkerung genehm zu machen. Sein Verhältniß zu Frankreich reifte dem offenen Bruche entgegen. Zu Pontarlier hatte er im Juni Besprechungen mit Guebriant, die fast zu offener Entzweiung führten. Er verlangte Elsaß und die wichtigsten festen Plätze als Eigenthum und weigerte jede Zusage zu Gunsten Frankreichs hinsichtlich seiner bisherigen oder künftigen Eroberungen, verlangte überdies nun höhere Subsidien.

Von Pontarlier aufgebrochen, kam er am 14. Juli nach Hüningen und erlag, dort erkrankt, seinen Leiden schon am 18. Juli.

Man dachte damals an Vergiftung, denn seine Leiche trug Flecken, die die Heilkunde jener Tage nicht zu erklären vermochte; damit ist freilich Nichts gesagt. Lächerlicheres giebt es nicht, als die medicinischen Gutachten jener Zeit, die Thatbestand und Symptome einer Krankheit darlegen wollen. Man empfängt hier wie bei anderen Gelegenheiten den Eindruck, als ob die Kunst der

Aerzte meist selber am tödtlichen Ausgang des Uebels schuld gewesen sei.

Aber bemerkenswerth ist doch, daß der Glaube an einen gewaltsamen Tod Bernhards sehr verbreitet war — selbst an seinem Grabe, in der Leichenrede des Predigers waren Anspielungen darauf zu vernehmen — und daß übereinstimmend dabei auf Richelieu, den Verbündeten, in dessen Diensten er kämpfte, als Anstifter hingewiesen wurde. Es lag in diesem ganz unwahrscheinlichen Glauben ein Instinkt, der sagte, die Beiden sind entzweit, der Cardinal hat keine Freude an den Siegen des Herzogs, er sucht ihn wegzuräumen, um an die Stelle des angeblich französischen Feldmarschalls einen wirklichen zu setzen.

In der That, wenn irgend Jemanden der Tod erwünscht kam, so war es Richelieu. Zweimal war ihm durch hervorragende Männer sein Ziel in die Ferne gerückt worden, immer hatte er sich mit der Rolle des mißvergnügten Bundesgenossen begnügen müssen, der nur zu zahlen und wenig zu sagen hatte, jetzt konnte es ihm gelingen, endlich das beste Heer der Welt selbst in die Hand zu bekommen und seine Politik unmittelbar und mit Aussicht auf Erfolg zu betreiben. Die französische Oberleitung war nun nicht mehr zu verdrängen.

Richelieu ward es, wie wir gesehen haben, sehr schwer, sich eine seinen Zwecken entsprechende und dem Gegner ebenbürtige Armee zu verschaffen. Das französische Heerwesen lag damals noch ungemein im Argen. Von der französischen Waffentüchtigkeit sprach man in jener kriegerischen Zeit allgemein mit der größten Geringschätzung und die Heldenthaten der Armee La Valette's waren nicht dazu angethan, diese Meinung zu erschüttern. So sehr waren die Franzosen zurückgeblieben, obgleich an sich ein Volk, dem Niemand seine hervorragende Tüchtigkeit zum Waffenthum bestreiten wird. Der Tod Bernhards schaffte dem Cardinal auch nach dieser Seite hin die erwünschtesten Aussichten.

Der Herzog hatte ein Testament hinterlassen, worin er den Oberbefehl einem seiner jüngeren Brüder vermachte und außerdem bestimmte: „Was die eroberten Land anlanget und es hoch considerable Land und Plätze seyn, so wollen wir, daß solche bei dem Reich deutscher Nation erhalten werden und derowegen verschaffen und vermachen wir dieselben hiemit einem unserer freund-

lichen lieben Herren Brüder, welcher dieselben anzunehmen begehren wirdt und derselbe kann und wolle sich bei ihrer Majestät und Cron Schweden auf's Beste als immer möglich insinuiren, damit Ihre Liebden bei gedachten Landen um soviel desto mehr mantenirt werden möge". Wollte keiner der Brüder, so solle Frankreich den Vortritt haben, doch beim Frieden die Lande dem Reiche restituiren.

Das reichte nicht aus, um in dem großen Gedränge, das sich jetzt um die Erbschaft erhob, das Interesse Deutschlands zu wahren. Schweden betrachtete die Armee immer noch als einen Zweig der schwedischen, die Brüder Bernhards rührten sich, ja selbst der Kaiser dachte daran, das Heer zu gewinnen, aber am rührigsten war Richelieu. Schon am 28. Juli erschien d'Oissonville mit stattlichen Wechseln in Breisach, um die Führer zu erkaufen und die Plätze zu gewinnen. Longueville war als Nachfolger des Herzogs ausersehen. Erlach und Guebriant waren natürlich eifrig für Frankreich thätig, die Masse rathlos, die Führer feil.

Das unbequeme Testament zu beseitigen, war natürlich für Richelieu das Geringste; doch dauerte es noch in den October, bis das Geschäft zum Abschlusse kam. Unter dem Schein, daß nur die früheren Verabredungen einfach aufrecht erhalten werden sollten, wurden ganz neue getroffen. Das Heer blieb ein Ganzes; aber gegen die Bezahlung einer bedeutenden Löhnung und andere baare Vortheile, gegen Verbürgung des Unterhalts und der Kriegsbedürfnisse, sowie der Schenkungen des Verstorbenen an Ländereien, gelobten die Directoren und die Offiziere des ganzen Heeres, dem König treu und beständig gegen Jedermann zu dienen und zu jeder Unternehmung bereit zu sein, die derselbe Behufs Herstellung der öffentlichen Freiheit und der unterdrückten Stände, sei es in Frankreich, Burgund, Lothringen und den Niederlanden gut finden würde. Die eroberten Plätze sollten gleich, dem Testament des Herzogs gemäß (!), in die Hände des Königs gegeben, Breisach und Freiburg nach dessen Gutdünken mit Befehlshabern und einer halb französischen, halb deutschen Besatzung versehen werden.

Das Letztere geschah sofort und die erkauften Unterhändler wurden reichlich belohnt. Pfalzgraf Ludwig, der zu spät als Bewerber auftrat, ward in Frankreich festgehalten, die Brüder

Bernhards düpirt und selbst um die persönliche Hinterlassenschaft betrogen.

Das Heer war jetzt französisch, an der Spitze stand ein Franzose, an die Seite der deutschen Regimenter stellte man einige französische, die von ihnen lernen sollten. Die Führung war noch lange mittelmäßig, eine Menge Niederlagen wurden erlitten, aber in dieser Schule sind Turenne und andere große Feldherren erwachsen, die Frankreich später zum ersten Kriegsstaat Europa's erhoben haben.

An sich war es schon von großem Werth, daß Richelieu, der bisher mit Geld einen mittelbaren Einfluß hatte suchen müssen und mühsam dazu gelangt war, eine Art von freilich nie entscheidender Mitwirkung zu üben, jetzt auf einmal all dieser Beschränkungen entledigt war und ein Heer hatte, das ihm allein zum Dienst verpflichtet war und von ihm allein unterhalten ward.

Damit ist denn auch im dreißigjährigen Kriege der Wendepunkt eingetreten, auf den seit Gustav Adolf's Tode alle Verhältnisse hinweisen. Die doppelte Einmischung Frankreichs und Schwedens hat den letzten Act des Krieges beherrscht und die ganze Ueberlegenheit Frankreichs in Europa hängt zusammen mit der Vergrößerung, die es im westfälischen Frieden erhalten hat.

Elfter Abschnitt.

Ausgang des Krieges. Der Westfälische Friede.
1640—1648.



§ 39.

Baners Ausgang (Mai 1641) und Torstensons Siege (1642—1645). Schlacht bei Leipzig (2. Nov. 1643). Feldzug gegen Dänemark (1643—1644). Sieg bei Jankowitz (Febr. 1645). — Gleichzeitige Kriegführung der Franzosen. — Die Friedensunterhandlungen und der Ausgang des Krieges. Der Regensburger Reichstag (seit Septbr. 1640). — Brandenburgs Antrag auf unbedingte Amnestie und Wiederherstellung auf den Stand von 1618. — Die Hamburger Präliminarien (Dec. 1641). — Der Frankfurter Deputationstag (1642—1645). — Beginn des Friedenscongresses und Ende des Krieges (1644—1648).

BanERS Ausgang und Torstensons Siege 1642—1645.

Noch dauert der Krieg acht Jahre fort, aber auf den nachherigen Frieden übt er nur den Einfluß, daß er die letzten Bedenken des kaiserlichen Hofes gegen die unerläßlichen Grundlagen des Friedens überwindet. Die Entschädigungspläne der intervenirenden Staaten haben sich nicht geändert, aber bis in die vierziger Jahre konnte man sich in Wien nicht darein finden, die Amnestie und die Herstellung der alten Friedensverträge anzuerkennen. Dazu haben die letzten Kriegsjahre entschieden beigetragen.

Das erste bedeutendere Ereigniß, das nach Bernhards Tode auf dem Kriegsschauplatze eintrat, war der Versuch Baners, sich in Mitteldeutschland mit der weimar'schen Armee zu vereinigen. Außer Stande, sich in Böhmen den Winter über zu behaupten, und überdies in Sachsen und Schlesien bedroht, that er das Einzige, was ein längeres Verweilen einer schwedischen Armee überhaupt noch möglich machte: er entschloß sich über das Erzgebirge nach Thüringen einzubrechen, die schwankenden Hessen und Lüneburger zur Mitwirkung zu nöthigen und dem französisch-weimar'schen Heere die Hand zu reichen. So trat er im März 1640 unter furchtbaren Verwüstungen den Rückzug an, ging bei Leitme-

ritz über die Elbe und kam am 3. April nach Zwickau. Es gelang ihm bei Saalfeld die Vereinigung mit den weimar'schen Söldnern, mit den lüneburgischen und hessischen Truppen zu bewerkstelligen, aber Uneinigkeit der Führung, Hader unter den Fürsten, Noth und Mangel in dem schwer mitgenommenen Lande, menterische Bewegungen unter den weimar'schen Landsknechten, hinderten jede gemeinsame Action. Man mußte den Rückzug antreten und sich auf beobachtende Defensive beschränken. Bis zum December bestand der Krieg auf beiden Seiten in Hin- und Hermärschen, die von furchtbaren Verheerungen begleitet waren, aber militärisch Entscheidendes geschah Nichts.

Im September war zu Regensburg der Reichstag zusammengetreten. Während man dort in unerquicklichen Verhandlungen bemüht war, den Starrsinn des Wiener Hofes zu beugen, faßte Baner den Entschluß, ihn durch einen kühnen Handstreich zu brechen, in die Oberpfalz einzufallen, Regensburg zu überraschen und den Reichstag sammt dem Kaiser aufzuheben. Anfang December brach er auf. Nicht ohne Mühe ward Guebriant bestimmt, ihm zu folgen, um sich bei Erfurt mit Baner zu vereinigen. Anfang Januar 1641 zogen beide auf Baireuth und Bamberg. Erst am 2. Januar, als schon das flüchtige Landvolk herankam, hatten die kaiserlichen Truppen Kunde von dem Anmarsch; aber die Ueberraschung Regensburgs war doch mißlungen. Der Kaiser erklärte, er werde bleiben und gab dem Reichstag seine ruhige Haltung wieder; Truppen wurden von allen Seiten herangezogen. Zwar kamen Baner und Guebriant (26. Januar) bis nach Hof und schossen eine Anzahl Kugeln in die Stadt, aber das Unternehmen war doch verfehlt und ein längeres Verweilen nicht rathsam.

Jetzt trennten sich die Armeen wieder, Baner bot fruchtlos Alles auf, Guebriant mit sich zu reißen, alle Ueberredungskünste waren vergebens, die Franzosen zogen westwärts, er selbst warf sich hartbedrängt in gewaltigen Märschen nach Böhmen, erreichte Ende März Zwickau, wo er wieder mit Guebriant zusammenstieß, und an der Saale bestanden sie noch einen harten Kampf mit den Kaiserlichen, da starb Baner am 21. Mai (1641) und hinterließ sein Heer im allerbedenklichsten Zustande.

Die ganze Kriegführung der schwedisch-französischen Waffen

war in's Stocken gekommen, beide Heere der Auflösung nahe, als im November Torstenson, der Letzte aus Gustav Adolf's Feldherrnschule und der dem Meister ebenbürtigste General, bei dem schwedischen Heere erschien und in wenigen wuchtigen Schlägen, die einander mit damals unerhörter Raschheit folgten, das Uebergewicht seiner Waffen auf dem ganzen Kriegsschauplatze wieder herstellte, Leistungen, die um so bewunderungswürdiger waren, als Torstenson gichtbrüchig, krank wie er war, kein Pferd besteigen konnte und überall in der Sänfte getragen werden mußte.

Nach einer dreimonatlichen Ruhe, die er wesentlich der Reorganisation und Befriedigung seines Heeres gewidmet, war er Mitte Januar näher gegen die Elbe und die Altmark gerückt und konnte, da die kaiserliche Macht durch Entsendungen nach dem Rhein geschwächt war, an die Durchführung des großen Planes denken, durch Schlesien nach den österreichischen Erblanden vorzudringen. Am 3. April ging er zwischen den kaiserlichen Heerhaufen hindurch, bei Werben über die Elbe, verstärkte sich bis auf 20,000 Mann, erstürmte am 4. Mai Glogau, stand am 30. Mai vor Schweidnitz und schlug Franz Albert von Lauenburg auf das Haupt. Schweidnitz, Neisse, Oppeln fielen in seine Hand.

Inzwischen hatte Guebriant, nachdem er durch Geld und Versprechungen den trotzigen, meuterischen Sinn seines Heeres versöhnt, am 17. Januar bei Kempen, nicht weit von Crefeld, die Kaiserlichen auf's Haupt geschlagen und dafür die Marschallswürde erhalten.

Dem kurzen Lichtblick waren bald wieder die trüben Tage der Geldnoth und der Unzufriedenheit im Lager gefolgt, ein Versuch, das Heer aus bretonischen Landleuten zu ergänzen, war gänzlich fehlgeschlagen, mehr aus Bedrängniß als in der Hoffnung auf große Erfolge hatte er sich vom Rheine wieder ostwärts wenden müssen, um in Niederdeutschland für seine murrenden Söldner Quartiere zu suchen, als in Sachsen durch Torstenson eine Entscheidung erfolgte.

Dieser hatte Glogau entsetzt, dann vergebens einen Eingang nach Böhmen gesucht, sich hierauf mit den Abtheilungen von Königsmark und Wrangel vereinigt und war am 30. October vor Leipzig erschienen.

Am 2. November kam es hier bei Breitenfeld zu einer Schlacht, die mit dem verlustvollen Rückzug der Kaiserlichen endigte. Zu einer gemeinsamen Action mit den Franzosen wollte es trotz

aller einzelnen Vortheile, die Torstenson für sich erfocht, nirgends kommen und der erste Sieg, den die Franzosen in den Niederlanden am 19. Mai 1643 bei Rocroix errangen, änderte daran Nichts.

Torstenson war auf dem besten Wege zu ähnlichen Erfolgen, wie sie Gustav Adolf 11 Jahre früher vor sich hatte, als er plötzlich auf einen weit entlegenen Kriegsschauplatz nach Norden abgerufen wurde. Den Dänenkönig Christian IV. hatte man in seiner alten Eifersucht auf Schweden bestimmt, mit den Waffen für den Kaiser einzustehen. Er erklärte den Krieg in demselben Augenblicke, als Torstenson sich den Weg nach Oesterreich gebahnt hatte. Wien war jetzt gerettet, aber Dänemark war um so übler daran. In Eilmärschen, die man mit Recht bewundert, brach Torstenson Ende October aus Schlesien nach Dänemark auf, führte einen meisterhaften Feldzug gegen die Dänen, schlug sie, wo er sie fand, eroberte Holstein und Schleswig, drang bis nach Jütland vor, kehrte dann, während Wrangel und Horn den Krieg weiter führten (bis zum Frieden von Brömsebro, August 1645), zurück und nahm den Krieg gegen die Kaiserlichen wieder auf, überall ein unbesiegter Feldherr.

Die Kaiserlichen hatten unter dem unfähigen Gallas Dänemark durch eine Diversion Luft machen wollen, aber sie retteten Dänemark nicht und zogen sich selbst einen neuen empfindlichen Schlag zu. Gallas brachte von Magdeburg kaum 2000 Mann in völliger Auflösung nach Böhmen zurück. Ihm folgte Torstenson, während Ragoczy Ungarn bedrohte. Eilig sammelte der Kaiser, was irgend an Streitkräften verfügbar war und entschloß sich zur Feldschlacht.

Torstenson war noch im Februar bis Glattau vorgedrungen, am 6. März 1645 kam es bei Jankowitz, drei Meilen von Tabor, zur Schlacht. Es war der glänzendste Sieg, den die Schweden noch errungen haben, das kaiserliche Heer war zersprengt, mehrere seiner Führer gefangen oder todt. In wenig Wochen eroberte Torstenson ganz Mähren und Oesterreich bis an die Donau; unweit der Hauptstadt selbst brachte er die Wolfsbrücke in seine Gewalt (April). Wien drohte wieder wie 1618 unmittelbare Gefahr.

Hätten die Franzosen mit dieser Kriegführung gleichen Schritt zu halten vermocht, so konnte eine Wendung eintreten, so verderblich für den Kaiser wie nur je zur Zeit Gustav Adolf's, aber das Unglück der Franzosen glich das immer wieder aus, indem sie

entweder geschlagen wurden im selben Augenblick, da jene siegten, oder von ihrem Vortheil keinen Gebrauch machen konnten. So ging es auch in diesem Jahre.

Die Westgrenze des Reichs ward auf kaiserlicher Seite gehütet durch Mercy und den nach seiner Befreiung aus der Gefangenschaft wieder mit ihm vereinigten Johann von Werth. Am 26. März war Turenne über den Rhein gegangen und gegen Franken gerückt. Dort breitete er sich bei Mergentheim und Rothenburg aus. Am 5. Mai kam es nicht weit von Mergentheim bei Herbsthausen zu einer Schlacht, die mit der völligen Niederlage der Franzosen endigte, so daß Turenne sich nur mit großer Noth über Hammelburg gegen Fulda hin rettete. Die Sieger drangen bis an den Rhein vor.

Die Niederlage zu rächen, ward Enghien aus Paris abgesandt und traf zu Anfang Juli mit 12,000 Mann bei Speier ein. Mit Turenne's Resten, mit Königsmark und den Hessen vereinigt wuchs seine Stärke auf mehr als 30,000 Mann. Mercy wußte anfangs einer Schlacht unter ungünstigen Umständen geschickt auszuweichen, aber am 3. August ward der Kampf unvermeidlich. Zwischen Nördlingen und Donauwörth, bei Allerheim ward die blutige Schlacht geschlagen, die nach langem Schwanken und ungeheueren Verlusten mit dem Siege der Franzosen endigte. Mercy's Fall, Werth's unvorsichtiges Vordringen und der letzte tapfere Angriff der Hessen führten die Entscheidung herbei. Die Sieger selbst waren so geschwächt, daß von einer wirklichen Ausbeutung des Tages nicht die Rede sein konnte. Condé war erkrankt, und Turenne mußte nachher, nicht ohne empfindlichen Verlust, im Herbst das Heer an den Neckar und den Rhein zurückführen.

Auch Torstenson hatte sich in Oesterreich nicht behaupten können, die Belagerung von Brünn mußte er aufheben und gleichzeitig erfuhr er, daß Ragoczy mit dem Kaiser Frieden geschlossen. Auf Böhmen zurückgewichen, sah er seine Kräfte bedenklich schwinden.

Indessen hatte Königsmark einen wichtigen Erfolg errungen. Er hatte in Sachsen festen Fuß gefaßt im Augenblick, da Torstenson tief in Oesterreich stand; dazu kamen die Botschaften von Allerheim und dem Frieden zu Brömsebro (25. August). Außer Dresden und Königstein waren alle wichtigen Punkte in den Händen der Schweden; so schloß (6. Septbr.) der Kurfürst Johann Georg einen Neutralitätsvertrag auf 6 Monate: außer Geld und

Lieferungen erhielten die Schweden Leipzig, Torgau und den Durchzug durch das Land.

Torstenson war mittlerweile in's nordöstliche Böhmen zurückgewichen und dort zwang ihn sein schweres Körperleiden, das Kommando niederzulegen (Dec. 1645). Sein Nachfolger ward Carl Gustav Wrangel.

Beginn der Unterhandlungen und Ausgang des Krieges.

Merkwürdig ist, daß während dieser ganzen Zeit, von 1640 bis zum letzten Kugelwechsel vor Prag, die Friedensunterhandlungen ununterbrochen im Gange sind.

In dem Augenblick, als Richelieu sich der weimar'schen Armee anfing zu bemächtigen, regte man Friedensunterhandlungen an für das ganze Reich. Es war das damals noch neutrale Dänemark, welches den Vorschlag machte, bezeichnend genug, unter den deutschen Reichsständen eine auswärtige Macht. Auf einer Zusammenkunft der Kurfürsten zu Nürnberg war Amnestie und Berufung eines Reichstags, die seit 1619 nicht mehr stattgefunden, beantragt worden.

Der Reichstag wurde am 13. September 1640 zu Regensburg eröffnet. Der Kaiser war bereit, den fremden Gesandten Geleitsbriefe zu bewilligen und von den protestantischen Reichsständen Hessen-Cassel und Braunschweig-Lüneburg zuzulassen. Hier schon trat Brandenburg mit entschiedener Offenheit für das allein richtige Programm auf, das endlich nach acht blutigen Jahren durchgedrungen ist, es hieß: Lossagung vom Prager Frieden und Erlaß einer allgemeinen, unbedingten Amnestie. Werde nicht, meint ein brandenburgischer Bericht vom Januar 1641, „die Amnestie universaliter pure et absque ulla conditione concedirt und den Ständen das Ihrige nicht plenarie restituirt, wie auch der Prager Friedensschluß nebenst dem kaiserlichen Religionsedict nicht aus den Augen und beiseits gesetzt — ja Alles nicht in den Stand wie es Anno 1618 vor dem Krieg gewesen gebracht", so würden „alle Friedenstraktaten vergeblich und das Vertrauen zwischen dem Oberhaupt und Gliedern unter sich selbsten nimmer aufgerichtet, sondern das Mißtrauen und Diffidenz vergrößert werden und Alles in Confusion, Dissolution und Dismembration totius Imperii herausschlagen, welches aber der gütige Gott gnädig abwenden wolle."

In der That konnte man die unheilvollen Folgen des Prager Friedensschlusses nicht treffender kennzeichnen, als dies durch die brandenburgischen Bevollmächtigen in Regensburg mit anerkennenswerthem Muthe geschehen ist: statt der Einigung hatte man maßlose Verwirrung, statt des Friedens einen unabsehbaren Krieg gesäet, statt die Fremden fern zu halten, sie erst recht in's Reich herein gezogen. Aber Brandenburg drang mit seinem Antrag auf eine allgemeine, unbedingte und unaufschiebliche Amnestie nicht durch. Kursachsen ließ es nicht bloß schmählich im Stich, nachdem es Anfangs selber den Prager Frieden als lapidem offensionis bezeichnet, sondern trat offen mit Baiern und Köln auf des Kaisers Seite. Der Letztere bewilligte bloß eine ganz inhaltlose Amnestie, mit besonderer Ausnahme seiner Erblande. Außerdem ward beschlossen, in Münster und Osnabrück sollte der Friedenscongreß stattfinden, die gegenseitigen Beschwerden der Reichsstände sollten auf einem Deputationstag zu Frankfurt vorgenommen, und zu dem Ende die bisherigen Processe gegen die Protestanten eingestellt werden.

Der zweite Act dieser Vorbereitungen spielt in Hamburg, wo im December 1641 die Gesandten des Kaisers, Frankreichs und Schwedens zusammenkamen, um die Präliminarien (Congreßorte, deren Neutralität, getrennte Verhandlung mit Schweden und Frankreich) zu bestimmen. Erst im September 1642 ratificirte der Kaiser die Abmachungen. Er hatte unverwandt die Blicke nach dem Kriegsschauplatz gerichtet, jeder Erfolg seiner Waffen, jeder Nachtheil seiner Gegner gab erwünschten Grund, mit Gewährungen zurückzuhalten und das Zugestandene zu verzögern, während die Gegner nicht minder auf jeden Sieg der Schweden pochten, um einen beschleunigten Abschluß herbeizuführen. So bedurfte es erst des Sieges der Schweden bei Leipzig, um die Beschickung der Frankfurter Deputation, mit der es der Kaiser gar nicht eilig hatte, in Fluß zu bringen. Die Deputation war nicht in der Hand des Kaisers, wie der Regensburger Reichstag. Mit großem Ungestüm regte sich dort der Widerwille gegen den endlosen „spanischen Krieg", selbst die katholischen Stimmen wie Kurmainz und Würzburg zeigten sich über Spanien und Baiern höchst erbittert, jenes sprach für die Wiederherstellung von Kurpfalz, damit Spanien endlich seinen Posten am Rheinstrom aufgeben müsse, dieses gestand insgeheim, der „Religionskrieg", von dem der Kaiser und der Kurfürst von Baiern immer sprächen, hätte

sich als ein Krieg nur um deren „eitle Privatinteressen" herausgestellt, „darunter sie mit leiden und zu Grunde gehen müßten", und verlangte gleichfalls eine allgemeine Amnestie, „weil sie bisher in der That erfahren, daß mit Gewalt wider die Herren Evangelischen nichts auszurichten."

Solchen Regungen gegenüber kam denn dem Kaiser die Abberufung Torstenson's nach Holstein sehr erwünscht; Sachsen sprach jetzt schon wieder davon, daß der Augenblick gekommen sei, „den Schweden den Garaus zu machen", an die Tractate glaubten schon nur Wenige mehr, auch Mainz war der Ansicht, es sei gut gewesen, daß es mit der Beschickung des nutzlosen Deputationstages gezögert „und vergebens Geld nicht verzehrt"; unter ermüdenden Verhandlungen darüber, ob man den Deputationstag auflösen oder an einen anderen Ort verpflanzen wolle, schleppte sich derselbe noch bis in das Frühjahr 1645 hin und ging dann fast ganz ergebnißlos auseinander.

Inzwischen hatte der Congreß sich zu versammeln angefangen (1643—1644). Die Franzosen dringen darauf, daß die Gesandten der deutschen Reichsstände erscheinen. Der Kaiser sucht das zu hindern und will das Reich als Gesammtheit vertreten, so daß er allein mit den auswärtigen Mächten und die Fürsten nur durch ihn mit diesen zu unterhandeln hätte. Schweden schließt sich dem Verlangen Frankreichs an; zuletzt verlangen, bei Auswechselung der Vollmachten, Beide, daß man nicht eher zur Verhandlung schreite, als bis sämmtliche Reichsstände zugegen seien (Spätjahr 1644). Nun muß der Kaiser nachgeben und die Reichsstände folgen der Einladung.

Des Kaisers Stimmung richtete sich auch fortan wesentlich nach dem Stande seiner Waffen. Als Schweden und Frankreich im Juni 1645 ihre erste principielle Forderung stellten (unumschränkte Amnestie auch in den österreichischen Erblanden, in der Pfalz, Baden, Württemberg, nach der Norm von 1618; Sicherstellung der Reichsverfassung, Abschaffung der römischen Königswahl, Recht der Stände zum Bündniß mit auswärtigen Staaten, Entschädigung Schwedens und Frankreichs, Hessens und Ragoczy's, Verzicht auf Einmischung in die Händel zwischen Frankreich und Spanien), da lehnte der Kaiser ab, denn inzwischen waren die Franzosen nach dem Tag von Allerheim aus Baiern gewichen und Torstenson nach Norden gezogen, und da der Krieg des Jahres 1646 im Ganzen matt und ohne Entscheidung verlief, — fand sich

zwar Baiern in seiner Bedrängniß mit Schweden und Frankreich ab, aber der Kaiser gab keinerlei ausreichende Zusagen. Die kaiserliche Armee übrigens stand, seit Gallas endlich gestorben war, unter Holzapfel, dem protestantischen Hessen: so weit war der Religionskrieg von seinem Ursprung abgekommen.

Im Jahre 1648 wurden dann die kaiserlichen Waffen von so hartnäckigem Unglück verfolgt, daß ein ferneres Zaudern ganz aussichtlos war.

Baiern und Böhmen waren im Frühling des Jahres von den Feinden überschwemmt worden. Dort war bei Zußmarshausen (17. Mai) Holzapfel geschlagen und tödtlich verwundet worden und jeder Versuch der Baiern und Kaiserlichen, den Lech zu halten, vergeblich gewesen; hier war Königsmark in's Land gefallen und hatte eines Theils von Prag sich zu bemächtigen gewußt (Juli), und dazu kam in den Niederlanden ein Sieg Condé's über die Spanier bei Lens (20. August).

Mühsam genug war Johann von Werth eben dahin gekommen den Schweden und Franzosen in Baiern einigen Boden wieder abzugewinnen, und insbesondere München zu befreien, als die Nachricht vom Frieden kam.

Der Kaiser hatte endlich das Princip des Religionsfriedens, der Amnestie und der Wiederherstellung der Vertriebenen zugestanden, vorbehaltlich der Ausnahmen, die er für seine Erblande gemacht hatte. Sein Vater Ferdinand II. würde sich dazu auch jetzt kaum verstanden haben. Um die Ketzerei auszurotten, hatte er Deutschland und die habsburgischen Länder zu einer Wüste gemacht und die Ketzer dennoch nicht vertilgt. Er war gestorben (Febr. 1637), kurz bevor Bernhard von Weimar seinen blendenden Siegeszug begann und in seinen Fußstapfen die französische Mitleitung sich in das Herz der deutschen Dinge drängte, im Angesicht des Weltbrandes, den sein Fanatismus angeschürt hatte. Er würde wohl auch jetzt wie 1637 sich gegen jedes Abkommen gesträubt haben, aber er war todt, zum Glück für Deutschland. Sein Sohn war aufgewachsen in der Kriegsnoth, dachte persönlich weniger streng und verstand sich endlich, als die dreißig Jahre des Krieges beinahe umgelaufen waren, das zu bewilligen, was, ehrlich gewährt, dreißig Jahre früher den Frieden hätte erhalten können.

---

§ 40.

Der Friede von Münster und Osnabrück.

Im Allgemeinen ist der Gang der Verhandlungen und das Wechselspiel der Parteien am besten aus den Abmachungen des Vertrags selber zu erkennen.

In allen rein politischen Fragen standen Schweden und Frankreich getreu zusammen; wo es galt, die habsburgische Kaisermacht zu beschränken, die landesfürstliche Souveränetät zu stärken, das Recht der Vertriebenen zu vertreten, aber auch, das Reich als eine Entschädigungsmasse für sie selber zu behandeln, da wusch eine Hand die andere. Bis in die siebenziger Jahre des siebzehnten Jahrhunderts sind Schweden und Frankreich in diesen Dingen die innigsten Alliirten geblieben, zum größten Schaden Deutschlands.

Anders war es in religiösen Dingen. Da standen Schweden und Frankreich an der Spitze entgegengesetzter Parteien, Schweden war der Fürsprecher der Protestanten und jedes protestantischen Interesses und es ist unzweifelhaft, daß wir dieser Stellung Schwedens manche gute, wohlthätige Bestimmung zu danken haben. Frankreich dagegen stand natürlich auf der andern Seite. Es hatte ein Interesse daran, daß die protestantischen Fürsten Deutschlands, als die natürlichen Gegner Spaniens und Habsburgs, nicht vernichtet würden, aber durchaus kein Interesse, den Protestantismus wachsen zu lassen, so daß er etwa dem Bekenntnißstande in Frankreich wieder hätte gefährlich werden können. Es verband sich deßhalb zwar nicht mit dem Kaiser, wohl aber mit Baiern und hier bildete sich zuerst jenes Verhältniß, das diesem süddeutschen Mittelstaat bei Frankreich wiederholt die ehrenvolle Bezeichnung „unser ältester Verbündeter in Deutschland" eingetragen hat. Maxi-

milian von Baiern war der erste deutsche Fürst, der die Abtretung des Elsasses an Frankreich beantragt hat.

Das war die wunderlich verschobene Gruppirung der wichtigsten Parteien auf dem Congreß. Wo es galt, das deutsche Reich so lahm zu legen als irgend möglich, deutsche Provinzen im Westen und Norden abzureißen oder bloßzustellen, da waren die beiden europäischen Bürgen des Friedens einig. Nur in religiösen Fragen gehen sie auseinander, Schweden versichert sich des Anhangs aller protestantischen, Frankreich des Anhangs aller katholischen Elemente, namentlich Baierns, der Kaiser aber hat in politischen wie in religiösen Fragen alle Parteien gegen sich, oder wenigstens keine für sich. Sein Gesandter kann deßhalb auf dem Congreß die Rolle nicht spielen, die seinem Auftraggeber eigentlich gebührt hätte, überall hat er es mittelbar oder unmittelbar mit fremden Großmächten zu thun, die ihm selbst als dem Bevollmächtigten eines fremden Staates begegnen und die ihm durch ihren Anhang in Deutschland allerwärts überlegen sind. Daher zeigt sein Auftreten durchweg das Schwanken einer isolirten Partei.

Der Friedenscongreß zu Münster und Osnabrück ward allmälig zu einem europäischen. Auch die übrigen Mächte, die am Kriege nicht betheiligt waren, ließen sich theils mittelbar theils unmittelbar dort vertreten und so ist keine europäische Angelegenheit dort unerörtert geblieben, wenn auch die Friedensurkunde nicht über Alles Bestimmungen enthält.

Die Niederlande suchen die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit vom deutschen Reiche durchzusetzen, die Schweiz desgleichen, die Reste der katholischen Restaurationspartei, von der sich selbst der Kaiser allmälig zurück zieht, kommen auf den Congreß, um den Frieden zu stören und zu hindern, so viel sie können, weder Spanien noch Rom sind im Stande ihn aufzuhalten, aber sie stellen seine Gültigkeit durch Proteste in Frage, daher die ausdrückliche Verwahrung in der Friedensurkunde, kein Protest, keine Einsprache sei gültig, sie komme woher sie wolle.

So unterhandelte man bis Herbst 1648. Eben wechselte man in Prag die letzten Schüsse, da kam ein Eilbote und brachte die Nachricht von dem Abschluß des Friedens (24. Oct. 1648).

In Münster hatte Frankreich, in Osnabrück Schweden mit dem Kaiser unterhandelt und abgeschlossen. Beide Verträge lauteten in allen

wesentlichen Punkten übereinstimmend, die Fragen ausgenommen, wo sich Frankreichs und Schwedens Territorialinteressen schieden.

Wie der Friede die Gestalt Europa's umwandelte, wie die ganze Idee des Friedenswerkes, an dem alle europäischen Mächte mitgewirkt, den eigentlichen Austritt der abendländischen Menschheit aus dem Mittelalter erst vollendete, und die neue Zeit des europäischen Gleichgewichtes einleitete, werden wir nachher sehen. Zunächst betrachten wir den Inhalt des Friedens.

Was sich aus beiden Verträgen Abweichendes oder Uebereinstimmendes ergiebt, läßt sich so gruppiren: Ein Theil der Bestimmungen beider Urkunden betrifft bloß Territorialangelegenheiten, Abtretungen, Entschädigungen, Herstellungen.

Ein zweiter Theil, und zwar der an Umfang bedeutendste, betrifft religiös-kirchliche Fragen, namentlich für Deutschland, also den Kern des ganzen Krieges.

Ein dritter betrifft die Verhältnisse der deutschen Reichsverfassung, die Feststellung der Ordnungen, welche das politische Leben des deutschen Reichs bestimmen sollten und bestimmt haben über ein Jahrhundert hindurch. Hier wurde eine Verfassung für Deutschland gemacht, deren letzter Ausgang der Rheinbund und die Auflösung des „heiligen römischen Reichs deutscher Nation" war.

1. Gebietsangelegenheiten.

Schweden erhielt im Osnabrücker Frieden ganz Vorpommern mit der Insel Rügen, von Hinterpommern Stettin, Gartz, Damm, Golnau, Wollin, die Mündungen der Oder und das Frische Haff als Erblehn mit allen Rechten eines deutschen Reichslandes, ebenso Wismar, endlich vom Erzbisthum Bremen und Bisthum Verden Alles mit Ausnahme der Stadt Bremen, die unabhängig bleiben sollte.

Herzog von Bremen, Verden und Pommern, Fürst von Rügen und Herr von Wismar führt der König von Schweden unter den weltlichen Fürsten des Reichstags seine Stimme, tritt bei dem Kreisdirectorium und den Deputationstagen in ein bestimmt geordnetes Verhältniß und hat das reichsfürstliche privilegium de non appellando et supremum tribunal constituendi.

Das hatte Gustav Adolf in den ersten Tagen seines Krieges in Deutschland ungefähr im Auge gehabt, nur daß zu der Ent-

schädigung an der Ostsee nun noch ein Stück von der Nordsee, zu der Herrschaft über die Mündungen der Oder noch die über Weser und Elbe hinzukam.

Der nationale Charakter, den das deutsche Reich trotz seiner lockern Verfassung bisher immer noch leidlich festgehalten, ging jetzt verloren und machte einem europäischen Platz. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts sind nicht weniger als 6 europäische Fürsten Mitglieder des Reichs gewesen, am Ende waren alle europäischen Mächte darin vertreten, mit Ausnahme von Frankreich, Rußland und der Türkei, und das deutsche Reich war nicht Schuld daran, daß nicht auch diese darin waren. Die Aufnahme des Sultans vorgeschlagen zu haben, war das Verdienst eines deutschen Politikers, auch Peter der Große hatte es einmal vor, Frankreich war es auf dem Congreß nahe gelegt, aber es wollte selber nicht. Später hatte Ludwig XIV. wohl einmal gewünscht, er wäre darin, um seine Reunionen noch bequemer zu haben, aber sich dann doch wieder mit dem Gedanken versöhnt, es sei besser, daß damals der Eintritt unterblieben. War er im Reich, so war die wirkliche Einverleibung des Elsasses schwieriger, es seinen Reichspflichten zu entreißen, machte immerhin Umstände, war er außerhalb des Reiches, so konnte er alle Beschlüsse des Reichstages einfach unbeachtet lassen und thun, was er wollte.

Als die Frage aufgeworfen wurde, ob man nicht Frankreich aufnehmen solle, waren die Protestanten mit dem Kaiser zum ersten und einzigen Mal einig im Widerstande.

Dieser europäische Charakter des Reiches hat wesentlich dazu beigetragen, daß der morsche Körper etwas länger zusammenhielt, als seiner sonstigen Beschaffenheit nach zu erwarten war. Namentlich ist England in den Kriegen mit Ludwig XIV. wiederholt für das alte deutsche Reich eingetreten und der Umstand, daß eine Revolution dieses wunderlichen Baues von Innen oder Außen eine europäische Frage war, hat wesentlich mit verursacht, daß es von allen conservativen Mächten in seinem Pflanzenleben möglichst geschont wurde. Aber ein gesundes Dasein war das nicht, das so künstlich erhalten wurde.

Die Abfindung mit Frankreich wurde zu Münster folgendermaßen geordnet:

Der burgundische Kreis bleibt nach wie vor deutsches

Reichsland, nachdem die Streitigkeiten zwischen Frankreich und Spanien geschlichtet sind. Wenn aber in Zukunft zwischen diesen beiden Mächten Streitigkeiten entstehen sollten, so wird der Friede zwischen dem König von Frankreich und dem deutschen Reich als solchen nicht dadurch berührt, dagegen soll den einzelnen Ständen freigestellt sein, diesem oder jenem Theile Hilfe zu bringen, extra Imperii limites jedoch nicht anders als — gemäß der Reichsverfassung (secundum Imperii constitutionem).

Also das Reich verlor das Recht, als Gesammtheit für den burgundischen Kreis als Glied des Reiches einzutreten, aber die einzelnen Stände sollten im gegebenen Fall mit dem Reichsfeind zusammenwirken dürfen „außerhalb der Grenzen, aber innerhalb der Verfassung des Reiches“: man kann die vertragsmäßig festgestellte Anarchie der neuen Verfassung nicht bitterer zeichnen, als es durch diese Worte geschieht. Es kam die Zeit, wo der ganze Westen Deutschlands auf Seiten Frankreichs stand und es in seinen Eroberungen schützen half. Das war die authentische Auslegung jenes Artikels.

Das Oberhoheitsrecht (supremum dominium, iura superioritatis aliaque omnia) über die Bisthümer Metz, Toul und Verdun sollte auf die französische Krone übergehen und dieser für immer einverleibt werden (eique incorporari debeant in perpetuum). Bis dahin war der Besitz dieser Bisthümer nur ein thatsächlicher, kein rechtlich anerkannter gewesen, der westfälische Friede machte den Raub zu einem Recht. Pignerol wird abgetreten. Kaiser und Reich verzichten auf alle ihnen und dem Hause Oesterreich zustehenden Rechte auf Breisach, die Landgrafschaft Ober- und Unterelsaß, den Sundgau, die Vogteien der zehn Reichsstädte (Hagenau, Colmar, Schlettstadt, Weissenburg, Landau u. s. w.) zu Gunsten Frankreichs, jedoch mit Vorbehalt aller Rechte und Freiheiten, die diese Orte vorher von Oesterreich erlangt hatten. Frankreich erlangt das Besatzungsrecht von Philippsburg, die übrigen Reichsstädte sollen in der Unmittelbarkeit zum heil. römischen Reiche bleiben, deren sie sich bisher erfreut haben (in ea libertate et possessione immedietatis erga imperium romanum qua hactenus gavisi sunt), die deutschen Festungen rechts und links vom Rhein werden geschleift.

Also die französische Grenze wird bis an den Rhein vorge-

schoben, die Schutzwehren der deutschen Grenze werden niedergerissen, bis auf Philippsburg das den Franzosen wie ein Brückenkopf zum Uebergang dient.

Die Art der Abtretung war offenbar absichtlich widerspruchsvoll gehalten.

Die an Frankreich übergebenen Reichstheile, d. h. die großen geistlichen Herren, die hier theilweise noch lebten, die Reichsritter, die 10 Reichsstädte, sollten unter französischer Oberhoheit keinen Abbruch an ihren Rechten und Freiheiten erleiden, ihre Unmittelbarkeit behalten, dem Reichsgerichte unterworfen, mit einem Worte, Glieder des deutschen Reiches bleiben, aber unter dem Vorbehalt, daß dem französischen Oberhoheitsrechte auch kein Abbruch geschehe (ita tamen ut praesenti hac declaratione nihil detractum intelligatur de eo supremi Dominii iure, quod supra concessum est).

Es lag in der Natur der Sache, daß eine so zweifelhafte Bestimmung Stoff zum Streit nach allen Richtungen gab. Das deutsche Reich berief sich auf seine ausdrücklich vorbehaltenen Rechte, Frankreich auf die Clausel, die seine Souveränetät sicher stellte. Am Ende entschied allein die Macht, die Frankreich in Händen hatte. Es ist durchaus keine Frage, daß die wirkliche Einverleibung in Frankreich eben durch jenen Artikel abgewehrt werden sollte, aber er war nicht scharf genug gefaßt und dann gehörte die Macht dazu, solche Ansprüche mit Nachdruck geltend zu machen und die besaß das deutsche Reich nicht.

Darum zog Ludwig XIV. vor, nicht in das Reich zu treten. Er hätte sich dann doch manchem Reichsbeschluß unterwerfen müssen und stand mit seinen Plänen weniger unbefangen da. So brauchte er nur jenen Friedensartikel als fremde Macht auszulegen und er konnte thatsächlich die Einverleibung vollziehen. In den nachfolgenden Kriegen und Friedensverhandlungen kamen diese Angelegenheiten immer wieder zur Sprache, aber, wie das nach der Natur der Dinge nicht anders sein konnte, um stets zum Nachtheil des Reiches entschieden zu werden. Dem vielköpfigen Reiche mit seiner endlos schleppenden Geschäftsbehandlung stand eine Macht gegenüber, die ihr Ziel keinen Moment aus den Augen verlor, nie einen günstigen Augenblick versäumte und stets der stärkere Theil war.

Für die inneren Gebietsgestaltungen in Deutschland war der Grundsatz der allgemeinen Amnestie maßgebend, dem sich Habsburg nach so langem Sträuben endlich unterworfen hatte.

„Es soll", heißt es in der Urkunde, „ewige Vergessenheit und Straflosigkeit eintreten für alles Feindselige, was von Ursprung der letzten Unruhen an, an irgend einem Orte, auf irgend eine Weise von der einen oder anderen Seite geschehen ist, so daß weder um dieser noch um irgend welcher anderen Dinge willen Einer dem Anderen Feindseligkeit, Haß, Beschwerung oder Schaden bereite u. s. w."

Daraus folgte die bedingungslose Wiedereinsetzung Aller, die in dem Kriege von Land und Leuten, Amt und Würde, Haus und Hof vertrieben worden waren, in ihren früheren Stand.

Baiern behält die Kurwürde und die Oberpfalz, verzichtet aber auf seine Forderung von 13 Millionen. Pfalz erhält eine achte Kur und die Reinpfalz zurück. Die verpfändeten Aemter der Bergstraße gehen an Kurmainz zurück. Die Simmern'sche Linie wird wieder eingesetzt. Württemberg mit Mömpelgard, Baden-Durlach, Nassau, Solms, Isenburg, Sayn, Waldeck, Hohenlohe, Oettingen, Erbach u. v. A. werden restituirt.

Die Wiederherstellung erstreckt sich auch auf alle Personen in Civil und Militärdiensten: a summo ad infimum, ab infimo ad summum, wie es in der Urkunde heißt.

Das war einer der bestrittensten Punkte und der Kaiser bewirkte, daß er nicht ausnahmslos durchgeführt ward. In Deutschland ging das noch, aber in den österreichischen Erblanden war der Fall ein anderer.

Böhmen war ja in Folge der Reaction fast entvölkert worden, statt ehemaliger vier Millionen, war jetzt nicht einmal eine ganze Million mehr da und in die Güter der vertriebenen Protestanten waren die besten Unterthanen des katholischen Habsburg eingetreten.

Hier die unbedingte Wiederherstellung in den früheren Stand aussprechen, hieß das bestehende Regiment Oesterreichs, ja die Dynastie selber unmöglich machen. Die der Vernichtung geweihte Partei, die unter allen Fahnen dreißig Jahre lang gegen Oesterreich gefochten, als solche zurückführen in Güter und Rechte, hieß

einen Zustand herstellen, der dem Hause Habsburg und seiner neu gegründeten Herrschaft den Todesstoß gab. Die Restitution im deutschen Reiche führte einfach protestantische Herren in ihre protestantischen Länder zurück, dort aber wurde der ganze Zustand, den die Restauration begründet und der jetzt fast dreißig Jahre gedauert, wieder auf den Kopf gestellt und alle feindlichen Elemente kehrten zur Herrschaft zurück.

Darum ward die amnestia perpetua auf die österreichischen Erblande in einem sehr beschränkten Sinn angewendet. Die Protestanten durften als österreichische Unterthanen „an Person, Leben, Ruf und Ehren" ungeschmälert zurückkehren, aber die alten Privilegien, auf die sie als Partei gepocht, waren verwirkt. Güter die sie vor ihrem Uebertritt auf die feindliche Seite verloren, sollten verloren und ihren jetzigen Besitzern bleiben, die aber, die sie später, wegen ihres Uebertritts unter die Fahnen Schwedens oder Frankreichs verloren, ihnen wieder zurückgegeben werden.

Die Vertreibung der böhmischen Aristokratie im dreißigjährigen Kriege zeigt ihre Spuren jetzt noch in allen deutschen Ländern. Geht man die Adelsgeschlechter durch, so findet man man böhmische Namen bis in den höchsten Norden zerstreut: auch die Boyen und Gneisenau gehören zu ihnen.

2. Religiös-kirchliche Bestimmungen.

Der Grundsatz des Religionsfriedens und der Bekenntnißgleichheit wurde unbedingter und zweifelloser ausgesprochen, als dies 1552 und 1555 geschehen war. Die damaligen Verträge wurden bestätigt und mit einer Auslegung versehen, die unanfechtbare Gültigkeit haben, gegen die keinerlei Einrede oder Verwahrung von geistlicher oder weltlicher Seite, von außer- noch innerhalb des Reiches irgend welche Kraft haben soll (non attenta cuiusvis seu Ecclesiastici seu Politici, intra vel extra Imperium quocumque tempore interposita contradictione vel protestatione quae omnes inanes declarantur). Das zielte gegen die Proteste, die man von Seiten Roms und Spaniens zu erwarten hatte, wie denn diese gewohnt waren, gegen Alles zu protestiren, was mit religiöser Duldung zusammenhing.

In allen religiösen Dingen soll zwischen Kurfürsten, Fürsten, Ständen und allen Einzelnen beiderlei Bekenntnisses vollständige

gegenseitige Gleichheit (aequalitas exacta mutuaque) bestehen, so zwar, daß dem Einen Recht, was dem Andern billig ist (ut quod uni parti iustum est, alteri quoque sit iustum) und jede Art von Gewaltthat, wie in allen Uebrigen so auch hier zwischen beiden Theilen für immer verboten ist.

Dies Princip, ehrlich durchgeführt, war großer Opfer werth und es wurde weiter gefaßt als früher, es schloß nicht bloß Katholiken und Lutheraner, sondern auch die Reformirten ein, denen Freiheit und Gleichheit des Bekenntnisses ausdrücklich gewährt wurde. Ebenso ward die Duldung derer, die künftig ihr Bekenntniß wechseln würden, nach beiden Seiten ausgesprochen.

Schwieriger war es, die Folgerungen dieses Princips für die kirchliche Wiederherstellung zu ziehen. Das Consequente wäre gewesen, was die Protestanten einstimmig verlangten, daß man auf den Zustand vor dem Kriege zurückkehrte, aber das berührte die österreichischen Erblande des Kaisers ebenso tief, als die Amnestie, das hieß Böhmen, Mähren, Ober- und Niederösterreich auf den Stand von 1618 zurückbringen. Darum war der Kaiser gegen die Restitution in diesem Sinne ebenso entschlossen, als gegen die Amnestie und Alles was man erlangte, war, daß Schlesien in seinem Zustande blieb.

Es kam also darauf an, ein Normaljahr für die Restitution zu finden, mit dem beide Theile zufrieden wären. Die Protestanten forderten das Jahr 1618, aber die Katholiken verwarfen es, das hieß für sie die ganze Frucht des Religionskriegs wieder in Frage stellen, sie verlangten darum das Jahr 1630, das für sie am günstigsten war, es war das Jahr nach dem Restitutionsedict und ehe Gustav Adolf sich irgend eines Sieges von Bedeutung zu rühmen hatte. Dieser Ansatz fand heftigen Widerspruch bei den Schweden wie bei den Protestanten und nach langem Streit kam man zu einem medius terminus, für den logisch und historisch sich lediglich Nichts sagen ließ, man schnitt mitten durch die 12 Jahre hindurch, um welche die entgegenstehenden Ansätze auseinander lagen und kam so auf das Jahr 1624. Dabei konnten sich die Protestanten beruhigen, wenn die österreichischen Erblande dann doch einmal aufgegeben werden mußten.

So wurde bestimmt, daß im Punkte kirchlicher Besitzthümer und Rechte im Großen und Einzelnen der 1. Januar 1624 den

Maßstab abgeben solle. Was damals protestantisches oder katholisches Stift war, soll es auch in Zukunft bleiben. Geistliche, die ihre Religion ändern, sollen ihre Stellen aufgeben, jedoch „honore famaque illibatis."

Das geistliche Wahlrecht soll unbeschränkt bleiben und die preces primariae des Kaisers, Annaten, und Palliengelder in protestantischen Stiftern wegfallen. Die von Augsburger Religionsverwandten zu Erzbischöfen, Bischöfen und Prälaten Gewählten sollen sofort durch den Kaiser installirt werden.

Die mittelbaren geistlichen Besitzungen sollen den Protestanten ebenfalls nach dem Termin vom 1. Januar 1624 bleiben, alle Ausnahmen ungültig sein.

Reichsritter und Reichsstädte erhalten dieselben Rechte wie die vornehmeren Reichsstände und auch für sie ist der 1. Januar 1624 der Restitutionstermin.

Die mittelbaren Reichsstände werden in ihrem Bekenntniß geschützt und damit der unduldsame Grundsatz cuius regio eius religio aufgegeben; aber freilich wird zugleich das Souveränetätsrecht des unmittelbaren Reichstandes in religiösen Dingen durch eine nicht unbedenkliche Bestimmung gewahrt (nulli statui immediato ius quod ipsi ratione territorii et superioritatis in negotiis religionis competit, impediri oportere). Doch wird ausdrücklich bestimmt, daß die protestantischen Unterthanen katholischer Reichsstände, welche 1624 „sei es durch Vertrag oder Vorrecht, sei es durch langen Gebrauch oder durch bloße Observanz", die Ausübung des Augsburger Bekenntnisses gehabt haben, sie auch behalten „sammt Zubehör" d. h. mit Einsetzung der Consistorien, Kirchen- und Schulministerium, Patronatsrecht u. s. w. Die darin gestört worden sind, sollen restituirt werden, natürlich mit Gegenseitigkeit: die katholischen Unterthanen protestantischer Landesherren erhalten dieselbe Vergünstigung.

Im Laufe des Krieges hatten sich je nach dem Hin- und Herwogen der Armeen da und dort neue Gemeinden von Bekennern der einen oder der andern Religion gebildet, auf die das Jahr 1624 ebensowenig Anwendung finden konnte als auf die, welche künftig ihr Bekenntniß wechseln würden. Für beide wurde festgesetzt, daß sie von ihren andersgläubigen Landesherren „in Geduld ertragen werden, und freien Gewissens ohne Nachstellung

oder Störung häuslicher Weise ihrem Gottesdienst obliegen, in der Nachbarschaft aber, so oft sie wollen, dem öffentlichen Gottesdienst ihrer Richtung beiwohnen und ihre Kinder in auswärtige Schulen ihres Bekenntnisses schicken dürfen." Wäre dieser Artikel ehrlich gehalten worden, so hätten wir wenig Religionsbedrückung mehr zu erleben gehabt.

Ueberhaupt, hieß es weiter, soll auf keiner Seite irgend Jemand „seines Glaubens wegen scheel angesehen, von dem Verband der Gemeinden, Zünfte, Innungen, von Erbschaften, Legaten, Hospitälern, Almosengaben — und der Ehre des Begräbnisses ausgeschlossen werden."

Das war auch leichter ausgesprochen, als durchgeführt. Wer auswandern will oder von seinem Landesherrn dazu veranlaßt wird, der soll es ohne Belästigung und ohne Nachtheil für sein Eigenthum thun dürfen, er kann das letztere veräußern oder behalten oder durch einen Andern verwalten lassen. Hier wird insbesondere der österreichischen und schlesischen Protestanten gedacht. Den kaiserlichen Unterthanen in Schlesien, sowie den Grafen, Freiherren und Adeligen in Niederösterreich soll der Zwang des Auswanderns nicht auferlegt werden. Ueber weitere Zugeständnisse, wird hinzugefügt, habe man sich „wegen des Widerspruchs der kaiserlichen Bevollmächtigten" nicht vereinigen können; Schweden und die protestantischen Stände behalten sich vor, darüber auf dem nächsten Reichstag beim Kaiser zu intercediren.

Niemand soll den Vertrag auf irgend eine Art (concionando, docendo, disputando, scribendo, consulendo) anfechten, und ebensowenig die Verträge von 1552 und 1555 angreifen. Streitigkeiten sind auf den Reichstag verwiesen.

Auf den ordentlichen Reichsdeputationsconventen soll die Zahl aus beiden Religionen gleich sein. In außerordentlichen Commissionen, die Streitigkeiten zu prüfen haben, sollen, je nach der Religion der Streitenden, Katholiken oder Protestanten oder beide Theile vertreten sein. In Glaubenssachen soll die Mehrheit der Stimmen nicht gelten.

Ein nächster Reichstag soll die Angelegenheit des Kammergerichts ordnen; außer dem Richter und 4 Vorsitzenden (worunter 2 Lutheraner) sollen die Beisitzer auf 50 vermehrt werden, wovon die Katholiken 26, die Lutheraner 24 präsentiren.

Dem Artikel, welcher die Gleichstellung der Reformirten ausspricht, ist beigefügt: „aber außer den oben genannten Religionen soll keine andere im heiligen römischen Reich Aufnahme oder Duldung finden." Diese Clausel ist dann im 18. Jahrhundert auf die Pietisten angewendet worden.

3. Politische Bestimmungen.

Die bedeutsamen politischen Veränderungen, die sich einmal aus dem europäischen und sodann aus dem religiösen Charakter des Reiches ergaben, sind bereits theilweise bezeichnet. Die Aristokratie der Fürsten und Stände ist darin schon ausgeprägt, die das Wesen der künftigen Verfassung Deutschlands ausmacht.

Der Artikel 8 enthält die Uebertragung der sämmtlichen Hoheitsrechte des Reichs an die Stände und ihr souveränes Belieben. Sie erfreuen sich, heißt es dort ohne Widerspruch, des Stimmrechtes in allen Verhandlungen über Angelegenheiten des Reiches, insbesondere wo es den Erlaß oder die Auslegung von Gesetzen, die Bestimmung über Krieg, Friede und Bündniß, Steuern und Aushebung gilt u. s. w., und ohne ihre Zustimmung darf in keiner irgend wichtigen Sache Etwas geschehen. Zu jeder, auch der kleinsten Verordnung, ist Einstimmigkeit der drei Curien erforderlich. Das Recht, zu jeder Zeit mit auswärtigen Staaten zum Behuf der eigenen Erhaltung und Sicherheit Bündnisse zu schließen, wird ausdrücklich jedem einzelnen Reichsstand gewährt, so zwar, daß sie nicht gegen Kaiser und Reich und dessen öffentlichen Frieden, oder gegen den vorstehenden Vertrag geschlossen sein dürfen, sondern nur im Einklang mit dem Eide, den Jeder gegen Kaiser und Reich geleistet hat (ita tamen ne eiusmodi foedera sint contra Imperatorem et Imperium, pacemque eius publicam vel hanc imprimis transactionem, fiantque salvo per omnia iuramento quo quisque Imperatori et Imperio obstrictus est).

Der Rest von Monarchismus, der sich in der baufälligen Reichsverfassung bisher noch behauptet, war gänzlich beseitigt und Alles, was zum Wesen eines Staates gehört, unter die Glieder der Republik der Reichsstände vertheilt.

Damit war die Lähmung jeder Thätigkeit des Reichs als

solchen vollendet. Es war so gut wie unmöglich, mit dieser Verfassung in drängenden wichtigen Fragen zu einem Beschluß zu kommen. Bis die drei Curien des Reichstags über eine verwickelte Frage einig waren, konnte das Reich verloren sein. Der Artikel, der jedem Reichsstand das unumschränkte Bündnißrecht zusprach, enthielt schon die Auflösung des Reichs. Alle späteren Sonder-Bündnisse sind ausdrücklicher geschlossen worden „um der deutschen Freiheit willen" und unter dem Vorbehalt der Treue gegen Kaiser und Reich, ja selbst der Rheinbund behauptete, er sei aus lebhafter Fürsorge und unermeßlichem Pflichtgefühl für das deutsche Reich geschlossen.

Und diese lähmende Organisation erhielt ein Reichskörper, der im Westen, im Norden und im Süden wesentliche Einbußen erlitten — außer Elsaß, Pommern u. s. w. war Holland preisgegeben, Belgien gelockert, die Schweiz von der Gerichtsbarkeit des Reichs entbunden — und auf zwei Seiten von mächtigen Nachbarn eingeschlossen war.

Das war der Niederschlag der ungeheuren Revolution, welche sich in der dreißigjährigen Kriegszeit über Deutschland hingewälzt hatte. Daß sie die alte, schon lange morsche Verfassung vollends zerstörte, war das geringste Unheil, sie hatte der Nation selber, ihrem Wohlstand, allen Wurzeln ihres Bestehens und Gedeihens Wunden geschlagen, von denen sie sich Generationen hindurch nicht wieder erholen konnte. Die Schilderungen des Elends, welche dieser Krieg, insbesondere seit der Nördlinger Schlacht, über alle Theile Deutschlands verbreitet hat, sind herzzerreißend. Die Barbarei der Landsknechte gegen die wehrlosen Bürger und Bauern sammt Weib und Kind tritt mit einer Ungeheuerlichkeit auf, als gelte es, eine ganze Bevölkerung buchstäblich zu Grunde zu richten. Das wilde Faustrecht des Bewaffneten wider den Unbewaffneten wird auf eine bestialische Weise geübt. Von den Kaiserlichen weiß man, daß sie die armen Leuten in Backöfen gebraten oder am Feuer geröstet, ihnen die Augen ausgestochen, Riemen aus dem Rücken geschnitten, Arme und Beine, Ohren, Nasen und Brüste abgeschnitten, Pech am lebendigen Leibe angezündet haben. Ganz genau dasselbe von den Schweden seit ihrer Verwilderung nach der Nördlinger Schlacht; der „schwedische Trunk", das Eingießen von Mistjauche in den Hals des Unglücklichen, war ihre Erfindung.

Die Entvölkerung und Verheerung des Landes war furchtbar. Deutschland glich insbesondere im Süden und Westen einer ungeheuren Wüste zahlloser Brandstätten; wo sonst die Sitze blühenden Wohlstandes gewesen waren, da waren jetzt Wildnisse ausgebreitet, in denen Wölfe und Räuber noch Jahrzehnte lang hausten. Man nimmt an, daß die Bevölkerung im Durchschnitt um 20, ja um 30 pCt. abgenommen hat. Augsburg war von 80,000 auf 18,000, Frankenthal von 1800 auf 324 Einwohner gesunken. In Württemberg waren 1641 von 400,000 Einwohnern noch 48,000 übrig, in der Pfalz waren 1636 noch 201 Bauern und 1648 noch der 50ste Theil der Bevölkerung übrig. In Hessen waren 17 Städte, 47 Schlösser und 400 Dörfer verbrannt, in Baiern allein 1646 über 100 Dörfer, in Württemberg 8 Städte, 45 Dörfer und 36,000 Häuser zu Grunde gerichtet.

Welche Mittel man aufbieten mußte von Staatswegen, um die Wildniß wieder urbar zu machen, zeigen u. A. die pfälzischen Verordnungen jener Zeit: Wer alte Häuser reparirte, erhielt 2, wer neue baute 3, wer wüste Felder, verwilderte Plätze und Weinberge wieder anbaute, erhielt 1—3—6 Jahre Steuerfreiheit.

Hier wie überall, insbesondere auch in Sachsen und Brandenburg, sind die außerordentlichsten Anstrengungen erforderlich gewesen, um nothdürftig wieder aus der Zerrüttung der Kriegszeit zu geordneten und gesitteten Verhältnissen zurückzukehren. Aber das war die Arbeit nicht des Reiches, das zur völligen Unthätigkeit verdammt war, sondern der einzelnen Staaten, deren Souveränetät sich von dem lockeren Verbande vollends freigemacht und die hier die erste große Probe ihrer selbständigen Leistungsfähigkeit zu bestehen hatten.

Ueberschaute man die Lage Deutschlands im Großen und Ganzen, so war die beste Kritik der neuen Zustände in den Worten einer Brandenburger Broschüre von 1658 enthalten: „Unser edles Vaterland ist unter dem Namen der Freiheit und Religion jämmerlich zugerichtet, wir haben unser Blut, unsere Ehre und unseren Namen hingegeben und Nichts damit ausgerichtet, als daß wir uns zu Dienstknechten fremder Nationen berühmt und die wir kaum den Namen nach kannten, zu Herren gemacht haben. Was sind Rhein, Weser, Elbe, Oder anders als fremder Nationen Gefangene? Was ist unsere Freiheit und Religion mehr, als daß Andere damit spielen?"

Die Rolle des deutschen Reiches war ausgespielt, nach Innen und nach Außen. Dort war es abgelöst durch die jetzt anerkannte Souveränetät der Landesherren, der Ritter und der Städte, hier war es verdrängt durch die neue Weltstellung zweier aufstrebender Großmächte, die beide auf seine Kosten ihre Größe zu begründen angefangen hatten.

Die schwedische Großmacht war ausgebildet, wie sie Gustav Adolf entworfen, ein Reich, das sich um die Ostsee herumlegte und selbst einen Theil der Nordsee beherrschte, eine Macht, die zu zertrümmern, viel gegnerisches Talent und noch mehr eigner Unverstand nöthig war.

Eine ähnliche Stellung hatte Frankreich im Westen eingenommen, indem es während des Kriegs sich aus schweren inneren Zerrüttungen empor gearbeitet, durch das Geschick und die zähe Consequenz seiner Diplomatie mit wenig Opfern eine reiche Beute und reichere Aussicht davon trug, und seine Armee in eine Schule brachte, deren Ueberlieferungen für die Folgezeit nicht verloren waren.

Die Weltmacht aber, die das deutsche und spanische Habsburg seit Karl V. und Philipp II. behauptet und um die es in diesem Kriege zum letzten Male blutig gerungen, trat ganz zurück hinter den beiden glücklicheren Nebenbuhlern. Spanien war ganz gelähmt und die Gewalt des Kaisers über das Reich zu einem Schatten geworden. Der Kern dessen, was Chemnitz acht Jahre vor dem Frieden verlangt hatte, um Oesterreich verfassungsmäßig aus dem Reiche hinaus zu drängen, war erreicht.

Die mittelalterliche Ordnung der europäischen Staatenwelt hörte auf, die Einheit von Kaiserthum und Papstthum, die sich zuletzt noch im Kampf wider die Kirchenreform gebildet, war für immer dahin. Es beginnt das Zeitalter der national-consolidirten Staaten mit einer neuen Staatskunst nach Innen und nach Außen. Für beide Richtungen ward Frankreich maßgebend in dem Geiste, den Richelieu vorbereitet hatte.

Zwölfter Abschnitt.

Vollendung der Reformation in England.



§ 41.

Die Reformation der englischen Kirche unter Eduard VI. (1547—1553). Die Erbschaft Heinrich's VIII. Charakter des jungen Königs. Der erste Protector Eduard, Herzog von Somerset (—1549). Der zweite Protector Graf von Warwick, Herzog von Northumberland (—1553). Charakter der Kirchenreform (Bibel, Katechismus, Commonprayerbook, Abschaffung der Messe und des Cölibats u. s. w. — Die katholische Reaction unter Maria (1553—1558). Abschaffung der kirchlichen Gesetze Eduards VI. und erste Rachethaten. Vermählung mit Philipp II. von Spanien (1554). Die Kirchengüterfrage. Das Parlament und die Ketzergesetze. Die Feuerprobe des englischen Protestantismus. Die Unhaltbarkeit des Regiments seit dem Verlust von Calais und dem Verfassungsbruch.

Die Reformation unter Eduard VI. (1547—1553).

Was Heinrich VIII. versucht, war durchaus keine Reformation gewesen, sondern ein freyles Experiment autokratischer Willkür.

Aus Beweggründen sehr verschiedenen Werthes hatte er die alte Kirche zertrümmert, Papstthum und Königthum in einer Person vereinigt, jede Verbindung mit Rom abgebrochen, aber den Cultus, die Lehre und die Hierarchie der römischen Kirche beibehalten. Obgleich der entschlossenste Gegner der Curie, war und blieb er nichts desto weniger der erklärte Feind Luther's, was aber seine Unterthanen sein sollten, um nicht entweder als Rebellen gehängt oder als Ketzer verbrannt zu werden, das war in der That schwer zu sagen. Wer gut altkatholisch war, kam auf das Schaffott, weil er den Suprematseid nicht leisten wollte, und wer gut lutherisch war, wurde verbrannt, weil er von Messe, Cölibat u. s. w. Nichts mehr wissen wollte.

Darin lag das Unhaltbare des neuen Zustandes ausgesprochen, er beruhte auf keinem bestimmten Grundsatz, sondern allein

auf der Willkür eines rücksichtslosen Despoten und konnte darum auf die Dauer nicht bestehen. Es war vorauszusehen, daß mit seinem Tode dieses Gebäude monarchisch umgestalteter Kirchenordnung zusammenbrechen müsse, denn es fehlte dann der Arm, der es hielt.

Noch lag ganz im Dunkel, ob England dereinst protestantisch oder katholisch werden würde, aber daß der Zustand, wie er war, Dauer weder verdiene noch haben würde, das mußte sich Jeder sagen; daß dieser Zwiespalt der Gewissen am Ende unerträglich werden müsse für das Volk, das lag auf der Hand. Man hieß katholisch und hieß wieder protestantisch-ketzerisch und war im Grunde keines von Beiden.

Zu aller übrigen Verwirrung, die Heinrich VIII. hinterließ, kam auch noch eine vollkommene Unklarheit über die Thronfolge.

Zunächst zwar war beim Tode des Königs kein Zweifel, daß sein einziger Sohn der rechtmäßige Nachfolger sei, aber wenn dieser, wie nachher geschah, in jungen Jahren starb, dann war die Frage weniger einfach.

Von seiner ersten Gemahlin, der unglücklichen Katharina von Aragonien, hatte er die Tochter, Maria, die nach aller Unverblendeten Ansicht eine legitime Tochter des Königs war. Aber ihre Mutter wurde ja amtlich als illegitim mit dem König vermählt, bezeichnet.

Die zweite Ehe mit Anna Boleyn hatte nur kurz gedauert und ihre einzige Frucht war gleichfalls eine Tochter, Elisabeth. Die Mutter war auf zweifelhafte Anzeichen hin aller denkbaren Unzucht beschuldigt, und von denselben bestochenen Stimmen verurtheilt worden, die dem König in all diesen häßlichen Händeln dienten. Sie starb auf dem Schaffott und auch ihr Sprößling konnte deßhalb folgerichtigerweise nicht als legitim betrachtet werden.

Heinrich VIII. schloß eine dritte Ehe mit Johanna Seymour, der einzigen, die seine Ehe nicht unglücklich gemacht hat, und die, weil sie im Wochenbette starb, nicht in die Lage kam, den Kelch seiner Launen bis auf die Hefen zu leeren. Aus dieser Ehe stammte sein einziger Sohn, Eduard.

Es folgte eine vierte, fünfte und sechste Ehe.

Die vierte mit Anna von Cleve kann man kaum als Ehe bezeichnen, so kurz und flüchtig war das Verhältniß, die fünfte Ge-

mahlin, Katharina Howard, scheint wirklich des Ehebruchs schuldig gewesen zu sein, die sechste Katharina Parr, die Wittwe eines Lords, war mit dem König persönlich in leidlichem Einvernehmen, aber sie hatte verdächtige Hinneigung zum Protestantismus und wäre vielleicht auch, wenn der König länger gelebt hätte, aus theologischen Bedenken beseitigt worden.

Aus dieser Familiengeschichte entsprangen die meisten Erschütterungen, die England in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts getroffen haben, insbesondere der ganze Streit zwischen den beiden Königinnen Maria Stuart und Elisabeth, der Katholikin und der Protestantin.

Noch zwar trat der Fall nicht unmittelbar ein, denn an dem Erbrechte des jungen Königs Eduard war kein Zweifel.

An Eduard VI. (1547—1553), der mütterlicherseits aus dem Hause der Seymour stammte, drängte sich die Familie heran, um im Namen des 10jährigen Knaben zu regieren. Was wir von dem König wissen, geht übereinstimmend dahin, daß er eine sehr gutartige Natur zeigte, an die hoffärtige Tudor'sche Art eigentlich nicht erinnerte, nichts Herrisches an den Tag legte, aber ein frühes Siechthum, einen kränkelnden Körper hatte. So kam eine vormundschaftliche Regierung und zwar nicht durch Prinzen des königlichen Hauses, sondern durch Adlige, die also alle anderen von der Gewalt ausgeschlossenen Edelleute gegen sich hatten. Erst war des Königs Oheim von mütterlicher Seite, Eduard Seymour, Herzog von Somerset, Protector, ein eitler ehrgeiziger Edelmann, aber nicht ohne gute Eigenschaften, die ihn bei den Massen beliebt machten. Bald verschwor sich gegen ihn sein eigener Bruder, Thomas, den er überwand und hinrichten ließ (1549), darauf bildete sich eine andere Gegenpartei unter Dudley, Grafen von Warwick, Herzog von Northumberland, und dem gelang es, den Protector zu stürzen (Oct. 1549) und auf das Schaffott zu bringen (Januar 1552).

Im Allgemeinen war die erste Vormundschaft die bessere. Sie war nicht übermäßig fähig, ihr Wollen war oft kühner als ihr Vollbringen, aber sie war mild, wohlwollend, populär. Der Herzog von Somerset war ein Mann, dem das Wohl des Staates, die Schonung der niederen Klassen aufrichtig am Herzen lag, der sich nicht selbst bereicherte, seine Gewalt nicht mißbrauchte, um seine Sippe mit den Einkünften des Landes groß zu machen.

Die zweite Vormundschaft brachte alles das, was man der ersten nicht nachsagen konnte, dreisten Nepotismus, schmähliche Vergendungen der Staatsgelder an die Günstlinge, und das Streben, dem Hause des Vormundes die Krone selber zu sichern.

Die wichtigste Frage aber war, wie sich die Regierung zu der Sache der Reformation und zu der unhaltbaren Politik Heinrichs VIII. stellen würde. Und darin trug das neue Regiment einen scharf ausgeprägten Charakter.

Der junge König war von Cranmer ganz für den Protestantismus gewonnen worden und zeigte, bei all seiner Jugend, eine warme Begeisterung und ein frühreifes Verständniß für die neue Lehre. Ihn reizte der edle Ehrgeiz, sein Land zur Vormacht der Reformation zu erheben und den flüchtigen Bekennern der neuen Lehre auf der freien Insel eine Zuflucht zu gewähren.

Auch die Seymours neigten aus Ueberzeugung zur ernsthaften und entschiedenen Reformation.

Das leitende England war also protestantisch und Cranmer erhielt freie Hand, ungestört die Lehre zur Herrschaft zu erheben, der er im Geheimen seit lange zugethan war. Er konnte jetzt im Dogma offen die Annäherung an das Lutherthum aussprechen, die er bis dahin in der Brust hatte verschließen müssen, ein großer Theil des Adels war für ihn, König und Protector eifrig auf seiner Seite, das Parlament leicht dafür zu gewinnen, und so wurden geräuschlos mit verhältnißmäßig geringem Widerstand die lebensunfähigen Bestandtheile der Ueberlieferung Heinrich's VIII. beseitigt und das Kirchenthum in der That der continentalen Reformation angepaßt, die anglikanische Kirche von oben her protestantisch gemacht.

Productiv und original konnte die englische Reformation nicht sein; in der Kirchenverfassung konnte man mit dem Supremat des Königthums nicht brechen und in der Kirchenlehre dem Lutherthum nichts Eigenes entgegensetzen. Es blieb die monarchisch-aristokratische Gliederung, die episkopale Hierarchie, die, mit Ausnahme der weltlichen Spitze, katholisch war, in den Formen des Gottesdienstes ward eine Mischung katholischer und protestantischer Elemente mit Vorwiegen der ersteren festgehalten, aber die Glaubenslehre ward durchaus protestantisch.

Mit Vorsicht und Geschick ward dabei verfahren und zunächst

die ganze Politik des Gewissenszwangs und der Gewalt, wie sie unter Heinrich VIII. üblich gewesen war, abgethan. Während man scheinbar in den Fußstapfen des verstorbenen Königs ging, hatte man mit dem Wesen seiner Stellung gänzlich gebrochen, während man sich voll Pietät an das Herkommen zu halten schien, gestaltete man es in den entscheidenden Fragen völlig um.

Die sechs Artikel wurden durch eine Parlamentsacte, also auf gesetzlichem Wege, zurückgenommen, in Punkten, welche Heinrich mit schweren Strafen festgehalten, wie in der Ohrenbeichte, wurde freies Belieben eingeführt. Die regelmäßige Belehrung der Gemeinde aus der englischen Bibel und der Jugend aus einem gereinigten Katechismus, eine neue Liturgie durch das Common prayerbook, die Vertheilung des Abendmahls in beiderlei Gestalt, die Beseitigung der Messe und des Cölibats, die Beschränkung der Processionen, die Abschaffung des Bilderdienstes und der Anrufung der Heiligen — bei strengem Verbot gewaltthätiger Bilderstürmerei —: das waren die wichtigsten dieser religiösen Neuerungen, die mit verhältnißmäßig geringem Widerstande jetzt durchgeführt wurden. Wie unstet sonst die leitenden Einflüsse in der Regierung waren, so fest war die kirchliche Politik.

Das Alles quoll nicht wie in Deutschland und der Schweiz aus dem Drang der Nation selber hervor, sondern es wurde von obenher gemacht. War der Widerstand nicht groß, so war doch auch die Zustimmung der Massen nichts weniger als unzweideutig, das Volk ließ sich die Reformen gefallen und ertrug die neuen Ordnungen gewiß viel lieber als den Terrorismus Heinrichs VIII., aber es blieb zweifelhaft, ob es nicht das neue Gewand vielleicht einmal ebenso leicht wieder abthun werde, als es sich dasselbe hatte anlegen lassen, ob es nicht einer folgenden Regierung gelingen werde, das Werk Eduards VI. wieder umzustürzen. Diese Frage war erst noch zu beantworten. Auf diesem Wege bloß amtlicher Umwälzung war bisher wenigstens noch keine Reformation geschaffen worden, die in sich stark genug gewesen wäre, einem Rückschlag zu trotzen.

Zu solchen Besorgnissen, die in der Sache begründet lagen, kam bei dem zweiten Protector die Eifersucht auf die Behauptung des Einflusses seiner Familie hinzu. Sowie deßhalb das Befinden des Königs die Befürchtung eines frühen Todes erweckte, war er

geschäftig, in Widerspruch mit Heinrichs VIII. Vorschriften, eine Erbfolge festzusetzen, die einerseits die katholische Reaction unter einer Königin Maria fernhalten, andererseits seinem eigenen Hause die Krone sichern sollte.

Die Töchter Heinrichs VIII., Maria und Elisabeth, entwickelte er, seien beide erbfolgeunfähig, weil die Ehe ihrer Mutter ungültig erklärt worden sei. Man müsse deßhalb auf die echte Nachkommenschaft Heinrichs VII. zurückgreifen und von dieser sei noch eine Prinzessin übrig, deren Anspruch dem jeder Anderen vorgehe, Johanna Grey, die Urenkelin des ersten Tudor, eine Schwiegertochter des Protectors. Sie sollte zur Königin ausgerufen werden mit der Erklärung, daß ihre Thronbesteigung eine Garantie der neuen Kirchenreform sei, während das katholische Königthum einer Maria wieder Alles mit Umsturz bedrohe.

Der König ging darauf ein, er schloß seine Schwestern vom Throne aus, hob die Vorschrift seines Vaters auf, denn das Heil der protestantischen Lehre ging ihm über Alles und ihrem Anhang traute er die Macht zu, die gute Sache in jedem Kampfe zu behaupten.

Da starb Eduard plötzlich (6. Juli 1553) und nun mußte sich zeigen, welche von beiden Seiten die stärkeren Sympathien im Adel und in den Massen besaß.

Die Katholiken waren natürlich für Maria, auch wenn ihr Erbrecht viel zweifelhafter gewesen wäre, als es in der That war, aber auch all die vielen mächtigen Feinde, welche sich Warwick durch sein hoffärtiges Regiment geschaffen, waren gegen Johanna Grey und die Mehrzahl der Protestanten war zum Mindesten zweifelhaft darüber, ob sie auf die Gefahr eines Bürgerkrieges, bloß weil es ihrem Bekenntniß diene, eine legitime Erbfolge sollte umstürzen helfen.

Der Handstreich mußte sehr geschickt angelegt sein, wenn er solchen Stimmungen gegenüber gelingen sollte, aber das war er nicht; der Versuch, Johanna Grey, eine fast gelehrte junge Dame, die durch Nichts mehr überrascht war als durch die Nachricht, daß sie Königin sei, auf den Thron zu setzen, wurde gleich zu Anfang jammervoll abgeschlagen, Maria brauchte sich nur zu zeigen, einige muthige Anhänger brauchten sie nur als Königin auszurufen, und die ganze Gegnerschaft stob auseinander, Warwick selber zog

hinter dem Herold her, der Maria als Königin von England ausrief.

Maria, die Katholische (1553—1558, geb. 1516).

Das war eine bedeutsame Wendung. Die Frage harrte noch ihrer Lösung, ob die von oben befohlene Reformation Bestand haben würde. Jetzt kam die Fürstin auf den Thron, die ganz unzweifelhaft in einem Punkte ihre bestimmte Meinung hatte, im religiösen, die, sie mochte sonst Ansichten haben, welche sie wollte, streng katholisch dachte und streng katholisch empfand.

Es begann eine Regierung, die vielleicht ohne oder sogar wider ihren Willen auf die Bahn der katholischen Reaction getrieben ward, der gegenüber sich die Lebenskraft des Protestantismus erst zu erproben hatte.

Maria's Bild ist von den englischen Geschichtschreibern, allein ausgenommen diejenigen, die der streng römisch-katholischen Auffassung huldigen, nicht eben schmeichelhaft gezeichnet. Die große Mehrzahl derselben spricht nur von der „blutigen Maria". Daß sich die empörte nationale Empfindung an dem spanischen Terrorismus dieser Königin durch eine solche Bezeichnung rächte, ist begreiflich und von ihrer ungeheuren Blutschuld soll Maria Nichts abgezogen werden, gleichwohl darf man sich diesem Eindruck nicht allein hingeben. Bei unbefangener psychologischer Betrachtung findet man nicht die wilde, fanatisch blutdürstige Henkernatur, die man erwartet, sondern ein schwaches Weib, das eher verdient beklagt als angeklagt zu werden.

Maria Tuder war die Tochter jener unglücklichen Katharina, die unter so empörenden Umständen vom Throne verstoßen worden war, und blickte jetzt in schon vorgerückten Jahren auf eine namenlos unglückliche Kindheit und Jugend zurück. Sie sah ihre schuldlose Mutter durch ein parteiisches Gericht aus der Ehe des Vaters verdrängt, wie eine eingedrungene Fremde vom Hofe und von der Regierung verbannt, sie sah eine Glücklichere an ihrer Statt den Thron besteigen, sich selbst zurückgesetzt und Jahre lang bedroht, mißachtet, mißhandelt. Solche Dinge würden in einer frischen, lebensmuthigen Natur weniger tiefe Spuren zurückgelassen haben, hier aber trafen sie auf ein Gemüth, das früh zur Schwermuth und zu einer trüben Bigotterie neigte.

Mit der Verbitterung über eine in Gefahr, Noth und Entbehrung verbrachte Jugend vermischte sich nun der Gedanke, daß ihre Mutter um des Glaubens willen verfolgt, sie selbst aus der gleichen Ursache zur Niedrigkeit verurtheilt sei. Ihr und ihrer Mutter Unglück hatte ja begonnen mit dem Tage, da der König mit der alten Kirche brach, und der Sieg der Nebenbuhlerin war in ihren Augen zugleich ein Sieg des neuen Unglaubens. Das war nicht richtig, aber sie sah es so an. Ihr war Alles, was sie Bitteres im Leben ertragen und empfunden hatte, verknüpft mit diesem Verhältniß.

Der Protestantismus war nicht bloß eine neue Lehre, die ihrem Glauben entgegengesetzt war, sondern zugleich ein feindseliges Princip, das sie und ihre Mutter unglücklich gemacht hatte.

Einen persönlichen Haß hatte sie darum auf den neuen Unglauben geworfen und dabei fühlte sie sich fremd in diesem Volk und diesem Lande. Sie war mehr Spanierin als Engländerin, sie betrachtete die Engländer als die Mitschuldigen jenes Frevels, der an ihrer Mutter und ihrem Glauben begangen war, und sah dagegen an Allem, was spanisch hieß, mit wahrer Andacht empor.

Das war ein neues Moment der Entfremdung und Entzweiung. Dazu war sie kränklich, in vorgerückten Jahren, eine hinfällige, gebrechliche Gestalt, hatte etwas von dem schwarzgalligen Menschenhaß einer alten Jungfer. Das Alles kam zusammen, um sie zu fürchterlichen Dingen hinzureißen, die man nicht ohne Weiteres verdammen darf, sondern erklären muß aus ihrem ganzen Leben.

Sie kam nicht mit all den bösen Gedanken auf den Thron, Vieles ist wohl mehr im Laufe der Dinge an sie herangekommen, als von Hause aus ihr despotischer Wille gewesen.

Bei ihrem Regierungsantritt gab sie die Erklärung ab, sie werde die Protestanten in Bekennung und Ausübung ihrer Lehre nicht stören, überhaupt in Glaubenssachen Niemand zwingen, aber sie verbiete auch die beleidigenden Namen Papist und Ketzer (August 1553).

Vielleicht war das nur geschehen, um die Befürchtungen der Protestanten niederzuschlagen und dadurch die Gegner um ihren letzten Anhang zu bringen; im Herzen war sie ohne Zweifel jetzt schon entschlossen, den Katholicismus wieder herzustellen. Gleich

die ersten Handlungen des neuen Regiments waren Thaten der Rache. Northumberland, der sich jetzt ebenso feig und elend benahm, wie er sich früher hoffärtig und herrschsüchtig geberdet hatte, kam mit fünf Mitschuldigen auf's Schaffott, Johanna Grey mit ihrem Gemahl in strenge Kerkerhaft.

Dann folgten die Maßregeln der Restauration und dabei kam der Königin der Supremat zu Statten, den Heinrich VIII. mit der königlichen Würde verknüpft, noch mehr die Gefügigkeit, zu der er das Parlament und die Richter erzogen hatte. Alle Stellen besetzte sie in ihrem Sinne, die Männer, die wegen ihrer katholischen Gesinnung unter Eduard VI. gelitten hatten, wurden in ihre Würden wieder eingesetzt, der Bischof Gardiner trat aus dem Kerker in das Amt des Kanzlers über und eine Reihe von angesehenen Bischöfen, die als Stützen des Protestantismus galten, wurden entfernt. Das Ministerium ward im Sinne des Katholicismus umgebildet und so war in wenig Monaten das Angesicht des ganzen officiellen England wieder in sein vollständiges Gegentheil verkehrt.

Eben noch hatte Eduard VI. den Protestantismus zum unabänderlichen Grundsatz der Regierung gemacht und nun athmete auf einmal Alles wieder den reinen Katholicismus. Das floß eben aus der Natur dieser Reformation, die Heinrich VIII. planmäßig um alle Sympathien im Volke gebracht hatte, und die die kurze Regierungszeit Eduards VI. nicht feste Wurzeln hatte fassen lassen.

Die Gegenreformation war bereits im vollen Gange, als die Wahlen zum neuen Parlamente vollzogen wurden. Durfte man in England überhaupt auf eine Brustwehr gegen die Willkür der Regierung hoffen, so konnte man sie allein von diesen Wahlen erwarten. Die Parlamente waren nun bisher sehr wandelbar und willenlos gewesen, aber es lag darin doch eine Waffe, die mit der Zeit scharf werden konnte. Die jetzt eingetretene rückläufige Strömung verläugnete sich freilich auch hier nicht, die Erhebung, die sich in der letzten Zeit in dem Katholicismus kund gegeben hatte, fand auch in den Wahlen ihren Ausdruck und man kann deßhalb nicht glauben, daß das neue Parlament lediglich durch Regierungsacte und Beeinflussung von Oben so ausfiel, wie es ausgefallen ist. Die protestantische Regierung hatte zu wenig gethan, um die neue Lehre im Volke wahrhaft Wurzel greifen zu lassen, die zahlreichen

Feinde, welche die Seymour's und Northumberland's sich geschaffen, hatten ihren Haß auch auf die Sache geworfen, die ihr Regiment hatte rechtfertigen sollen, der zurückgedrängte Katholicismus erhob wieder sein Haupt und es gelang ihm Vieles zu seiner Restauration.

Das Erste, was dem Parlamente oblag, war die Aufhebung des Edictes, welches die Ungültigkeit der Ehe Heinrichs VIII. mit der Mutter Maria's ausgesprochen hatte. Das lag in der Natur der Sache und hatte, nachdem die Thronfolge der Königin bereits eine feststehende Thatsache geworden war, keine principielle Bedeutung mehr.

Anders war es mit der Zumuthung, die gleich darauf folgte, Eduards VI. religiöse Neuerungen aufzuheben und das Commonprayerbook abzuschaffen. Aber auch das ging durch, wenn auch nicht ohne lebhaften Streit. Der Gottesdienst ward wieder katholisch, die Kirchenlehre wieder auf den alten Fuß gebracht und dadurch schon ein starker Riß in das Werk der Reformation gemacht.

Weiter zu gehen, schien den besonnenen Rathgebern der Königin, zu denen selbst der Kaiser Karl gehörte, nicht thunlich. So ward die Messe wieder eingeführt, die katholische Liturgie wieder hergestellt, aber die weltliche Spitze der Hierarchie, der königliche Supremat blieb, obgleich die Königin am liebsten sogleich die geistliche Oberhoheit an den Papst zurückgegeben hätte.

Mit Rom trat jetzt wieder zum ersten Mal nach langer Verfeindung eine Art Aussöhnung ein, aber bezeichnend ist, daß man dort, bei allem Dank für die Maßregeln der Restauration, auf den Uebereifer der Königin selber glaubte mäßigend und abkühlend einwirken müssen. So wagte man denn auch nicht mit unverzüglicher Einsetzung eines päpstlichen Legaten vorzugehen. Unter denen, welche Heinrichs Neuerungen am entschiedensten sich widersetzt hatten, war der Namhafteste der Cardinal Reginald Pole, der sich damals dem Tode durch die Flucht entzogen. Er galt gleichsam für das ausgewanderte katholische England. In Rom war er mit Auszeichnung aufgenommen und sichtbar überall hervorgezogen worden. Ihn ernannte Papst Julius III. zu seinem Bevollmächtigten in England, aber es dauerte lange, bis man die Stimmung für seine Aufnahme geeignet fand, und als er dann wirklich nach 30jähriger Verbannung zurückkehrte, da gehörte er, wie selten ein Emigrant, zu der gemäßigten Partei, und es begegnete ihm, daß er bald über das maßlose Gebahren Maria's die Hände rang.

Die Folgen des einmal begonnenen Einlenkens in die Bahn der kirchlichen Reaction entwickelten sich rasch. Das erste Parlament hatte durch seine Gefügigkeit auf eine gewisse Schonung Anspruch machen können, aber die Königin fand es anmaßend, daß ihr dasselbe die Vermählung mit einem Engländer vorschlug, sie löste es auf, und ging alsbald eigenmächtig über seine Beschlüsse hinaus. Aller Gottesdienst in englischer Sprache ward verboten, mehrere tausend verheirathete Geistliche wurden mit Weib und Kind aus ihren Stellen vertrieben und dem Elend preisgegeben. Inzwischen war ein Heirathsplan aufgetaucht, in dessen Hintergrund man mit Recht eine kirchliche Gegenrevolution der fürchterlichsten Art vermuthete.

Daß die Königin in ihrem Alter sich noch werde verheirathen wollen, fand alle Welt natürlich. In England wünschte man einen Engländer als ihren Gemahl und in den höchsten Kreisen, im Parlament, dachte man an den jungen Grafen Courtenay von Devonshire als Candidaten. Von einem Engländer wollte die Tochter der aragonischen Prinzessin um keinen Preis Etwas hören, irgend eine persönliche Leidenschaft hatte sie auch nie empfunden, man durfte ihr glauben, wenn sie dem kaiserlichen Gesandten sagte, sie wisse nicht, was Liebe sei, aber ihr stiller Herzenswunsch war stets gewesen, ein Ehebündniß mit dem besten katholischen Hause, dem spanischen, einzugehen. Philipp's II. Hand war eben durch den Tod seiner zweiten Gemahlin frei geworden und auf den hatte sie ihr Auge geworfen. Man fragte gerade diplomatisch herum nach einer neuen Gattin für ihn, mit Portugal ward schon unterhandelt, als sich zeigte, daß man in England die allerbereitwilligste Aufnahme zu gewärtigen habe.

Der Kaiser war über die Eröffnungen Maria's aufs Freudigste überrascht. Eben hatten Vater und Sohn in Deutschland eine schwere Niederlage erlitten, die Verbündung mit England schien für das Alles einen vollwiegenden Ersatz zu bieten. Die Ehe ward beschlossen, schon im October 1553 gab Maria im Geheimen das Jawort, aber das bloße Gerücht reichte hin, ganz England in Aufregung zu versetzen. Man sah schon den spanischen Absolutismus und die spanische Inquisition nach England verpflanzt.

Zum ersten Mal waren alle Parteien einig in ihren Befürchtungen, das Parlament ergriff das Wort und wurde aufgelöst, jetzt kam es zur offenen Empörung, der ganze Adel, der weniger

seinen Glauben, als seinen Besitz an Kirchengütern gefährdet sah, gerieth in meuterische Stimmung, in Cornwallis und in Kent erfolgte der Ausbruch. Es war schwer zu sagen, ob die Stimmungen der Protestanten oder der englischen Nation selber dabei überwogen.

Die Aufstände Wyatt's und Carew's scheiterten schmählich und nun brachen die Folgen herein, die mißlungene Aufstände fast immer haben. Die Königin wurde nur noch leidenschaftlicher vorwärts getrieben. Sie war wohl von Natur nicht grausam, aber seit sie in der eignen Hauptstadt von den Empörern bedroht gewesen, war sie zu den ärgsten Dingen entschlossen.

Im Februar 1554 starben 50 Menschen am Galgen und als angebliche Mitverschworene wurde die unglückliche Johanna Grey, eine harmlose, liebenswürdige Persönlichkeit, die an den letzten Dingen ganz unschuldig war, sammt ihrem Gemahl und dem Herzog von Suffolk verurtheilt und hingerichtet. Auch Elisabeth ward in den Tower geworfen, aber man konnte ihr Nichts nachweisen und gab sie wieder frei.

Juli 1554 fand die Vermählung Maria's mit Philipp von Spanien statt. Das neue Parlament, eingeschüchtert und bearbeitet wie es war, hatte den Ehevertrag gut geheißen, schien aber im Uebrigen durchaus abgeneigt, die Vollendung der Restauration zu besiegeln und wurde deßhalb sogleich wieder entlassen. Der König Philipp war so liebenswürdig und leutselig, als ihm sein spanischer Hochmuth irgend gestattete und warf mit Gnaden und Pensionen um sich, die ihm unter der Aristokratie des Landes zahlreiche Freunde erwarben.

Die Königin drängte indessen ungeduldig auf vollständige Rückkehr unter den Papst; ihr geistlicher Titel, die nothgedrungene Schonung der Ketzer, der an den Kirchengütern begangene Raub lag ihr schwer auf dem Gewissen wie eine Schuld, für die sie persönlich verantwortlich sei. Wie unpolitisch das war im Sinne der englischen Krone, es bewies nur um so mehr die Ehrlichkeit ihres Fanatismus. Die geistlichen Güter waren unbarmherzig zerschnitten und zerschlagen worden, einen großen Theil davon hatte die Krone an sich gerissen und zum Glück für England so massenhaft wieder verkauft und verschleudert, daß die besitzende Mittelklasse unermeßlichen Reichthum dabei gewann. Die Frage, wie man hier verfahren müsse, um das alte Unrecht wieder gut

zu machen, ohne ein neues zu begehen, war sehr heikler Natur. Da es eine nicht seltene Erscheinung ist, daß es den Menschen schwerer wird, von zeitlichen Gütern Etwas abzugeben, als einen Glauben abzuschwören, so ließ sich auch hier erwarten, daß die überwiegende Mehrzahl sich eher die Wiederkehr der Messe, des päpstlichen Primats, ja der Ketzergesetze gefallen lassen würde, als eine Zurückforderung der Kirchengüter.

Es macht, wenn nicht der politischen Einsicht, so doch der Gesinnungstreue der Königin alle Ehre, daß sie anders dachte, daß sie am liebsten ihre eignen Güter, die der Krone heimgefallen waren, sammt den anderen zurückgegeben hätte, aber sie stand damit auch völlig allein.

In England war ohne einen Dispens, der die 40,000 Familienväter in dem Besitze ihrer angekauften Kirchengüter sicher stellte, an entscheidende Fortschritte in der neuen Kirchenpolitik nicht zu denken, durch ihn aber auch Alles zu erreichen.

In der That erklärte sich das neue Parlament bereit, seinen Protestantismus abzuschwören und in Kirche und Lehre Alles zu beschließen, was der Papst verlange, wenn Niemand an die einmal getroffene Vertheilung der Kirchengüter rühren wolle, und als das feierlich verbrieft war, willigte es ein, unter die Obedienz des Papstes zurückzukehren und die Ketzeredicte zu erneuern (1554—55).

Die Gegenreformation war somit auf dem Wege Rechtens eingeleitet und die Ketzerprocesse konnten beginnen. Alle angeseheneren Feinde des Katholicismus, darunter die ersten Namen der Nation und die Sterne der englischen Gelehrsamkeit, wurden vor das Ketzergericht gebracht, und nicht etwa wegen irgend welcher schuldvollen Handlungen durch Empörungsversuche oder Störungen des katholischen Gottesdienstes, sondern ganz allein wegen theoretischer Ansichten über religiöse Fragen, über die Gardiner, Bonner und die übrigen strengen Katholiken anderer Ansicht waren, verurtheilt und hingerichtet. Recht eigentlich die geistige Aristokratie des Landes ward auf das Blutgerüst gebracht und die meisten Opfer starben würdig ihres sittlichen Ranges. Man zählte in den 3 Jahren bis zum Tode Maria's etwa 300 verbrannte Ketzer, worunter 55 Weiber und 4 Kinder.

Einer der Ersten war der alte Erzbischof Cranmer, der sich bisher durchgeschmiegt und den sein Todfeind Gardiner jetzt auch

in's Gefängniß werfen ließ. Durch eine scheußliche Behandlung trieb man ihn so weit, daß er sein Bischen Leben durch einen Widerruf zu retten glaubte und als er ihn geleistet, ward er doch verbrannt. Man trieb mit dem alten Mann ein höhnendes Spiel, das jede menschliche Empfindung empören mußte.

Für das protestantische England sind diese Tage der Verfolgung, in denen das edelste Blut der Nation vergossen wurde, die eigentliche Erweckungs- und Belebungszeit geworden. Bis jetzt war es in England Brauch gewesen, den althergebrachten religiösen Ansichten im Wesentlichen treu zu bleiben und je nach der Regierung das äußere Gewand zu wechseln.

Maria ließ keine Wahl mehr. Sie selber that das Meiste, die Spreu von den Körnern zu sondern. Gegenüber den Tausenden, die sich charakterlos beugten vor der wechselnden Gewalt, waren doch Hunderte, die lieber in den Tod gingen, als ein Jota ihres Glaubens aufzugeben. Ja unter dem Eindruck der imposanten Todesverachtung, mit der die Meisten das Schaffot bestiegen, bemächtigte sich allmälig des ganzen protestantisch gesinnten Theiles der Nation eine Stimmung wetteifernder Selbstaufopferung, der Tod verlor seinen Stachel, die Führer rissen die Menge mit sich fort und was dem englischen Protestantismus bisher gefehlt, die todesmuthige Bekenntnißtreue, das ward ihm durch seine bitterste Feindin gegeben. Bestand der Protestantismus diese Feuerprobe, dann war er mehr geworden als er bisher gewesen, dann war er nicht mehr ein amtlich befohlener oder geduldeter — dann war er stark genug, auf eigenen Füßen zu stehen.

Es fehlte nur noch, daß die Regierung auch noch nach Außen eine antinationale Richtung nahm und so die Leiden einer Partei zusammenfallen ließ mit der Schande und der Unfreiheit der ganzen Nation.

Das geschah durch die thörichte Theilnahme am spanisch-französischen Kriege, zu der sich Maria in ihrer Verblendung hinreißen ließ. Der Vertheidiger von Metz, Franz von Guise, nahm England Calais weg (Jan. 1558), die letzte stolze Erinnerung der Zeit, wo England bis an die Loire geherrscht, ging verloren, weil die Königin mit Spanien ging, und auch im Innern hatte sich ein gefährliches Mißverhältniß gebildet.

Der Papst Paul IV., der Papst der starrsten rücksichtslosesten

Restauration, hatte das Abkommen seines Vorgängers in Sachen der Kirchengüter umgestoßen und zum Mindesten den Heimfall der im Besitz der Krone befindlichen Kirchengüter verlangt. Königin Maria, die das als Gewissenssache betrachtete, erschien selbst im Parlament, um diesen Act der Gerechtigkeit dringend zu empfehlen und es gelang auch, ihn mit einer freilich sehr geringen Mehrheit durchzusetzen (Dec. 1555), aber das Mißtrauen der ganzen Aristokratie, die Kirchengüter in Privatbesitz hatte, war nicht mehr zu bannen. Es kam der unglückliche Krieg hinzu, das Parlament wollte keine Gelder mehr bewilligen, die Regierung griff zu willkürlichen Steuern und schritt gegen die Gerichte, die sich auf die Seite der Steuerverweigerer stellten, mit Gewalt ein. Die Regierung, die die Protestanten gleich Verbrechern mit Feuer und Schwert verfolgte, trat auch das Landesrecht mit Füßen und gab die nationale Ehre preis. So kam der Gedanke auf, daß Protestantismus und englische Nationalität identisch seien und man war auf dem Wege angelangt, vor dem Kaiser Karl und Pole gewarnt, wenn man das Land nicht mit Gewalt protestantisch machen wolle.

Eine allgemeine, immer steigende Unzufriedenheit gährte im Lande, brach ein Aufstand aus, so schützte die Königin keine Legitimität mehr, er mußte Erfolg haben. Im Augenblick der größten Spannung starb Maria am 17. November 1558.

Sie war in der letzten Zeit ganz verlassen gewesen, selbst Gardiner und Pole hatten ihr Vertrauen nicht mehr, bloß der fanatische Bischof Bonner stand ihr nach wie vor zur Seite. So starb sie, eben noch früh genug, um nicht das Opfer einer Empörung zu werden.

Wer jetzt folgen würde, war in den Augen des Volkes nicht zweifelhaft. Maria hatte ihre jüngere Schwester Elisabeth nie mit Liebe betrachtet und das war ihr auch nicht zuzumuthen. Aber die protestantische Elisabeth hatte mit großer Klugheit und nicht geringerem Glück Alles zu vermeiden gewußt, was sie in den Augen ihrer Schwester hätte verdächtig machen können. Wie leicht wäre es dieser sonst gewesen, sie als Ketzerin hinrichten zu lassen und dadurch Maria Stuart den Weg auf den Thron zu ebnen. Elisabeth hatte die Zeit der Verfolgungen glücklich überdauert und konnte ohne Anfechtung den Thron besteigen.

---

§ 42.

Königin Elisabeth (1558—1603). Vorsichtige Anfänge. Das Parlament von 1559 und die Neugründung der anglikanischen Kirche. Beginn des Streits mit Maria Stuart. — Die Reformation in Schottland John Knox. — Maria Stuart in Schottland (1561—1568). Darnley. — Riccio — Bothwell. — Maria Stuart in England. Wendung Spaniens und Roms gegen Elisabeth. Die Verschwörungen. Norfolk (1569—1572). Elisabeths nothgedrungene Wendung gegen Spanien und Rom (1572—1585). Verschwörung von Savage und Babington. — Maria Stuarts Proceß und Hinrichtung (1586—1587). — Die spanische Armada (1588) und Elisabeths letzte Zeit (—1603).

Vorsichtige Anfänge. Das Parlament von 1559 und die Neugründung des Anglikanismus.

Königin Elisabeth hatte sich unter Jahren des Druckes und der Leiden eine gesunde Seele bewahrt. Die fünf Jahre, während deren Maria regierte, war sie umlauert und umspäht von der herrschenden Partei, deren ganzes Absehen darauf ging, sie auf irgend einem falschen Schritte zu ertappen und als Verschwörerin auf das Schaffot zu führen. Sie wußte sich mit ausgezeichnetem Geschick allen Schlingen zu entziehen, und so ging sie nicht den Weg von Johanna Grey. Ihre Schicksale waren im Ganzen ziemlich ähnlich denen, unter denen ihre Schwester Maria den finsteren Menschenhaß eingesogen hatte. Aber ihr Naturell war ganz anders geartet, sie hatte die jugendliche Heiterkeit, das leichte französische Blut ihrer Mutter Anna Boleyn, eben die Eigenschaften, die König Heinrich VIII. so entzückt hatten. Sie hatte nicht die Schönheit, wohl aber die geistige Anmuth, den unverwüstlich munteren Sinn ihrer Mutter, all ihr Elend hatte ihr den Muth nicht gebeugt, die Liebe, das Vertrauen zur Welt nicht zerstört. Siegesfroh, als ob sie ein langes glückliches Leben hinter

sich hätte, stieg sie aus dem Gefängniß auf den Thron, entschlossen, nicht mehr daran zu denken, daß man ihr nach dem Leben getrachtet, zu regieren, als ob man ihr von je wie der künftigen Königin begegnet wäre. Mit Männern, die ihr oft den Tod geschworen, wußte sie unbefangen zu verkehren, als sei Nichts zwischen ihr und ihnen vorgefallen. Das war Etwas, was nicht Jeder konnte, nach dieser Zeit bitteren, blutigen Parteienkampfes, und darum allein schon war eine solche Regierung ein Segen für dies Land.

Obgleich von den Katholiken mit tödtlichem Hasse verfolgt, haßte sie dieselben nicht. Im Gegentheil, es schien oft, als behandle sie die Katholiken zu milde und zu versöhnlich. Sie war überhaupt bei allen Schwächen und Kleinlichkeiten eine Natur, an der man, den Verleumdern zum Trotz, menschlich seine Freude haben muß. Sie gab sich wie sie war; mit ihrer ganzen weiblichen Empfindlichkeit, mit ihrer oft in's Lächerliche streifenden Eitelkeit, mit ihrer Neigung sich huldigen und schmeicheln zu lassen, verband sie wieder große, königliche Züge, ihr ganzes Leben war doch nur ein männlicher Kampf für die Staatsmacht und die nationale Idee, und wo sie zu wählen hatte zwischen ihren Liebhabereien und persönlichen Neigungen auf der einen und den großen Geboten des Staates auf der andern Seite, da hat sie selten geschwankt, den letzteren zu folgen. Der Engländer hat Recht, wenn er sein königliches „Lieschen" in dankbarer Erinnerung trägt.

Elisabeth gab ihrem Lande fünfzig Jahre inneren Friedens, gesicherter Freiheit und gesetzlicher Ordnung, und sie legte den Grund zu Englands Größe als Weltmacht; nicht Alles hat sie selbst gemacht, aber es ist doch Nichts geschehen, wozu sie nicht entscheidend mitgewirkt hätte.

Als sie 1558 zur Regierung kam, war sie nicht geneigt, die Elisabeth zu werden, die das Volk nachher in ihr sah, die Trägerin des Protestantismus, die Gegnerin Spaniens und Roms.

Dazu hatte sie für's Erste weder Neigung noch Aufforderung. Sie war nicht phantastisch, oder leicht zu erwärmen für solche Ideen. Sie war kalt, ruhig, verständig, nicht ohne einen kleinen Zug zur Schlauheit, der oft Falschheit war; ihr Gedanke ging dahin, mit allen Parteien Frieden zu halten, und daß sie aus dieser Bahn nachher herausgerissen wurde, hat im Grunde Europa

verschuldet. Von Hause aus dachte sie an nichts Anderes, als den Katholicismus unverfolgt zu lassen, aber auch dem Protestantismus den Rechtsschutz wieder einzuräumen, dessen er unter Maria entbehrt hatte. Ihr Erstes war darum, daß die blutigen Ketzeredicte aufgehoben, die Glaubensgerichte eingestellt wurden, was aber sonst geschah, trug durchaus kein protestantisch confessionelles Gepräge, keine Art von Erklärung besagte, daß der Katholicismus nicht mehr die herrschende Staatsreligion sei, und das nahmen ihr im Anfang die bisher gedrängten und verfolgten Protestanten so übel.

Das kam nicht allein von der weiblichen Neigung zu vermitteln, wo die Männer sich entzweit haben, es hatte noch einen andern Grund; sie haßte den Katholicismus überhaupt nicht, sie war ja eine Tudor, Alles was Tudor hieß, hielt sehr viel von der Autorität und die katholische Hierarchie war ja in den Augen sehr Vieler die Fleisch und Bein gewordene Autorität, und dann imponirte ihrem immerhin romanischen Naturell die äußere Pracht, die weihevolle Ausstattung des katholischen Cultus.

So war ihr erstes kirchliches Thun synkretistisch zu nennen. Sie ging in die Messe, weil sie das ihren katholischen Unterthanen schuldig zu sein glaubte, sie verbot selbst die Predigten, um dem beginnenden Kanzelhader zu steuern, aber sie gestattete im übrigen Gottesdienste den Gebrauch der englischen Sprache, den Maria verboten hatte, hütete sich indessen durchaus, unmittelbar mit den Schöpfungen Maria's eigenmächtig zu brechen. Sie hielt sich sorgfältig fern von jedem Bemühen, eine protestantische Färbung einseitiger Art hervorzukehren. Ihr Begehren war, mit Spanien und Rom wie mit Frankreich und dem eigenen Lande, kurz mit aller Welt sich in Frieden zu vertragen.

Ihr erstes Vorgehen auf religiösem Gebiet knüpft sich an die Auflösung des letzten Parlaments und die Einberufung des neuen (Jan. 1559).

Es war begreiflich, wenn 1553 die Volksstimmung, erregt und gereizt wie sie war, sich vielleicht in wirklich aufrichtiger Neigung der katholischen Partei anschloß und diese darum bei den Wahlen ein gewisses Uebergewicht behauptete, aber es war ebenso begreiflich, wenn jetzt nach 5 Jahren blutiger Ketzerverfolgung ein vollständiger Umschlag nach der entgegengesetzten Seite eintrat und bei den Wahlen nicht ein Anhänger des Katholicismus als Candidat auch

nur genannt wurde. Elisabeth brauchte nicht zu sprechen. Das Volk sprach selbst.

Maria's Regiment hatte dem Katholicismus Nichts eingetragen als den Abfall der Nation. Einmüthig ging jetzt Regierung und Parlament daran, das Wichtigste dessen wieder herzustellen, was unter Maria gefallen war, und mit verhältnißmäßig geringem Widerstand gelang das.

Die englische Nationalkirche, die unter Eduard VI. begründet worden war, ward wieder aufgenommen und so ausgebaut, wie sie im Wesentlichen heute noch besteht. Die Messe ward abgeschafft, die Liturgie Eduards VI. und der königliche Supremat in Kirchensachen wieder hergestellt. Die neue Organisation schritt mitten durch die herkömmlichen Gegensätze hindurch und schloß Alles aus, was nach der katholischen oder calvinistischen Seite anderer Meinung war. Die neue Kirche umfaßte allerdings die große Mehrzahl der Nation, aber zur Rechten standen noch die Katholiken, die von der Regierung ausgeschlossen wurden, und zur Linken die strengen Reformirten der Genfer Schule, die den Bruch mit Rom und dem Papismus als selbstverständlich annahmen, aber die anglikanische Hierarchie gar nicht liebten. Würde man die Stimmen durchzählen, so würde die Mehrheit der Nation vielleicht den Gegnern der anglikanischen Kirche angehören, und dennoch ist das Gebäude der Königin Elisabeth thatsächlich noch von großer Bedeutung. Es beruht auf einer wohlgegliederten und innerlich zusammenhängenden geistlichen Hierarchie; diese ist im Besitze einer sehr beträchtlichen Macht durch ihre, damals sehr verminderten, seitdem aber wieder bedeutend angewachsenen Kirchengüter, sie verfügt über eine Anzahl Sitze im Unterhause, sie nimmt durch die Bischöfe eine Anzahl Sitze im Oberhause ein, und ist dadurch eine ganz wesentliche Stütze der gesammten aristokratischen Verfassung Englands.

Man kann eine große Abneigung haben gegen Alles, was Staatskirche heißt, und wird doch zugestehen müssen, daß es damals galt, nach den wilden Wirren und jähen Uebergängen der vergangenen 30 Jahren eine Organisation festzustellen, die in Zukunft jedem Sturm trotzte. Das hat die anglikanische Kirche geleistet, sie hat zwei Revolutionen überdauert, und besteht noch heute, nicht mehr in derselben geistigen Autorität, aber in derselben politischen Stellung wie damals.

Das Alles hat Elisabeth nicht als fertigen Entwurf mit auf den Thron gebracht, aber als sie mit richtigem Gefühl die Nothwendigkeit eingesehen, ließ sie das Volk sprechen und sanctionirte, was seinen Interessen entsprach.

Wie sie in diesem Punkte sich von den Verhältnissen und Stimmungen des Landes vorwärts schieben ließ, so war überhaupt ihre Parteistellung keineswegs so scharf gezeichnet, wie wir das gewöhnlich annehmen. Wir denken sie uns gleich als die Todfeindin des Königs Philipp und der päpstlichen Curie, die Beschützerin der Niederlande und der Hugenotten, wir werden sie noch hineinwachsen sehen in diese Rolle, aber jetzt ist sie das noch nicht. Sie schreibt noch in herzlichem Tone nach Madrid und Rom und erst da dies aufhörte, macht man dort die Bemerkung, sie sei eigentlich keine echte Tochter Heinrichs VIII., sie habe gar kein Recht auf ihren Thron und die Stimme des Parlaments, die in dieser Frage noch entschiedener auf ihrer Seite war als bei Maria, sei null und nichtig. Die Anfechtung ihres Thronrechtes durch alle Feinde des englischen Protestantismus und der englischen Freiheit nöthigte sie allmälig, eine ganz bestimmt ausgesprochene Parteistellung einzunehmen, die doppelt bitter dadurch wurde, daß sie persönlich gefärbt, mit persönlichen Ränken und Interessen durch und durch erfüllt war. Die Person, die, ihr von den katholischen Mächten als Prätendentin entgegengestellt, ihre eheliche Geburt und ihren Anspruch auf den Thron bestritt, war ihre Nachbarin in Schottland Maria Stuart, die in diesen Streit mit aller Leidenschaft eines Weibes eintrat.

Es waren zwei Frauen, die nach der Art ihres Geschlechtes miteinander stritten, die eine eine lüsterne Kokette, die sich nie zu zügeln wußte, die andere, auch ein sinnliches Weib, aber mehr sich zu bemeistern verstehend, die eine mit allen Tugenden und Lastern eines solchen Naturells, die andere nicht frei von gemachter Sprödigkeit, aber zugleich von einem männlichen Ehrgeiz und einer gewissen politischen Größe getragen, wie sie jener völlig fehlte, zwei Widerspiele in den meisten Eigenschaften des Charakters und, wie sie die Politik zusammengeführt, neben einander zu leben, außer Stande. Entweder mußte Elisabeth sich der Königin von Schottland unterwerfen, d. h. dem Thron und der Ehre entsagen, oder mit ihr kämpfen auf Leben und Tod, ein Drittes gab es nicht.

Als Elisabeth den Thron bestieg, tauchte von Seiten der Mächte, die nachher die Opposition gegen sie ergriffen, eine Einsprache nicht auf, erst seit den kirchlichen Maßregeln wurde, zuerst halblaut, dann in entschiedenen Erklärungen ihre Legitimität und Ehelichkeit angefochten. Man hielt sich dabei an dieselbe Verwirrung, welche gegen Maria die Katholische von anderer Seite benutzt worden war.

Heinrich VIII. hatte, in zweiter Ehe mit Anna Boleyn, Elisabeth gezeugt und wer den Ehebruch der Mutter für erwiesen hielt, konnte darauf kommen, auch Elisabeth für illegitim zu erklären. Ihre eigene Schwester, Maria, hatte sie stets als die echte Tochter ihres Vaters behandelt.

Das Recht der Maria Stuart war an sich unzweifelhaft, aber in Kraft trat es erst, wenn Elisabeth und ihre Leibeserben gestorben waren.

Margaretha, die älteste Tochter Heinrichs VII., des ersten Tudor, war nach Schottland verheirathet und als Gemahlin Jakobs IV. († 1513) die Mutter des schottischen Königs Jakob V. geworden. Mit diesem war vermählt Maria von Guise, eine Schwester der ersten Generation dieses Hauses, des Siegers von Calais und des Wortführers zu Trient. Aus dieser Ehe stammte Maria Stuart, wie sie vorzugsweise hieß zum Unterschiede von den vielen Marien, die in ihrer Geschichte mitspielten. Als ganz junges Mädchen war sie nach Frankreich verheirathet worden, an König Franz II., der 1559 zur Regierung kam und schon im Jahre darauf (Dec. 1560) gestorben ist. Dieser Umstand mochte mit dazu beigetragen haben, daß die katholischen Gegner Elisabeths nicht früher daran gedacht hatten, Maria Stuart als Prätendentin gegen Elisabeth aufzustellen. Nur als wirkliche Königin konnten sie solchem Unternehmen Erfolg versprechen, ehe sie es wurde, und als sie es so rasch nicht mehr war, bot sie keine nennenswerthe Aussicht.

Maria Stuart war mit achtzehn Jahren Wittwe geworden. An Aussichten auf Wiedervermählung fehlte es nicht. Ihre Jugend und Schönheit sowie der Besitz der schottischen Krone machten sie zu einer begehrenswerthen Partie. Philipp II. klopfte denn auch bei ihr wie bei Elisabeth an. Aber sie schloß kein neues Ehebündniß, sondern folgte dem Rath ihrer Oheime und

ging nach Schottland hinüber, um ihren Thron wirklich einzunehmen. Bis jetzt hatte ihre Mutter, Maria v. Guise, die Regierung geführt.

Mit dem Regierungsantritt Maria's in Schottland begann der Streit der beiden Königinnen.

Maria traf eine Krone an, deren Rechte, an sich schwer zu handhaben, durch das Eindringen der Reformation eben jetzt ein doppelt starkes Gegengewicht erhalten hatten.

Die Reformation in Schottland.

Das Königthum war hier von jeher ein beschränktes gewesen und das lag theils an der Stärke des großen grundbesitzenden Adels, theils an dem trotzigen Unabhängigkeitssinn des ganzen Volksschlags. Die Auflehnung gegen die königliche Gewalt war hier etwas Alltägliches, der Entschluß, mit Spießen und Stangen auf den König einzudringen, kostete hier noch so wenig Besinnen und Gewissensbisse wie im ganzen Mittelalter.

Wenn irgend einer der Großen mit der Krone unzufrieden war, so erhob er Fehde und an Anhang und Gefolge aus dem Kreise der Vasallen und dem Volke fehlte es selten. Unter so schwierigen Verhältnissen zu regieren, erforderte einen Takt, der den Stuarts gänzlich abging. Mit ihrem dünkelhaften Herrscherbewußtsein, ihrer übertriebenen Vorstellung von der Heiligkeit ihrer Gewalt, ihrer Härte, ihrer launenvollen Eigenwilligkeit und ihrem unnachgiebigen Trotz, sammt dem ganzen verhängnißvollen Schwanken zwischen Verzagtheit und Uebermuth, das sie sprüchwörtlich gemacht hat, sind sie nie die rechten Könige Schottlands gewesen.

König Jakob war 14. Dec. 1542 gestorben, wenige Tage vor seinem Tode war Maria geboren (8. Dec.). In Schottland war also kein König, die Thronerbin war ein neugebornes Kind und die Vormünderin war eine Guise. Das fiel in die Zeit, wo auch in Nordeuropa allmälig der große Umschwung eintrat, der die ganze Welt entweder in den Kreis der reformatorischen Bewegung hineinzog oder sie zur Abwehr derselben bestimmte.

Auch Schottland war davon ergriffen, aber anders als das in England geschehen war. Die Sache ging hier ihren eigenen Weg. Nicht theologischer Meinungsstreit oder nationale Abneigung gegen römische Uebergriffe, sondern der entartete Wandel des Clerus

gab hier den äußerlichen Anstoß und nicht die souveräne Laune, oder der geschickt rechnende politische Ehrgeiz eines Fürsten, sondern die sittliche Entrüstung und der politische Freiheitssinn der besten Geister des Volkes trieb zum Bruche. Genf, das calvinistische Genf ist die Schule gewesen, aus der der schottische Protestantismus hervorgewachsen ist und insofern der Calvinismus selbst eine der merkwürdigsten Gestalten des Jahrhunderts ist, darf Schottland, als seine Lieblingstochter, wohl ein besonderes Interesse beanspruchen.

Der Mann, den man hier an die Spitze stellen muß, John Knox (geb. 1505), ist zugleich der Charakterkopf der ganzen Richtung. Mit dem Feuereifer, der starren Strenge, dem düsteren theokratischen Sinn Calvins, verbindet er die scharf ausgeprägte schottische Eigenart, den unbeugsamen Freiheitssinn, den jäh aufbrausenden Wiederstandsgeist seines Volkes. Ein Calvinist, wie außer Calvin selber es keinen schrofferen gegeben hat, untadelig in der Sittenstrenge und Reinheit seines Wandels, ein Prediger wie der Meister selbst und zugleich voll des theokratischen Ehrgeizes eines alttestamentlichen Propheten, hat er den ganzen unversöhnlichen Radicalismus, der in dieser revolutionären Richtung lag. Sein Ideal von Kirche und Staat kennt keine königliche und keine priesterliche Allgewalt. Das Priesterthum ist auszurotten, der Clerus abzuschaffen, der katholische Götzendienst von der Erde zu vertilgen, der Fürst oder Edelmann, der seinen Rang mißbraucht, wird vogelfrei, die unbedingte Kirchenreform ist heilige Pflicht der Gemeinde, wenn die Obrigkeiten sich ihr entziehen, und diese Pflicht kennt in den Mitteln keine Schonung.

Unter der Regentschaft Maria's hatte er Schottland als Flüchtling verlassen müssen. Zuerst lag er als Galeerensträfling in französischer Gefangenschaft, dann ging er nach Genf und saß zu den Füßen Calvins.

Als er Ende 1555 zum ersten Mal wieder zurückkam, begann er den Calvinismus in seiner ganzen Ausschließlichkeit, aber auch in seiner Energie und Charaktergröße zu predigen.

Mit der Bildung kleiner Gemeinden, „Congregationen", denen er das Abendmahl nach protestantischer Regel austheilte, fing er in der Stille an. Keine Gemeinschaft mit dem römischen „Götzendienst" und Festhalten am göttlichen Worte bis in den Tod — war das gemeinsame Gelöbniß. In dieser Propaganda wurde das

Bild der Genfer Mutterkirche zuerst auf einen größeren Raum übertragen, auch hier der Grundsatz der durch selbst gewählte Vorsteher und Prediger sich selbst regierenden Gemeinde durchgeführt und die strenge Einfachheit und Schmucklosigkeit des calvinischen Gottesdienstes bis zum Fanatismus ausgebildet. Knox überbot noch Calvin, weil unmittelbar neben ihm eine katholische Hochkirche bestand, die sich jeder Neuerung mit Gewalt widersetzte; in dieser unablässigen Reibung nahm der schottische Calvinismus einen erhöhten Grad von Schärfe und Schroffheit an.

Der Calvinismus hatte das Eigenthümliche, daß er dem gesammten katholischen Kirchenthum und Gottesdienst unversöhnlicher feind war als irgend eine andere protestantische Richtung und dann, daß er sich in Charakteren darstellte, die sein ganzes Wesen vom Größten bis zum Kleinsten in unnahbarer Einseitigkeit verkörperten. John Knox war einer von diesen Männern, ein Stück Prophet und Volkstribun, Kirchenordner, Kanzelredner und Agitator der Massen, verstand er es wie keiner, seine Landsleute fortzureißen; hielt man diese düstere markige Persönlichkeit zusammen mit der leichtblütigen, dem Lebensgenuß eben erst entgegenwachsenden Maria Stuart, die auferzogen war in der ganzen eleganten und sittenlosen Atmosphäre des französischen Hofes, so hat man das beste Bild des Gegensatzes, der sich hier bald in offnem Kampfe entlud.

Unter ihren Augen sah die Regentin den Abfall sich vollziehen und ausbreiten. John Knox gab dem neuen Bekenntniß in Schottland sittliche Autorität, geschlossene Einheit und revolutionäre Energie. Er scheute sich nicht, offen im Tone des alten Testaments zu eifern gegen das gottlose Treiben am Hofe und im Clerus und als er, ein verurtheilter Ketzer, zum zweiten Mal das Land verlassen mußte, da kam die Gährung erst zum vollen Ausbruch.

In Schottland war ein mächtiger Adel, der die Stuarts von jeher nur als Seinesgleichen betrachtet hatte und in den Gewaltthaten der Regierung und des Clerus gegen die ketzerische Lehre bedrohliche Uebergriffe der königlichen Gewalt sah. Ein großer Theil der Lords stellte sich auf die Seite der neuen Lehre, die religiöse und politische Freiheit zugleich verbürgte. Zu den eifrigsten Parteigängern gehörte Einer aus dem Hause der Stuarts selbst. Jakob V. hatte eine angesehene Adelige verführt und einen Sohn

gezeugt, der den Namen seines Vaters trug und den Maria selbst nachher zum Grafen Murray erhob; an dem sollte sich die Sünde des Vaters rächen. Dieser unechte Sohn wühlte in dem Fleische des eigenen Hauses, er war ein begabter leidenschaftlicher Mensch, der neuen Lehre aus Ueberzeugung zugethan, und stand überall im Vordertreffen ihrer Anhänger.

Bereits im März 1559 stellten die protestantischen Edelleute an die Regentin das Verlangen, daß die Bischöfe von den Edelleuten der Diöcese, die Pfarrer von den Gemeinden gewählt und der Gottesdienst in der Landessprache gehalten werden sollte. Statt dessen brachte der Clerus die Regentin dahin, daß sie die Gerichte gegen die ketzerischen Prediger einschreiten ließ. Darüber kam es im Mai zu stürmischen Auftritten.

John Knox, eben zurückgekehrt, hielt leidenschaftliche Predigten wider den Götzendienst der Messe und der Heiligenverehrung, und ein kleiner Anlaß genügte, die erhitzten Massen zu wilden Excessen zu treiben. In Perth begann ein Sturm auf Bilder, Altäre, Klöster und Abteien, der sich in wenigen Tagen über den größten Theil des Reichs verbreitete und den tumultuarischen Sieg des protestantischen Gottesdienstes zur unmittelbaren Folge hatte. Eine Menge Kirchen waren ausgeräumt, gegen 200 Klöster zerstört, überall die Messe abgeschafft und die Liturgie Eduards VI. eingeführt.

Durch Zusicherungen, die man sich vorbehielt, bei erster Gelegenheit zu brechen, suchte die Regentin zu beschwichtigen und einzuschläfern, als sie nun aber französische Truppen in's Land zog, kam es zur offenen Revolution. Die presbyterianische Partei trat als „Adel und Gemeine der schottischen Kirche“ zusammen und erklärte im October 1559 die Regentin wegen Verfassungsbruchs ihrer Würde verlustig.

Die Einheit der religiösen und politischen Auflehnung war zur Thatsache geworden und die Prediger bewiesen aus der Bibel, daß dies Verfahren nach dem göttlichen Worte gerechtfertigt sei.

Eine politische, nicht eine religiöse Erwägung war es denn auch, die der Revolution zum Siege verhalf.

Elisabeth war zu wenig Glaubensheldin, und zu sehr Fürstin von Tudor'schen Anschauungen, um Rebellen die Hand gegen ihre rechtmäßige Regierung zu leihen. König Philipp II. gar mußte in dem Unternehmen der schottischen Presbyterianer ein unsühn-

bares Verbrechen gegen Alles sehn, was ihm als Fürst und Katholik heilig war, und doch rieth gerade er, die Schotten gegen die Regentin mit aller Kraft zu unterstützen, weil ihm noch gefährlicher als die Ketzerei der Calvinisten eine Vereinigung der französischen und der schottischen Krone dünkte, und das schlug auch bei Elisabeth durch.

England trat für die Schotten ein und mit seiner Hilfe kam ein Vertrag zu Edinburg (1560) zu Stande, wonach die französischen Truppen abziehen mußten. Damit fiel das letzte Hinderniß des vollständigen Sieges der Presbyterianer hinweg und das Parlament konnte die alleinige Geltung des protestantischen Bekenntnisses, die Abschaffung der bischöflichen Gerichtsbarkeit, das Verbot der Messe ohne Widerspruch zum Gesetz erheben (Aug. 1560).

Das war die Lage Schottlands, als Königin Maria, seit dem am 5. Dec. 1560 erfolgten Tode ihres Gemahls Wittwe, im August 1561 nach Schottland kam.

Maria Stuart in Schottland (1561—1568).

Die schottischen Stuarts waren eines der unglücklichsten Fürstenhäuser, die die Geschichte kennt. Jakob I. und III. waren ermordet, Jakob II. und IV. im Kampfe gefallen und Jakob V. war der Aristokratie gegenüber unterlegen. Der Letztere, der Vater Maria's, war mit den trübsten Ahnungen gestorben, noch auf dem Todbette hatte er gesagt, als ihm die Geburt einer Tochter gemeldet wurde, die schottische Krone ist durch ein Mädchen — die Tochter von Robert Bruce — an uns gekommen und durch ein Mädchen wird sie wieder verloren gehen.

Die Umstände, unter denen jetzt Maria die Krone antrat, ließen kaum hoffen, daß dies Familienunglück einem besseren Gestirn weichen werde.

Das Land war beherrscht durch einen fanatischen Protestantismus, die Königin war eifrig katholisch; ein Geist finsterer Sittenstrenge waltete in dieser neuen Kirche, Maria kam als blutjunges, lebenslustiges Weib von einem üppigen, leichtfertigen Hofe, der den calvinistischen Propheten ein Greuel war; das Land hatte sich mit der Faust von den Franzosen freigemacht und sie kam aus Frankreich, begleitet von französischen Höflingen, Lustigmachern und Beichtvätern, die täglich daran erinnerten, daß Schottland eine Fremde zur Königin hatte.

Die Tage ihres Empfanges waren die glücklichste Zeit, die Maria in Schottland verlebt hat. Die Schotten haben uns selbst plastisch geschildert, wie die junge, schöne Königin vom Jubel des Volkes begrüßt wurde, war sie doch wieder eine wirkliche Fürstin, nachdem man fast 20 Jahre eine Vormünderin gehabt, aber in dem feierlichen Aufzuge, in dem das Volk ihr entgegenkam, war doch in Sinnbildern, Liedern u. dergl. Manches, was den calvinistischen Haß gegen den Götzendienst des Papismus athmete.

Maria sollte das bald schmerzlicher empfinden.

Eifrig katholisch wie sie war, hätte sie am liebsten ihr Bekenntniß wieder zu dem des ganzen Landes erhoben, aber da das, auch nur versuchsweise anzustreben, unmöglich war, wollte sie mindestens in ihrer katholischen Hausandacht, in dem Privatgottesdienst ihrer Capelle, ungestört sein. Aber auch das war dem Fanatismus des allmächtigen John Knox nicht abzugewinnen. Er und die Seinen predigten ganz offen gegen die Ketzereien der unbekehrten Königin, John Knox erlaubte sich in dem Kirchengebet die Majestätsbeleidigung: „Reinige, o Herr, das Herz der Königin von dem Gift der Götzendiener und erlöse sie aus der Sclaverei des Satans, in welcher sie erzogen ist, und aus Mangel an wahrer Lehre sich noch befindet", und, wenn der Königin in aller Stille die Messe gelesen wurde, kam es wohl vor, daß Tumulte entstanden, bei denen dem Priester und anderen Personen aus der Umgebung der Königin die Köpfe zerschlagen und die Ohren blutig gehauen wurden.

Königin Elisabeth sah diesen Dingen mit der lauernden Aufmerksamkeit einer Fürstin zu, die davon mit am nächsten und unmittelbarsten berührt ward. Vom ersten Schritte an, den Maria auf schottischen Boden that, befand sie sich in principiellem Gegensatz zu Elisabeth. Die Letztere hatte, ehe sie in ihr Königreich gehen würde, die Anerkennung des Edinburger Vertrages gefordert, aber Maria hatte das abgeschlagen. Mit welchen Empfindungen Elisabeth seitdem den Erlebnissen der Königin von Schottland folgte, läßt sich ohne Mühe errathen. Die selbstverschuldeten Schwierigkeiten, die ihre Nebenbuhlerin fand, waren ihr erwünscht, sie lähmten sie und ließen sie schwerlich daran denken, so lange der schottische Thron im Wanken war, etwa auch den englischen erobern zu wollen. Sie unterstützte den

Widerstand des schottischen Adels und den Trotz der Calvinisten, während sie in England beide in den engsten Grenzen festhielt. Auch Maria hatte keinen ihrer Plane wider Elisabeth und den Protestantismus aufgegeben, aber sie hütet sich, ihre Verlassenheit durch herausfordernde Schritte gegen England noch zu steigern. Beide finden einstweilen für gut, sich die liebenswürdigsten, friedfertigsten Briefe zu schreiben, aber politisch sind ihre beiderseitigen Stellungen schon ganz getrennt.

Schottland lag inzwischen in Zuständen, die einer vollkommenen Anarchie ziemlich nahe kamen und gegen die sich Maria nothdürftig genug behauptete. Die Barone und die Calvinisten versuchten, ihr Regiment mit einem raschen Ruck über den Haufen zu werfen, aber ihr Aufstand ward glücklich niedergeschlagen (1563). Dieser Fall bewies Maria, daß, wenn sie die Fehler ihrer Gegner richtig benutzte, sie wohl im Stande war, ihre Gewalt festzuhalten, aber auch, daß sie sich keine Blöße geben durfte in so aufgeregten, gespannten Verhältnissen.

Ihr persönlicher Wandel war nun freilich nicht dazu angethan, den Schotten Achtung vor einer Krone einzuflößen, die Alles, was sie galt, stets nur der persönlichen Tüchtigkeit ihres Trägers verdankte.

Sie war leichtfertig im Umgang mit Männern, in einem Maße, das anstößig zu finden, keineswegs puritanische Strenge erforderte. Mag auch solchen Naturen das Gerücht häufig Schlimmeres nachtragen, als geschichtlich bewährt ist, und hat deßhalb auch Maria mehr auf ihren Ruf nehmen müssen, als bei strengerer Prüfung Stich hält, das allein, was als historisch gewiß betrachtet werden muß, ist schon stark genug, um mehr nicht hinzufügen zu müssen.

Um den übeln Nachreden zu entgehen und eine Stütze zu haben an irgend einem Mann, der sie gegen den Adel selber schütze, entschloß sie sich zu einer zweiten Ehe.

Es gab manchen angesehenen Schotten — denn um einen solchen handelte es sich doch zunächst — den man ihr als Gemahl vorschlagen konnte, und mancher tüchtige und würdige Mann war darunter. Maria wählte unter den Bewerbern den hübschesten, aber auch den leersten, ihren Vetter, den Grafen Darnley, der, wie Dahlmann sich ausdrückt, „Nichts war als die widerwärtige Erscheinung, die

man einen schönen Mann nennt." Er war eitel, oberflächlich wie sie, kokett, leichtsinnig wie sie, dabei charakterlos und feig wie Einer, ein Mensch, der alsbald gegen sie conspirirt hat und nachher mit ihr gegen die Verschworenen gegangen ist.

Es leitete sie also auch hier nicht irgend ein politischer Gedanke, nicht ein Gefühl ihrer Pflicht, sondern ein flüchtiges, sinnliches Gefallen.

Auch Elisabeth war empfänglich für solche Dinge, sie hatte auch ihre Neigungen und mancher Mann hat ihr gut gefallen, aber wenn es mit dem Gedanken Ernst werden sollte, mit einem fremden Fürsten ihren Thron zu theilen, so überlegte sie sich doch, ob das sich mit ihrer nationalen Politik vertragen würde, und wenn es sich um einen englischen Edelmann handelte, so vergaß sie nicht, was es hieß, einen Unterthan auf den Thron zu erheben. Sie liebelte und kokettirte mit Leicester u. A., aber zu ihrem Herrn läßt sie keinen werden.

Im Juli 1565 feierte Maria ihre Vermählung mit Darnley. Wie die Ehe ausfiel, läßt sich denken.

Nach dem ersten flüchtigen Gefallen ging jeder der Gatten seinen eigenen Weg. Bald trieb sich der König, der keinen anderen Lebensgenuß kannte, als rohe Ausschweifung, mit einer Rotte unbändiger Gesellen umher und trieb allerlei Unfug, wie man ihn einem gewöhnlichen Schotten nicht verziehen haben würde, wie er eines Königs durchaus unwürdig war. Die Königin verbarg nicht, daß sie ihren königlichen Gemahl verachte, beide sahen sich bald gar nicht mehr. Die einzige Frucht dieser Ehe war die Geburt eines Thronfolgers, die Schottland wieder einen König in Aussicht stellte; es war Jakob, der dereinst die Kronen von England und Schottland vereinigen sollte. Aber noch ehe der König geboren wurde, gestaltete sich das eheliche Leben der Königin so, daß ihr Verhältniß durch eine erschütternde Katastrophe aller Welt bloßgelegt wurde.

Man wußte bereits allgemein, daß der König jede Gelegenheit ergreife, die Königin zu kränken, und daß diese ihn wiederum als ihre Creatur behandle.

Ihr Liebling war damals ein Italiener, David Riccio, der ihr mit seinem musikalischen Talent die Stunden der Einsamkeit verkürzte und den der König den Liebhaber seiner Frau nannte,

wahrscheinlich ganz mit Unrecht, nicht weil Maria der Untreue nicht fähig gewesen wäre, sondern weil außer den Anklagen des Gemahls hier keinerlei Zeugniß vorliegt und das Verhältniß auch eine unschuldige Erklärung zuläßt. Sie fand an dem gewandten Italiener einen Gesellschafter und Vertrauten, der ihr in mancher Beziehung werth war, da sie den Gemahl entbehren mußte.

Riccio war ein guter Sänger und sie liebte die Musik, er war ein geschickter Correspondent und eines solchen bedurfte sie. Im Uebrigen war seine Persönlichkeit nicht dazu angelegt, der Liebhaber gerade dieser Königin zu sein.

Es scheint mir, daß er Marien nicht mehr war als der Correspondent, der ihren geheimen Briefwechsel mit Madrid und Rom besorgte. Darin lag auch der Grund, daß John Knox und die Seinen so wüthend auf ihn waren, denen hieß er nicht der Geliebte der Königin, sondern der Papist im Dienste der Katholikin und ihrer Restaurationspläne.

An diesem Verhältniß, das nicht klug, das unvorsichtig, aber nicht gerade strafbar war, entzündete sich die Erbitterung des Königs und der Rachedurst seiner wüsten Gesellen. So reifte der furchtbare Plan, den Italiener, der gewöhnlich in den Abendstunden im Frauengemach war, an der Seite der Königin zu ermorden. Am Abend des 9. März 1566 drangen die Verschworenen in das Gemach der Königin, einige schottische Lords, der König unter ihnen, nicht muthig genug, den Streich selber zu führen, aber verworfen genug, ihn durch Andere thun zu lassen; Riccio hatte sich der Königin zu Füßen geworfen und ihre Kniee umfaßt, weinend wie ein hilfloses Kind ward er hinausgeschleppt und in einem Nebenzimmer mit 56 Stichen abgeschlachtet.

Es gehörte eine mehr als menschliche Selbstüberwindung dazu, um zu vergessen, daß der Mann, den sie emporgehoben, jetzt vor ihren Augen diese schandbare, in der Geschichte beispiellose That beging. Vor der Welt sollte der Frevel erscheinen wie bestrafter Ehebruch, mit dem einen Dolche hatte man Riccio getroffen, mit dem anderen versetzte man der Königin selber eine tödtliche Wunde. Sie war damals schwanger mit dem Kronprinzen, den sie drei Monate später gebar, und es war bezeichnend, daß die Geburt dieses schwächlichen Wesens gerade in diese tragische Periode fiel. Man schrieb den Aufregungen der Mutter in diesem Augenblick

den Umstand zu, daß König Jakob später kein entblößtes Schwert sehen konnte, ohne in Zittern zu gerathen.

Man begreift, daß die Königin jetzt nur noch Gedanken der Rache gegen den Unwürdigen hatte, aber von diesen Regungen des natürlichen Hasses ist doch noch ein weiter Weg bis zu dem, was nun geschah.

Das Verhältniß zu Darnley war natürlich gelöst, in der öffentlichen Meinung hatte er Nichts mehr zu verlieren, aber die Königin gewann auch Nichts, die calvinistischen Prediger tobten gegen die ehebrecherische Königin und die Stimmung gegen sie ward nicht besser, sondern eher schlimmer seit jener Katastrophe.

Unter den Männern, die die Gunst der Königin hervorgezogen, zeichnete sich durch seine verwegenen und wie es scheint auch verführerischen Gaben ein Graf Bothwell aus, ein Mensch, der auf der bedenklichen Scheidelinie zwischen einem Helden und einem Räuberhauptmann stand, und in der Laufbahn des Letzteren auch geendet hat. Er trug den Glauben in sich, daß ihm keine Frau widerstehen könne und der Sieg über das Herz der Königin schien ihm Recht zu geben; in seiner Lebenserfahrung hatte er sich die Ueberzeugung gebildet, daß jedes Mittel recht sei, wenn es nur wirke; er war eine Persönlichkeit, die Niemand liebte und ehe die Gunst der Königin ihn emporhob, auch Niemand haßte. Seine Vergangenheit, seine Ehegeschichte begründete den schlimmsten Leumund, man hielt ihn der grauenhaftesten Verbrechen für fähig.

Mit diesem Subject ließ sich die Königin jetzt in ein inniges Verhältniß ein und es ist bis jetzt nicht dargethan, daß ihre Liebesbriefe an ihn unecht sind.

Trotz aller Bemühungen ihrer Vertheidiger ist nicht erwiesen, daß die duftenden französischen Gedichte an Bothwell nicht von ihr herrühren. So weit konnte sich die Sinnlichkeit dieser Frau verirren, daß sie, um einem Darnley zu entgehen, sich in die Arme eines Mörders flüchtete.

So ging das Jahr 1566 zu Ende. Darnley und die Königin hatten sich seit neun Monaten nicht mehr gesehen. Da wurde Jener plötzlich krank, über Ursache und Natur seines Uebels ging allerlei schlimmes Gerede, als man erfuhr, Maria habe sich mit dem Mörder Riccio's ausgesöhnt, den schwer kranken Gemahl in

Glasgow besucht, ihn in einer Sänfte nach Edinburg in die Nähe ihres Palastes bringen lassen und sei Tag und Nacht seine gewissenhafte, aufopfernde Pflegerin geworden. Das Alles war richtig.

Aber am Abend des 9. Februar 1567 war Maria auf einem Hofball und zwei Stunden nach Mitternacht wurde Edinburg durch einen furchtbaren Knall aus dem Schlafe aufgeschreckt, das Haus, in dem der kranke Darnley lag, war in die Luft gesprengt und Darnley mit. Sein Körper wurde in einem nahe gelegenen Garten aufgefunden.

In ganz Schottland war nur eine Stimme, wenn irgend ein Einzelner das angestiftet, so sei Niemand anders als Bothwell der Urheber. Andere zogen die Königin in den Verdacht mittelbarer oder unmittelbarer Mitschuld und die Art, wie sie sich vor und nach der That benahm, zeigte, daß sie die That mindestens billigte, wenn sie auch vielleicht nicht die Miturheberin war.

Ein Sturm der Entrüstung ging durch das Land. An jeder Straßenecke war Bothwell in öffentlichen Anschlägen als der Mörder angeklagt und seine sowie seiner Helfershelfer Bestrafung verlangt. Die Königin belohnte einen der Diener, der öffentlich als Mitschuldiger bezeichnet wurde und machte Bothwell, statt ihn vor Gericht zu stellen, zum Commandanten von Edinburg. Im Besitze dieser Würde, im Uebrigen noch immer Mitglied des geheimen Rathes, betrieb er jetzt selber seinen Proceß, mit seinen bewaffneten Spießgesellen erschien er vor Gericht, und brachte die Richter, die alle seine Anhänger waren, dahin, daß sie ihn frei sprachen. Die angeblichen Richter entblödeten sich nicht u. A. zu sagen, die Anklage an sich sei nichtig, denn sie setze den Mord auf den 9. Februar, während er nach 2 Uhr Nachts, mithin am 10. Februar geschehen sei. Noch mehr, eine Anzahl Parlamentsglieder gab sich bei Gelegenheit eines lustigen Abendessens, das er ihnen veranstaltete, dazu her, ihn, den verheiratheten Mann, der Königin zum Gemahl zu empfehlen (15. April 1567).

Noch hatte sich Schottland nicht erholt von der Aufregung über den Mord und den schmählichen Proceß, als es durch eine neue Kunde überrascht wurde, die alles bisher Erlebte hinter sich ließ.

Man hörte, Bothwell habe die Königin mit ihrem Willen

auf sein Schloß entführt und wenige Tage später erfuhr das empörte Land, die Entführte habe dem Mörder ihres kaum bestatteten Gatten die Hand gereicht.

Es giebt nichts Abscheulicheres als das Lügenspiel, das der Königin in dieser Sache beliebte. Scheinbar ließ sie sich entführen, spielte die Gezwungene, und erklärte dann am 12. Mai mit einem Male, allerdings sei sie mit Gewalt geraubt worden, aber Bothwell sei so artig gegen sie gewesen, daß sie sich entschlossen habe, ihn zu heirathen. Eine 25jährige Frau, die dazu im Stande war, den Mörder ihres wenn noch so schuldigen Gemahls unter solchen Umständen zum Mann zu nehmen, war in der That unendlich tief gesunken.

Jetzt brach der Aufstand los, der Mariens Thron zertrümmerte und sie als hilflosen Flüchtling nach England in die Arme ihrer Nebenbuhlerin trieb (Mai 1568). Und diese war weder großmüthig noch einsichtig genug, um die Nebenbuhlerin, die nicht mehr gefährlich war, in Frieden zu lassen; sie that, was weder edel noch klug war, sie lud sie freundlich ein und ließ sie dann im Kerker schmachten, das erst machte die Königin von Schottland gefährlich, im Kerker vergaß man ihre Verbrechen.

Maria Stuart in England.
Wendung Spaniens und Roms gegen Elisabeth.
Die Verschwörungen. Norfolk (1569—1572).

Der Entschluß Maria's, nach England zu flüchten, war höchst befremdend. Elisabeth war ja vom Papst als unehelich und darum als erbfolgeunfähig erklärt worden, die Unterhandlungen zwischen ihr und Maria über die Erbfolge in England hatten zu keinem Ziel geführt, die Königin mußte sie als eine sehr unbequeme Nebenbuhlerin, die Nation aber als ihre erbitterte Feindin betrachten. Ihre Vergangenheit und ihr Ruf war durchaus nicht dazu angethan, um in England einen Aufstand der Katholiken gegen Elisabeth hervorzurufen. Der Entschluß konnte also nur in einem Augenblick der Aufregung gefaßt sein, gesunde politische Erwägungen lagen ihm nicht zu Grunde.

Er strafte sich denn auch rasch und bitter genug. Maria hatte Elisabeth mit Briefen bestürmt. Klagen gegen die schottischen Rebellen, flehentliche Bitten um Hilfe, Versicherungen treuer

Ergebenheit und Schilderungen ihrer verlassenen, jammervollen Lage hatte sie ihr zugesendet, als könne diese keinen anderen Gedanken haben als den, sie aufzurichten aus ihrem Elend, die Schotten zu Paaren zu treiben und ihren Thron mit englischen Waffen wiederherzustellen.

Elisabeth ihrerseits hatte allerdings die Auflehnung der schottischen Barone unter Murray mißbilligt, sie dachte als eine Tudor in Fragen fürstlicher Souveränetät fast so streng wie irgend eine Stuart, aber von dieser Gesinnung bis zu einer Wiederherstellung Maria's war doch ein weiter Weg.

Sie nahm die flüchtige Königin nicht unfreundlich auf, ließ sie mit allen ihrem Rang gebührenden Ehren an der Grenze begrüßen und nach Carlisle geleiten, dort aber festsetzen und damit begann die Reihe ihrer Fehler.

Maria blieb in einem Zustand halber Freiheit, der Nichts war als eine milde, wohl überwachte Haft. Elisabeth hatte einen Weg halber Gesetzlichkeit gewählt, der Maria weder versöhnen noch unschädlich machen konnte. Sie fühlte bald das Bittere einer wirklichen Gefangenschaft und um so schmerzlicher, je mehr man den Schein vornahm, als sei sie nicht gefangen, sondern nur beobachtet. Diese Art von Haft hat Maria erst geradezu gefährlich gemacht, achtzehn Jahr hindurch war sie die Seele einer Menge von Verschwörungen, die ihr Schicksal allerdings nur verschlimmern konnten, aber an Elisabeth hing der Flecken, daß sie das Vertrauen einer hilfesuchenden Unglücklichen getäuscht, und ihre Gegnerin selber in den Stand der Nothwehr versetzt habe. Entweder mußte man gleich thun, was man später doch thun zu müssen glaubte, oder durch Versöhnlichkeit und Großmuth den Vorwurf der Welt abweisen und Maria zugleich unschädlich machen.

Elisabeth schlug recht nach Frauenart einen Mittelweg ein, der den Vortheil nicht brachte, den sie beabsichtigte, wohl aber alle Nachtheile, die sie vermeiden wollte. Maria blieb bedrängt genug, um in Elisabeth ihre Todfeindin kennen zu lernen und Anfangs auch frei genug, um Verschwörungen gegen sie anzuzetteln.

Elisabeth dachte nicht daran, Maria auf den Thron von Schottland zurückzuführen, aber sie erklärte sich dazu bereit, falls die streitenden Parteien sich ihrem schiedsrichterlichen Spruche un-

terwerfen und die Schuldlosigkeit Maria's an dem Morde Darnley's, der ihr vorgeworfen ward, sich herausstellte. Daß aber Maria sich frei nach Schottland oder Frankreich begeben dürfe, wie diese bat, schlug sie rund ab.

Seitdem wußte Maria, woran sie war. Sie schrieb Elisabeth einen stolzen königlichen Brief, worin sie ihr zu bedenken gab, daß sie gekommen sei, nicht um eine Richterin, sondern um eine Retterin in ihr zu finden, und wandte sich dann an die Könige von Spanien und Frankreich, Philipp II. und Karl IX., um Hilfe gegen die Königin von England. Dieser Schritt brachte keine Hilfe, denn Jener war durch die Niederlande, Dieser durch die Hugenotten festgehalten, wohl aber gab er Elisabeth Ursache, die Gefangene von der Grenze, der größeren Sicherheit wegen, in die Grafschaft York auf das Schloß Bolton bringen zu lassen.

Nachdem ein fruchtloser Versuch mit dem Schiedsgericht gemacht ist, folgt nun die lange Reihe von Verschwörungen und Anschlägen, deren letzter und größter den Tod Maria's, den Vollzug des schon im Voraus drohenden Urtheils herbeigeführt hat. Dieser 18jährige Kampf mit der Nebenbuhlerin und ihren Anhängern, und die schließliche Nothwendigkeit, sie aus dem Wege zu räumen, war die Folge des ersten verkehrten Schrittes.

Die ersten Verschwörungen gingen aus von der Familie Norfolk und anderen Häusern des höchsten englischen Adels. Die erstere hatte sich seit Heinrich VIII. theils an der Spitze der Geschäfte, theils in der Opposition mächtig hervorgethan und Einer aus derselben hatte eine Rolle gespielt wie kein englischer Magnat. Dessen Enkel trat jetzt hervor mit einem Plane, der so ziemlich alle Elisabeth feindseligen Elemente unter einer Fahne sammeln sollte.

Der Herzog von Norfolk hatte zahlreichen Anhang unter den Katholiken Englands, obgleich er Protestant war, wie er noch auf dem Schaffott erklärte, hatte Fürsprecher im Rathe der Königin, die Zustimmung Frankreichs und Spaniens auf seiner Seite und dachte mit der Hand Maria Stuart's zunächst den schottischen, nach Elisabeths Tode auch den englischen Thron seinem Hause zu sichern. Er war ein Mann von glänzenden äußeren Gaben, wußte vortrefflich durch seine Persönlichkeit zu gewinnen und zu bestechen, und konnte nach der Vergangenheit seines Hauses, nach seinem weitgreifenden Anhang in den höchsten Kreisen der Aristo-

kratie sich wohl eines so kühnen Planes vermessen. Praktisch angesehen war dieser freilich ein Gewebe von Selbsttäuschungen. Die Schotten wiesen die erste Andeutung mit Hohn zurück, auf Elisabeths nachträgliche Beistimmung zu rechnen, war so thöricht als von Frankreich oder Spanien rechtzeitige Hilfe zu hoffen, gewiß war nur, daß Maria ihm die zärtlichsten Briefe schrieb und daß ein Theil der unzufriedenen englischen Aristokratie es auf einen Waffengang zu seinen Gunsten wohl würde ankommen lassen.

Das war Maria's erster Rettungsplan. Er traf zusammen mit einer Krisis in Englands auswärtiger Politik. Elisabeth hatte spanische Schiffe, die sich vor den Wassergeusen in englische Häfen geflüchtet, festhalten und die Kriegsgelder, die der Herzog von Alba dringend erwartete, wegnehmen lassen. Dagegen hatte Spanien Repressalien ergriffen, beide Länder hatten sich den Handelskrieg erklärt und man befürchtete eine spanische Invasion. Kam es unter den beiden Mächten zum unwiderruflichen Bruch, dann gerieth Maria sammt ihrem Anhang zwischen zwei Feuer; um diese Entscheidung abzuwenden, arbeiteten die Verschworenen, insbesondere der Herzog von Norfolk und der Graf Arundel, an dem Sturze Cecils, der die Seele aller Maßregeln zu Gunsten des Protestantismus und gegen die katholischen Mächte gewesen war, und es gelang ihnen, nicht bloß diesen, sondern auch die Königin zu Verhandlungen zu bestimmen, welche die Versöhnung mit Spanien und Maria zum Ziele hatten. Während dieser Verhandlungen aber ward das Complott verrathen.

Elisabeth war außer sich, als sie hörte, was unter ihren nächsten Rathgebern geschehen war und noch hatte geschehen sollen. So lange die Dinge unentschieden in der Schwebe lagen, pflegte auch sie zu schwanken, in Halbheiten und nicht ohne eine gewisse Falschheit nach Hinterhalten zu suchen, aber im entscheidenden Augenblick fehlte es ihr nie an männlicher, entschlossener Geistesgegenwart. So auch hier.

Sofort ward Maria in eine strengere Haft nach Coventry gebracht und, um gegen einen Einfall von der See her geschützt zu sein, die Küste mit sieben der größten Kriegsschiffe besetzt, die bewaffnete Landmacht ward aufgeboten und Alles gegen die Empörer in Bereitschaft gesetzt.

Der Herzog von Norfolk stellte sich auf die Ladung der

Königin, von plötzlichem Kleinmuth ergriffen, selbst in London ein und ward in den Tower geworfen. Während dessen erhoben sich die Grafen von Northumberland und Westmoreland im Norden Englands (Nov. 1569), die Katholiken im Adel und im Volke schlossen sich ihnen an, unter Vorantragung eines gekreuzigten Christus überschwemmten ihre Schaaren die Grafschaften, drangen in die Kirchen, verbrannten die Bibeln und die anglikanischen Gebetbücher und führten die Messe wieder ein. Eben hatten die katholischen Waffen in Frankreich über die der Hugenotten gesiegt, es schien, als ob vom Norden Englands her ein gleicher Rückschlag gegen die Sache des Protestantismus erfolgen sollte, dem vielleicht Alba aus den Niederlanden entscheidend zu Hilfe kam. Aber der Feldherr der Königin, Thomas Ratcliffe, kam den Empörern mit gesammelter Macht entgegen, und zerstreute ihre Haufen mit leichter Mühe. Der Aufstand war bereits gänzlich niedergeschlagen, die Häupter außer Landes geflohen, als Papst Pius V. seine Bannbulle gegen die ketzerische Königin schleuderte und ihre Unterthanen von Eid und Pflicht gegen sie lossprach.

Königin Elisabeth war in der Lage, dies Attentat durch einstimmige Parlamentsbeschlüsse zu beantworten, die jeden Angriff auf die Legitimität der Monarchin für Hochverrath, jedes Rütteln an dem anglikanischen Kirchenthum für ein Staatsverbrechen erklärten (1571).

Inzwischen kam Norfolk gegen das feierliche Versprechen, daß er allen Gedanken an eheliche Verbindung mit Maria entsage, in eine mildere Haft, aber die Verschwörung ging weiter und nahm nun erst einen recht ernstlichen Charakter an. Neben dem Briefwechsel mit Maria liefen Unterhandlungen mit Spanien und Rom her, die ein reicher florentiner Bankier, Ridolfi, vermittelt und die in einem großen Theil des Adels lebhafte Unterstützung fanden. Norfolk versprach zum Katholicismus überzutreten, sich an die Spitze einer katholischen Schilderhebung zu stellen, Maria zu befreien, Elisabeth zu stürzen und dafür verhieß Spanien einen beträchtlichen Zuzug von Truppen. Alba war der Ansicht, ehe man sich nicht der Person Elisabeth's bemächtigt habe, werde die neue Erhebung das Schicksal der ersten haben und es sei nicht gerathen für Spanien, in die Sache thätig einzugreifen, wenn das nicht zuvor erreicht sei.

Auf spanischer Seite fürchtete man namentlich, der Plan, Elisabeth mit dem Herzog von Anjou zu verheirathen, möge gelingen und so beide Reiche gegen Spanien vereinigen. Es kam darum Alles darauf an, Elisabeth zu fangen oder zu tödten und darüber berieth denn auch Philipp II. im Juli 1571 mit seinem Staatsrath, als in England das ganze Complott aufgedeckt ward und Norfolk von Neuem in den Tower wanderte, dies Mal aber, um auf dem Schaffott zu enden (Juni 1572).

Das war der Todesstoß für die aristokratische Partei, die Attentate dauern während der folgenden Jahre noch fort, die Thätigkeit Spaniens und Roms erlahmt nicht, aber in England selber finden sie keine weiter reichende Anknüpfung mehr und Elisabeth wird Schritt für Schritt in das Lager der unversöhnlichsten Gegner des Katholicismus hinübergedrängt.

Elisabeth's nothgedrungene Wendung gegen Spanien und Rom (1572—1585).

Die nächsten Jahre verlaufen unter fortdauernden Reibungen mit den katholischen Mächten, denen jeweils Verschwörungen und Attentate zu Gunsten Maria's und strenge Maßregeln der Abwehr von Seiten Elisabeths entsprechen.

Der Streit der beiden Königinnen nahm einen immer höheren Grad persönlicher Verfeindung an, jemehr er anfing ein principieller und aufhörte ein persönlicher zu sein, denn das drängte sich jetzt auch Elisabeth immer überzeugender auf, daß es zwei Weltgegensätze waren, die sich in Maria und ihr gegenüberstanden. Die Anschläge Spaniens und Roms ließen darüber keinen Zweifel und ihre Fortdauer nöthigte sie, dort ihre Feinde zu bekämpfen, wo sie bisher Freunde gesucht, dort sich Unterstützung zu schaffen, wo sie theils eine ablehnende, theils eine gleichgültige Haltung beobachtet.

Kurz nachdem mit Norfolks Hinrichtung ein spanisch-römischer Mordplan auf Elisabeth und den englischen Protestantismus vereitelt worden war, kam die Nachricht von der Bartholomäusnacht. Frankreich hatte eben noch um Englands Freundschaft gebuhlt, ein Heirathsplan war eifrig betrieben worden, da kam die Botschaft von dem gräßlichen Protestantenmord; ein Ruf unbeschreiblichen Abscheues und maßloser Entrüstung ging durch ganz

England und Schottland, der alte Knox, jetzt ein Mann, der mit einem Fuße schon im Grabe stand, erschien noch einmal auf der Kanzel, um Zeugniß abzulegen gegen diesen ungeheuren Frevel. Elisabeth und ihr ganzer Rath empfing den französischen Gesandten in Trauerkleidern und erklärte ihm, sie sehe sich von Frankreich verrathen, sie müsse fürchten, denen, die den König von Frankreich zum Mörder an seinen eigenen Unterthanen gemacht, werde es nicht schwer werden, eine fremde Königin, wie sie, preiszugeben.

Es erschien nach solchen Erfahrungen als eine Politik unerläßlicher Nothwehr, wenn Elisabeth jetzt anfing, die Geusen in den Niederlanden, die Hugenotten in Frankreich, mit Rath und That immer entschiedener zu unterstützen, sie hatte mit ihnen gemeinsame Feinde und an eine Versöhnung war nicht mehr zu denken.

Die Rückwirkung auf das Schicksal Maria's blieb nicht aus. Schon nach der Entdeckung des Norfolk'schen Complotts war öffentlich ausgesprochen worden, es gelte die Axt an die Wurzel zu legen, es müsse ein Ende gemacht werden mit der Anstifterin all dieser ewigen Gefahren. Protestantische Theologen bewiesen aus der Bibel, daß Maria ihr Leben verwirkt habe, die Juristen verwiesen auf alte Gesetze wider Verrath und Aufruhr, und beide Häuser des Parlaments wollten eine Aechtungsbill (bill of attainder) wider die Gefangene erlassen wissen. Elisabeth entzog sich all diesen Aufforderungen, aber es war zweifelhaft, wie lange sie dazu noch im Stande bleiben würde.

Die Lage Maria's war bereits so hoffnungslos geworden, daß ihre Haft wie eine Art Schutz erschien gegen die rachsüchtige Leidenschaft des englischen Volkes, während der Uebereifer ihrer guten Freunde sie immer unglücklicher machte. Das Jahr 1576 brachte noch einmal einen groß angelegten Rettungsplan. Der Held von Lepanto, der ritterliche Don Juan d'Austria, hatte sich früh an dem Gedanken begeistert, die Märtyrerin des katholischen Glaubens aus den Händen der Ketzer zu befreien. Rom ertheilte ihm seinen Segen zu dem gottgefälligen Vorhaben, das katholische Irland hoffte auf einen spanischen König; Maria bot ihm ihre Hand und war bereit, ihren Sohn, falls er nicht ganz streng katholisch wäre, seiner Kronrechte zu seinen Gunsten zu berauben; in Schottland standen die Dinge für Maria günstiger als je, seit ihre gefährlichsten Gegner, Murray und Lennox, aus dem Wege ge=

räumt worden waren; kurz, wenn der neue Statthalter der Niederlande auf seinen Bruder Philipp II. zählen konnte, wenn dieser all seine Macht für den großen Plan in die Schanze schlug, dann stand im ganzen Norden eine ungeheure Wendung in Aussicht.

Aber Philipp II. zögerte und der Augenblick ging unbenutzt vorüber.

Noch Jahre lang dauerte dieser verdeckte Kriegszustand fort. Die Verschwörungen und Invasionspläne nahmen kein Ende, ihre Fäden liefen zusammen in den Händen des spanischen Gesandten Mendoza in London, ihre Aussichten stiegen mit der wachsenden Gährung in Schottland, den Erfolgen der Guisen in Frankreich, den Eroberungen, die Alexander Farnese theils durch das Schwert theils durch geschickte Diplomatie gelangen, Alles drängte zum offenen Bruch mit Spanien, und endlich ward er vollzogen. Elisabeth schickte den spanischen Gesandten nach Hause, schloß mit den Niederlanden einen Vertrag ab, ließ Leicester mit englischen Truppen nach Vliessingen, Franz Drake nach Westindien abgehen (1585—86). Die Stellung Englands in dem großen Kampfe des Jahrhunders war unwiderruflich entschieden, aber auch das Urtheil über Maria Stuart gesprochen.

Maria Stuart's Proceß und Hinrichtung. 1586—87.

Diese Handlungsweise Elisabeths gab der im ganzen protestantischen England herrschenden Stimmung einen verspäteten Ausdruck. Hier war unter den unaufhörlichen Bedrohungen des öffentlichen Friedens der Fanatismus der Zeit der Glaubensverfolgungen wieder erwacht, man zitterte für das Leben der Königin, denn es schloß die Sicherheit aller Protestanten gegen spanische Greuel ein, man jubelte den Hinrichtungen der ertappten Hochverräther zu und drängte zu immer entschiedeneren Maßregeln. Das Parlament war diesen Gesinnungen ein Organ, das keines Spornes, sondern eher eines Zügels bedurfte; Elisabeth hatte alle Mühe, seinen Uebereifer zu dämpfen.

Aber die Lage war auch, insbesondere seit Anfang der achtziger Jahre, eine ganz unheimliche, auf die Dauer unerträgliche geworden.

Fast jedes Jahr legte die Fäden irgend einer Verschwörung bloß, die immer von denselben Parteien ausging und immer das-

selbe Ziel hatte, Befreiung Maria's, Ermordung Elisabeths, Katholisirung Englands.

Ein Ende war gar nicht abzusehen, denn seit Ausgang der siebziger Jahre bestanden in Rheims und Rom eigene Seminare, welche ausgewanderte englische Katholiken für den Dienst der Verschwörung gegen die protestantische Königin förmlich ausbildeten, sie gegen ihr Land in Eid und Pflicht nahmen, und jedes Jahr eine Anzahl fanatischer Apostel auf die Insel schickten. Das Parlament griff zu den schärfsten Decreten, die Gerichtshöfe sprachen unbarmherzige Todesurtheile aus, aber die Wurzel des Uebels tilgten sie damit nicht. Schon hatte das Parlament gedroht (1585), bei der nächsten Verschwörung gegen das Leben der Königin habe die Nation ein Recht, die Hauptschuldige selber zu treffen, als das letzte Complott aufgedeckt wurde, das nun auch die Katastrophe Maria's unabwendbar machte.

Philipp II. und der Herzog von Guise glaubten, endlich sei der Augenblick gekommen, den lange entworfenen und oft vertagten Plan eines Einfalls in England und eines gewaltsamen Umsturzes in Schottland ernstlich wieder aufzunehmen, aber sie waren einig darüber, daß sie auf ein Gelingen nicht hoffen dürften, wenn nicht zuvor Elisabeth gefallen sei. Die Ermordung der ketzerischen Königin mußte nothwendig jedem Einfall in das Land vorangehen.

Im Kreise der geächteten Priester und der katholischen Edelleute hatte man sich mit dem Gedanken schon länger vertraut gemacht und nur auf den äußeren Rückhalt gerechnet, der sich jetzt an Spanien und Frankreich mit Sicherheit zu bieten schien.

Ein ehemaliger Offizier, Namen John Savage, der unter Parma gegen die Niederländer gefochten und nachher im Seminar zu Rheims sich hatte überzeugen lassen, daß die Ermordung Elisabeths ein Werk sei, dem an Verdienstlichkeit vor Gott und Menschen Nichts gleich komme, und ein einflußreicher Edelmann, Namens Anton Babington, übernahmen die Einleitung des Complotts. Der Letztere zog eine beträchtliche Anzahl Gleichgesinnter in's Vertrauen, und Maria Stuart, jetzt unter Aufsicht eines rauhen Puritaners, Namens Paulet, ward alsbald eingeweiht und mit in die Sache verflochten. Erwiesen ist, daß sie nicht bloß von dem Vorhaben, sie zu befreien, sondern auch von dem, Elisabeth zu tödten, genau unterrichtet war, und gegen das Letztere

so wenig einzuwenden hatte als gegen das Erstere. Seltsam ist, wie die Verschworenen, die wußten, was sie auf das Spiel setzten, sich in der Zuverlässigkeit ihrer vertrautesten Agenten getäuscht haben. Diejenigen, denen sie die geheimsten Aufträge gaben, standen im Solde Walsinghams, des schlauesten und gewiegtesten unter Elisabeths Ministern, nicht eine Depesche ist von Babington oder Maria geschrieben worden, die nicht sofort Jenem übergeben und von einem seiner Agenten entziffert worden wäre. Walsingham war von allen Einzelheiten früher und besser unterrichtet als die Verschworenen selber, es wäre ihm daher ein Kleines gewesen, die ganze Sache im Keime zu ersticken, aber seine Absicht war, sie so weit wachsen zu lassen, bis gegen Alle, namentlich aber Maria, schriftliche Beweise einer unmittelbaren Mitschuld vorlägen, und dann erst einzugreifen. So geschah es. Man kann sagen, unter seiner fördernden Mitwirkung nahm die Verschwörung immer größere Verhältnisse an, den Unternehmern wuchs die Kühnheit, und schon war Alles der Art festgestellt, daß nur noch der Ueberfall und der Dolchstoß fehlte, der dem Leben Elisabeths ein Ende machen sollte, als er mit den unwiderleglichen Beweisen vor die Königin hintrat und sich die Vollmachten zu den äußersten Gegenmaßregeln erwirkte.

Die Häupter der Verschwörung fielen seinen Häschern, nichts Arges ahnend, in die Hände, von den Beweisen ihrer Schuld überwältigt, gestanden sie Alles ein und wurden im September 1586 sammt und sonders hingerichtet.

Am 14. Octbr. begann der Proceß gegen Maria Stuart.

Zur Grundlage des Verfahrens ward jener Parlamentsbeschluß von 1585 genommen, wonach Personen, zu deren Gunsten eine Rebellion versucht, ein Attentat gegen die Königin unternommen werde, ihres Rechtes verlustig sein, und falls sie selbst daran Theil genommen, ihr eigenes Leben verwirkt haben sollten. Damit war ihr Todesurtheil schon gesprochen und, wenn es von der Nation allein abhing, mit überwältigender Stimmenmehrheit bestätigt.

Nach der volksthümlichen Auffassung war der Fall einfach dieser: England hatte Jahrelang unter einer glücklichen und gesegneten Regierung in Ruhe und Frieden gelebt, da war eine Bande von Meuchelmördern und jedes Frevels fähigen Verschwörern

in's Land gefallen, um diese Regierung umzustürzen, eine Verbrecherin auf den Thron zu erheben und England den Spaniern und den Jesuiten zu überantworten. Seit 18 Jahren befand man sich im Kriegszustande mit diesen Rebellen, jetzt endlich hatte man alle Beweise sammt den Hauptschuldigen in der Hand, die Köpfe der Werkzeuge waren gefallen, es verstand sich von selbst, daß die Urheberin dasselbe Schicksal treffe.

Maria benahm sich, als die Katastrophe unvermeidlich geworden war, mit mehr Kaltblütigkeit und Fassung als jemals in ihrem Leben, und darin liegt der Grund, weßhalb man über so manchen dunkeln Fleck in dem Leben der Unglücklichen hinwegsieht. Sie verwarf das Gericht, vertheidigte sich Anfangs gar nicht, machte ihren Rang als Königin mit Stuart'schem Nachdruck geltend und fand sich nachher mit großer Würde in die Rolle einer Unschuldigen, die um ihres Glaubens und um ihres bessern Kronrechts willen stirbt. Das Verfahren war formlos und zeigte, daß es sich weniger um ein gerichtliches Urtheil, als um einen Act der Staatsnothwehr handelte.

Es war in der That, wie Robespierre in dem Proceß Ludwig's XVI. sagte, une mesure de salut public à prendre.

Elisabeth war nicht gleichgültig, was die Welt von ihrem Vorgehen hielt, gern wäre sie vor der Oeffentlichkeit als die Großmüthige erschienen, die Alles aufgeboten, Maria zu retten, und die dann von der Nation gezwungen wurde, dem Rechte seinen Lauf zu lassen. Und doch konnte sie diesen Schein nicht bewahren, wenn sie den Vollzug des Urtheils gut hieß. Gewiß wäre es ihr eine wahre Erleichterung gewesen, wenn Maria heimlich aus der Welt geschafft worden wäre, das hätte sie von der Nebenbuhlerin befreit und doch nicht mit dem Haß der Welt belastet. Unzweifelhaft ist, daß sie sich vorsichtig, doppelzüngig über die Vollstreckung des Urtheils äußerte, und dadurch zeigte, wie gerne sie einem Andern die Verantwortung aufgebürdet hätte. Zu einer solchen Rolle ward der Secretär Davison ausersehen, und dieser war kein Tugendheld. Sie unterschrieb den Befehl, aber das große Staatssiegel mußte Davison darunter setzen. Das geschah und der Geheime Rath ließ das Todesurtheil am 8. Febr. 1587 vollstrecken. Weil nicht, wie sonst Sitte war, vor der Hinrichtung noch eine letzte Anfrage bei ihr geschehen war, glaubte Elisabeth

den gehorsamen Davison als den Schuldigen bestrafen zu dürfen. Er wanderte in den Kerker und büßte die Doppelzüngigkeit seiner Königin in jahrelanger Haft.

Die spanische Armada (1588) und Elisabeths letzte Zeit (—1603).

Man kann die heftige Gemüthsbewegung der Königin bei der Nachricht von dem Vollzug des Urtheils für vollkommen aufrichtig halten und doch begreifen, wie nach dieser flüchtigen Erregung als dauerndes Gefühl bestehen blieb die Befriedigung, daß der Alp zwanzigjähriger Sorgen von ihr und dem Lande genommen war.

Nach dem Februar 1587 kam keine nennenswerthe Verschwörung mehr vor, das Haupt war weg und wenn je eine That durch den Erfolg empfohlen worden ist, so war es hier der Fall. Die englische Nation war durchaus für den Tod der Königin, mit Ausnahme einer Handvoll katholischer Edelleute wurde die Botschaft mit allgemeinem Jubel begrüßt, und was sich etwa von bitteren Empfindungen regen mochte, das ging alsbald unter in den Schrecknissen der nun folgenden Tage. Es war das seltene Glück Elisabeths, daß als Rechtfertigung für die außerordentliche Maßregel, die ihr so schwere Seelenpein verursacht, nun wirklich geschah, was lange gedroht, ein großer Eroberungszug der spanischen Weltmacht sich gegen die Insel heranwälzte, der sich freilich anders ausnahm, wenn Maria noch lebte. Spanien rüstete eine ungeheure Flotte aus, welche die That Wilhelm des Eroberers wiederholen, die Selbständigkeit Englands sammt dem Protestantismus auslöschen und gleichsam das Testament Maria's vollziehen sollte. Elisabeth erscheint in diesem Streite so groß, so überlegen, so den Erwartungen der Nation gewachsen, daß in deren Augen Alles, was sich an den Namen Maria's knüpfte, zu Boden sank und Elisabeths Persönlichkeit im hellsten Strahlenglanz erschien. Die Zeit ihrer weltgeschichtlichen Größe beginnt erst mit diesem Entscheidungskampfe gegen Philipp II., den „Schutzherrn der christlichen Republik", wie ihn die Jesuiten nannten.

Meisterlich verstand es Elisabeth, in ihrer Nation die Empfindungen zu fassen, vor denen auch die Unterschiede des religiösen Bekenntnisses verschwanden. Das englische Volk, mit Allem was ihm theuer war, war bedroht von einer fürchterlichen Ueber-

schwemmung fremder Barbarei, sie fühlte sich eins mit ihm und durfte darum zählen auf seine beste Kraft und seine edelsten Leidenschaften.

Papst Sixtus V. hatte sie vogelfrei erklärt und Philipp II. mit Vollstreckung der Acht beauftragt. 150 große Kriegsschiffe mit 2620 Geschützen, 8000 Seeleuten und 20,000 Landungstruppen kamen von Lissabon heran und in den Niederlanden rüstete sich Alexander von Parma zur Ueberfahrt. Das war die Ausrüstung der Armada. Der Papst hatte eine halbe Million und eine Menge Priester und Mönche beigesteuert, die sogleich die Arbeit der Bekehrung in dem Lande der Ketzer beginnen sollten.

Elisabeth war nie größer als in den Tagen dieser ungeheuren Gefahr und das hat sie in den Augen der Welt von der Erinnerung an die That von 1587 gereinigt.

Jetzt war sie ganz die Königin, die England brauchte, und auf die es hoffte. Sie zeigte, daß sie, wie sie dem französischen Gesandten sagte, zwar den Leib einer Frau, aber das Herz eines Mannes habe.

In den Kreisen der protestantischen Eiferer war der Plan aufgetaucht, die Kriegserklärung der fremden katholischen Mächte durch ein blutiges Strafgericht über die einheimischen Katholiken zu beantworten, aber sie lehnte jeden Gedanken daran ab, sie legte an die Vaterlandsliebe des ganzen Volkes, ohne Unterschied der Bekenntnisse, Berufung ein und sie täuschte sich nicht. Die Rechnung der Verbündeten auf eine Mitwirkung Schottlands schlug fehl. Der junge König Jakob hatte zwar den Tod seiner unglücklichen Mutter schmerzlich empfunden, aber er sah in Elisabeth doch auch seinen Schutz gegen Spanien und schloß sich deßhalb ihr an.

Auch Frankreich blieb unthätig und Alexander von Parma war durch die Geusen abgeschnitten: so gestalteten sich gleich Anfangs die Aussichten des großen Unternehmens weniger günstig, als man vorher berechnet.

Inzwischen hatte Elisabeth ihr Volk zu den Waffen gerufen. Es war der erste Versuch, den eine Regierung machte, an die Wehrkraft des eigenen Volkes sich zu wenden und ohne geschulte Landsknechte den Angriff eines mächtigen Kriegsstaates aufzunehmen. Er gelang über Erwarten.

Mit den größeren Städten, London voran, wetteiferte die Bevölkerung des flachen Landes.

In kurzer Zeit waren 200 Schiffe mit 15,700 Matrosen segelfertig und in den Grafschaften hatten sich die Edelleute, Protestanten und Katholiken, mit ihren Pächtern und Hintersassen in althergebrachter Weise unter Waffen gestellt. 76,000 Mann zu Fuß und 3000 Mann zu Pferde waren bereit, den Kampf zu bestehen. Die Küsten wurden befestigt, freiwillige Beisteuern flossen von allen Seiten herbei, das Volk gab, was es hatte, zum nationalen Kampfe her und die Königin stand auf der Höhe dieses Kampfes.

Es war einer jener stolzen Augenblicke, wie sie ein Volk nur einmal in seiner Geschichte erlebt, als sie jetzt, eine geharnischte Amazone, hoch zu Roß, im Lager zu Tilbury erschien und ihr in Reih und Glied stehendes Volk anredete: Man hat mir abgerathen, aus Besorgniß um meine persönliche Sicherheit, mich in die Mitte meines Volkes zu begeben, aber ich sage euch, ich möchte nicht leben, wenn ich meinem treuen und geliebten Volke nicht trauen sollte. Tyrannen mag bang werden um ihr Leben, ich bin mir bewußt, daß mein bester Schild die Liebe meiner Unterthanen ist. In euren Reihen will ich kämpfen, entschlossen, für Gott, mein Reich, mein Volk Krone und Leben zu wagen. Ich biete Trotz jedem Fürsten Europas, der es wagen wollte, die Grenze meines Reiches anzutasten. Ehe ich Schande über mich kommen lasse, ergreife ich lieber die Waffen und will euer Feldherr, will Richter und Belohner eurer Kriegsthaten sein.

Es kam nicht zu dem Kampf auf englischem Boden, den man befürchtete. Das Schicksal griff vorher dazwischen, aber die Ereignisse und Eindrücke, die sich an die Zeit knüpfen, blieben epochemachend für England. Die Begeisterung solcher Tage war ein Schatz von Popularität, der sich so rasch nicht wieder vergaß.

Die spanischen Schiffe waren plump, schwerfällig, den Kolossen fehlte die leichte Beweglichkeit, der Bemannung die seemännische Schule, welche die kleinen Schiffe und die Matrosen der Engländer auszeichnete. Die Flotte, am 30. Mai 1588 von Lissabon ausgelaufen, wurde unterwegs schon von Stürmen gefaßt, dann im Canal in eine Menge kleinerer Gefechte verwickelt, die an sich keine einzige wirkliche Seeschlacht bedeuteten, aber der schon ermüdeten, vielfach beschädigten Flotte hart zusetzten, so daß an eine Landung gar nicht, aber an Rückzug sehr bald gedacht werden mußte.

Nun thaten Stürme das Uebrige und ehe noch Parma auslaufen konnte, war die Armada bereits der Art zugerichtet, daß sich ihre Trümmer nur mit Mühe nach den spanischen Häfen retten konnten.

Dieser Ausgang der unüberwindlichen Flotte war ein Weltereigniß, mit ihr ging der Rest spanischer Macht und spanischen Wohlstandes in den Wellen unter und in England, jetzt dem siegreichen Bollwerk der Glaubensfreiheit, begann eine neue Entwickelung.

England hatte sein Element kennen gelernt, um es bald als eine Weltmacht zu beherrschen.

Es begann die Zeit der gewaltigen maritimen Entfaltung dieses Landes, der Endeckungsreisen und der kriegerischen Seefahrten, die Zeit, wo die Drake, Raleigh, Howard, Frobisher der englischen Seemacht Ansehen verschafften, und in Ostindien wie in Amerika Colonialerwerbungen gemacht wurden. Der Grund zu der Größe Englands war gelegt, die sich im Laufe von zwei Jahrhunderten ausbilden sollte, ein überlegener Handel, geschützt durch eine mächtige Flotte und genährt von reichen Colonien im Osten und Westen, fing an sich über die Meere auszubreiten. Darum ist es begreiflich, weßhalb in der Anschauung der Engländer die Regierung Elisabeths und namentlich ihre letzte Zeit als die seit lange segensreichste Periode der englischen Geschichte erscheint. Die Eroberungen, die Eduard III. in Frankreich gemacht, hatten theils unfruchtbare Lorbern, theils schwere innere Krisen eingetragen, die Seekriege Elisabeths brachten England in sein eigentliches Element, öffneten die natürlichen Quellen seiner Macht, so daß Englands inneres Gedeihen und äußere Geltung gleichzeitig zur Entfaltung kamen.

Darum sind die Engländer gewöhnt, den Beginn ihrer Größe an diesen Sieg des Protestantismus anzuknüpfen und daher auch die protestantische Färbung, die die englische Nation seit dem 16. Jahrhundert annimmt.

Selten hat eine Regierung nach langen Stürmen glücklicher geendigt als die Elisabeths († 3. April 1603), und wenn man die folgende Zeit mit der ihrigen vergleicht, ist man überrascht von dem Geschick, womit sie es verstand, den Gegensatz zwischen Fürsten- und Volksrechten, der dies Land in den nächsten Jahrzehnten so schwer erschütterte, zu vermitteln und auszugleichen.

Zum Theil hing das mit der gesammten Lage zusammen, vor deren Ernst alle kleineren Dissidien verschwanden, aber einen großen Antheil daran hatte doch auch Elisabeth. Ihre Regierung war eine sehr sparsame und wohlgeordnete. Selten hat eine Regentin unter schwierigen Umständen mit soviel Geschick jede ungewöhnliche Belastung vom Lande fern zu halten gewußt. Dazu kam ihre kluge Geschmeidigkeit in den Formen.

Auch sie hatte das ganze Gefühl von Selbstherrlichkeit und Fürstenautorität, das allen Tudors eigen war, aber sie zeigte es niemals in herausfordernder Prahlerei und hütete sich wohl, die bedenkliche Frage nach den Grenzen der Kron- und Parlamentsrechte anzuregen. Sie wußte sehr wohl, daß dies Verhältniß ein schwebendes war, und hielt für das Klügste, es nie zu einem Gegenstand des Streites werden zu lassen.

Dies Alles ändert sich nach ihrem Tode sogleich. Es kommt eine Regierung voll Dünkel und ohne jede Größe, voll Ungeschick, voller Mißerfolge und heftiger Entzweiung über die Rechte der Krone und des Parlaments.

Dreizehnter Abschnitt.

Die Revolution und Republik in England.



§ 43.

Jakob I. (1603—1625). Charakter und ungünstige Anfänge des Monarchen. Die Pulververschwörung (Nov. 1605). Die Conflicte von 1621. Proceß Bacons v. Verulam. Die Frage der Theilnahme am böhmisch-pfälzischen Kriege. Die Beschwerden des Parlaments. Adresse vom Nov. 1621 und Auflösung des Parlaments. — Der spanische Heirathsplan. Buckingham und der Prinz von Wales. Umschwung der englischen Politik. — Das Parlament von 1624. Tod Jakob's (April 1625).

Charakter u. ungünstige Anfänge Jakob's I. (1603—1625). Die Pulververschwörung (Nov. 1605).

Daß Elisabeth den Sohn von Maria Stuart zum Nachfolger haben würde, war schon vor ihrem Tode allgemein anerkannt, in ihm gewann deren Erbrecht unbestreitbare Gültigkeit.

Jakob, in Schottland der sechste, in England der erste seines Namens, war aus der stürmischen Ehe Maria's mit Darnley entsprossen, geboren nicht lange nach der Ermordung Riccio's. Als er zwei Jahre alt war, war seine Mutter nach England entflohen und die Häupter der schottischen Adelsparteien hatten dann den Knaben Jahre lang wie einen Spielball hin- und hergeworfen. Als Regent von Schottland hatte er keinerlei Beweise hervorragender Begabung abgelegt. Eine scheue, in Gestalt, Geberden, Neigungen, unkönigliche Natur, hatte er sich mit den Parteien, die damals Schottland zerfleischten, leidlich zurechtgefunden und seine wichtigste Erbschaft aus den Erfahrungen dieses ewigen Kriegszustandes war ein durch die systematischen Angriffe der strengen Presbyterianer gereiztes Gefühl seiner königlichen Rechte. Auf das Ausland hatte er keinerlei Einwirkung versucht. Selbst seine Mutter hatte er sterben lassen ohne nachdrückliche Verwendung. Die Hoffnung derselben, daß Schottland sich zu ihren Gunsten in Bewe-

gung setzen werde, erfüllte sich nicht, hauptsächlich in Folge seiner thatlosen Gleichgültigkeit gegen ihr Schicksal. Der Verlust seines Erbrechts auf die englische Krone lag ihm mehr am Herzen, als die Hinrichtung seiner Mutter.

Als er jetzt im April 1603 unter dem Jubel Englands von Edinburg nach London zur Krönung zog, trat er eine Herrschaft an, wie sie an äußerem Umfang größer kein König vor ihm besessen hatte. England, Irland und Schottland waren zum ersten Mal unter einem Scepter vereinigt, das war noch keine Verschmelzung der drei Reiche, wohl aber eine bedeutende Erhöhung der Macht ihres gemeinsamen Hauptes.

Insofern stellte er die Macht, die Elisabeth vorgefunden, tief in den Schatten, aber seine Persönlichkeit war keineswegs dazu angethan, den Glanz ihrer Regierung zu verdunkeln. Während der Eindruck, den Elisabeth machte, häufig an ganz männliche Gaben gemahnt, hat man bei Jakob Mühe, sich zu dem Gedanken emporzustimmen, daß man einen Mann und nicht ein Weib vor sich habe. Er macht durchweg einen weibischen Eindruck.

Es fehlte ihm nicht an Kenntnissen und Bildung, man konnte ihn fast einen Gelehrten nennen, in den theologischen Streitfragen, die damals Schottland bewegten, hatte er sich viel umgethan und war selbst hie und da als Schriftsteller aufgetreten. So brachte er die kleinliche literarische Eitelkeit eines gelehrten Pedanten auf den Thron, und das war, wie wir an Heinrich VIII. gesehen haben, unter allen Verhältnissen ein übler Umstand.

Seine Persönlichkeit hatte Nichts, was Vertrauen erweckte oder gar Ehrfurcht gebieten konnte. Das unmännliche, zaghafte, kraftlose Wesen in großen und kleinen Dingen, die schwerfällige Unbeholfenheit, das plebejisch Gemeine seiner Sitten und Lebensweise, das Stottern und Stammeln, das sich Verlieren in Kleinigkeiten und kindischen Grillen, das Alles machte den Eindruck eines Mannes, den Niemand zu achten, Niemand zu fürchten vermochte.

Und mit dieser handgreiflichen Schwäche an Leib und Seele verband er nun einen dynastischen Dünkel, der bis zum Aberwitz ging. Aus diesem unköniglichen Munde kamen Redensarten von absoluter Fürstenmacht und unumschränkten Kronrechten, die selbst Persönlichkeiten wie Heinrich VIII. und Elisabeth kaum angestanden hätten, hier aber geradezu abgeschmackt und lächerlich waren.

Jakob I. war ein fanatischer Doctrinär der absoluten Monarchie; die Lehre, daß der König eine zweite Vorsehung auf Erden, daß alle Volksrechte nur eine vom Throne herab gewährte Gnade seien, eine Lehre, die in einem schwachen Kopfe die unheilvollsten Verwüstungen anrichten kann, hatte er wie einen Glaubensartikel in sich aufgenommen und darauf prahlerisch zu pochen, war seine Regentenweisheit.

Die Engländer waren trotz ihrer Magna Charta und trotz ihres Parlaments nicht an verschwenderische Freiheiten gewöhnt, die Tudors hatten sie gehorchen gelehrt und die Art, wie der Gehorsam geleistet wurde, zeigte was ein starker Regentenwille mit den constitutionellen Formen ausrichten konnte. Auch Elisabeth, obgleich milder in den Formen, hatte durchaus nach ihrem Willen regiert, aber sie hatte nie als Lehre aufgestellt, was sich dies Volk von ihr gefallen ließ und nie versucht, die Streitfrage zwischen beiden Gewalten zum Austrag zu bringen.

Der Jubel, mit dem sein Regierungsantritt begrüßt worden war, verkehrte sich sehr rasch in allgemeine Unzufriedenheit. Unter Elisabeth hatte man sich an eine sparsame, gewissenhafte Verwaltung gewöhnt, jetzt kam ein lässiges bequemes Wirthschaften, das viel Geld kostete und die Finanzen in Unordnung brachte. Ein Schwarm von schottischen Stellenjägern und anspruchsvollen königlichen Günstlingen ärgerte das Volk. Auch Elisabeth hatte ihre Günstlinge gehabt, aber dem Staate hatten sie wenig gekostet, die, die dem König Jakob seine Zeit vertreiben halfen, verschlangen große Summen und entwürdigten zugleich die Krone.

Die Klagen über die Ansprüche der Schotten, welche „wie Raupen das ganze Königreich verzehrten“, wurden schon Anfangs so laut, daß die schlimmsten Dinge befürchtet wurden.

Dann war seine Stellung zu den kirchlichen Fragen unklar, wobei man freilich hinzusetzen muß, daß das weniger seine, als die Schuld der ganzen Lage war.

Er war der Sohn einer eifrigen Katholikin, in der die ganze katholische Welt eine muthige Blutzeugin ihres Glaubens hatte sterben sehen, er haßte die Presbyterianer, die einen selbständigen kirchlichen Gemeindestaat seiner Krone gegenübersetzen wollten; die Katholiken in England hofften darum, daß er das Andenken seiner Mutter ehren und ihnen mehr Freiheiten gewähren würde, als

sie bisher besessen hatten, er hatte ihnen sogar geheime Zusagen nach dieser Richtung gemacht, aber was er nachher that, entsprach nicht ihren Wünschen. Wohl hatte er eine gewisse Neigung für die katholische Kirche, die bischöfliche Autorität imponirte ihm, aber sie sollte ihm, nicht den Unterthanen, zu Gute kommen, größere Einräumungen an die Katholiken widerstrebten ihm durchaus, ja er machte ihre Lage noch drückender und das vergalten sie mit tödtlichem Haß.

Die letzten verlorenen Subjecte der alten Verschwörungspartei verbanden sich mit neuen, zum Theil durch wirkliche oder vermeintliche Zurücksetzung gereizten Elementen zu einem furchtbaren Racheplan.

Man beschloß, die Souterrains des Parlamentsgebäudes mit Pulver zu füllen und am Tage der Eröffnung das ganze officielle England, die königliche Familie, die Minister, das Ober- und Unterhaus mit einer einzigen Explosion in die Luft zu sprengen. Allerdings ein Beweis dafür, welch grauenhafter Dinge der Rest einer Partei fähig war, der man mit Maria den Kopf abgeschlagen hatte.

Das Unternehmen war vollkommen zur Ausführung reif, als ein katholischer Lord, der einen Schwager unter den Mitwissern hatte, einen geheimen Warnungsbrief erhielt, u. A. des Inhalts: „Obgleich kein Aufruhr vorhanden zu sein scheint, so sage ich Ihnen doch, daß dieses Parlament einen schrecklichen Streich empfangen und doch nicht sehen wird, woher er kommt“.

Der Brief wurde dem König mitgetheilt und dieser, der überhaupt von Nichts als Attentaten träumte und darum stets in einem ganzen Panzer von dicken Kleidungsstücken erschien, rieth sogleich auf Pulver. Am Tage vor der Eröffnung des Parlaments wurden die Kellerräume untersucht und dort fand man in der That unter den Fässern einen der Verschwornen, der eben hier beschäftigt war, die letzten Vorbereitungen zu treffen. Günstiger hätte man ihn gar nicht finden können und mit dem heitersten Gesichte von der Welt gestand dieser sein christliches Vorhaben ein (Nov. 1605).

Daß die Sache unermeßlichen Eindruck machte, braucht nicht gesagt zu werden. Sie regte allen nationalen und kirchlichen Haß wieder auf, der nun schon seit mehr als einem halben Jahrhundert in diesem Volke wühlte. Das Parlament, aus freieren Wahlen als die früheren hervorgegangen, gab dem Ausdruck in scharfen

Gesetzen gegen die Katholiken, aber König Jakob behauptete im Wesentlichen seine Stellung zwischen den Parteien, namentlich gegen die Puritaner war er strenger als selbst Elisabeth und alle Dissenters nannten ihn einen geheimen Katholiken, wie er denn auch in allen streitigen Fällen viel mehr Neigung verrieth für die katholische Hierarchie, der er nur den Papst hinwegwünschte und den Zusammenhang mit den katholischen Mächten, als für den rebellischen Unabhängigkeitssinn der Protestanten in und außer England.

Ein zugleich üppiges und gemeines Leben am Hof, leichtfertige Finanzwirthschaft, dreistes Günstlingswesen und schwere Zerwürfnisse mit den Hauptparteien des Landes kamen schon zu Anfang der neuen Regierung zusammen. Ein solches Regiment war nicht befugt, von den göttlichen Rechten des Königthums den Mund vollzunehmen. Ein Monarch, der sich vor dem Parlamente fürchtete, durfte nicht trotzen und drohen, ein Mann, der ewig Geld brauchte, durfte nicht der Mitwirkung des Parlamentes sich entschlagen wollen. Was wagte dieser König nicht Alles zu sagen!

In der Thronrede von 1609 standen die unsterblichen Worte: „Gott hat Gewalt zu schaffen und zu vernichten, Leben und Tod zu geben. Ihm gehorchet Seele und Leib. Dieselbe Macht haben die Könige, sie schaffen und vernichten ihre Unterthanen, gebieten über Leben und Tod, richten in allen Dingen, sind Niemand verantwortlich als Gott allein. Sie können mit ihren Unterthanen handeln wie mit Schachpuppen, das Volk wie eine Münze erhöhen und herabsetzen". „Alle eure Rechte", sagte er gleich zu Anfang, „stammen aus meiner Erlaubniß, und ich hoffe, ihr werdet sie nicht gegen mich mißbrauchen".

An der Richtigkeit dieser Lehre auch nur zu zweifeln, nannte er Gotteslästerung und Empörung, und das Alles entwickelte ein Mann, der kein bloßes Schwert ohne Zittern sehen konnte.

Wenn es ein Mittel gab, die bedenkliche Streitfrage zwischen König und Volk heraufzubeschwören, die Vertreter der Nation förmlich hinzudrängen zu der Untersuchung, was darf denn eigentlich der König und was dürfen wir? — so lag es in solch lästerlichem Gerede.

Und gerade diese Frage war nirgends streitiger als auf englischem Boden. Wenn es irgendwo einen Grundstock verbriefter

und was mehr heißt, lebendiger Volksrechte gab, so war es in England der Fall. Allerdings hatte die Art ihrer Uebung stets die Farbe der Zeit getragen, es war ein gewisses Schwanken nicht zu verkennen, indem bald die Persönlichkeiten der Herrscher, bald die Gewalt der Umstände die Entscheidung gaben. Was haben nicht Heinrich VIII. und Elisabeth Alles über das Parlament vermocht und wie viel haben sich umgekehrt wieder die Könige der Bürgerkriege vom Parlament müssen bieten lassen! Nichts desto weniger befanden sich auch unter den Tudor's drei Sätze in anerkannter Uebung, einmal, daß neue Gesetze nicht erlassen werden konnten ohne Mitwirkung des Parlaments, sodann, daß die verantwortlichen Rathgeber der Krone vom Parlament zur Verantwortung gezogen werden konnten, und endlich, daß neue Auflagen stets von der Zustimmung des Parlaments abhängig waren. Diese Regeln hatten sich selbst im 16. Jahrhundert völlig eingelebt. Heinrich VIII. hatte alle kirchlichen Gesetze durch das Parlament geschehen lassen, und Eduard VI. und Elisabeth hatten dasselbe gethan. Die Krone hatte gleichfalls oft die Verantwortlichkeit für ihre Handlungen auf ihre Minister geladen, um die Gehässigkeit des Geschehenen von sich selber abzuwälzen, und so waren zu jeder Zeit strafbare Minister und bestechliche Räthe vor das Parlament gefordert worden. Auch das Steuerverwilligungsrecht des freilich allzeit gefügigen Parlamentes war niemals Gegenstand eines grundsätzlichen Streites geworden.

Kurz, Fürsten- und Volksrecht hatten sich bis zu einem gewissen Grad wohl mit einander vertragen, aber dies Einvernehmen hatte wesentlich abgehangen von dem Geschick der leitenden Persönlichkeiten. Daß nun eine Regierung, wie die Jakobs, die eine gehässige Günstlingsherrschaft hegte, keine Sparsamkeit kannte, viele berechtigte Empfindungen der großen Parteien verletzte, keineswegs den Ruf der Unbescholtenheit genoß und bei einer ganz unsauberen Finanzwirthschaft offen die Absicht kund gab, das Herkommen des öffentlichen Rechts zu stürzen, die Loyalität des Parlamentes sehr bald verscherzen würde, war klar, zumal da es bei den steten Geldforderungen der Krone an Reibungen nicht fehlte.

Bei Gelegenheit einer an sich nicht bedeutenden aber folgenreichen Verwicklung entspann sich der Conflict.

Die Conflicte von 1621.

Um Geld zu machen, war die Krone auf allerlei nicht gerade ausdrücklich verbotene, aber doch sehr unlautere Kunstgriffe verfallen. Neben einem schamlosen Handel mit Adelspatenten, der die Regierung wie die Aristokratie gleichmäßig entwürdigte, war ein Unfug mit Monopolien eingerissen, der dem eben aufblühenden Wohlstande der Nation durchaus widersprach. Die Krone — und das hat auch Elisabeth nicht verschmäht, — theilte für Geld Monopolien aus, verkaufte einer Gesellschaft oder einem Einzelnen das Recht, mit diesem oder jenem Gegenstande allein zu handeln. Dieses System ist bekanntlich in der Wissenschaft wie im Leben gerichtet, aber unter keiner Regierung war es verwegener getrieben worden, als unter Jakob I., der sich in Geldsachen selber ganz offen als einen schwer kranken, der ärztlichen Hilfe dringend bedürftigen Mann bezeichnete. Wiederholt war das Unwesen im Parlament zur Sprache gekommen, und immer waren die Beschwerden fruchtlos gewesen, da stieß man plötzlich auf einen neuen, noch schlimmeren Mißbrauch.

Der Lordkanzler von England, ein Mann, der zu den ersten Denkern aller Zeiten gehört, Franz Baco von Verulam, war es, der nicht bloß Monopolien, sondern auch gerichtliche Urtheile um Geld verkaufte, und so die Justiz zur Gassendirne machte. Die Beweise, die gegen ihn vorlagen, waren so schlagend, daß der Angeklagte auf jede Vertheidigung verzichtete, und selber seine Schuld in demüthigem Tone zugestand. Es schneidet Einem in die Seele, liest man das Schreiben, mit dem sich der sechzigjährige Mann, der erste Minister des Königs, als Denker eine europäische Berühmtheit ersten Ranges, damals an das Parlament wandte (Ende April 1620). Es fing an mit den Worten: „Indem ich nach reiflicher Erwägung der gegen mich gerichteten Anklagen in mein Gewissen einkehre und mein Gedächtniß befrage, soweit ich dessen fähig bin, muß ich offen und aufrichtig gestehen, daß ich schuldig bin der Bestechung, verzichten muß auf jedes Vertheidigen und Euren Lordschaften mich auf Gnade und Ungnade übergeben.“ Und nun zählte er 23 Fälle auf, in denen er wider Eid und Pflicht von Parteien oder für Monopolien 50, 100, 200, 400 u. s. w. Pfund genommen.

Für die Entwicklung Englands war die Sache von der größten Bedeutung. Der schmähliche Handel des Lordkanzlers war nur ein Symptom des ganzen Systems, er deckte eine furchtbare Verderbniß bloß. Dieser Proceß, im Parlamente mit größter Ausführlichkeit geführt gegen den ersten Minister der Krone und den größten Mann des Landes, traf die Krone mit, die Verurtheilung des Schuldigen blieb an dem ganzen Regiment haften, das Mißtrauen, daß Alles in dieser Verwaltung faul sei bis in die höchsten Spitzen hinauf, fing an, sich der Nation zu bemächtigen. Daß es aber dem Parlamente gelungen war, dem dünkelvollen Könige seinen Minister zu entreißen, war ein außerordentlicher Erfolg.

Es kam ein neues und letztes hinzu, um die Erbitterung der Nation zu entzünden.

Am 24. März 1613 hatte sich die Tochter Jakobs, Elisabeth, mit dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz vermählt, und die Nation hatte die Ehe mit Jubel aufgenommen. Der Jubel galt dem Haupte der deutschen Union, der Verbindung Englands mit dem deutschen Protestantismus. Es kam die böhmische Königswahl, die Niederlage von Prag (8. Nov. 1620), der Untergang des Winterkönigthums, und Jakob I. hatte seinen Schwiegersohn, der jetzt obdachlos in Deutschland umherirrte, im Stiche gelassen, so lange es noch Zeit war, keine Geldforderung an das Parlament gebracht. Statt dem unglücklichen Pfälzer und seiner Tochter zu helfen, schalt er auf den Rebellen, den Usurpator und betrieb den Plan, den Prinzen von Wales mit der spanischen Infantin Maria zu vermählen.

Eine kaufmännische Nation ist nie geneigt, um fern liegender Zwecke willen leichtfertig Krieg zu führen, aber dieser Krieg ging den Engländern an die Seele, es war ja der Kampf gegen die Restauration des Katholicismus, die sich eben zu größeren Erfolgen aufraffte, es galt ja die Unterstützung der Sache, um die England selbst so schwere Proben bestanden, die nüchterne, friedfertige Nation war kriegslustiger als je. Aber Jakob hielt sich zurück, nicht aus Schwäche allein, sondern auch aus legitimistischen Bedenken, sein Schwiegersohn war ja doch Rebell gegen die göttliche Autorität des Kaisers Ferdinand, mit dessen spanischen Verwandten er eben eine Vermählung plante, und ein unglücklicher dazu.

Für die usurpirte böhmische Krone wollte also Jakob in

keinem Fall etwas thun, dagegen erklärte er mit großem Nachdruck, für die Pfalz werde er einstehen mit allen Mitteln.

Als er im Januar 1621 vom Parlamente Gelder verlangte, um das Recht seiner Enkel auf das pfälzische Erbe und die gute Sache der Glaubensfreiheit zu schützen, traf er auf eine Bereitwilligkeit, wie er sie hier noch nie kennen gelernt, aber die Beschwerden über die großen inneren Schäden wurden nun erst recht eifrig aufgenommen. Noch war das Parlament versammelt, der Bestechungsproceß Bacons hielt Alles in Athem, als die Nachrichten kamen von den Fortschritten der katholischen Restauration in Böhmen und Oesterreich, von neuen Gefahren der Hugenotten in Frankreich, der Protestanten in den Niederlanden, denen König Jakob trotz der bewilligten Gelder Nichts als schwächliche Kundgebungen und diplomatische Proteste entgegensetzte.

Zu der Unzufriedenheit über die Gebrechen der Verwaltung kam die Aufregung über die Schwäche der auswärtigen Politik. Das Unterhaus wagte zum ersten Mal, die auswärtigen Dinge, den Krieg auf dem Festlande, die Fehler der Regierung in einer europäischen Frage vor ihr Forum zu ziehen, von da war noch weit bis zu einer Revolution, aber es war doch der erste Schritt dazu.

Der König verwies dem Parlament die Ueberschreitung seiner Befugniß und vertagte es (Juni 1621). Gewiß war er dabei nach der bisherigen Uebung vollkommen in seinem Rechte. Aber der Nation war nicht zu verdenken, wenn sie ihre Stimme erhob in einer Streitfrage, die ihr an's Leben griff. Seit 40 Jahren und darüber hatte sie eine erbitterte Fehde geführt gegen Spanien, Habsburg und Rom. Alle Verschwörungen gegen Elisabeth, der Krieg der achtziger Jahre, die unüberwindliche Armada, die Pulververschwörung hatten hier ihre gemeinsame Quelle, die Kriegslust dieser Nation floß aus der gerechten Besorgniß vor den Rückwirkungen, die ein vollständiger Sieg ihres Todfeindes auf dem Festlande auf die politische und die religiöse Freiheit des Inselreichs üben mußte.

Als das Parlament im November 1621 wieder zusammentrat, fand diese Stimmung einen verstärkten Ausdruck. Die hochbedeutsame Principienfrage, ob das Parlament das Recht habe, auch die auswärtige Politik vor sein Forum zu ziehen, drängte zum Austrag. Der König verlangte wieder Geld, aber nicht um

wirklich Krieg zu führen, sondern um seine lächerlichen Demonstrationen fortzusetzen, die ihn vor ganz Europa zum Gespött gemacht hatten, und das Parlament knüpfte die Bewilligung an Bedingungen. Nur wenn der König das spanische Heirathsproject aufgebe, mit den katholischen Mächten unwiderruflich breche, gegen die Katholiken mit äußerster Strenge einschreite, und endlich wirklich das Schwert ziehe für die Sache des Protestantismus, sollten die verlangten Summen gewährt werden.

Diese Rathschläge bildeten den Inhalt einer Vorstellung, die in einer, damals noch unerhörten Sprache an den König gerichtet wurde. Beigefügt war noch eine besondere Klage wegen Verhaftung von Mitgliedern des Parlaments.

Darauf erwiderte der König in einem trotzigen Briefe an den Sprecher des Hauses, verwies demselben seine Einmischung in Dinge, die über sein Bereich und sein Fassungsvermögen (above their reach and capacity) weit hinausgingen, verbat sich ausdrücklich, daß man sich an Dingen vergreife, die seine Regierung oder tiefe Staatsangelegenheiten beträfen (deep matters of state) und namentlich wage die Vermählung seines Sohnes mit der Infantin von Spanien zu bemängeln und sprach schließlich aus, gegen Ungehörigkeiten von Parlamentsmitgliedern, ob sie im Hause oder außerhalb desselben wären, müsse er sich das Recht der Bestrafung durchaus vorbehalten (11. Dec. 1621).

Der Brief sollte die Gemeinen einschüchtern, statt dessen forderte er sie heraus. Das Haus fühlte, was eines seiner Glieder sagte: „Unsere Freiheiten sind unser Heiligthum, sie sind die stolzeste Blume, die im Garten der Gemeinen wächst und einmal geknickt, wird sie nicht wieder wachsen".

Das Haus bestand auf seiner Redefreiheit als einem alten, unantastbaren Rechte, da schickte der König einen neuen Brief vom 16. December, und entwickelte, von Recht und ererbten Ansprüchen könne gar nicht die Rede sein, das Haus habe gewisse Vorrechte „aus Gnade und Erlaubniß des Königs und seiner Vorfahren", und besitze sie „nicht durch Vererbung, sondern durch Duldung".

„Die volle Wahrheit ist, daß wir unsern Unterthanen nicht gestatten können, solche antimonarchische Worte hinsichtlich ihrer Freiheiten zu gebrauchen, es geschehe denn in der Voraussetzung, daß sie dieselben der Gnade und Gunst unserer Vorfahren verdanken".

Es liegt niemals im wohlverstandenen Interesse einer Regierungsgewalt, die Frage nach dem **Ursprung** von Rechten, die vorhanden und in anerkannter Uebung sind, anzuregen. Diese Frage ist überall eine heikle, in England war sie es doppelt, denn wenn es überhaupt einen Staat gab, wo der Ursprung wohl verbriefter Rechte vor Augen lag, so war es eben dieser.

Seit der Magna Charta war ein Zeitraum von 4 Jahrhunderten verstrichen und nicht Alles, was englisches Recht war, stand darin, aber der Engländer war gewohnt, sein öffentliches Recht an diesen Vertrag anzuknüpfen, dem gegenüber von Gnade, von widerruflichen Gewährungen reden, hieß die Rechtsbegriffe dieses Volkes auf eine bedenkliche Probe stellen.

Den Principienstreit über die Grenze von Fürsten- und Volksrechten auf die Spitze treiben, behaupten, daß es kein Recht gebe außer durch die unermeßliche Gnade der Krone, ist immer ein thörichtes Unterfangen, das der echten Würde des Fürstenthums nie zu Gute kommen kann.

Das erträgt man ungern von einem machtvollen Herrscher, man hat Ludwig XIV. und größeren Männern als er war, den Ausspruch nie vergessen, daß der Fürst der Staat sei und umgekehrt, ein König aber, von schwächlichem, weibischem Wesen, der abhängig war von Weibern und Günstlingen, durfte solche Reden niemals führen.

Das Parlament ließ nicht lange auf die Antwort warten.

Bereits am 18. December folgte auf die königliche Erklärung die Gegenerklärung des Parlaments.

Die Protestation lautete: „Die Freiheiten, Rechte, Vorzüge und Gerichtsbarkeiten des Parlaments sind das alte und unzweifelhafte Geburts- und Erbrecht der Unterthanen Englands (birt-right and inheritance of the subjects of England). Schwierige und dringende Geschäfte, welche den König, den Staat und die Sicherheit des Königreichs und der Kirche von England betreffen, ferner die Abfassung und Aufrechthaltung von Gesetzen, die Abstellung von Unbilden und Beschwerden, wie sie täglich in diesem Königreiche vorkommen, sind geeignete Gegenstände der Berathung und Verhandlung im Parlament. Bei der pflichtmäßigen Besorgung dieser Angelegenheiten hat jedes Glied des Hauses, und sollte haben von Rechtswegen, Freiheit der Rede, der Erwägung,

der Verhandlung und des Beschlusses. Die Gemeinen haben gleichfalls das Recht, diese Dinge in der Reihenfolge vorzunehmen, die ihnen die beste dünkt und jedes Mitglied derselben ist frei von jeder Anklage, Einkerkerung und Belästigung — abgesehen von dem Recht der Rüge im Hause selbst — hinsichtlich jeder Aeußerung, Meinung, Erklärung (speaking, reasoning, declaring) über eine Bill, oder über irgend einen Gegenstand, der das Parlament oder seine Geschäfte angeht, und wenn Klage entsteht gegen ein Mitglied wegen irgend einer Aeußerung oder Handlung im Parlament, so soll dem König darüber von Seiten der im Parlament versammelten Gemeinen selber Mittheilung gemacht werden, ehe der König einer Privatbotschaft Glauben schenkt".

Der erste Zusammenstoß der absoluten und der constitutionellen Monarchie war geschehen, zu einer Zeit, wo nur die erstere eine Gegenwart und eine Zukunft zu haben schien. Die unumschränkte Fürstengewalt hatte überall die größten Fortschritte gemacht, theils in Verbindung, theils im Kampf mit der Reformation; in Spanien, Italien und Oesterreich hatte die Inquisition den geistlich-weltlichen Absolutismus begründen helfen, in den protestantischen deutschen Staaten und in den skandinavischen Ländern umgekehrt der Sturz der mächtigen Hochkirche ein ohnmächtiges Königthum zu Würde und Ansehen erhoben, in Frankreich ließ die erste kraftvolle Regierung, die das Land aus den Wirren der Religionskriege heraushob, die alten Reichsstände einschlummern und unbedauert in Vergessenheit sinken, nirgend vernahm man mehr einen Klang, wie er eben in England gehört wurde.

Der Streit, der sich 1621 in England erhob, war gegenüber dem allgemeinen Zug der Zeit an sich eine Anomalie, der Protest des Parlaments aber die Ankündigung eines Geistes, der allen Ueberlieferungen der damaligen Lage schroff zuwiderlief.

Der König Jakob war wüthend. Sofort kam er nach London, ging mit seinem ganzen Geheimen Rath in das Parlament, rief den Schreiber mit dem Protokollbuch herbei, riß mit eigner Hand das Blatt heraus, das die Erklärung enthielt und ließ dann seine Motive an ihrer Stelle eintragen. Dann wurde das Haus aufgelöst, die hervorragendsten Führer der Opposition eingesperrt, Andere, wie John Saville, in den königlichen Dienst gezogen.

Diese Handlungsweise zeigte so recht die Schwäche dieses Königs, der mit dem Protokollblatt vernichten zu können wähnte, was er aus der Geschichte und dem Herzen des Volkes nicht herausreißen konnte.

Der Kampf hatte begonnen, und nicht eher sollte er enden, als bis der Thron der Stuarts zertrümmert war.

Der spanische Heirathsplan. — Buckingham und der Prinz von Wales. — Umschwung der englischen Politik. — Tod Jakobs I. (April 1625).

Inzwischen wuchsen dem König die Verwickelungen auf dem Festlande über den Kopf.

Um den Pfalzgrafen wenigstens sein angestammtes Erbe zu retten, hatte Jakob sich vom Parlamente Kriegsgelder bewilligen lassen und durch seine Zusagen, die zu erfüllen ihm der Muth fehlte, es dahin gebracht, daß der unglückliche Kurfürst nun auch die Pfalz verlor. Der Kaiser hatte ihn entthront, und die ledige Kurwürde auf Baiern übertragen. Dieser Schlag traf das englische Volk auf's Tiefste, der König hatte sich bei dem ganzen Handel unglaublich schwach und charakterlos gezeigt und war auf das Schmählichste mißbraucht worden, wie wir jetzt aus den Depeschen sehen, aber mit ihm auch die ganze englische Nation, die in der Pfälzer Sache empfand, wie wenn es ihre eigene gewesen wäre.

Die fürchterlichen Blößen, die sich Jakob I. bei dieser Gelegenheit gab, hängen mit einem eigenen Lieblingsgedanken zusammen, von dem er nicht eher abließ, als bis der Kelch der Schmach bis auf die Hefen geleert war. Aus Verehrung für den politischen Hausgeist der Habsburger, ihre Art zu regieren und ihre Auffassung von Fürstenwürde, hatte er den heißen Wunsch, seine Dynastie durch ein Ehebündniß mit jener zu verknüpfen, und in dem Gelingen dieses Planes, das ganz undenkbar war nach den Vorgängen von 1587 und 1588, sah er wunderlicher Weise eine Lösung aller Wirren, die ihn umgaben. An Spanien hoffte er einen starken Rückhalt gegen sein ungeberdiges Parlament zu haben, Spanien sollte ihm in der Pfälzer Sache behilflich werden, ohne daß er das Schwert zu ziehen brauchte und der Preis, ohne den die Allianz augenscheinlich nicht zu haben war, Duldung der Katho-

liken, Einstellung der strengen Parlamentsgesetze, würde ihm wieder einen Zügel gegen die Puritaner gegeben haben.

Jahrelang schleppten sich die Unterhandlungen hin. Ohne bestimmte Zusagen von spanischer Seite wollte Jakob sich doch nicht binden und Spanien, das den Gegensatz der beiden Staaten besser erwog, wollte sich des einen Vortheils wenigstens ganz gewiß versichern, daß England nicht thätig am Kriege Antheil nahm. So rückte die Sache nicht von der Stelle.

Da geriethen der König und sein jetziger Liebling Buckingham auf einen, wie sie glaubten, ganz ingeniösen Einfall, um das Gewebe der Diplomatie durch einen kecken Schritt plötzlich zu zerreißen. Der König hatte selbst einst in jungen Tagen seine Braut unter Gefahren entführt, wie, wenn sein Sohn es ebenso machte und in Person die Braut sich eroberte, nach echter Ritterweise?

Im tiefsten Geheimniß ging der Prinz von Wales mit dem Herzog von Buckingham nach Spanien unter Segel und tauchte dann plötzlich am 7. März 1623 in Madrid wieder auf.

Während der seltsamen Brautwerbung, die in den strengen Formen der spanischen Etikette gewissermaßen nur aus der Entfernung vermittelt werden konnte, nahmen nun die Unterhandlungen über die Bedingungen des Abkommens einen ernsthafteren Charakter an. König Jakob ließ, um Spanien zu gewinnen, den Katholiken in England eine Freiheit der Bewegung und des Bekenntnisses, die die Protestanten mit großen Besorgnissen erfüllte, aber Spanien zeigte sich nichts weniger als entgegenkommend, insbesondere auf eine Herstellung des Pfälzer Kurfürsten, d. h. die Hauptsache für Jakob I., wollte man nicht eingehen. Buckingham hatte sich außerdem persönlich mit dem Träger dieser Politik, dem allmächtigen Grafen Olivarez, überworfen und so ward es ihm leicht, den Prinzen zur plötzlichen Abreise zu bewegen.

Buckingham hatte die ganze Angelegenheit mit dem Leichtsinn eines eitlen Höflings betrieben, der Bericht, den er jetzt erstattete, war gemischt aus Wahrheiten, die Nichts bewiesen und Lügen, denen man nicht traute; wie weit Spanien mit den deutschen Habsburgern zu gehen sich entschlossen hatte, wußte man in London noch nicht und die künftige Haltung Englands gegenüber Spanien war noch sehr zweifelhaft, wenn ihre Entscheidung vom König oder von der Wirkung der Berichte des gereizten Buckingham abhing.

Allein das Parlament von 1624 ging mit ungeheuchelter Freude auf die Eröffnung ein, die zeigte, daß die Regierung endlich ablasse von dem unnatürlichen Plan, zu Allem, was Buckingham gegen Spanien vorschlug, gab es seine Zustimmung und als nun der König selber in mehreren alten Streitpunkten nachgab, da stellte sich plötzlich zwischen Krone und Parlament ein Verhältniß her, das man drei Jahre früher gar nicht für möglich gehalten hätte.

König Jakob's ganze Politik erlitt einen völligen Umschwung. Statt einer spanischen Infantin wünschte er sich jetzt eine französische Prinzessin zur Schwiegertochter, statt eines Bündnisses mit den Habsburgern suchte er jetzt Anknüpfung mit Allen, die ihnen feindlich entgegenstanden, statt das Parlament mit Stuartscher Hoffahrt zurückzustoßen, zog er es jetzt geflissentlich heran und fand sich mit ihm in allen inneren und äußeren Fragen ab.

Im December 1624 kam der Ehevertrag zwischen seinem Sohne und der Prinzessin Henriette von Frankreich zu Stande, die Theilnahme am deutschen Kriege zur Wiedereinsetzung des Pfälzer Kurfürsten ward jetzt von Jakob mit ganz ungeahntem Eifer betrieben, große Entscheidungen bereiteten sich vor, da starb er am 27. März 1625.

---

§ 44.

Karl's I. (1625—1649) Charakter. Die beiden ersten Parlamente (1625—1626). Der Krieg mit Spanien und Frankreich. — Das dritte und letzte Parlament. Die petition of right (1628—29). — Karl I. ohne Parlament. Der Graf Strafford. Der Erzbischof Laud. Die Sternkammer. Die hohe Commission. Das Schiffsgeld (1634). — John Hampden's Proceß (1637).

Karl's I. (1625—1649) Charakter. Die beiden ersten Parlamente (1625—1626). Der Krieg mit Spanien und Frankreich.

Auf Jakob I. folgte sein Sohn Karl I. (geb. 1600). Der Eintritt dieses Fürsten in das öffentliche Leben war nicht gerade vielversprechend gewesen. In der spanischen Heirathsangelegenheit hatte er sich mißbrauchen lassen und die Unwahrheit der Berichte Buckinghams mit seinem Namen gedeckt. Das war mehr als er durfte. Im Uebrigen war er ein anderer Mann und ein anderer Kopf als sein Vater, ein Fürst, dem es an vielseitigen Fähigkeiten nicht fehlte, wohl unterrichteter, voll durchdringender scharfer Beobachtungsgabe und unläugbarer Gewandtheit in Behandlung der Menschen und Dinge.

Karl I. war in seinem ganzen Wesen von jener vornehmen, zugleich gewinnenden und imponirenden Art, die man vorzugsweise unter die Eigenschaften eines geborenen Fürsten zu rechnen pflegt. Sein Erscheinen und Auftreten hatte etwas natürlich Gebietendes und Königliches. Es war Nichts in ihm von jener studirten Hoheit seines Vaters, mit der das schlotternde Aeußere, das Plebejische der Gewohnheiten in so unvortheilhaftem Widerspruch stand. In den Tagen des größten Unglücks hat er selbst seinen Feinden das Geständniß abgedrungen, daß er kein gewöhnlicher Mensch sei.

Ohne soviel trotzige, dünkelhafte Reden auszuspielen, wie das

sein Vater liebte, besaß er, weit mehr als dieser, den Trotz und die Kühnheit der That. Was Jenem mehr eine schmeichelnde Theorie war, das machte ihm den Inhalt seines Lebens aus. Er war fähig, für sein Princip Alles einzusetzen, den Thron und selbst das Leben. Sein großsprecherischer Vater wich meist doch zurück, wenn es Ernst wurde, er that das nicht, er wagte Alles und ließ es darauf ankommen, daß Krone und Leben in den Abgrund fiel.

Aber er war weniger wahr und treu als sein Vater, der hatte das Herz auf der Zunge und wenn seine Handlungen den Worten widersprachen, so war das Schwäche, nicht Falschheit. Karl verstand sich zu meistern, wog jedes Wort, verbarg seine Gedanken und liebte die krummen Wege. Wenn er schmeichelte und liebenswürdig that, mußte man stets gegen ihm am meisten auf der Hut sein. Unaufrichtigkeit, Treulosigkeit, Wortbruch hielt er in der Politik für durchaus erlaubt. Zu Hause war er ein höchst achtungswerther Familienvater von musterhaftem Wandel und menschlich liebenswürdigem Betragen; aber in der Politik, glaubte er, gebe es keine Unsittlichkeit.

Ein Mann von diesem Muthe, diesem Talente, diesen zugleich gebietenden und verführenden Eigenschaften war ein durchaus anderer Gegner als König Jakob.

Des Königs erster Schritt war die nach jedem Regierungswechsel übliche Berufung eines neuen Parlaments. Das Parlament kam (18. Juni). Das Thema der begrüßenden Reden war selbstverständlich die Erbschaft des verstorbenen Königs, die energische Aufnahme des Kriegs um die Pfalz und die Bewilligung der dazu nöthigen Summen. Davon abgesehen, kann man nichts Friedeathmenderes lesen als diese Ansprachen und Antworten. Karl I. spricht mit einer gewinnenden Offenherzigkeit, mit einer persönlichen Wärme, die noch jetzt beim Lesen seiner kurzen Worte einen ganz bestechenden Eindruck macht. Er äußert das zuversichtliche Vertrauen, daß das Parlament die große Ehrensache seines Königs und seines Volks mit Bereitwilligkeit unterstützen werde und betheuert schriftlich, daß ihm die Aufrechthaltung des Glaubens seiner Väter stets heilig gewesen sei und unverbrüchlich heilig bleiben werde. Das Parlament seinerseits antwortet in demselben Geiste. Ja am 22. Juni wird eine Motion „auf ein gutes Einvernehmen

zwischen König und Parlament" eingebracht, wobei der Redner (Rudyard) sagt: „Die letzten Mißhelligkeiten zwischen dem verstorbenen König und dem Parlament waren die Hauptursache aller Leiden des Landes. Den ersten Schritt zur Versöhnung that der Kronprinz, der jetzige König; daraus ist dem Lande größerer Segen erwachsen als in irgend einem Parlament seit vielen hundert Jahren. Was dürfen wir erst von ihm erwarten, seit er König ist und die Gewalt in Händen hat?

Seine ausgezeichneten, natürlichen Gaben, sein von Lastern nicht befleckter Charakter, seine auswärtigen Reisen, seine Vertrautheit mit dem Parlament lassen das Beste hoffen. Deßhalb beantrage er, jetzt zwischen König und Volk Alles in's Reine zu bringen, damit nie eine Verstimmung eintrete".

Diese Stimmung hielt nicht lange an. Als die Höflichkeiten verrauscht waren, war doch Jedermann klar, daß es sich um sehr bestimmte Dinge handle, über die die Ansichten beider Theile keineswegs dieselben waren, daß der König Geld haben wolle, um, wenn es bewilligt war, das Parlament ebenso freundlich heimzusenden, wie er es willkommen geheißen, und daß das Parlament keineswegs gewillt sei, sich so einfach gebrauchen zu lassen.

Das Unterhaus brach der an sich geschickten Taktik des Königs die Spitze ab. Es war ein durch den Glanz seiner Namen so hervorragendes Haus, wie England noch nie eines gesehen. Was nachher an ausgezeichneten Männern links und rechts hervortaucht, das ist Alles schon in dieser Versammlung, all die großen Träger der nachherigen Politik sind hier schon vereinigt. Dies Parlament war schon darum eine ungewöhnliche Macht, weil es aus einer seit Elisabeths glücklichen Tagen mächtig entwickelten Periode des Wohlstandes und der Unabhängigkeit hervorgegangen war. Es waren meist wohlhabende Gutsbesitzer von vollkommen selbständiger Stellung, denen gegenüber das Oberhaus moralisch um so weniger in's Gewicht fiel, als Jakob und Karl den großen Fehler begangen hatten, es durch einen ganzen Schub hofadeliger Pairs gefügig, aber auch verächtlich zu machen.

Das Unterhaus verlangte vor Allem, ehe es zur Bewilligung von Subsidien schreite, gewisse Beschwerden abgestellt, namentlich die Ausführung der strengen Gesetze gegen die Papisten,

die an der Königin ihren Rückhalt hatten, verbürgt zu wissen. Unter den Papisten hatte sich eben ein königlicher Caplan Dr. Montagu durch Angriffe auf die Puritaner bemerklich gemacht, die im Parlament am zahlreichsten vertreten waren, und die ganze Stuart'sche Lehre des absoluten Königthums von Gottes Gnaden, die diesen ein Greuel war, fand an den Katholiken die eifrigsten Fürsprecher. Das war der Grund, weßhalb sich gleich hier die Entzweiung anknüpfte.

Der religiöse Fanatismus der Puritaner brachte Karl I., der vor Ungeduld brannte, den Krieg mit großen Mitteln zu beginnen, fast zur Verzweiflung. Statt ihm sofort die dringend nöthigen Gelder zu bewilligen, machte das Unterhaus Gesetze über strenge Sabbathfeier, donnerte gegen das Papstthum und bat für suspendirte puritanische Geistliche. Und doch hatte eben dies Parlament den Krieg gewollt, doch war der König beladen mit den Schulden, die sein Vater um dieses Krieges willen hatte machen müssen. Allerdings hatte die zweideutige Art, wie Buckingham die englischen Schiffe verwendete, die ganze Leitung des Unternehmens jetzt schon in Verruf gebracht und die große Zahl seiner persönlichen Feinde beträchtlich vermehrt. Die Subsidien, welche das Parlament endlich bewilligen wollte, waren so gering, daß in dem Antrag ein förmliches Mißtrauensvotum lag und ein eben solches lag in den Beschluß, das sogenannte „Tonnen- und Pfundgeld", die ergiebigste Einnahme der Krone — sie machte fast die Hälfte derselben aus — nicht wie sonst auf die ganze Regierungszeit, sondern bloß auf ein Jahr zu bewilligen. Das hatte um so größere Bedeutung, als diese Abgabe seit dem Aufschwung des englischen Handels und Verkehrs einen außerordentlich reichen Ertrag abwarf.

Das Parlament ward vertagt, angeblich, weil die Pest den Aufenthalt in London unmöglich mache, und dann nach Oxford, in eine gut königlich gesinnte Stadt wieder berufen, aber die Stimmung des Unterhauses besserte sich nicht, trotzdem der König nochmals dringend im Namen „der Ehre, der Sicherheit und der Zweckmäßigkeit" um schleunige Bewilligung gebeten hatte. Jetzt wurde das Parlament aufgelöst (August 1625), nachdem noch mühsam im Oberhaus ein Beschluß durchgesetzt worden, der das Tonnen- und Pfundgeld für die ganze Regierungszeit bewilligte.

Auf den Februar 1626 wurde ein zweites Parlament berufen. Es trat zusammen unter dem noch frischen Eindruck einer mißlungenen Expedition nach Cadix, die abermals bewies, daß diese Regierung zwar viel Kriegslust, aber durchaus keine fähigen Kriegsmänner besitze. Es kamen im Wesentlichen dieselben Auftritte, nur daß auf beiden Seiten eine erhöhte Bitterkeit bemerkbar ward. Gleich die Eröffnungsrede des Großsiegelbewahrers sprach von „der unermeßlichen Entfernung zwischen der erhabenen Höhe und Majestät eines mächtigen Monarchen und der unterwürfigen Ergebenheit und Niedrigkeit loyaler Unterthanen", nannte den von Gott eingesetzten Thron die „Quelle alles Rechts" und die Gesetze die „Ströme und Rinnsale", durch welche die Benutzung dieser Quelle zu den Unterthanen geleitet werde u. s. w. Man glaubte wieder Jakob I. sprechen zu hören, nur fand man es gefährlicher, denn der Sohn pflegte Ernst zu machen mit den Spielereien seines Vaters. Das Parlament war geneigt höhere, aber darum doch nicht genügende Subsidien zu bewilligen, und auch diese erst nach Abstellung einer langen Reihe von Beschwerden, in denen es so ziemlich die gesammte Staatsverwaltung einer scharfen Kritik unterzog. Ja es kam zu einer förmlichen Anklage des Herzogs von Buckingham, aber der König brachte es in recht sichtbarem Trotz dahin, daß der Angeklagte die eben erledigte Stelle eines Kanzlers der Universität Cambridge erhielt, und dem Parlament ließ er befehlen, die Anklage aufzuheben und die Gelder sofort zu bewilligen, widrigenfalls die Auflösung erfolgen werde. Ja er ließ ihnen offen mit „außerordentlichen Maßregeln" (new counsels) drohen. Der Ankündigung folgte die That auf dem Fuße, die Hauptankläger des Herzogs, Digges und Elliot, wurden in's Gefängniß geworfen, als aber das Parlament Einsprache erhob und den Verhafteten Nichts nachgewiesen werden konnte, mußte sie der König wieder freilassen. Statt einzuschüchtern, hatte man erbittert und gereizt. Das Parlament wurde im Juni aufgelöst und nach Hause geschickt wie das erste, nachdem es noch gegen die widerrechtliche Erhebung des Tonnen- und Pfundgeldes feierlich Verwahrung eingelegt und um Entfernung des verhaßten Buckingham gebeten hatte.

Jetzt trat aus der Umhüllung von halb freundlichen, halb drohenden Bitten das System der Gewalt offen hervor, nicht so

brutal, wie es ohne Zweifel geschehen wäre, wenn der König ein großes zuverlässiges Heer gegenüber einem wehrlosen Lande gehabt hätte, aber immer doch brutal genug.

Der König mußte Geld haben um jeden Preis, das Parlament versagte es, so nahm er seine Zuflucht zu einem allgemeinen Zwangsanlehen.

Eine Commission wurde mit ausgedehnten Vollmachten niedergesetzt, es zu erheben, die katholische Hofpartei empfahl Gehorsam auf ihren Kanzeln und in gedruckten Predigten, die über das Land verbreitet wurden, die Puritaner, die über die große Mehrheit der Nation geboten, eiferten dagegen, und an vielen Stellen wurde das Anlehen offen, mit Berufung auf das alte Landesrecht, verweigert. Gegen diese wurde mit Verhaftung eingeschritten und die Richter, die sie nicht verurtheilen wollten, von ihren Stellen entfernt. Die Söldner, die von der unglücklichen Expedition nach Cadix zurückgekommen waren, wurden bei den Ungehorsamen einquartiert, um sie mürbe zu machen; die Verpflegung der unbändigen Landsknechte ward zu einer neuen drückenden Last für das ganze Land.

Und der Krieg, der all diese Gewaltthaten rechtfertigen sollte, nahm eben jetzt eine ganz unglückliche Wendung.

Der leichtfertige Buckingham hatte sich unterstanden, mit der jungen Königin von Frankreich, bei Gelegenheit der Werbung um die Prinzessin Henriette für seinen Herrn, einen Liebeshandel anzufangen, der die Besorgnisse Richelieu's erregte. Als dieser ihm durch König Ludwig XIII. sagen ließ, er solle sich in Frankreich nicht mehr blicken lassen, schwur er ihm Rache und brachte seinen Fürsten dazu, Frankreich den Krieg zu erklären. Mit Spanien war man noch nicht fertig und fing nun auch mit Frankreich an. Mit 100 Segeln und 7000 Mann zog Buckingham den in La Rochelle schwer bedrängten Hugenotten zu Hilfe, leitete aber das Unternehmen so lächerlich ungeschickt, daß er nach Verlust von 2/3 seiner Mannschaften mit Schimpf und Schande bedeckt unverrichteter Sache wieder umkehren mußte (Octbr. 1627). La Rochelle ging verloren, der englische Handel hatte durch den Krieg auf's Schwerste gelitten, englische Schiffe waren gekapert worden, in jeder Hütte empfand und verwünschte man das thörichte Unternehmen, und eine tiefe, allgemeine Unzufriedenheit ging durch die ganze Nation.

Das dritte und letzte Parlament (1628—29). Die petition of right.

Die Krone hatte seit der Auflösung des letzten Parlaments so unglücklich gewirthschaftet als nur irgend möglich. Der Krieg, den der König wiederholt und aus Ueberzeugung eine Ehrensache seiner Person und seines Volkes nannte, hatte Nichts als Schimpf und Verluste eingetragen, die Gewaltmittel aber, mit denen er sich Geld verschafft, hatten seine Verlegenheiten doch nicht gehoben und einen tiefen Haß im Volke gesäet. Man hatte die mageren Erträge des Zwangsanlehns fast bis auf den letzten Tropfen ausgegeben, als man sich wieder nach dem Parlamente umsehen mußte. Das Parlament hatte wenig Entgegenkommen gezeigt, als Karl, eben zur Regierung gelangt, noch nichts Verbotenes gethan, was hatte man jetzt nach Allem, was inzwischen vorgefallen, von ihm zu erwarten?

Die Abgeordneten, die jetzt im März 1628 zurückkamen, hatten zum Theil selbst im Kerker gesessen, alle fast unter der Zwangsanleihe und den Einquartierungen gelitten, und die Wähler, die sie schickten, waren auf das gesammte Regiment nach Innen und nach Außen tief erbittert.

Der Ton, in dem der König diese Versammlung begrüßte, war kein glückverheißender. Wie gewöhnlich begnügte er sich mit wenig Worten und rieth der Versammlung, es ebenso zu machen, die Zeit war zu ernst, um sich lange mit überflüssigen Reden aufzuhalten. „Jedermann", sagte er u. A., „muß seine Schuldigkeit thun, wie es sein Gewissen erheischt; thut ihr die eure nicht, was Gott verhüte, indem ihr beisteuert, was der Staat in seiner Noth bedarf, so muß ich — mein Gewissen spricht mich frei — zu jenen anderen Mitteln greifen, welche Gott in meine Hände gelegt hat, um wahrzunehmen, was die Thorheiten einzelner Menschen sonst leicht gefährden könnten. Nehmt das nicht als eine Drohung, denn ich halte es unter meiner Würde, denen zu drohen, die nicht meines Gleichen sind".

Der Großsiegelbewahrer fügte dann noch hinzu, nicht aus Noth, sondern aus Gnade habe der König sich wieder an das Parlament gewendet.

Die schwersten Klagen der beiden ersten Parlamente hatten

sich auf die Lauheit des Königs gegen die Papisten bezogen, die traten jetzt zurück hinter Klagen ganz anderer Art: Eintreibung nicht bewilligter Steuern, Erpressung eines willkürlichen Anlehens, Verhaftung von Abgeordneten und Privatleuten wegen Verweigerung verfassungswidriger Auflagen, Einlagerung fremder Soldateska, das waren jetzt die Gegenstände allgemeiner und nachdrücklicher Beschwerden aus dem Schoß des Parlaments. Durch die Reden, die jetzt gehalten werden, geht fast ein revolutionärer Ton. Derselbe Rudyard, der drei Jahre früher in einer Anrede an den König sich zu dessen ausgezeichneten Eigenschaften des Allerbesten für das Land versehen, brach jetzt in die Worte aus: „Wir stehen in der Krisis des Parlamentarismus. Der Ausgang unserer Versammlung wird entscheiden, ob es ferner Parlamente geben wird oder nicht. Die Augen der Christenheit sind auf uns gerichtet. Was König und Königreich in den Augen der Welt gelten und nicht gelten sollen, das wird nach dem Erfolge dieses Parlaments bemessen werden. — Was uns hierher geführt hat, ist die Pflicht der Nothwehr. Nicht um das Heil, nein, um das Dasein dieses Reiches handelt es sich.“ — Eine sehr scharfe Sprache führt Thomas Wentworth (später Graf Strafford), der selbst wegen verweigerten Anlehns gesessen hatte, aber — und das deutet auf seine geheimen Absichten hin — er unterscheidet streng zwischen dem König und den schuldvollen Rathgebern, die ihn irre geführt. Gegen diese läßt er sich mit der größten Bitterkeit heraus. „Sie haben die Prärogative des Königs über ihre gesetzliche Grenze hinaus erweitert, und dadurch die schöne Harmonie des Ganzen zerstört. Ein Gesindel von fremden Landsknechten haben sie uns in die Häuser gelegt, die uns Frauen und Töchter vor unseren Augen geschändet, die Krone haben sie durch Verschleuderung der Einkünfte ärmer gemacht als sie je gewesen ist, einen Geheimrath haben sie eingeführt, der die ganze Verwaltung an sich gerissen hat und uns ohne Recht und Gesetz in's Gefängniß schickt, uns selbst haben sie geplündert und gebrandschatzt, und die Wurzeln alles Eigenthums aus der Erde gerissen. — Was wir wollen, ist nichts Neues. Es sind unsere alten wohl verbrieften Freiheiten, unser herkömmliches nie verjährtes Recht. Darauf wollen wir ein Siegel drücken, daß nie wieder ein frevler Wille einen Angriff dagegen wage“.

Der erste Beschluß des Parlaments war demgemäß eine ein-

stimmige Verwahrung gegen willkürliche Freiheitsstrafen und Zwangsanleihen. Dann wurden dem König, um ihn milde zu stimmen, fünf Subsidien bewilligt, aber ehe diese Bewilligung, über die der König hocherfreut war, förmliche Gesetzeskraft erhielt, eine feierliche Bittschrift aufgesetzt, welche alle Beschwerden mit Berufung auf das alte Recht des Landes vollzählig zusammenfaßte. Der König that Alles, um die Durchberathung dieser petition of right zu hintertreiben, er drohte mit Auflösung des Hauses, wenn es in einer bestimmten nahen Frist mit seiner Geldbewilligung nicht zu Ende sei, er versprach dann feierlich, er wolle sich jeder Verletzung der alten Statuten enthalten, es bedürfe darum keiner Wiederholung derselben mehr. Alles war umsonst. Die Bill kam zu Stande und passirte beide Häuser. Sie betraf folgende Punkte:

1) Nach einem Gesetze von Eduard I. dürfe keine Steuer ohne Bewilligung des Parlaments erhoben, nach einem Gesetze Eduards III. keine Anleihe erzwungen werden; keine Auflage sei zu bezahlen, die nicht rechtskräftig bewilligt worden.

2) Dessenungeachtet seien in der letzten Zeit nicht bewilligte Steuern eingetrieben, willkürlich Anlehen erpreßt worden u. s. w.

3) Nach der Magna charta sei kein englischer Unterthan verhaftbar oder strafbar ohne richterliches Urtheil.

4) Ein Gesetz Eduards III. habe bestätigt, daß Niemand, ohne sich verantwortet zu haben, verurtheilt oder bestraft werden dürfe.

5) Gleichwohl seien die bekannten Processe und Eingriffe in die Unabhängigkeit der Gerichte erfolgt,

6) Den Widerspenstigen Executionstruppen auferlegt,

7) Trotz der Magna charta und den Gesetzen Eduards III. außerordentliche gerichtliche Commissionen (Specialgerichte) aufgestellt, das Kriegsrecht eingeführt,

8) Unschuldige verurtheilt und bestraft,

9) Wirkliche Verbrecher ihrem natürlichen Richter entzogen worden.

10) Darum bitte das Unterhaus: Keine Steuer ohne Einwilligung des Parlaments auszuschreiben, Niemand zu strafen, der eine solche zu zahlen sich weigere, keinen Unterthan wider Recht zu verhaften, die militärischen Executionen abzustellen, die außerordentlichen Gerichte aufzuheben.

Diese Bittschrift ließ dem König nur die Wahl, entweder mit

dem Parlamente zu brechen, oder durch die Annahme ausdrücklich zu erklären, daß er das Landesrecht gebrochen und nunmehr in seine unverkürzte Wiederherstellung gewilligt habe. Nach mancherlei Ausflüchten that er das Letztere. Die petition of right ward durch die königliche Sanction zur authentischen Auslegung der Magna charta, und in dem jahrelangen Streit über das, was Recht sei, hatte die Nation gesiegt.

Gleichwohl ging man auch bei diesem Parlamente in Unfrieden auseinander. Das Unterhaus ließ nicht ab die Stellung Buckinghams durch heftige Angriffe zu erschüttern, und über das Tonnen- und Pfundgeld, das der König nicht entbehren, das Parlament nicht aus der Hand geben wollte, dauerte der Streit ungeschlichtet fort. Das Parlament wurde deßhalb bis zum Januar 1629 vertagt (26. Juni).

Ehe das Parlament wieder kam, geschah ein Meuchelmord, der von der Nation mit ähnlicher Genugthuung aufgenommen wurde, wie einst die Hinrichtung Maria Stuarts. Der Herzog von Buckingham wurde, als er eben zu einer neuen Expedition nach La Rochelle unter Segel gehen wollte, von einem gewissen Felton getödtet (August 1628).

Als das Parlament im Januar 1629 zurückkehrte, waren beide Theile entschlossen, falls es zu keiner Einigung komme, den Bruch offen zu erklären.

Im Unterhaus ward sogleich ein geharnischter Protest wegen des Papismus und des Tonnen- und Pfundgeldes eingebracht. Als der Sprecher gemäß königlichem Befehl die Sitzung aufheben wollte, um den Antrag nicht zur Abstimmung kommen zu lassen, ward er von einigen der eifrigsten Puritaner auf seinem Sitze festgehalten, während Andere ihn umsonst zu befreien suchten. Unter großem Lärm ward der Protest angenommen. Ein königlicher Beamter, der auf die Kunde von diesem Vorgang nach dem Parlament geschickt wurde, fand die Thür verschlossen und als der wüthende König seine Wache hinsandte, war nichts mehr zu hindern, die Sitzung aufgehoben. Darauf löste Karl das Parlament auf und sprach vor den Lords in sehr ungnädigem Ton von „einigen Nattern, die im Unterhause Viele geblendet, aber doch noch nicht angesteckt hätten", der verdienten Strafe würden die Schuldigen nicht entgehen.

Ein königliches Manifest, das der Auflösung des Parlaments nachfolgte, erklärte, daß der König, nachdem alle Langmuth an dem Starrsinn einiger Uebelgesinnter gescheitert wäre, die den Staat in Flammen hätten setzen wollen, nunmehr genöthigt sei, so lange bis ihm anderes beliebe, ohne Parlament zu regieren.

Gleich darauf wurden zehn Mitglieder des Unterhauses, darunter Hollis, Elliot, Hobart, Hayman verhaftet, zur Zahlung von Geldbußen zwischen 500 und 2000 Pfund verurtheilt und in den Kerker geworfen, um so lange darin zu bleiben, als es dem König beliebe. Einige der Verurtheilten starben im Kerker, darunter Elliot, dem, als er schwer krank geworden war, die Gewährung milderer Haft versagt wurde, weil er den König „nicht demüthig genug" darum gebeten hatte.

So begann die elfjährige Regierung ohne Parlament, so ward der Grund gelegt zu der ungeheuren Erschütterung, welche den Thron der Stuarts begraben hat.

Karl I. ohne Parlament, der Graf Strafford, der Erzbischof Laud.

Karl I. hatte den wohlüberlegten Plan, das System, das eben in Frankreich so glänzende Früchte trug, nach England zu verpflanzen, die ständischen Interessen, welche das Parlament vertrat, sammt den lästigen Rechtsüberlieferungen ebenso bei Seite zu schieben, wie es dort geschehen war, und durch energische Wahrung der königlichen Autorität im Einklang mit der Stimmung der Massen sich ebenso populär zu machen, wie Richelieu in Frankreich.

Der seit Buckinghams jähem Tode leergewordene Platz ward jetzt durch einen Größeren eingenommen.

Unter den Mitgliedern der Parlamente der zwanziger Jahre war neben Pym, Hampden, Elliot, einer der begabtesten Redner Thomas Wentworth gewesen, dessen Reden sich stets durch eine ganz besonders bissige und einschneidende Schärfe hervorgethan hatten. Er vertrat die äußerste Opposition mit ungemeinem Geschick und mit der Rücksichtslosigkeit eines Mannes, der an die Sache sein Leben setzen zu wollen schien.

In das Parlament von 1628 kam er als Einer von Denen, die wegen verweigerten Anlehens im Gefängniß gesessen hatten.

Die Heftigkeit seines Auftretens in dieser Versammlung entsprach solchen Erfahrungen und siehe! — diesen Mann gewann sich Karl jetzt zum Minister.

Wentworth war ein überaus gewandter Redner und ein rücksichtslos energischer Parteimann, aber die Ueberzeugungstreue, die man ihm zugetraut, besaß er nicht. Sein Pathos war die studirte Wärme des Advocaten, der seiner Sache die wirkungsvollen Seiten gut abzulauschen weiß, aber im Grunde seines Herzens lebte das nicht.

Der Gedanke, der ihn erfüllte, war Macht, Ansehen, Gewalt. Auf den Wegen der Opposition hatte er das gesucht, als Minister hatte er es jetzt gefunden. Einen furchtbareren Gegner als ihn konnte die Opposition nicht finden.

Die Schwächen parlamentarischer Parteien, die Künste des Wortgefechtes kannte er aus dem Grunde, in Nichts waren die Gegner ihm überlegen, und Wentworth haßte sie mit der ganzen Unversöhnlichkeit, mit der der Renegat seinen ehemaligen Parteigenossen gegenübersteht.

Dabei besaß er neben der Virtuosität des parlamentarischen Fechters ganz hervorragende Gaben eines wirklichen Staatsmannes, er war ein zum Regieren geborener Kopf, er verstand den Staat in seiner Weise systematisch einzurichten, wo er auftrat, merkte man das Talent der Organisation. Und er besaß Muth wie wenig Menschen.

Mit seiner ganzen Vergangenheit hatte er gebrochen, unerschrocken, als ob Nichts an seinem Namen hinge, trat er als Minister eines Systems auf, das er selber verdammt, und allen Folgen ins Gesicht zu schauen, im Nothfall sein Leben zu wagen, war er entschlossen. Man kann und wird sein System verdammen, aber man wird ihm lassen müssen, daß er es in einer imposanten Weise zu vertreten wußte.

Sein Plan war, die britische Monarchie in derselben Machtvollkommenheit herzustellen, wie sie in Frankreich bestand. Ein wohlgegliederter Organismus der Verwaltung durch abhängige Beamte, geschützt durch abhängige Richter und ein schlagfertiges stehendes Heer sollte die ständische Mitregierung beseitigen, jeden Widerstand niederschlagen, aber auch durch verständige Fürsorge für die Massen die Einwirkung des Parlaments ersetzen. Ein

fähiger, wohlgesinnter, allmächtiger Absolutismus, wie ihn Richelieu aufgerichtet, war sein Ziel, nur freilich mit dem Unterschiede, daß das Ständewesen in Frankreich durch die Wirren vierzigjähriger Bürgerkriege verschüttet worden war, während die parlamentarische Gewalt in England nicht bloß von Hause aus eng mit den Anschauungen des Volks verwachsen war, sondern auch eben unter den letzten Regierungen eine ganz außerordentliche Stärkung erfahren hatte.

An der Seite des Grafen Strafford stand ein anderer Mann, der die kirchliche Reaction der nächsten 10 Jahre geleitet hat und den man an Fähigkeiten und Geschick dem Grafen nicht gleichsetzen konnte.

Der Erzbischof Laud ergänzte Straffords System von der kirchlichen Seite. Er war ein gelehrter Geistlicher von strengen Sitten, persönlich ehrenwerthem Charakter, nicht von der wilden Härte und verzehrenden Herrschsucht, die Strafford bezeichnete, aber beherrscht von einem eigenthümlichen kirchlichen Fanatismus, der den Empfindungen der stärksten religiösen Partei des Landes ebenso feindselig gegenüberstand, wie das ganze unparlamentarische Regiment dem alten englischen Landesrecht.

Das altkatholische Element, das die anglikanische Kirche beibehalten hatte und das die Puritaner ausmerzen wollten, war in diesem dürftigen Kopfe übermächtig geworden. Ein salbungsvoller Priester, ist er voll ceremonieller Schrullen und theologischer Abgeschmacktheiten und sucht eine Menge hierarchischer Hirngespinnste wieder in den Anglikanismus einzuschwärzen.

Jene Einweihung einer alten Kirche, die er sich öffnen ließ, mit den Worten: „Auf, thut euch auf, ihr ewigen Thore, damit der König der Ehren einziehe!“ und an deren Schwelle er mit ausgebreiteten Armen und zum Himmel erhobenen Blicken sagte: „Dieser Platz ist heilig, dieser Grund ist heilig; im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes spreche ich ihn heilig“ — erschien mit Allem, was sich daran knüpfte, selbst eifrigen Anglikanern anstößig. Aber bei solchen verhältnißmäßig unschuldigen Liebhabereien blieb es nicht. Die Sache hatte eine sehr ernste, sehr bedenkliche Seite.

In diesem engen Kopfe steckte ein ganzer Hierarch, eine episkopale Herrschsucht, die sich mit dem Weihrauch neuer Ceremonien

nicht begnügte, die die Nation mit Nadelstichen fort und fort daran mahnte, daß sie nicht bloß im Staate, sondern auch in der Kirche einem absoluten Willen zu gehorchen habe und die sehr sichtbar in die Bahn einer, wenn auch sachte schleichenden katholischen Restauration einlenkte. In Rom schöpfte man die besten Hoffnungen, die Jesuiten erhoben überall das Haupt und jene Hofdame, die sich unter dem Eindruck dieser Dinge rasch zum Katholicismus bekehrte, weil sie „nicht im großen Haufen" derer, die, Laud an der Spitze, nachfolgen würden, verschwinden wollte, traf mit ihrer leichtfertigen Aeußerung den ganz richtigen Ausdruck, wenn nicht für den Sachverhalt, denn Laud konnte nicht eigentlich ein Papist genannt werden, so doch für die Anschauungen der überwiegenden Mehrheit der Nation.

Diese doppelte Reaction war zu viel für England. Man kann sich vielleicht denken, daß das Strafford'sche System für sich allein einen gewissen Erfolg nicht verfehlt haben würde, aber dies fortdauernde Herausfordern aller nationalen Empfindungen noch durch religiöse und kirchliche Chikanen ertrug dies Volk nicht. An sich spielte der begünstigte Clerus eine höchst bedenkliche Rolle. Er hatte sich ganz zum Schleppträger des neuen Absolutismus gemacht, in Predigten und Flugschriften trat er ein für den Verfassungsbruch und wie er für jede Gewaltthat und Eigenmacht der Regierung die Rechtfertigung bei der Hand hatte, so verkündigte er ganz offen, ein bischöflicher Kanon sei mehr werth als alle Parlamentsgesetze und jede kirchliche Verordnung sei ausreichend, diese umzustoßen.

Dies System geistlich-weltlicher Reaction bediente sich zweier Gerichtshöfe als furchtbarer Waffe, das war einmal die Sternkammer und sodann die hohe Commission.

Die erstere war ein außerordentlicher Gerichtshof, der seit alter Zeit bestand, in den Tagen der Noth wegen innerer Parteikämpfe gebildet, und unter Heinrich VII. durch eine Parlamentsacte anerkannt worden war, aber schon dadurch dem Princip der Magna Charta widersprach, daß nicht Richter, sondern Verwaltungsbeamte darin saßen.

Die Sternkammer war das mächtige Organ einer Verwaltungsjustiz, die nur in Ausnahmefällen gebraucht werden sollte, dann aber über Eigenthum, Freiheit und Leben jedes Engländers

ohne Verantwortung und Berufung entschied. Die Thätigkeit dieses Gerichtshofes war nachweislich ununterbrochen im Gang gewesen, namentlich auch unter Elisabeth, aber sie gelangte jetzt zu einer erhöhten Wirksamkeit, wie man sie bisher nie gekannt. Bedenklich daran war einmal die Art der Zusammensetzung aus lauter vom Hofe ganz abhängigen Beamten und sodann die Dehnbarkeit ihrer Competenz. In keinem Gesetze war ausgemacht, was vor dies Gericht gehörte, was nicht, und die englischen Rechtshistoriker selber sind im Streit darüber. Im Allgemeinen nahm man an, daß Fälschung, Meineid, Empörung, bewaffnete Selbsthilfe, Betrug, Schmähschriften und Verschwörungen vor seine Schranken gehörten. Das waren eben die Vergehen, die mit der Politik zusammenhingen.

Die Sternkammer war ertragen worden, weil namentlich Elisabeth sie mit Maß gebraucht hatte und in Zeiten, wo Verschwörungen und Aufstände der gefährlichsten Art sehr häufig waren, die Regierung, die die unendliche Mehrheit der Nation für sich hatte, durch ein summarisches Verfahren gegen ihre gemeinsamen Gegner ihrer Popularität keinen Eintrag that.

Der Unterschied zwischen der Praxis Elisabeth's und Karl's I. war der, daß man die Zuständigkeit dieses Gerichtshofes in einem Maße erweiterte, vor dem das verbriefte Recht des Engländers, seinem natürlichen Richter nicht entzogen zu werden, fast illusorisch wurde, und daß die Nation in den Gegnern dieser Regierung eben keine Verbrecher, sondern unschuldig verfolgte Patrioten sah.

Das Schalten der Sternkammer erschien um so gehässiger, als sie in der unverkennbaren Absicht gebraucht wurde, um die königliche Kasse auf eine schmähliche Weise zu bereichern.

Wegen geringfügiger Vergehen wurde, außer Gefängniß und Verlust beider Ohren, auf mehrere Tausend Pfund Geldstrafe erkannt, wovon dann die Hälfte dem König zufiel, selbst wenn dieser persönlich gar nicht berührt war. Insbesondere Alle, die sich den vielen ganz willkürlich auferlegten Abgaben widersetzten, kamen vor die Sternkammer. So wurde 1632 eine Weinsteuer beliebt und als die Weinhändler sie ablehnten, diesen durch die Sternkammer aller Kauf und Verkauf von Lebensmitteln verboten, bis sie sich dazu verstanden, dem König 6000 Pfund zu leihen.

Und so oder ähnlich ging es in vielen Fällen.

Was für Strafford die Sternkammer, das war für Laud die hohe Commission, die auch nicht erst neu eingeführt wurde, sondern schon unter Elisabeth bestanden hatte, ein geistliches Gericht zur Bestrafung Derer, welche von der herrschenden Kirche als Ketzer betrachtet wurden.

Unter Elisabeth waren Papisten und Independenten, die Ketzer links und rechts vom Anglikanismus, davor geladen und namentlich die letzteren wegen ihrer politischen Unbotmäßigkeit mit besonders harten Strafen belegt worden. Das wucherte jetzt weiter und weiter. Die räthselhafte Stellung Laud's zwischen Protestantismus und Katholicismus brachte die ganze Unsicherheit darüber, was nun eigentlich der rechte und was der falsche Glaube sei, wieder, die unter Heinrich VIII. bestanden hatte, geringfügige Aeußerungen, im Privatleben gethan, genügten, um fürchterliche Strafen zu verwirken, und auch diese Seite des Systems trug einen gehässigen fiskalischen Charakter, Geldstrafen waren ungemein hoch und häufig, ja das Glaubensgericht ließ sich seine Strenge abkaufen. Während Independenten und selbst laue Anglikaner mit äußerster Strenge gebrandschatzt wurden, ließ man die Katholiken die größere Freiheit, die man ihnen einräumte, mit schwerem Gelde bezahlen.

Abgesehen von den grillenhaften Verkehrtheiten Laud's ging durch das System der unparlamentarischen Regierung Strafford's ein Zug strenger zweckbewußter Einheit hindurch. Der Staatshaushalt war wohl geordnet, besser als seit langer Zeit, der königliche Hofhalt war ein seltenes Muster bürgerlicher Einfachheit und nur den Puritanern ein Abscheu, weil er nicht jeder Heiterkeit entsagt hatte, die Fürsorge für die großen Interessen des Landes und das Wohlbefinden der Massen ward im Allgemeinen verständig gehandhabt, die Steuern, die man erhob, waren freilich nicht vom Parlament bewilligt, aber die Puritaner, die es beherrschten, hatten doch auch Feinde genug und die nicht geringe Zahl der Katholiken befand sich besser als unter mancher früheren Regierung. Der Widerstand der Gerichte wurde lahmer, die Einzelnen protestirten wohl, aber sie zahlten am Ende doch, unter den Beamten und Geistlichen hatte sich eine Schule gebildet, die bereitwillig auf den königlichen Absolutismus einging; kurz Strafford's rücksichtslose, aber auch consequente Energie hatte es dahin gebracht, daß jetzt

ertragen wurde, was wenige Jahre früher kaum für denkbar gehalten worden wäre.

Aber um dies Gebäude zu krönen, fehlte noch Eines, ein stehendes Heer. Dies zu schaffen, sollte das Schiffsgeld dienen (1634).

Das gesammte ship-money war eine Geldabfindung für die Lieferung von Schiffen, die in alter Zeit zum Schutz der Küsten von Seiten der Seestädte verlangt worden waren. Es war unter allen Umständen eine außerordentliche Kriegssteuer gewesen, die hauptsächlich zur Unterhaltung der Flotte verwendet worden war und stets nur von den Bevölkerungen der Küstenstädte erhoben worden. Jetzt sollte daraus eine allgemeine stehende Landessteuer werden und nicht bloß für die königliche Flotte, sondern für ein stehendes Landheer, was freilich nicht gesagt wurde, und das Alles ohne Bewilligung des Parlaments.

Man fürchtete doch, trotz der Unterwürfigkeit, die bisher so viel ertragen, es möchte ein Augenblick kommen, wo die Geduld plötzlich ein Ende nähme, und für diesen Fall stand man ohne ein stehendes Heer fast ganz wehrlos. Selbst die Staaten auf dem Festland, die nie etwas wie ein englisches Parlament und eine Magna Charta gekannt, konnten einer solchen Leibwache des Absolutismus nicht entbehren, wie viel mehr die englische Nachbildung, die erst so wenige Jahre hinter sich hatte. Damit sollte der neuen Monarchie der Schlußstein eingesetzt werden.

Eine solche Steuer konnte ohne Einwilligung des Parlaments nicht verhängt werden, das hätte selbst unter Heinrich VIII. und Elisabeth Niemand zu bestreiten gewagt. Daß man sich dieses Wagnisses vermaß, zeigte, wie weit man bereits gekommen war.

Das Schiffsgeld wurde erhoben und, wenn auch mit Murren, ertragen. Strafford glaubte, er habe gesiegt, nur noch ein paar ruhige Jahre, schrieb er um diese Zeit aus Irland, bis die Nation sich an das Regiment gewöhnt hat, und der König wird ein mächtigerer und angesehenerer Herr sein, als irgend einer seiner Vorfahren. Er dachte, die Nation werde vergessen, was sie einst ihr Recht genannt, und sich darein finden lernen, sich ebenso regiert zu sehen, wie alle übrigen Länder Europa's. Diese Gefahr war allerdings vorhanden und damit sie nicht übermächtig werde, entschloß sich ein muthiger Edelmann, ein Beispiel zu geben.

Die Engländer gedenken gern dieses Mannes, der in einer

Zeit vollkommener Entmuthigung und trostlosen Selbstvergessens es wagte, für das verletzte Recht des Parlaments mit seiner Person einzutreten.

Der König hatte sich, um jeder Opposition vorzubeugen, eine Art formeller Bestätigung seines Rechts verschafft; er hatte den Richtern die Frage vorgelegt, ob er nicht in Fällen der Noth zum Schutze des Reiches zu dieser Steuer befugt sei? und ob er nicht allein über die Frage des Nothstandes zu entscheiden habe? Und die Richter hatten, ein getreues Echo, erwidert, in Nothfällen stehe ihm dies Recht zu und was Nothfall sei, habe er allein zu bestimmen.

Es war hohe Zeit, daß in diese allgemeine Unterwürfigkeit wieder einmal die Stimme eines unabhängigen Mannes hinein sprach.

John Hampden that es. Es war kein blendendes Talent wie Strafford, seit den vielen Jahren, daß er im Unterhause saß, hatte er selten gesprochen, aber man kannte ihn dort als einen Mann von einer unwandelbaren Treue gegen seine Ueberzeugung, die vielleicht eine irrige sein mochte, aber die er mit dem Tode zu besiegeln bereit war. Dabei war er nichts weniger als ein revolutionärer Agitator, und ebenso wenig ein puritanischer Eiferer. Der verweigerte den Bettel von 20 Schilling Schiffsgeld, zu denen er eingeschätzt war, mit Berufung auf das alte Recht des Landes. Natürlich kam es zum Proceß und eben das wollte er. Verlor er auch für seine Person, für das Land war er nicht verloren. Das öffentliche Gewissen der Nation war wenigstens aus seinem Schlummer aufgestört und damit war schon viel gewonnen.

Der Proceß Hampden's (1637) machte ungeheures Aufsehen. Den Richtern der Schatzkammer war nicht wohl dabei, auch ihnen schlug das Gewissen, die Mehrheit, die ihn endlich verurtheilte, war sehr klein und wer vor der öffentlichen Meinung gewonnen oder verloren habe, war nicht zweifelhaft. Es war ein Großes, daß er in die ermüdete Stimmung seines Volkes den Muth, sich seines Rechts zu wehren, zuerst wieder hineinwarf, man sprach wieder mit neu auflebender Erregung von den vergessenen Rechten des alten England, besann sich wieder auf die letzten Kämpfe gegen den Uebermuth der Stuarts, moralisch hatte die Regierung bereits alle Früchte ihrer Anstrengung wieder eingebüßt.

Mehr freilich als dies war nicht erreicht. Die Krone fuhr fort, die Steuer zu erheben und militärisch zu rüsten, die Verurtheilung Hampden's war für Viele ein Anlaß, jetzt jedem Gedanken an Widerstand zu entsagen, nachdem er in solchem Falle fruchtlos gewesen war.

Selbst Hampden soll damals alle Hoffnung aufgegeben haben, daß je eine andere Wendung eintreten werde. In der That, wenn er glaubte, durch den Proceß das Signal zum allgemeinen Widerstand gegeben zu haben, dann hatte er sich vollkommen getäuscht. Damals soll er entschlossen gewesen sein, mit seinem noch namenlosen Verwandten Oliver Cromwell jenseits des Oceans eine neue Heimath zu suchen und die Regierung die unkluge Grausamkeit gehabt haben, ihnen die Erlaubniß dazu zu verweigern.

1637 standen die Aussichten der parlamentarischen Partei am ungünstigsten. Wenn solche Männer sich verzweifelnd aufmachten dem Vaterland den Rücken zu kehren, dann mußte die Hoffnungslosigkeit ihrer Sache in der That vollständig sein.

Schon ein Jahr darauf erhält die ganze Lage eine bedeutsame Wendung. Es treten auf einmal Verwicklungen in den Weg, die das anscheinend Undenkbare einer kaum geahnten Erfüllung näher bringen, und wieder ist es die unglückselige Liebhaberei, in kleinen Dingen kirchliche Reaction zu machen, die den Sturm hervorruft.

---

§ 45.

Die Wendung. Die Verwickelung in Schottland (1637—39). — Der Tumult in Edinburg. Der Covenant (März 1638). Die Kirchenversammlung zu Glasgow (Nov. 1638). Zurückweichen Karl's und das vierte Parlament (April 1640). — Das lange Parlament (seit Nov. 1640). — Erste Maßregeln gegen die Politik und die Träger des Strafford'schen Systems. Anklage, Proceß, Hinrichtung des Grafen Strafford († Mai 1641).

Die Verwickelung in Schottland 1637—39. Der Tumult zu Edinburg. Der Covenant, die Kirchenversammlung, Zurückweichen Karl's und das vierte Parlament (April 1640).

Ehe Karl I. lernte, Schottland als Gegengewicht gegen England zu brauchen und durch Theilung eine Nation mittelst der anderen im Schach zu halten, betrachtete er es als eine englische Provinz, die sich seinen gemeinsamen Anordnungen für beide Reiche noch widerspruchsloser fügen werde als England. Darin lag eine schwere Verkennung der Lage der Verhältnisse.

In Schottland saß ein Adel, der bei ausgedehntem Grundbesitz und großer Gewalt über eine unterwürfige Vasallenschaft, noch ungleich leichter als der englische zur bewaffneten Selbsthilfe gegen die Krone sich zu entschließen gewohnt, und in den Tagen der Minderjährigkeit Jakob's VI. vollends verwildert war. Neben dieser ebenso mächtigen als unbotmäßigen Aristokratie stand ein niederer Clerus, der seit Knox von den Ideen einer fast republikanischen Selbstregierung durch und durch erfüllt war. Die beiden Gegner, denen Karl's I. Autokratie in England zu trotzen hatte, waren also in Schottland noch mächtiger, noch gefährlicher als hier.

Was that nun Karl I., um sie zu bändigen? Er ging darauf aus, das Land in die Hände einer mit reichen Befugnissen ausgestatteten Hochkirche zu geben, die obersten Würden des

Staates einer Anzahl Prälaten anzuvertrauen, die den Adel und die Presbyterianer mit denselben Mitteln und nach denselben Grundsätzen im Zaume halten sollten, wie dies in England durch Laud und seinen Anhang geschah. Ein Erzbischof ward Kanzler, neun Bischöfe bildeten den geheimen Rath, an die Schatzkammer kamen Prälaten und beim höchsten Gerichtshof sollte Aehnliches geschehen. Das stieß dem herrschsüchtigen Adel vor den Kopf und brachte den unteren Clerus, der die Massen beherrschte, in furchtbare Aufregung.

An Stelle einer Predigtfreiheit, von der hier ein ganz besonders derber und rücksichtsloser Gebrauch im Schwunge war, trat eine strenge bischöfliche Gerichtsbarkeit, an die Stelle der Synoden und Presbyterien und aller sonstigen Bürgschaften kirchlicher Freiheit trat der episkopale Absolutismus; der hergebrachte Zustand hatte eine dreißigjährige Ueberlieferung, was jetzt kam und theilweise schon unter Jakob gekommen war, glich einem förmlichen Umsturz, dessen schlimmste Aeußerungen noch bevorzustehen schienen, und das Alles war das Werk des „Papismus", dessen bloßer Name schon jedem Presbyterianer das Blut wallen machte.

Seit 1635, wo die Canons über die richterliche Gewalt der Bischöfe verkündigt worden waren, war eine unheimliche Gährung bemerkbar, als dann die neue, katholisirende Liturgie kam, die schon in England soviel Anstoß gegeben, geschah der Ausbruch.

Als im Juli 1637 in der Kathedrale zu Edinburg zum ersten Mal der Gottesdienst nach der verhaßten Weise stattfand, drang ein lärmender Volkshaufe unter dem Ruf: ein Papst! ein Papst! Antichrist! Steinigt ihn! in die Kirche, warf den Bischof mit Stühlen, beschimpfte die Geistlichkeit und erfüllte, mit Mühe hinausgebracht, die ganze Stadt mit argen Scenen des Tumultes, die Prälaten entrannen auf dem Heimwege kaum der Steinigung.

Es gab kein europäisches Land, wo der Calvinismus so unbestritten die Massen beherrschte als gerade Schottland, aber der Unwille, der sich hier so stürmisch geregt, überraschte doch Freund und Feind. Was der Pöbel angefangen, erklärte die ganze Nation als ihre eigene Sache. Bileams Esel, hieß es auf allen Kanzeln, sei sonst ein dummes Thier, aber der Herr habe ihm die Zunge gelöst zum Staunen aller Welt.

Allen Vorstellungen zum Trotz blieb Karl I. bei seinem Vor-

haben, er erließ eine Amnestie, erklärte aber zugleich, er hoffe auf gutwillige Unterwerfung unter die Liturgie, und nun geschah das Unvermeidliche. Vertreter des hohen und niederen Adels, der Priesterschaft und der Städte traten zusammen, bildeten eine provisorische Regierung, die im ganzen Lande freiwilligen Gehorsam fand, und unterschrieben eine geharnischte Bundesurkunde gegen jede religiöse Neuerung, „zur größeren Ehre Gottes, zum Heil ihres Königs und ihres Landes". Das ganze Volk, ohne Unterschied der Stellung, des Alters und des Geschlechts, schloß sich an und auch der höchste Adel blieb nicht zurück, schon weil er fürchten mußte, ganz isolirt zu werden, wenn er nicht dem allgemeinen Strome folgte.

Das war der berühmte schottische Covenant vom 1. März 1638.

Der König mußte nachgeben, denn er stand ohne Heer zwischen zwei Völkern, von denen das eine unzufrieden, das andere in offener Empörung war. Die Art, wie er es that, wie er Schritt für Schritt vor den steigenden Forderungen der Schotten zurückwich, zeigte, daß er nur der Nothwendigkeit sich unterwerfe, aber auch wie schwach er in Wirklichkeit war. Von Allem, was er zur Beschwichtigung vorschlug, wurde Nichts angenommen, als eine Generalversammlung, die Karl I. umsonst in seinem Sinne zu bearbeiten hoffte, die gleich bei ihrem Zusammentritt nahezu die förmliche Revolution verkündigte.

Unter ungeheurem Zulauf war die Generalversammlung am 21. Nov. 1638 zu Glasgow eröffnet. Nach den trüben Erfahrungen, die der königliche Commissar Hamilton mit allen Vermittlungen bisher gemacht, war der Geist der Beschlüsse dieses Hauses vorauszusehen. Das Erste war denn auch eine Anklage wider sämmtliche Bischöfe auf Ketzerei, Simonie, Bestechung, Meineid, Betrug, Blutschande, Ehebruch, Hurerei, Trunkenheit, Spielsucht, Sabathbruch u. s. w. Als darauf die Bischöfe protestirten, der königliche Commissar die Versammlung wegen Competenzüberschreitung auflöste, tagte man weiter und erklärte die bischöfliche Gewalt, die hohe Commission, die Canons, die Liturgie — kurz, Alles was die beiden letzten Stuarts an der schottischen Kirche geneuert, für null und nichtig.

Jetzt machte der König Miene, zur Gewalt zu greifen. Eine

stattliche Heeresrüstung von 20,000 Mann zu Fuß, 6000 zu Pferde, unterstützt durch eine Flotte mit 3000 Mann Landungstruppen ward aufgeboten und sollte wider die Rebellen in's Feld ziehen, als Karl sich plötzlich anders entschloß. Die Angst vor einer Erhebung in seinem Rücken, die Ueberzeugung, daß er zu schwach sei, zwei Völker niederzuwerfen, von denen das eine schon seinen Söldnern mindestens gewachsen war, stimmte ihn um. Er gab den Schotten nach, bewilligte ihnen Alles, was die Generalversammlung gefordert hatte, und wollte es noch einmal mit einem englischen Parlament versuchen, das ihm die Mittel zum Kriege gegen Schottland bewilligen sollte: ein verhängnißvoller Schritt, der, wenn er mißlang, alles das zur nothwendigen Folge haben mußte, was er eben hatte verhüten wollen. Gewiß war, daß die Schotten unter Waffen blieben und wahrscheinlich, daß nun auch die Engländer unter das Gewehr treten würden.

Seit 10 Jahren hatte man wider ihr Landesrecht Sturm gelaufen, die Verwickelung mit Schottland hatte es erst wieder zu Ehren gebracht, die Sache der Schotten war auch die Sache der englischen Opposition: was konnte man von einem Parlament erwarten, das unter solchen Umständen zusammentrat?

Am 13. April wurde das vierte Parlament der Regierung Karl's I. eröffnet.

Der König hatte es bisher immer mit der Geldbewilligung sehr eilig gehabt, dieses Mal aber wollte er nicht den mindesten Aufschub gestatten. „Nie", sagte er in seiner ganz kurzen Anrede, „hat ein König erstere und dringlichere Ursache gehabt, sein Volk zu berufen, als ich in diesem Augenblick". Auf Grund eines aufgefangenen Schreibens schottischer Lords an den König von Frankreich verlangte der Lord Keeper Finch die Mittel zu einem Feldzug der Rache gegen die schottischen Verräther, der noch im Sommer des Jahres stattfinden sollte, aber mit der Dringlichkeit dieser Vorstellungen contrastirte wieder wunderlich die unvermeidliche Betheurung, es sei doch nur die „väterliche Gnade" des gerechtesten, frömmsten und huldreichsten der Fürsten, der das Parlament die Ehre seiner Berufung zu danken habe. Sonst war die Rede so salbungsvoll wie alle früheren und enthielt auch die Versicherung, man werde den Beschwerden Rechnung tragen, wenn — die Subsidien nur erst bewilligt seien.

Diese Sprache verfing nicht vor diesem Parlament. Es umfaßte nur Glieder, die ausnahmslos das System Strafford's und Laud's verurtheilten. Selbst die, die man als Royalisten bezeichnen konnte gegenüber den Puritanern, befanden sich jetzt in der Opposition, das hat sich später geschieden, damals aber gab es nur eine Partei in der Versammlung, und die verabscheute das herrschende Regime.

Es macht einen drastisch lebendigen Eindruck, die ersten Verhandlungen dieses kurzen Parlaments zu beobachten, zu sehen, wie hier der Zorn über den elfjährigen Greuel zu Worte kommt. Hätte sich das Haus dieser Empfindungen auch mit Gewalt entschlagen wollen, die Bittschriften, die aus den Grafschaften herzuströmten, würden es nicht zugelassen haben.

Das erste Wort, das aus dem Hause selber kam, kennzeichnete sogleich den Stand der Stimmungen. Ein Herr Grimstone stand auf und entwickelte, wie die schottische Sache ein Uebel sei, das vor der Thüre stehe, wie dagegen ein anderes im eigenen Hause sich befinde, und ihnen Allen auf die Seele brenne. „Das Gemeinwesen ist schmählich zertreten und verstümmelt, Eigenthum und Freiheit angetastet, die Kirche gespalten, das Evangelium und seine Bekenner verfolgt, und die ganze Nation überfluthet worden mit Schwärmen von gefräßigen Raupen und Würmern, der schlimmsten aller egyptischen Plagen. Die Fragen, um die es sich für uns handelt, sind: Was ist geschehen, um entgegen der petition of right die Unterthanen um ihr Recht zu bringen? Und dann: Wer sind die Urheber und was sind die Ursachen dieser Beraubung?"

Dann trat Pym, einer der hervorragendsten Sprecher der Opposition, auf, der religiös zu den Puritanern hinneigte und sich auch mit ihren politischen Parolen zu befreunden anfing. Der entwickelte in einer dreistündigen Rede den ganzen Nothstand des Staates. Er brachte die Sünden des Regiments unter drei Gruppen und behandelte in der ersten Alles, was in den letzten 11 Jahren gegen die Vorrechte und Freiheiten des Parlaments geschehen war, in der zweiten die religiösen Neuerungen, in der dritten die Beschwerungen des Eigenthums der Unterthanen. Bei allen dreien wollte er die große Prärogative der Krone festhalten: „that the King can do no wrong". In einer stoffreichen und

inhaltschweren Auseinandersetzung werden dann alle Vorgänge erörtert, von dem Verfahren gegen das letzte Parlament und seine Glieder bis zu den jüngsten Gewaltstreichen. Es ist die vollständigste Anklageacte gegen das System der 11 Jahre. Nichts ist vergessen:

Die Auflösung des letzten Parlaments vor Erledigung seiner Beschwerden — er nennt das eine „Züchtigung" der Nation, „denn der Bruch eines Parlaments ist der Tod für einen guten Unterthanen", — die Processe und Bestrafungen seiner Mitglieder für Aeußerungen, die sie in Ausübung ihrer Pflicht gethan haben, u. s. w., die Ermuthigung des Papismus, dem man für Geld Freiheiten gelassen, Verbreitung päpstlicher Lehren, Verfolgung ihrer Gegner, Einführung katholischer Bücher, Altäre, Malereien, Kreuze und Crucifixe — „für sich betrachtet, sind das lauter trockene Knochen, aber zusammen genommen, machen sie einen Körper", — Gewaltthaten und Mißbräuche der Sternkammer und der hohen Commission, widerrechtliche Erhebung des Tonnen- und Pfundgeldes, Ertheilung der Ritterwürde an Unwürdige um Geld, Ueberschwemmung mit Monopolien, das Schiffsgeld, gewaltsame Ausdehnung der Domänen, Mißbrauch des Waldrechtes; Verkauf von gemeinschädlichen Geschäften (public nuisances), militärische Lasten und Auflagen, außergerichtliche Urtheile, Verbreitung despotischer Lehren, wie z. B. „der Unterthan hat kein Eigenthumsrecht auf seine Güter, was er hat, ist Gnade des Königs"; und als Quelle aller Uebel die Unterbrechung der Parlamente, deren verfassungsmäßig jedes Jahr eines berufen werden muß. Beredt hebt er alle Folgen dieser Mißbräuche hervor und beantragt eine Adresse beider Häuser auf Abstellung derselben.

Das Haus beschließt zunächst die Acten des Verfahrens gegen einige Parlamentsmitglieder einzufordern und einen Ausschuß zu bilden über die Verletzung der Vorrechte des Parlaments, ebenso über das gesammte Beschwerdenmaterial.

Der König dringt auf Beschleunigung der Subsidien und fordert, daß die Beschwerden erst in zweiter Reihe zur Sprache kommen sollen. In Betreff des Schiffsgeldes, des Tonnen- und Pfundgeldes werden geschmeidige Zusicherungen gemacht. Aber der Beschluß lautet für die Priorität der Beschwerden. Diese werden dann in dieselben Abschnitte gebracht, die Pym zuerst benutzt, und

den Lords bekannt gegeben. Die Letzteren sind für vorgängige Bewilligung der Subsidien, aber die Gemeinen beharren auf ihrem Beschluß, und nachdem wiederholtes Drängen des Königs fruchtlos gewesen ist, werden beide Häuser aufgelöst.

Es war das vierte Parlament, das Karl aufgelöst hatte, aber auch das letzte. Das nächste sollte seine Regierung auflösen.

Dies Parlament hatte den König in seiner ganzen hilflosen Verlassenheit enthüllt. Durch jene Rede Pyms war erst der ganze Charakter des Systems in seiner Gesammtheit vor das Land gebracht worden, zwar hatte jeder Einzelne zu klagen, aber bei der damals noch immer sehr mangelhaften Presse waren die Beschwerden eben Einzelheiten geblieben; Pym hatte aus dem großen Material zuerst eine vollständige und erschöpfende Schilderung des Zustandes gemacht und diese war eine furchtbare Anklageacte, die jetzt in Zeitungen, Flugblättern, Reden durch das ganze Land ging.

Wenn der König noch einmal durch den Gang der Dinge in Schottland gezwungen ward, das Parlament zu berufen, dann hatte er sich des Schlimmsten zu versehen, er hatte die Muthlosen ermuthigt, die schon Gereizten tödtlich erbittert, und durch sein eigenes Verhalten ihnen die Mittel einer furchtbaren Agitation in die Hände gespielt.

Das lange Parlament.

Erste Maßregeln gegen Politik und Träger des Straffordschen Systems (Nov. 1640 bis Sept. 1641).

Die Mittel des Königs gingen jetzt auf die Neige. Durch eine letzte Kraftanstrengung — die Höflinge und die katholischen Priester, die der König auf Kosten des Landes reich gemacht, mußten sich zu einer Anleihe bequemen — gelang es noch, den Feldzug gegen die Schotten in Gang zu bringen. Die Letzteren waren schon an der englischen Grenze, als die Königlichen endlich heranrückten. Unter fortwährenden Betheuerungen ihrer Loyalität, sie kämen nur, um dem König ihre Wünsche persönlich zu Füßen zu legen, überschritt ihr stattliches Heer den Tweed, und warf die königliche Vorhut beim ersten Anlauf über den Haufen, so daß sich der ganzen Söldnerarmee ein panischer Schrecken bemächtigte. Bald gingen die Gelder aus, die Meuterei regte sich unter den Landsknechten und der hilflose König verlor den Muth. Graf

Strafford suchte umsonst, ihn aufzurichten und zu einem entschlossenen Vormarsch, der Alles entscheiden würde, zu bestimmen; schon dachte er an Unterhandeln, und als auch sein letzter Versuch, sich durch ein Oberhaus von ergebenen Pairs zu helfen, fehlgeschlagen war, berief er das viermal Mal heimgeschickte Parlament von Neuem.

Im November kam es zusammen. Es war ein treuer Ausdruck der allgemeinen Stimmung. Die Mehrheit der Nation wie des Parlaments war durchaus gegen das herrschende System, auch die, die am Königthum festhielten, verurtheilten die Mißbräuche des unparlamentarischen Regiments, ihnen zur Seite stand aber schon eine Partei von stark demokratischer Schattirung, die mit den schottischen Presbyterianern politisch und religiös eines Sinnes war.

Das war die merkwürdige Versammlung, die man das lange Parlament genannt hat, die das Königthum der Stuarts überlebt, eine andere machtvollere Regierung bekämpft, ein paar Mal zu den Todten geschickt und von Neuem wieder heraufbeschworen wird, die von jetzt an bis zur Restauration nicht mehr zu trennen ist von dem allgemeinen Lauf der englischen Politik. Es war unstreitig die bedeutendste Vertretung, die dies Volk je gehabt hatte. Schwache Elemente waren genug darin, an Schwankungen und Unsicherheiten fehlt es ihrer Haltung nicht, aber es ist eine Thatsache, daß sie den Kampf gegen den Absolutismus mit äußerster Energie geführt hat, zu einer Zeit, da dieser in ganz Europa ausnahmslos triumphirt, und nachher auch Cromwell genug zu schaffen gemacht hat. Dies Parlament steht jetzt in der Blüthe seiner Macht, es beherrscht England mehrere Jahre, wird dann von Cromwell auseinander gejagt, um über seinem Grabe wieder hervorzutauchen. Aus seinen Debatten hört man nicht eine einzige Stimme, die für das System eingetreten wäre, wohl aber gehören ihm alle die Männer an, die die ganze folgende Bewegung geleitet haben.

Zur Zeit des Zusammentritts trug die ganze Lage bereits einen revolutionären Charakter. Es war nicht der wüste Gassen- und Pöbellärm, wie in Frankreich, und es ist auch nie zu einer Pöbelherrschaft gekommen, theils weil der Mittelstand mehr Zuversicht und Selbständigkeit bewahrte, theils, weil sich die Revolution hier bei Zeiten militärisch disciplinirte, und Cromwell der

Staatsmann und der Krieger in einer Person war, was in Frankreich ganz gefehlt hat, aber leidenschaftliche Erregung der Gemüther, stürmische Versammlungen, aufreizende Kanzelreden fehlten hier so wenig, als später in Frankreich, auch ein Stück Terrorismus war vorhanden. Wehe dem, der es gewagt hätte, sich öffentlich gegen das Parlament und seinen Anhang zu setzen! Die Presse bearbeitete mit Flugblättern, Reden, Broschüren, Pamphleten die Masse vortrefflich, und an der Spitze der Bewegung stand London, jetzt schon eine gewaltige Stadt.

Das lange Parlament trat auf mit einem ganz bestimmten planmäßigen Angriff nicht bloß gegen das System und die Mißbräuche, sondern auch gegen die Träger der Politik der 11 Jahre.

Wieder ward das Parlament bestürmt mit Bittschriften und Beschwerden wegen der zahllosen Mißbräuche der letzten Verwaltung, und wieder ließ sie Pym nach seiner systematischen Weise in Reih und Glied Revue passiren; aber man wußte, daß man Nichts gebessert habe ohne die ernstesten Maßregeln gegen die Anstifter all dieser Uebel. Am Schluß der ersten Debatte sagte ein Mitglied: „Gesetze helfen uns Nichts mehr. Bessere als die, die wir gegen die Monopolisten und in der petition of right gegen die Störer der Freiheit gemacht haben, sind gar nicht denkbar, und doch, als ob die Gesetze selber die Urheber des Mißbrauchs wären, haben wir in diesen wenigen Jahren mehr Monopolien, mehr Frevel gegen unsere Freiheit erlebt, als seit der Eroberung durch die Normannen. Und wenn all diese „feilen Dirnen", wie Königin Elisabeth sie zu nennen pflegte, die das verschuldet und den Frieden unseres Israel gebrochen haben, ferner ungestraft einhergehen, wird sich bei uns Nichts bessern. Denn, so lange das Parlament tagt, lassen sie, wie erfrorene Schlangen, ihr Gift trocknen, aber laßt nur das Parlament auseinander gehen, und ihr Unrath schmilzt und schwillt über und thut größeren Schaden als zuvor. Ense recidendum est, ne pars sincera trahatur heißt es hier. — Ich sage mit dem König Salomo: „Nimm den Gottlosen hinweg von dem König, und sein Thron wird in Gerechtigkeit befestigt sein".

So folgen denn sofort auf die Wiederholung der alten Beschwerden Anträge auf Verfolgung Aller, die dabei als Rathgeber oder als Werkzeuge thätig gewesen sind. Der Erzbischof Laud,

der Secretär Windebank, der Großsiegelbewahrer Finch, der Erfinder des Schiffsgeldes, werden des Hochverraths angeklagt, die Verhaftung dieser wie der königlichen Richter, die ihnen gehorsam gewesen waren, verfügt, und das Oberhaus ist außer Stande, Etwas daran zu ändern. Finch und Windebank entflohen, Strafford war in Irland, Laud zu Allem unfähig: der König sah sich bereits von seinen Rathgebern verlassen.

In dieser hilflosen Lage mußte er sich eine Bill gefallen lassen, die sein Recht auf willkürliche Berufung und Auflösung des Parlaments beschränkte. Das war die Triennial-Acte. Bis dahin hatte es keine feste Bestimmung darüber gegeben, wie oft das Parlament berufen werden sollte. Jetzt wurde festgesetzt, daß alle drei Jahre ein neues Parlament zu berufen, keines ohne seinen Willen vor dem fünfzigsten Tage aufzulösen sei, und der König sanctionirte den Beschluß.

Daß jetzt die alten Streitfragen über Tonnen- und Pfundgeld, Forstrecht u. s. w. abgethan wurden, versteht sich von selbst. Auch die Aufhebung der Sternkammer und der hohen Commission war nur eine Consequenz der ganzen Richtung, die das Parlament eingeschlagen. Ja man ging weiter. Man beantragte, die Vertretung der Bischöfe im Oberhaus zu decimiren, das ganze Oberhaus umzugestalten, und so den König seiner letzten Stütze zu berauben.

Proceß des Grafen Strafford († Mai 1641).

In diese bewegten Debatten hinein spielt der Proceß des Grafen Strafford.

Während des Sturmes, den das Parlament auf die Laud, Finch, Windebank eröffnete, war der gefährlichste und schuldigste von allen Räthen Karl's I. als Statthalter in Irland, und suchte dort zu retten, was sich noch retten ließ.

Sein Gedanke war, sich in Irland so lange zu behaupten als möglich, und dann von hier aus, unterstützt durch den Nationalhaß der katholischen Irländer gegen die Anglikaner, dem bedrängten Königthum eine günstige, vielleicht entscheidende Diversion zu bereiten. Und sein Rath an den König war darum, ihn von Irland nicht abzuberufen, zum Mindesten nicht nach London kommen zu heißen. Ich glaube nicht, daß es Sorge um seine eigene Person

war, was ihn zu diesem Rath bestimmte. Ich glaube vielmehr, daß, wenn es überhaupt noch eine Rettung gab, dies die richtige Taktik war für den König, der von zwei rebellischen Königreichen umlagert war, die Unterstützung des dritten zu erhalten und dieses zum Sitze einer royalistischen Gegenbewegung zu machen. Daß vollends die Berufung Straffords nach London das Verkehrteste war, was der König zu seinem eigenen Nachtheil nur immer thun konnte, das sollte sich sofort zeigen.

Bereits in den ersten Tagen der Session war in einem Ausschusse aus beiden Häusern die Anklage gegen ihn beschlossen worden und der König hatte ihm befohlen, nach London zu kommen. Strafford machte hiegegen die richtigsten Vorstellungen. Nach London kommen hieße für ihn, sich in den sicheren Tod begeben, mehr als das, den König selber seiner letzten Aussicht berauben. In Irland oder bei der Armee könne er ihm noch nützlich sein, in London aber vor dem Parlament wäre ihrer Beider Sache verloren. Der König bestand auf seinem Willen. Er versprach zu sorgen, daß ihm kein Haar auf dem Haupte gekrümmt werde und war bereits in einer Lage, wo er für seine eigene Sicherheit nicht mehr garantiren konnte.

Es war ein verhängnißvoller Mißgriff, daß er seinen treusten Rathgeber dem Groll des Parlaments hinwarf und Straffords letzte Worte drückten den Verdacht aus, daß ihn der König habe opfern wollen. Ich will das nicht sagen, aber unklug war es im höchsten Grade, wenn der König diesen einzigen Freund, den er in den drei Königreichen hatte, preis gab.

Kaum war Strafford in London, als der Sturm gegen ihn begann. Pym trat im Unterhause auf und zeigte in einer langen Rede, wie durch alle Mißbräuche der 11 Jahre ein ganz bestimmter Plan hindurchgehe, das alte Recht des Landes zu stürzen und die verbrieften Freiheiten der Nation zu Gunsten eines neuen Absolutismus zu confisciren. Und wer sei der Urheber dieses Planes? Der König etwa? Keineswegs. Der Satz: „Der König kann nichts Böses thun", wird gerade hier mit einer gewissen Bosheit festgehalten.

„Kann Etwas", sagt Pym, „unsere Entrüstung noch steigern über ein so ungeheuerliches und frevelhaftes Project, so liegt es darin, daß wir unter der Regierung des besten der Fürsten

unsere Verfassung angetastet sahen durch den schlechtesten der Minister, und daß die Tugenden des Königs geschändet worden sind durch gottlosen und fluchwürdigen Rath. Wir müssen untersuchen, aus welcher Quelle all diese Irrungen fließen, und obgleich unzweifelhaft viele schlechte Rathgeber hier zusammengewirkt haben, so ist doch Einer zu nennen, welcher den Vorrang der Ruchlosigkeit behauptet, der durch Muth, Unternehmungslust und Begabung das Recht hat, unter diesen Landesverräthern den ersten Platz einzunehmen. Das ist der Graf Strafford" u. s. w.

Und nun folgt ein langes Sündenregister, in dem nach der Weise der Zeit die Flecken und Schwächen des Privatlebens keineswegs die letzte Stelle einnehmen.

Strafford kam zu spät, um seinen Sitz im Oberhaus einzunehmen und dort die Annahme der Bill zu verhindern. Als er dort erschien, war die Entscheidung bereits geschehen, knieend mußte er die Anklage der Gemeinen anhören und dann als Staatsgefangener in den Tower wandern.

Nicht eine Stimme war zu seinen Gunsten laut geworden, nur einer der Gemeinen, Falkland, sein persönlicher Gegner, hatte vor allzuhastigem und unregelmäßigem Verfahren gewarnt.

Erst im März 1641 begann der Proceß vor dem Oberhaus als Staatsgerichtshof.

Die Anklage auf Hochverrath war in diesem Fall leichter erhoben, als begründet. Was Hochverrath sei, nach altenglischem Saatsrecht, war nicht im Mindesten zweifelhaft, über Nichts war die Sprache der Gesetzgebung klarer, als über dies Verbrechen, aber auf das, was Strafford Schuld gegeben wurde, paßte der herkömmliche Begriff durchaus nicht. Hochverrath hieß nach dem Wortlaut des Statuts von Eduard III. eine Verletzung des Königs in seiner Person, in seiner Familie, in seinem Willen, aber von einem Versuch, die Grundgesetze des Landes umzustoßen, war überall nicht die Rede. Was ihm sonst an einzelnen schuldvollen Handlungen vorgeworfen wurde, bildete im höchsten Fall eine Reihe einzelner Vergehungen, aus deren Häufung darum nicht ein Landesverrath hergeleitet werden konnte.

Auf diese Schwäche der Anklage baute Strafford seine meisterhafte Vertheidigung.

Er sprach nicht bloß mit der Gewandtheit eines Redners vom

ersten Rang, nein, er trat auch mit der gemessenen Ruhe, mit der Zuversicht eines reinen Gewissens auf, er führte seine Sache, als sei nicht er, sondern die Ankläger die Schuldigen, die das Recht des Landes verdrehen und umstürzen wollten, und auch die Saiten wußte er anklingen zu lassen, die das Gemüth ergreifen. Die Wirkung seiner Vertheidigung war denn auch eine wahrhaft erschütternde, und verläugnete sich selbst bei seinen Feinden nicht.

Eine Stelle über diesen neuen Begriff von Hochverrath, von dem die alten Statute Nichts gewußt, ist der Mittheilung werth.

„Wo hat diese Gattung von Verbrechen so lange verborgen gelegen? Wo war diese Flamme vergraben Jahrhunderte lang daß kein Rauch ihr Dasein verrathen, bis sie auf einmal hervorbrechen mußte, um mich und meine Kinder zu verzehren? Besser wäre es, gar keine Gesetze zu haben und nach den Vorschriften einer schlauen Klugheit zu leben, um sich so gut als möglich mit der Willkür eines Gebieters abzufinden, anstatt zu wähnen, wir hätten ein Recht, auf dem wir ruhen könnten, um am Ende zu finden, daß dies Gesetz eine Strafe verhängt, noch ehe es verkündigt ist und uns vor Gericht wegen Vergehen belangen läßt, die unbekannt waren bis zum Augenblick der Verfolgung. Wenn ich die Themse hinuntersegle und mein Fahrzeug an einem Anker zerschellt, so muß mir, falls kein Warnungszeichen da war, der Schaden ersetzt werden. War aber der Anker angezeigt, dann ist es meine Schuld, wenn ich ihm nicht ausgewichen bin. Wo ist das Zeichen, das vor diesem Verbrechen warnt? Wo das Merkmal, an dem ich es entdecken konnte? Es hat unter Wasser gelegen und keine menschliche Klugheit, keine menschliche Unschuld konnte mich von dem Verderben retten, mit dem ich jetzt bedroht bin.

„Es sind jetzt volle 240 Jahre her, seit die Verbrechen des Verraths bezeichnet worden sind; und so lange ist es, daß kein Mensch der Art darauf belangt worden ist, wie das mir widerfuhr. Wir haben glücklich für uns gelebt in der Heimath, wir haben mit Ehren gelebt in der Außenwelt, laßt uns zufrieden sein mit dem, was uns unsere Väter hinterlassen haben.

„Lassen wir uns nicht durch die Eitelkeit verleiten, weiser sein zu wollen, als sie, in diesen tödtlichen und zerstörenden Kunstgriffen. — Wecken wir nicht zu unserem eigenen Verderben diese schlafen-

senden Löwen, indem wir einen Haufen alter Reminiscenzen aufrütteln, die so manches Jahrhundert in tiefer Vergessenheit geruht haben. Zu all meinem Schmerz laßt mich nicht auch noch den herbsten von Allem empfinden, daß ich wegen meiner anderen Sünden, nicht wegen meiner angeblichen Verräthereien, einen Präcedenzfall zu schaffen bestimmt werde, der den Gesetzen und den Freiheiten meines Vaterlandes verderblich werden müßte.

„Und doch sagen die Herren auf der Richterbank, sie sprächen im Namen des Gemeinwohls und so glauben sie. Im vorliegenden Fall aber bin ich es, der für das Gemeinwohl spricht. Beispiele wie das, welches über mich verhängt werden soll, müssen auf die Länge solche Schwierigkeiten und solches Unglück zur Folge haben, daß das Reich in wenig Jahren bei einem Zustand angelangt sein wird, wie ihn ein Statut Heinrichs schildert; und Niemand wird wissen, wonach er sich mit Worten und Handlungen richten soll.

„Legt nicht den Ministern des Staates unübersteigliche Hindernisse in den Weg und setzt sie nicht außer Stande, ihrem Fürsten und ihrem Lande mit Freuden zu dienen. Wenn ihr ihre Handlungen unter so strengen Strafen gleich Sandkörnern auf die Wagschale legt, so wird die Prüfung unerträglich werden. Die öffentlichen Angelegenheiten des Reiches werden herrenlos sein und kein verständiger Mann, der Ehre und Vermögen zu verlieren hat, wird sich je unter so furchtbare und so unerkennbare Klippen wagen".

Hier brach er ab, nur um seiner Kinder willen, die er an der Hand hatte, fügte er unter Thränen hinzu, habe er die Lordschaften so lange in Anspruch genommen. Er erwarte einen gerechten Spruch und empfehle seine Seele dem Himmel.

Die Wirkung der Rede war, wie uns von seinen Gegnern selbst bezeugt wird, so gewaltig, daß die Gemeinen an seiner Verurtheilung durch die Lords verzweifelten. Sie entschlossen sich sofort zu einer ausnahmsweisen Maßregel. War in der Gesetzgebung eine Lücke, so hatte das Parlament als gesetzgbende Gewalt das Recht sie zu ergänzen. Das sollte geschehen durch eine bill of attainder und eine solche ward mit großer Mehrheit beschlossen. Eine Bill of Attainder erklärte den, der davon getroffen wurde, außer Gesetz, unter Heinrich VIII. war sie mehrfach vorgekommen, aber eben auch nur als ein Mittel des Despotismus, der gesetz-

losen Gewalt. Auf ein solches Gesetz hin ward Strafford verurtheilt und hingerichtet (12. Mai).

Strafford ging mit einer Ruhe und Entschlossenheit in den Tod, wie der Märtyrer einer heiligen Sache. Ohne Bitterkeit überließ er dem König, das Todesurtheil zu bestätigen oder zu verwerfen und erst, da das Gefürchtete wirklich geschehen war, rief er aus: „Verlasset euch nicht auf Fürsten, sie sind auch nur Menschen! Es ist kein Heil in ihnen!“

---

§ 46.

Der offene Bruch zwischen König und Parlament. Der König in Schottland (August 1641). Der Protestantenmord in Irland. Rückkehr des Parlaments (Oct.) und die Scheidung der Parteien „Cavaliere" und „Rundköpfe". Die große Remonstranz (Nov.) und der verunglückte Staatsstreich 3—4. Januar 1642. — Bewegung in London. Das erste Parlamentsheer. Abreise des Königs. Rückkehr des Parlaments (11. Jan. 1642).

Der König in Schottland (August 1641). Der Protestantenmord in Irland (Octbr.). Rückkehr des Parlaments (Oct. 1641). Die Scheidung der Parteien.

Aller, auch seiner letzten Schutzwehren beraubt, dachte der König, durch kluges Temporisiren die Gewalt des Sturmes zu brechen, durch Theilung die Gegner sich wieder zu unterwerfen und sobald er an einem Orte sich Luft geschafft haben würde, bald auch am andern wieder als Herr aufzutreten.

Während das Unterhaus, gehoben durch seine jüngsten Erfolge, bereits daran ging, in Kirche und Staat radicale Umwandlungen vorzubereiten, dort die gesammte bischöfliche Verfassung umzustürzen, hier die königliche Gewalt bis zur völligen Ohnmacht einzuschränken, hatte Karl einen ziemlich weitaussehenden Plan entworfen, sich aller seiner Dränger zu entledigen.

Er erklärte dem Parlament, er wolle in Person nach Schottland reisen, und die Versöhnung zwischen beiden Reichen zu bewerkstelligen suchen. Sein Gedanke war dabei, die Sache beider Länder zu theilen, im Norden die königliche Gewalt wieder aufzurichten, deren er im Süden so dringend bedurfte, unter den Unzufriedenen, insbesondere den royalistischen Edelleuten der eben entlassenen Armee, eine starke Partei zu werben und gegen seine Feinde Beweise für eine Hochverrathsanklage zu sammeln.

Auf seinen Wunsch vertagte sich das Parlament bis zu seiner Rückkehr, aber unter Umständen, die das herrschende Mißtrauen deutlich zeichnen. Beide Häuser bildeten, ehe sie auseinander gingen, einen Ausschuß, dessen Präsident Pym war. Ferner wurde ein Ausschuß gebildet, der den König nach Schottland begleiten sollte. Er bestand aus den Lords Bedford und Howard, den Rittern Stapleton, Armyne, Fiermes und aus Hampden (Herbst 1641).

Mitte August erschien Karl bei den Schotten. Die Gemüther wurden im Sturm gewonnen, kein einheimischer König war je so populär gewesen als derselbe Karl jetzt wurde, gegen den man eben noch im Felde gestanden.

Der Friede war rasch gemacht, aber um welchen Preis! Karl I. gab so ziemlich alle Kronrechte hin, die er überhaupt zu verlieren hatte. Daß die Triennialbill auch von den Schotten verlangt wurde, war nichts Außerordentliches, nachdem sie in England seine Sanction erhalten hatte, aber das schottische Parlament erhielt auch das Recht, am Ende jeder Session zu bestimmen, wann und wo die nächste eröffnet werden müsse. Hierzu kam das Recht des Parlaments, alle Rathgeber, alle Richter, alle Staatsbeamte des Königs zu ernennen; der König mußte sogleich seine besten Anhänger in den öffentlichen Stellen durch seine Gegner ersetzen. Ja selbst die trotzigen presbyterianischen Prediger, die er nie zu gewinnen hoffen durfte, überhäufte er mit Gnaden und Pensionen und für das alles glaubte er sich entschädigt, als die Männer, die er an die Spitze treten ließ, ihm versprochen hatten, sich nie in die kirchlichen Händel der Engländer zu mischen, also deren Sache von der ihrigen zu trennen.

Während dieses Friedenswerks brach in Irland ein furchtbarer Aufstand aus, der bewies, was dort ein Strafford hätte anfangen können.

Eine der schwersten Anklagen gegen Strafford war der Absolutismus gewesen, mit dem er als Statthalter in Irland gewaltet. Es verstand sich daher von selbst, daß mit seinem Sturze und dem Siege seiner Gegner auch die straffe Regierung aufhörte, durch die er dies schwer regierbare Land niedergehalten, seine Einkünfte und seine Mannschaften der englischen Krone dienstbar gemacht hatte.

Irland nahm dieselben Rechte in Anspruch, die England und

Schottland errungen hatten, das bedeutete aber, wie die Dinge hier lagen, eine förmliche Anarchie, und diese ward von der altkatholischen Partei benutzt zu einem grauenhaften Rachekrieg gegen die protestantischen Engländer, die auf der Insel wohnten.

Die katholischen Iren d. h. 5/6 der Bevölkerung, auf die 1/6 englischer Colonisten kamen, hatten unter Straffords eisernem Regiment eine gewisse Schonung ihres Bekenntnisses erfahren, und durften ein Gleiches von Karl I. und seinem katholisirenden Systeme hoffen; von den jetzt nahezu allmächtigen Puritanern hatten sie dergleichen nicht zu erwarten, von denen vielmehr die oft angedrohte Ausrottung des „Papismus" zu befürchten. Dazu kam der alte nationale Haß, und die Erinnerung an die Rachethat gegen die Empörer von Ulster, deren ungeheuere Besitzungen unter Jakob I. an Tausende von englischen und schottischen Einwanderern vergeben worden waren. Es kam jetzt zu einem fürchterlichen Blutbade, welches die fanatischen Katholiken unter ihren protestantischen Nachbarn anrichteten. Im tiefsten Geheimniß war der Plan angezettelt worden, und fast im Schlafe wurden die arglosen Engländer zu vielen Tausenden überfallen und erbarmungslos niedergemacht. Die barbarischen Grausamkeiten, unter denen dieser Massenmord vollzogen ward durch Männer und Weiber, ja selbst durch Kinder, sind haarsträubend. Die geringste Ziffer, welche über die Zahl der Opfer angegeben wird, beläuft sich auf 40,000.

Die irischen Empörer erklärten, sie kämpften für Thron und Altar, für den Papst und für den König. Auch ohne diese Erklärung trauten die leidenschaftlichen Gegner Karl's ihm zu, daß er selbst den Aufstand angelegt habe. Man wußte, daß er die Schotten benutzen wollte gegen das Parlament, man wußte, daß er allerlei Versuche machte, die Royalisten des letzteren auf seine Seite zu ziehen und darauf ausging, die Führer der Opposition zu verderben, warum sollte er es verschmähen, auch die Iren gegen sie in's Feld zu führen?

Man kann ziemlich mit Sicherheit sagen, daß diese Schlußfolgerung falsch war. Für eine vom König selber angelegte Verschwörung dieser Art würde man sicher einen geschickteren Zeitpunkt zu finden gewußt haben, und wenn man auf eine wirkliche Unterstützung von dieser Seite hätte rechnen können, so hätte man die

Leitung einem Manne wie Strafford und nicht Leuten wie Phelim O'Neale und Roger More überlassen, an denen nur der Rachedurst, aber keineswegs die Loyalität zuverlässig war.

Der wachsame Vorstand des Ausschusses, welchen beide Häuser vor ihrer Vertagung angestellt, Pym, hatte nichts versäumt, die Sicherheit des Parlaments gegen königliche Ränke wahrzunehmen. Trotz der großen Vorsicht, mit welcher Karl operirte, war er durch Hampden, der den König begleitet hatte, von allen Umtrieben in Kenntniß gesetzt worden, und der Bericht, den er dem am 30. October zurückkehrenden Parlamente über die Lage erstattete, war so ernst, daß sogleich beschlossen ward, die Stadt London militärisch besetzen und beide Häuser durch die Miliz (train-bands) Tag und Nacht bewachen zu lassen. Das war ein offner Eingriff in die Prärogative der Krone, aber man verhüllte ihn geschickt, indem man den Oberbefehl dem populären Grafen Essex übertrug, der dies Amt ohnehin schon für die Zeit seiner Abwesenheit vom König erhalten hatte. Ein damals noch namenloser Abgeordneter, der aber durch das Ungestüm seines Wesens Aufsehen machte, Oliver Cromwell, knüpfte daran jetzt schon den Vorschlag, alle Milizen des Königreiches zur Vertheidigung des Landes aufzurufen — der Keim des Parlamentsheeres, das er später führen sollte.

Es geschah ein zweiter Schritt. Man bat den König, seine schlechten Rathgeber zu entlassen, widrigenfalls das Parlament, bei aller Treue gegen den Monarchen, sich genöthigt sähe, auf eigene Faust für seine und Irlands Sicherheit zu sorgen. Unter den schlechten Rathgebern verstand man die Hyde, Colepeper, Falkland u. s. w., die bisher den Sturm gegen das Strafford'sche System mitgeführt hatten, und jetzt ganz auf der Seite des Königs standen.

Damit fällt das erste grelle Streiflicht auf die Scheidung der Parteien, die in den sechs Wochen der Vertagung die ehemals compacte Masse ergriffen hatte. Gegen Sternkammer und hohe Commission, gegen Schiffsgeld, Tonnen- und Pfundgeld hatte das Parlament zusammengestanden wie ein Mann, auch für die Sicherung und Erweiterung der Privilegien des Parlaments war eine überwältigende Mehrheit eingetreten und unter den etwa 60 Stimmen, welche gegen die bill of attainder wider Strafford ab-

gegeben worden waren, hatten sich die nicht befunden, die nun zeigen sollten, daß das Geschlecht der Straffords keineswegs ausgestorben sei.

Jetzt aber traten sich zwei Gruppen feindselig gegenüber, die in allen entscheidenden Fragen eine nur kleine Mehrheit und eine sehr starke Minderheit aufzubieten hatten, das waren die sogenannten „Cavaliere“ auf der einen, die „Rundköpfe“ auf der anderen Seite.

Den Kern der einen Partei bildeten alle Katholiken des Landes, die an der königlichen Gewalt eine Stütze suchten gegen den Radicalismus der Puritaner, der hohe Clerus und die royalistische Mehrheit der Aristokratie; den Kern der andern die strengen Protestanten aus Stadt und Land, denen politische und religiöse Freiheit eins galt; dort wollte man die Bewegung hemmen, nachdem sie die ersten und nöthigsten Errungenschaften unter Dach gebracht, hier hielt man alles Geschehene für widerruflich und unzureichend, so lange dem König und dem Papismus noch die geringste Gewalt blieb, den Rechten des Landes und der Freiheit des Glaubens zu schaden.

An der Spitze der Letzteren stand noch kein Cromwell, sondern deren gemäßigte Männer wie Hampden, Hollis, Pym, und welchen Standpunkt dieser in der Kirchenfrage einnahm, zeigt das Bekenntniß, das er in dem kurzen Parlament (April 1640) ablegte:

„Ich will weder neue Gesetze gegen die Katholiken, noch größere Strenge in Anwendung der vorhandenen. Ich will die Katholiken weder ausrotten noch in ihrer Person beschweren. Ich verlange nur, daß sie außer Stande gesetzt werden, zu schaden. — Die Grundsätze des Papismus sind unverträglich mit dem Bestehen irgendeines anderen Glaubens. Das Gesetz verpflichtet keinen Katholiken, sein Eid bindet ihn nicht. Der Papst kann ihn vom Gehorsam entbinden und seines Eides ledig sprechen. Sein Machtspruch geht über den Eid, über die Vernunft der Katholiken. Er kann sie gegen ihren Willen dazu treiben, daß sie den Staat verwirren, nicht bloß in geistlichen, sondern auch in weltlichen Dingen. Nur ihre Ohnmacht kann uns Sicherheit gewähren“. Genau so dachte er hinsichtlich der königlichen Gewalt. Es galt starke Brustwehren aufzuführen gegen ihren Mißbrauch, nach all den bitteren Erfahrungen, die man darüber gesammelt, trotz der Magna Charta und trotz der „Bitte um Recht“.

Die große Remonstranz und der verunglückte Staatsstreich (Nov. 1641 bis Jan. 1642).

Auf's Schärfste trafen diese Parteien wider einander, als Pym und sein Anhang auf eine große Beschwerdeschrift drangen, welche dem König vorgelegt werden, in Wahrheit aber eine Berufung von ihm an das Volk sein sollte.

In einer langen systematischen Zusammenstellung von nicht weniger als 206 Paragraphen hatte Pym alle Beschwerden wider das Regiment Karl's I. aufgeführt und dem gegenüber die Thätigkeit des Parlaments zu Gunsten der englischen Freiheit ausführlich dargestellt, damit das Land die Acten erhalte, auf deren Grund es entscheiden sollte zwischen dem König und den Vertretern der Nation. Höchst bedeutsam war dabei, daß Pym den Grundsatz, der König kann nichts Böses thun, fast aufgegeben und die persönliche Verantwortung desselben ziemlich deutlich angenommen hatte.

Es war die Taktik der Royalisten, insbesondere ihrer jüngst übergelaufenen Parteigänger, an dieser Frage das Verhältniß der Gegensätze zu klären und die Stärke der Parteien zu messen; jeder Fußbreit Terrain ward mit zähem Widerstand vertheidigt, um einzelne Absätze, ja um einzelne Worte, Stunden lang heiß und heftig gestritten, jeder Anlaß zur Verzögerung des Abschlusses begierig aufgegriffen, wie um womöglich die Gegner durch endlose Debatten auszuhungern. Dieser Kampf dauerte vom 9. bis 20. November. Daß die Leidenschaften sich auf diesem Weg bis zur Gluth erhitzen mußten, versteht sich von selbst. Als die Verhaftungen der Parlamentsmitglieder zur Sprache kamen, sagte Pym: „Elliot's Blut schreit noch um Rache", und die Gemeinen erhoben sich und wiederholten: „Sein Blut schreit um Rache"!

Als die Remonstranz selber nicht mehr zu hintertreiben noch abzuschwächen war, wollten die Royalisten wenigstens durchsetzen, daß nur der König und nicht das große Publikum sie erhalte, sie verlangten, daß die Schrift nicht gedruckt werde. Aber Pym erwiderte ihnen: „Darauf gerade kommt es an, daß England die Lage der Dinge genau übersehe, daß es die Verleumder der Gemeinen kennen lerne, und denen an die Seite trete, die ihre Sache vertheidigen". Am 22. November ward nach einer letzten leidenschaftlichen Debatte die ganze Bill mit 159 gegen 148, also nur

11 Stimmen Mehrheit angenommen. Auch die Veröffentlichung der Adresse ward votirt, nachdem Hyde und Falkland sich stürmisch dagegen erklärt hatten. Nach der Abstimmung sagte Cromwell zu dem Letzteren: „Hättet ihr gesiegt, so würde ich und viele achtbare Männer meiner Bekanntschaft mit mir noch heut Alles verkauft haben, was wir hier unser Eigen nennen, und nie hätte uns England wiedergesehen". Ein kecker Versuch eines Mitgliedes der Minderheit, durch einen Protest seiner Partei das Haus zu sprengen, ward vereitelt. Der Abgeordnete Palmer, der dazu die Initiative ergriffen, ward auf Parlamentsbeschluß in den Tower geschickt.

Eben jetzt kam Karl I. aus Schottland zurück (25. Nov.). Von der Londoner Bürgerschaft glänzend empfangen, brachte er die besten Hoffnungen mit und schlug in Allem, was er that und sagte, den zuversichtlichsten Ton an. Die royalistischen Helden der jüngsten Debatten, Falkland, Hyde, Colepeper wurden in seinen vertrautesten Rath gezogen, um bald darauf amtlich in seinen Dienst zu treten, die Parlamentswache wurde entfernt und den Beschwerdeführenden, die auf die Unsicherheit des Westminsterpalastes aufmerksam machten, bedeutet, so lange er keine Sicherheitswache nöthig habe, brauche das Parlament auch keine.

Seit Ueberreichung der Remonstranz haben beide Theile das Vorgefühl einer nahenden Krisis. Einer wirft dem andern verrätherische Pläne vor, und allmälig gerathen die Massen Londons in Bewegung. In den letzten Decembertagen kommt es wiederholt zu blutigen Scharmützeln zwischen den königlichen Truppen, denen sich die Rechtsschüler der Inns of court anschließen, auf der einen, und den „Lehrjungen" der Werkstätten, den „Wassermännern" der Themse, auf der andern Seite. Unter den trübsten Anzeichen geht das Jahr zu Ende, am 3. Januar 1642 kommt das Ungewitter zum Ausbruch. Die Gemeinen beriethen eben über einen höhnischen Bescheid des Königs, der auf ihre wiederholte Bitte um eine Parlamentswache erwidert hatte, er werde selber ihr Schutzherr sein gegen jede Gefahr, — als im Oberhause eine andere königliche Botschaft übergeben wurde, welche gegen einen Lord (Kimbolton) und fünf Gemeine die Anklage auf Hochverrath aussprach und mit 7 Punkten begründete. Während der Verhandlung im Unterhause wurden Pym und Hollis hinaus gerufen. Kurz darauf kamen sie wieder zurück und der Erstere theilte mit,

daß ihm, Hollis und Hampden, die Wohnung erbrochen, Schränke und Koffer versiegelt worden seien. Die Kammer erklärte dies Vorgehen als einen schreienden Bruch ihrer Privilegien und sprach aus, daß jede Gewalt gegen ein Mitglied des Hauses mit Gewalt abzuweisen sei. Da erschien ein königlicher Sergeant und verlangte im Namen des Königs, daß ihm die fünf Mitglieder Denzil Hollis, Arthur Haslerig, John Pym, John Hampden, William Strode als überführte Hochverräther ausgeliefert würden. Die Kammer nahm die Botschaft mit finsterem Schweigen auf, Niemand rührte sich die fünf Angeklagten herauszugeben, vielmehr ward beschlossen, dem König durch eine Abordnung mitzutheilen, das Haus werde das Verlangen des Königs in ernste Erwägung ziehen und bürge dafür, daß die Angeklagten jeder gesetzlichen Anklage Rede stehen würden. So war dieser erste Angriff abgeschlagen, am nächsten Morgen erfolgte der zweite. Nach einem heftigen Auftritt mit der Königin, deren Worte: „Geh Feigling, pack die Schurken bei den Ohren, oder laß Dich nie mehr vor mir sehen", im nächsten Zimmer deutlich hörbar waren, macht sich der König selber auf, um durchzusetzen, was seinem Sergeanten mißlungen war. Die Angeklagten hatten bei Beginn der Sitzung auf's Heftigste gegen das „skandalöse Actenstück", wie sie die Anklage nannten, protestirt, und dann die Erlaubniß erhalten, das Haus zu verlassen, als König Karl an der Spitze von einigen Hundert Bewaffneten vor den Thoren von Westminster erschien. Begleitet von seinem Neffen Karl, dem Kurprinzen von der Pfalz (dem Bruder Ruprechts), trat er in den Sitzungssaal, schritt freundlich grüßend auf den Sprecher zu und bat ihn, ihm zu einer kurzen Ansprache seinen Platz zu räumen. Verlegen, stotternd hielt er eine Rede, die uns wortgetreu überliefert ist. Unter der Betheurung, daß keinem Monarchen Englands die Privilegien des Hauses mehr am Herzen gelegen hätten, als ihm, hob er mit scharfem Accent hervor, in Fällen des Hochverrathes könne von irgend einem Vorrecht keine Rede sein. Darum habe er auf seine gestrige Ladung nicht eine Botschaft sondern Gehorsam erwartet. Dann sah er sich um nach den wohlbekannten Gesichtern seiner ärgsten Feinde, und da er sie nirgends fand, fragte er, wo sie seien? Niemand antwortete. Als er sich dann mit derselben Frage an den Sprecher wandte, warf sich dieser, sonst ein furchtsamer Mann, vor ihm auf die Kniee und sagte:

„Verzeihung, Majestät, ich habe hier weder Augen noch Ohren, es sei denn auf Befehl des Hauses.“ „Schon gut“, erwiderte der König. „Ich sehe, meine Vögel sind ausgeflogen. Aber ich werde sie zu finden wissen. Ich muß sie haben. Ich erwarte“, fügte er noch im Hinausgehen hinzu, „daß Ihr mir die Leute schicken werdet. Sonst — sonst — muß ich selber die nöthigen Maßregeln treffen. Ihr Verrath ist abscheulich, ist der Art, daß Ihr mir Alle danken werdet, daß ich ihn entdeckt habe“. Unter dem lauten Murren der Gemeinen verließ er den Saal.

Der König hatte das Aeußerste gewagt und es war fehlgeschlagen, er hatte die Führer nicht bekommen, wohl aber sich selbst beispiellos bloßgestellt. Bis dahin hatte er die Miene angenommen, daß er sich mit seinem Parlamente friedlich vertragen wolle, der Auftritt vom 4. Januar zerriß den dünnen Schleier, er war wieder der alte Karl von Straffords Zeiten her, die Politik der bösen 11 Jahre war wieder zu Tage gekommen.

Die Bewegung in der Hauptstadt. Das erste Parlamentsheer. Abreise des Königs.

Das Schicksal der fünf Verfolgten hing jetzt wesentlich ab von der Haltung, welche die Stadt London in dem Zwiste zwischen König und Parlament einnehmen werde. Beide Theile hofften auf ihre Sympathieen. Die Aufregung über die Ereignisse vom 4. Januar war unbeschreiblich, bei der ersten Nachricht davon hatten sich die Läden geschlossen, die Geschäfte standen still, und die müssigen Massen auf den Straßen schwollen fluthähnlich an.

Der König glaubte nicht, daß diese Aufregung ihm ungünstig sei, hatte er doch kaum vor 6 Wochen einen so warmen Empfang in seiner Hauptstadt gefunden; er machte sich selber am Morgen des 5. Januar ohne militärische Begleitung nach dem Rathhause auf, um durch persönliches Erscheinen die Freunde zu ermuthigen, die Gegner einzuschüchtern, aber auf dem Wege folgten ihm Verwünschungen und drohende Rufe, auf dem Rathhause selbst fand er menterische Stimmungen, und bei der Rückkehr schrie ihm das Volk unaufhörlich nach: „Privileg! Privileg!“

Während dieser Ausfahrt erklärte das Unterhaus sein Vorgehen gegen die Abgeordneten, seinen bewaffneten Besuch im Parlament für ein Attentat auf die Rechte des hohen Hauses, und

vertagte sich dann auf einige Tage unter Niedersetzung eines Ausschusses für die Erledigung der laufenden Geschäfte. Dieser setzte sich mit den fünf Abgeordneten, die sich inzwischen in der Nähe von Westminster verborgen hatten, in enge Verbindung, und nun kam die Zeit, wo „König" Pym von seinem Versteck aus die Bewegung weiter leitete, der durch seine Festnahme das Haupt hatte abgeschlagen werden sollen.

Inzwischen traten die Londoner Milizen unter das Gewehr. Ein blinder Lärm in der Nacht vom 6. zum 7. Januar, das Gerücht, der König habe Bewaffnete ausgeschickt, um die fünf Verborgenen zu fangen, brachte binnen einer Stunde 40,000 bewaffnete Bürger auf die Beine. Zu den 100,000 Proletariern, die mit ihren Hellebarden, Stöcken und Säbeln seit Weihnachten des vorigen Jahres bereits den Cavalieren gelegentliche Treffen lieferten, war jetzt das besitzende Bürgerthum getreten; die Stellung der Residenz in dem Hader zwischen König und Parlament war entschieden.

Der Ausschuß des Parlaments leitete nun einen förmlichen Proceß gegen den König ein. Zeugen über die Vorgänge vom 4. Januar wurden vernommen, die vom König eigenhändig ausgefertigten Haftbefehle gegen die Fünf den beiden Sherifs von London abgefordert, und endlich dem König zum offenen Trotz beschlossen, daß die verfolgten Mitglieder das Recht hätten, an den Sitzungen des Ausschusses Theil zu nehmen; das geschah, während noch der Befehl des Königs angeschlagen war, kein Londoner Bürger dürfe den Fünfen Aufnahme, keiner ein Schiff zur Auswanderung gewähren, und ein neuer Aufruf alle Beamte verpflichtete, sie festzunehmen, wo man sie fände.

Der Ausschuß ging weiter und weiter. Die Maßregeln der Stadt zum Schutze des Parlaments wurden als verdienstlich und Jeder, der sich ihnen widersetzte, als Feind des Vaterlandes erklärt, dann wurde ein Befehlshaber für den Schutz der Festung und Stadt ernannt und für den Tag der Rückkehr des Parlaments nach Westminster, die am 11. Januar stattfinden sollte, die gesammte waffenfähige Bürgerschaft aufgeboten. Die trained bands der Stadt erhielten ihre Befehle, zu ihnen kamen bald 4000 Pächter aus der Grafschaft Buckingham, Hampdens Landsleute, die erklärten, sie wollten zu den Füßen des Parlaments sterben, wenn es Noth thue. Die Proletarier der Werkstätten, die Wassermänner

der Themse, die Bürgerwehren von Southwark boten sich dem Parlament als Sicherheitswachen an und der Ausschuß war in der Lage für die Feierlichkeit, die am 11. Januar stattfinden sollte, ein imposantes Parlamentsheer zu organisiren. Der Beschluß, durch den das geschah, war schon die Revolution.

An die Spitze der durch das Parlament in der Stadt ausgehobenen Mannschaften kam ein von ihm ernannter Führer. Alle Officiere und Gemeine mußten die jüngste Protestation des Parlaments gegen das königliche Attentat unterschreiben. Als ihre Pflicht ward erklärt, dem Hause zu gehorchen trotz aller sonstigen Befehle oder Gegenbefehle und als ihre Aufgabe, jeden Angriff, woher er auch komme, mit Gewalt zurückzuweisen. Das Alles zum Schutze „des Königs, des Reiches und des Parlaments“.

Der König hatte von Allem regelmäßige Kunde erhalten, mit ohnmächtiger Wuth, ein Stück seiner Prärogative nach dem anderen fallen sehen; jetzt war es ihm zu arg. Den Einzug des Parlaments, die feierliche Rückkehr der „Verräther“, denen er den Tod geschworen, wollte und konnte er nicht mit ansehen. Am Abend des 10. Januar setzte er sich mit Frau und Kindern in den Wagen und fuhr nach Hampton-Court.

Am nächsten Morgen hielten unter unbeschreiblichem Enthusiasmus die Fünf ihren Einzug in die festlich geschmückte Stadt. Die Ufer der Themse waren von den Compagnien der Milizen des Parlaments eingenommen, und auf ihren Piken steckten Exemplare der Protestation. Der Fluß selber war bedeckt mit Böten und Schiffen, von denen eine Freudensalve nach der anderen erscholl. Die ganze Kammer nahm ihre verfolgten Mitglieder an den Stufen des Palastes in Empfang.

---

§ 47.

Der Bürgerkrieg. Aussichten beider Parteien. Siege der Königlichen (Oct. 1642 bis Sept. 1643). — Eingreifen der Schotten. Presbyterianer und Independenten. Niederlagen der Königlichen bei Marston-Moor (Juli) und Newbury (Octbr. 1644). — Oliver Cromwell. — Die Selbstverlängnungsbill.

Der Bürgerkrieg. Aussichten beider Parteien. Die Siege der Königlichen (Octbr. 1642 bis Septbr. 1643).

Als Karl I. London verließ, ahnte er nicht, daß er es erst als Staatsgefangener wieder betreten werde. Vielmehr hoffte er und Manches gab ihm dazu Aussicht, in nicht allzuferner Zeit als Sieger über alle seine Feinde seinen Einzug dort zu halten. Die revolutionäre Strömung, die in der Residenz allmächtig geworden war, hatte außerhalb wenig, in den nördlichen Grafschaften so gut wie gar keinen Boden. Die königlich gesinnten Elemente der Aristokratie, die in London vor der Wuth der Massen und der Leidenschaft der Mehrheit des Parlaments kaum zu Worte kamen, konnten anderwärts sich freier bewegen und mit ihrem Einfluß auf die ländliche Bevölkerung, falls ihnen ein legitimer Mittelpunkt gegeben ward, zu einem gewaltigen Rüstzeug königlicher Reaction werden.

In York, wo der König jetzt seine einstweilige Residenz aufschlug, sah er sich in der That inmitten eines täglich wachsenden Anhangs aus den vornehmsten Kreisen der Aristokratie des Königreichs. Fast das gesammte Oberhaus und eine sehr starke Minderheit der Gemeinen schloß sich ihm an. Seit das Parlament die Bischöfe ihres politischen Stimmrechts beraubt hatte und Miene machte, die ganze Episkopalverfassung umzustürzen, sah auch der

weltliche Adel mit der Monarchie seine eigene Geltung im Staate bedroht; die Heißsporne unter den Monarchisten, die in London durch den Terrorismus der Parteien zum Schweigen verurtheilt gewesen waren, fanden Muth und Sprache wieder, aber auch die Gemäßigten, die früher gegen den Absolutismus der Minister und der Krone gestanden hatten, sahen in dem jetzt unschädlichen Fürsten die letzte Schutzwehr gegen den Sieg einer Richtung, die augenscheinlich über die Monarchie selber hinaustrieb. Das Parlament war unläugbar auf dem Wege voller Usurpation. Man konnte das entschuldigen mit dem Rechte und der Pflicht der Nothwehr, aber eine Thatsache war es darum doch, trotzdem Alles, was gegen den König beschlossen und durchgeführt wurde, sich, der constitutionellen Fiction gemäß, noch immer mit dem Namen des Königs deckte. Im Namen des Königs ernannte das Parlament Statthalter für alle Grafschaften mit dem Oberbefehl über die gesammte Waffenmacht, alle Garnisonen und Festungen des Königreiches, und doch hatte der König selbstverständlich die Bill mit Entrüstung zurückgewiesen, denn sie gab dem Parlament die gesammte Wehrkraft des Landes in die Hand. Je weiter das ging, desto schärfer wurde die Abscheidung der bis dahin ziemlich unklar neben einander liegenden Elemente, desto stärker wurde der royalistische Anhang des Königs.

Monate lang wurde noch auf beiden Seiten gerüstet und unterhandelt. Endlich im August 1642 stellte das Parlament in neunzehn Forderungen sein Ultimatum. Verlangt wurde nichts Geringeres als die Herrschaft des Parlaments über den ganzen Staat, den Monarchen mit eingeschlossen. Der König sollte seine Rathgeber ausschließlich nach dem Willen des Hauses wählen und ohne die Zustimmung dieser vom Parlamente bezeichneten Räthe keine seiner Handlungen Gültigkeit haben. Alle Staatsbeamten und Oberrichter sollten im Einverständniß mit dem Parlament ernannt werden und unabsetzbar sein. Niemand aus dem königlichen Hause sollte ohne Beirath des Parlaments eine Ehe eingehen. Die Gesetze gegen die Katholiken sollten in Anwendung kommen und die Reform des Gottesdienstes und des Kirchenregiments nach Maßgabe der Beschlüsse des Parlaments vorgenommen werden. Das Milizgesetz sollte unter dem Parlamente stehen, die Gerichtsbarkeit des Parlaments auf alle Arten von Verbrechen sich erstrecken, eine allge-

meine Amnestie ergehen mit Ausnahmen, die das Parlament zu bestimmen haben würde, über feste Plätze und Schlösser nur im Einklange mit dem Parlamente verfügt und ohne Zustimmung beider Häuser kein Peer ernannt werden.

Diese Forderungen waren für Karl I. unannehmbar.

„Gewährte ich sie", erwiderte er, „so würde man wie bisher entblößten Hauptes vor mir erscheinen, mir die Hand küssen, mich Majestät anreden und die Formel „des Königs Willen ausgesprochen durch beide Häuser" beibehalten. Ich dürfte Schwerter und Stab vor mir hertragen lassen und meinen Spaß haben an dem Anblick von Krone und Scepter, wiewohl auch diese Reiser nicht lange blühen würden, nachdem der Stamm, auf dem sie erwachsen, abgestorben; aber an wirklicher Macht und Bedeutung wäre ich Nichts als die Außenfläche, nur das gemalte Bild, nur der Schatten eines Königs".

Das war der letzte friedliche Meinungsaustausch zwischen den streitenden Theilen, fortan mußten die Waffen entscheiden.

Ueberschlug man die Machtmittel Beider, so stellte sich ein augenfälliges Mißverhältniß der Kräfte heraus.

Seiner gesammten Prärogative thatsächlich beraubt, ohne Verfügung über die Festungen, Schiffe, Mannschaften, Waffen, Gelder des Reichs als solchen, glich der König, als er in York seine Fahne erhob, einem verwegenen Prätendenten, der mittelst eines Gefolges adeliger Vasallen die legitime Staatsgewalt umstürzen will und dabei überdies den reißenden Strom einer tief erregten öffentlichen Meinung gegen sich hat. Alles, was dem König fehlte, hatte das Parlament in seinen Händen, Festungen, Flotte, Waffenplätze, Mannschaften, Geld, Vorräthe, Alles was zum Krieg gehört, in reicher Fülle, und da die bereit liegenden Mittel nicht ausreichten, das große Heer zu unterhalten, da genügte das Ausschreiben eines Anlehens, und binnen 10 Tagen war der Schatz gefüllt mit Silbergeräth, das die Familien der Gutgesinnten herbeibrachten, um Münzen daraus zu schlagen und die Truppen des Parlaments zum Kampf gegen den König auszustatten (Juni 1642).

Die Werbungen aller hatten unter allgemeinem Enthusiasmus den glänzendsten Fortgang.

Unter dem Eindruck solcher Dinge konnte im Parlamente wohl die Meinung auftauchen, der ganze Krieg werde, falls der König

es nicht vorziehe, sich sogleich ohne Schwertstreich zu unterwerfen, durch einen einzigen raschen Schlag beendigt werden.

Aber es sollte anders kommen, als irgend Jemand vermuthete.

Das erste Treffen, das am 23. Oct. 1642 bei Edgehill vorfiel, brachte zwar keinem von beiden Theilen einen förmlichen Sieg, aber es zeigte, daß die wohlgeschulte Reiterei der tapferen Cavaliere eine Waffe sei, der die Parlamentsarmee nichts Ebenbürtiges entgegenzusetzen habe. Prinz Ruprecht warf den feindlichen linken Flügel beim ersten Ansturm in wilde Flucht, auch der rechte Flügel des Parlamentsheeres wurde zurückgeschlagen und ohne die allzu heftige Verfolgung der königlichen Reserve, die das schwache Fußvolk einem blutigen Anfall der Feinde Preis gab, wäre der Tag für das Parlament verloren gewesen. Nach den zuversichtlichen Erwartungen, mit denen das Heer des Grafen Essex von London ausgerückt war, machte dieser Ausgang des Tages den Eindruck einer wirklichen Niederlage und die nächsten Folgen entsprachen auch einer solchen. Der König drang unaufhaltsam gegen London vor, das geängstete Parlament fing an zu unterhandeln und beruhigte sich erst wieder, als Graf Essex zur Stelle war und, durch die Londoner Milizen auf 24,000 Mann verstärkt, dem Vormarsch des Königs Einhalt gebot.

In Oxford, der einzigen Stadt, die aufrichtig zum König hielt, schlug Karl während des Winters seinen Wohnsitz auf und rüstete mit Macht für den neuen Feldzug, der im Frühjahr beginnen sollte.

Das Jahr 1643 brachte den Königlichen einen Erfolg nach dem andern. Dem Grafen Newcastle gelang es, die nördlichen Grafschaften, insbesondere Northumberland, Cumberland, Westmoreland und das Bisthum York dem König unterthan zu machen, ein politischer Fortschritt, gegen den einzelne militärische Fehlschläge kaum in's Gewicht fielen. Aehnliches geschah im Westen. In Cornwallis erhoben sich die royalistischen Edelleute gegen die Aushebung, welche das Parlament angeordnet, boten ihre Hintersassen für den König auf, schlugen zwei Parlamentsheere (bei Stratton 16. Mai, bei Lansdown 5. Juli) glänzend aus dem Felde und schlossen sich, nachdem Prinz Moritz den besten General der Parlamentspartei, Waller, (bei Roundwaydown 13. Juli) auf's Haupt geschlagen, zu Oxford der königlichen Armee an. Noch vorher

hatte Prinz Ruprecht einen Theil von Essex' Heerhaufen überfallen und zertrümmert, wobei Hampden die tödtliche Wunde erhielt († 24. Juni) und bald nach dem letzten großen Siege die zweite Stadt des Königreiches Bristol (25. Juli) erstürmt.

Am 20. September kam es dann bei Newbury zu einer heißen Schlacht, in der Falkland fiel, und die für den Grafen Essex mit einem ehrenvollen Rückzug nach London endigte. In der Hauptsache war auch hier der Vortheil ganz auf königlicher Seite und die theilweisen Erfolge, welche Thomas Fairfax und Oliver Cromwell im Norden errangen, gaben um so weniger eine Wendung, als des Ersteren Heer kurz nach dem Siege von Wakefield bei Atherton Moor vollständig zertrümmert wurde.

Gegenüber diesem hartnäckigen Mißgeschick der Waffen des Parlaments war die ganze unerbittliche Energie des leitenden Ausschusses, in dem Pym saß, erforderlich, um die Stimmungen niederzuhalten, die sich einer fort und fort geschlagenen Partei zu bemächtigen pflegen.

Es wurde denn auch mit eiserner Strenge eingeschritten gegen Alles, was nach Frieden rief und den Krieg nur lau oder gar nicht unterstützte. Zwangssteuern wurden auferlegt, Royalisten massenhaft eingekerkert und ihrer Güter beraubt und, als man einer Verschwörung auf die Spur kam, die Anstifter vor ihren eigenen Thüren aufgeknüpft.

Eingreifen der Schotten. Presbyterianer und Independenten. Der Feldzug von 1644—45. Niederlagen der Königlichen bei Marston-Moor und Newbury.

Die Lage des Parlaments hatte sich höchst ungünstig gewendet. Ein Krieg, den es mit wenigen wuchtigen Schlägen zu entscheiden hoffte, hatte Nichts als Mißerfolge eingetragen, seine schlecht geschulten Rekruten waren fast überall geschlagen und tief entmuthigt, seine Generale entzweit und zum größten Theile um das Vertrauen ihrer eigenen Partei gebracht, die Mittel zur Unterhaltung der Heere waren nur noch mit äußerster Anstrengung aufzubringen, unpopuläre Finanzmaßregeln wie die Accise, Pym's Erfindung, waren nöthig geworden und im Schoße der Partei selber regten sich meuterische Stimmungen.

In dieser Noth knüpfte der nie verlegene Pym ein Einver-

ständniß mit den Schotten an, das dem König in seinem Rücken, eben dort, wo er seit einem Jahre am mächtigsten war, eine unerwartete Diversion bereiten sollte.

Jenseit des Tweed hatte man die Siege der Königlichen mit fast eben so großen Besorgnissen verfolgt, als in London, wo man alle Augenblicke die eigenen Thore bedroht glaubte.

Die weitgehenden Zugeständnisse, die Karl I. in seiner Noth gemacht, um die beiden Reiche zu theilen, widersprachen so durchaus seinen persönlichen Neigungen wie seiner gesammten politischen Vergangenheit, daß Niemand, der beide kannte, verständiger Weise hoffen durfte, er werde, einmal Sieger über das englische Parlament, gewillt sein, in Schottland den Schattenkönig zu spielen.

Aus der gemeinsamen Gefahr entsprang das Schutz- und Trutzbündniß zwischen dem schottischen und englischen Parlament, welches am 17. September 1643 formell zu Stande kam.

Nach dem Wortlaut der Urkunde hatte dies Bündniß nicht bloß den Zweck, die Rechte beider Parlamente gegen die Royalisten aufrecht zu halten, sondern auch in allen drei Reichen den Papismus und das Prälatenthum, die ganze bischöfliche Kirchenverfassung auszurotten und durch eine neue, reformirte zu ersetzen; die Schotten verstanden einmüthig darunter ihre eigene, die presbyterianische, der englische Unterhändler hatte aber die kluge Vorsicht gebraucht, die Bestimmung darüber in so allgemeinen Ausdrücken zu fassen (Reform der Kirche in England und Irland „nach Maßgabe des Wortes Gottes und gemäß dem Beispiel der reinsten Kirchen"), daß die Frage als eine offene gelten konnte.

In der That war hierin das Parlament nichts weniger als einig mit den Schotten. Neben einer Minderheit von Anglikanern, die im Stillen an der bischöflichen Verfassung und der halbkatholischen Gestalt des Gottesdienstes festhielten, stand die Partei der Presbyterianer, die gemäßigten calvinistischen Anschauungen huldigte, den Papismus tödtlich haßte, aber mit der Fortdauer der bischöflichen Gewalt, wenn sie politischer Vorrechte beraubt blieb, sich wohl vertragen haben würde und hier wie in der Politik radicale Neuerungen abwehren wollte. Neben diesen und in steigendem Einfluß standen die Independenten, als die äußerste Linke der Puritaner, die auf eine förmliche Revolution in Staat und Kirche hinarbeiteten.

Die Independenten hatten sich aus den äußersten Grundsätzen des Calvinismus ein eigenes religiöses, kirchliches und politisches Glaubensbekenntniß geschaffen: ein seltsames Gemisch von alttestamentlichen Reminiscenzen, calvinistischen Dogmen und politischem Radicalismus. Es war daraus eine Sekte geworden von stark mystischer Färbung, die Predigt vom tausendjährigen Reich, Zungenreden, religiöse Verzückung unterschieden ihre Betstunden von allem herkömmlichen Gottesdienst, die Liebhaberei für alttestamentliche Namen, absonderliche Tracht, das Zurschautragen mönchischer Weltverachtung, finsterer Tugendstrenge machten sie auch nach außen hin bemerkbar. Sie haßten nicht nur das römische Kirchenthum und Alles, was die anglikanische Kirche davon beibehalten hatte: sie wollten überhaupt keine Priester mehr, ihnen war jeder Gläubige ein Priester. Jede einzelne Gemeinde „Gottseliger", wie sie sich nannten, duldete Niemand über sich, forderte die strenge demokratische Gleichheit für sich als Gesammtheit wie für jeden Einzelnen, mochte sie auch aus der Hefe des Volkes zusammengesetzt sein, war doch auch der Erlöser selbst ein Zimmermannssohn und seine Lehre an die Mühseligen und Beladenen gerichtet gewesen.

Es war ein merkwürdiges Geschlecht von Sterblichen. Wer glaubt, sie als eine Sekte von Heuchlern abthun zu können, der macht es sich leicht, erspart sich die Charakteristik, aber er hat ihre ungeheure Bedeutung nicht erklärt. Die Heuchelei ist nicht fähig die Massen zu beherrschen, wie sie es verstanden, nicht fähig für die Sache zu sterben, wie sie es gethan haben. Fanatiker freilich waren sie von der wildesten Art und manches ihrer Worte trägt fast das Gepräge religiösen Irrsinns, aber manches ist auch tief gedacht und von gewaltiger agitatorischer Wirkung, die Reden Cromwells enthalten neben allen puritanischen Floskeln, die nun einmal zur Unart der Zeit gehören, einen Ernst, einen Tiefsinn, eine zutreffende Bezeichnung der Lage und eine Beredsamkeit, wie wenig Denkmäler dieser Zeit.

Die Sekte war von ihrem Glauben auf's Tiefste erfüllt, Anderen mochte er ein Wahn erscheinen, sie war entschlossen, dafür zu sterben; sie hatte die starre rücksichtslose Energie einer streitenden Kirche gleichsam mit der Muttermilch in sich aufgenommen und bewährt in manchem heißen Kampf. So ist ihr das Außerordentlichste gelungen. Eine Partei, die kaum $^1/_{10}$ der ganzen

Nation zu ihrem wirklichen Anhang zählen konnte, hat die drei Königreiche mit mehr Nachdruck beherrscht, als je der Absolutismus einer Regierung oder einer Versammlung Frankreich beherrscht hat, ein Mann wie Cromwell, der sich sagte, daß fast das gesammte Reich ihm feindselig war, hat nicht nur dies Land zehn Jahre regiert, sondern auch Europa Gesetze vorgeschrieben.

Die naturnothwendigen Consequenzen des Bürgerkrieges zwischen Karl I. und dem Parlament, nachdem er einmal ausgebrochen und von Seiten des Letzteren mit entschiedenem Unglück geführt worden war, hat keine Partei mit so kaltblütiger Entschlossenheit gezogen als diese.

Die Fiction eines Krieges „im Namen" dessen, gegen den er geführt wurde, ward hier gleich über Bord geworfen. Der Gedanke an Wiederherstellung einer Verfassung, die eben, weil sie mit diesem Monarchen unmöglich war, zum Kriege geführt hatte, ward hier einfach bei Seite gelegt, die Möglichkeit einer Versöhnung mit Karl I. gar nicht mehr in Rechnung gezogen. Daraus folgte, daß diese Partei allein den Krieg mit voller Energie und Ueberzeugung führte, während die Kriegführung der Presbyterianer, Graf Essex an der Spitze, von einer gewissen Halbheit nicht freizusprechen war. Man wollte eben auf dieser Seite nur die Wiederherstellung des alten Rechts und vergaß, wie weit man schon selber darüber hinausgeschritten war.

In dem nun folgenden Feldzug sollte sich dieser Gegensatz zu voller Schärfe entwickeln und die Theilnahme der Schotten konnte, so erwünscht ihre Mitwirkung schien, nur zur Beschleunigung dieses Processes beitragen, denn den Independenten war ihre presbyterianische Kirchenverfassung so verhaßt wie die anglikanische selber.

Die ersten entscheidenden Kämpfe des Jahres 1644 drehten sich um den Besitz der nördlichen Grafschaften und ihren Mittelpunkt, York.

Durch die seit Februar eingerückten Schotten und den Zuzug der Armee Manchesters, unter dem Cromwell diente, verstärkt, hatte Fairfax im Sommer eine Macht zusammen, die stark genug war, um eine Berennung der Stadt York, die der Graf Newcastle vertheidigte, mit Aussicht auf Erfolg zu unternehmen. Die Belagerung hatte begonnen, als Prinz Ruprecht mit 20,000 Mann zum Ersatz herankam und durch eine geschickte Operation seine ganze

Streitmacht in die Stadt zu werfen wußte. Entgegen dem Rathe Newcastle's drängte er zur Schlacht auf offenem Felde. Bei Marston-Moor kam es am 2. Juli zu dem größten Waffengang, den der Krieg bisher aufzuweisen hatte, 50,000 Schotten und Engländer rangen Stunden lang in erbittertem blutigen Kampfe um die Entscheidung, endlich gab Cromwells ausgezeichnete Führung den Ausschlag, die Königlichen erlitten eine furchtbare Niederlage, York ging verloren, der zuverlässigste Stützpunkt des Königs in den nördlichen Grafschaften war dahin.

Inzwischen hatten im Süden zwei Armeen unter Essex und Waller einen combinirten Angriff auf das königliche Lager bei Oxford unternommen, aber wieder mit demselben Unglück, das nun einmal diese Feldherren verfolgte. Waller war bei Copredibridge am 29. Juni vollständig geschlagen worden und am 1. September ward Essex's Armee in eine Niederlage verwickelt, der der Feldherr selber nur durch rasche Flucht auf einem Boote entging.

Gleichwohl stellte ihnen das Parlament auf's Neue beträchtliche Streitkräfte zur Verfügung und befahl Manchester und Cromwell, zu ihnen zu stoßen.

Mit diesen überlegenen Massen ward dann der König am 27. October bei Newbury auf's Neue angegriffen und nach hartnäckiger Gegenwehr bis Oxford zurückgeworfen. Cromwell drang auf rasche Benutzung des Sieges, um durch einen Hauptschlag den ganzen Krieg zu enden, aber Manchester widersetzte sich dem und das gab den ersten starken Anlaß zur tödtlichen Entzweiung zwischen beiden Feldherren. Allein diesem Zerwürfniß hatte es Karl zu danken, daß er jetzt im November unangefochten die Winterquartiere beziehen konnte.

Während dieses Winters kam das Zerwürfniß zwischen Presbyterianern und Independenten zum offnen Ausbruch und in den Vordergrund trat jetzt zum ersten Male der Mann, der fortan auf die Schicksale Englands und Europa's so gewaltig einwirken sollte.

Oliver Cromwell.

Oliver Cromwell ist am 25. April 1599 zu Huntingdon in kleinen Verhältnissen geboren worden, mütterlicherseits verwandt mit den Stuarts, väterlicherseits mit jenem Cromwell, der zeit-

weilig Heinrich's VIII. Minister gewesen war und den Namen „Hammer der Mönche" erhalten hatte.

Er wuchs auf in einem mäßig begüterten Hausstand, in dem die puritanische Frömmigkeit und Sittenstrenge etwas alt Ueberliefertes war. So war sein Vater, so seine Mutter, so er selbst in seinem eigenen Hause. Die Geschichten von einer wilden, stürmischen Jugend, die er durchgemacht haben soll, ehe er fromm geworden, sind widerlegt. Wie bitter ihn die Gegner haßten, sie mußten ihm lassen, daß sein persönlicher Wandel im Haus- und Privatleben musterhaft war, die Pietät der Kinder, die Züchtigkeit und Reinheit des Familiengeistes feierten nirgends einen schöneren Triumph als in diesem Hause.

In Studien nicht unbewandert, war Cromwell seinem Berufe nach Landmann, wozu er von Hause aus bestimmt war. Zur Zeit, da die ersten Kämpfe zwischen Krone und Parlament beginnen, ist er noch ein stiller, einsilbiger Landedelmann, der schlicht und recht seinen bäuerlichen Geschäften nachgeht, eine anständige bürgerliche Ehe schließt, sich einen häuslichen Herd gründet und in seinem ganzen Thun und Treiben den Eindruck eines mit seiner Lage zufriedenen kleinen englischen Pächters macht. Charakteristisch übrigens tritt jetzt schon ein scharfer confessioneller Zug bei ihm hervor. Er geht fleißig in die Betstunden seiner Gesinnungsgenossen, wendet seine Ersparnisse den puritanischen Reisepredigern zu, nimmt eifrigen Antheil an ihren Missionen und unternimmt gelegentlich selber einmal eine Bekehrungsreise. Nicht minder bedeutsam war seine nahe Berührung mit den namhaften Patrioten dieser Tage; John Hampden, der glorreichste Name der Liberalen, war sein Vetter, und von dem mag er die ersten politischen Anregungen empfangen haben.

In dem denkwürdigen Parlament von 1629 taucht er zuerst als Politiker auf.

Seine Jungfernrede bestand aus einigen wenigen Worten, aber sie betrafen eine Angelegenheit, die ihm heilige Gewissenssache war. Er sprach von papistischen Umtrieben, die ein Prediger in seiner Heimath angesponnen und für die diesen der Bischof von Manchester mit einer Pfründe belohnt habe.

Solche Vorfälle waren ja unter dem damaligen System an der Tagesordnung. Cromwell fügte bei: „Sind das die Mittel

um sich emporzuarbeiten in der Kirche, was haben wir dann zu erwarten?"

Es kamen die elf Jahre königlicher Selbstregierung. Nun wurde Cromwell wieder ganz der Landmann auf seinem Gütchen und der Patriarch in seiner Gemeinde. Neben dem fleißigen Betrieb seiner Ackerwirthschaft, die dem vortrefflichen Haushalter ein reichliches Auskommen gewährte, beschäftigt er sich wieder mit Reisepredigern und Betstunden, zieht selbst herum unter den Stillen im Lande, auf die man sich im Fall der Noth verlassen konnte und wird so im Umkreise seiner Gemeinde einer der angesehensten und einflußreichsten Namen.

In den Parlamenten von 1640, dem kurzen vom April, dem langen vom November, steht er wieder an seinem Platze. Er spricht das eine Mal für den mißhandelten Secretär des fanatischen Prynne, das andere Mal für die Rechte armer Bauern und für die Schotten. Den Cavalieren fiel der starkknochige Mann auf mit dem einfachen Rock, der rauhen Stimme und der feurigen Beredsamkeit. Als damals nach dem Unbekannten gefragt wurde, sagte sein Vetter Hampden: „Wenns Ernst wird, wird der plumpe Gesell der größte Mann Englands werden".

Der Bruch erfolgte und unter den Ersten, die der Sache des Parlaments Opfer brachten, war Cromwell. Der 43jährige Mann, Vater von 6 Kindern, giebt erst 300, dann 500 Pfund von seinem Vermögen und tritt mit seinem ältesten Sohn, einem hoffnungsvollen Jüngling, unter die Freiwilligen des Parlaments, sammelt gleichgesinnte Krieger aus seiner Umgebung und schlägt so seine Familie, sein Vermögen, sein Lebensglück in die Schanze. Er hatte Verbindungen mit Cambridge und wußte es dahin zu bringen, daß dort zwei Freiwilligen-Compagnien errichtet und die Schätze der Universität der Sache des Parlaments gerettet wurden. Noch wußte Niemand, ob nicht der Weg, den er kühn Allen voranging, zum Schaffott führen würde, und damals war er der Opferwillige, der die Brücke hinter sich abbrach.

Gegenüber der Halbheit der Presbyterianer d. h. damals der ungeheuren Mehrheit im Parlament und in der Nation, die für möglich hielt, „im Namen des Königs" gegen den König zu fechten, faßte er von Hause aus den Krieg in seinem ganzen furchtbaren Ernst.

„Wer das Schwert gegen den König zieht", pflegte er zu sagen, „muß die Scheide in's Feuer werfen", und seiner Compagnie gestand er offen, sein Auftrag zwar laute für König und Parlament zu streiten, aber er hasse die Zweideutigkeit. Jeder von ihnen möge sich fragen, ob er, wie er, Cromwell, es über sich gewinne, den König, falls er ihn in einem Getümmel träfe, niederzuschießen wie jeden Anderen; wer das nicht könne, der möge nicht unter ihm dienen.

Als die ersten Siege der Royalisten kamen, sagte er zu Hampden, ihn überrasche das nicht, mit hergelaufenen Söldnern, Kellnern und Tagedieben könne man nicht hoffen Edelleuten die Spitze zu bieten, die Ehrgefühl, Muth, Entschlossenheit im Herzen tragen. „Ihr müßt euch Männer von Geist verschaffen, von einem Geist, der bereit ist, ebenso entschlossen in's Feuer zu gehen, wie die Edelleute, oder Ihr werdet immer wieder geschlagen werden". Und danach handelte er. Es war eine wunderbare Gabe in dem Mann zu militärischer Organisation; er war dazu nicht erzogen, nicht schulgerecht gebildet, aber er hatte den rechten Instinkt.

Statt des Gesindels von abgedankten Landsknechten und entlaufenen Strolchen, aus denen sonst die Parlamentsarmee bestand, suchte er den Kern des Mittelstandes in das Heer zu ziehen und ein wirkliches Bürgerheer zu schaffen. Die neue Armee, die er sich dachte, sollte ein politischer Körper werden, erfüllt von demselben Geist, nachgebildet der Compagnie, die sich aus seinen Landsleuten gebildet hatte.

So schuf er sich zunächst ein paar Schwadronen von Puritanern, die sich bald auf 14 vermehrten und die der neuen Armeebildung als Muster dienen konnten.

Darin waren, wie man sie halb spöttisch, halb ernsthaft nannte, seine „Heiligen" vertreten, die stillen Genossen der Betstunden, die sonderbaren Schwärmer aus den frommen Conventikeln, lauter vierschrötige Bürger- und Bauersleute in groben Röcken und mit finsteren Mienen. Solch eine Compagnie war wie eine Genossenschaft bewaffneter Betbrüder und Kopfhänger. Was sonst im Feldlager zu finden war, Fluchen, Toben, Schwelgen, das fand man hier nicht. Da wurde gebetet und Andacht gehalten, der Hauptmann nahm das Gebetbuch aus der Tasche, stimmte den Psalm an und die Mannschaft fiel ein, auch Gemeine traten als

Prediger auf, wie einem die Erleuchtung kam, ganz so wie es zu Hause im friedlichen Gottesdienst üblich war, die puritanische Gemeinde war in's Lager übertragen mit all ihren seltsamen Schrullen, aber auch mit ihrer religiösen Begeisterung, ihrer Zucht und Gottesfurcht, ihrer Hingabe an die Sache, anders wie bei den übrigen Heeren, wo das zuchtlose Wesen der Truppen und der Unfriede der vornehmen Herren Alles verdarb.

Aus solchem Stoffe waren die Schwadronen gebildet, die zuerst dem Ansturm der gefürchteten Cavaliere unerschrocken die Spitze boten, um sie bald überall als Sieger aus dem Felde zu schlagen.

Bei Marston-Moor hatte Cromwell mit seinen puritanischen Reitern zuerst einen entscheidenden Schlag geführt. Die bisher unbesiegten Cavaliere des Prinzen Ruprecht waren gleich „Stoppeln unter der Schneide ihrer Schwerter gefallen", wie Cromwell sich ausdrückte, und einen ähnlichen Stoß gegen den Kern der königlichen Armee selber hatte er nach dem Siege bei Newbury vorgehabt, aber da hatte er einen unerwarteten Widerstand gefunden, der nicht persönlicher, sondern principieller Natur war und so auch von Cromwell behandelt wurde.

Sein Oberfeldherr, der Graf von Manchester, war ein rüstiger Soldat, aber über den Zweck und die Grenze des Kriegs dachte er wie alle presbyterianischen Generale, insbesondere Graf Essex, der, ein Mann vom höchsten Adel, sich nur nach schwerem Seelenkampf von seinen Verflechtungen mit dem Hofe, und seinen Standesgenossen losgemacht hatte und keineswegs, um den König zu vernichten, oder gar eine neue Verfassung einzuführen.

Für diese Richtung war ja der ganze Krieg nur ein, freilich heroisches, Mittel, um dem König den Constitutionalismus beizubringen, zu dem er auf gütlichem Wege sich nicht hatte bestimmen lassen. Ein vollständiger Sieg über den König, der zugleich das Königthum selber vernichtete, galt ihr deßhalb für ein größeres Uebel, als ein schlecht benutzter Erfolg der eigenen Waffen.

Dies war bei Newbury klar zu Tage gekommen. „Ich stellte ihm", erzählte Cromwell von seinem Auftritt mit Manchester, „vor, wie der Erfolg — die Vernichtung der geschlagenen königlichen Streitmacht nämlich — errungen werden müsse, und bat nur um die Erlaubniß, mit meiner eigenen Reiterbrigade über die könig-

liche Armee auf dem Rückzug herzufallen, indem ich dem Grafen die Wahl ließ, wenn er wolle, mit dem Rest der Truppen unthätig zu bleiben, aber, trotz meines Ungestüms, schlug er mein Begehren rundweg ab und gab keinen andern Grund an, als den, würden wir geschlagen, so wäre es mit unsern Ansprüchen zu Ende, und wir würden alle als Rebellen und Hochverräther von Rechtswegen hingerichtet werden".

Auch wenn diese Antwort die ganze Wahrheit enthielt, lag ihr ein Gedanke an Rückkehr und Versöhnung zu Grunde, mit dem Cromwell längst gebrochen hatte, und mit dem sich seine Ansicht von einer ernsthaften Kriegführung nun und nimmer vertrug. Dieser Zustand der Halbheit mußte aufhören, und Cromwell war entschlossen, ihm ein Ende zu machen. Während unter seinen Gegnern die ferne Möglichkeit einer etwaigen Anklage Cromwell's als radicalen „Brandstifters" erwogen wurde, handelte er schon und mit solchem Geschick, daß die Gegner erst aus den Folgen erkannten, was er eigentlich gewollt hatte.

Am 9. December 1644 kam im Parlamente die Kriegslage zur Verhandlung.

Cromwell erhob sich, um der allgemeinen Mißstimmung des Landes Worte zu geben. Der Krieg währe jetzt über zwei volle Jahre, habe viel Niederlagen, wenig Siege, ungeheure Opfer an Geld, Mannschaften, Eigenthum gefordert, und so gut als Nichts erreicht, denn was heut gewonnen worden, gehe am nächsten Tag wieder verloren, und im Winter erzähle man sich, wie viel Blut im Sommer vergebens vergossen, wie viel Geld umsonst ausgegeben, wie viel Land fruchtlos verwüstet worden. Das leidende Volk schiebe die Schuld auf das Parlament, und wenn dieses nicht Abhilfe schaffe, so werde es bald um sein ganzes Vertrauen gebracht sein. Im Volke denke man so, die vornehmen Herrn im Parlament hätten kein Interesse daran, den Krieg rasch zu enden: so lange er dauere, säßen sie in der Macht und all den angesehenen Stellen, höre er auf, so wäre es auch mit ihrer Herrlichkeit zu Ende.

Diesem Gerede, dem er nicht zustimme, müsse man begegnen. Der Krieg müsse überhaupt anders geführt, das Heer auf einem neuen Fuß eingerichtet werden, und damit das möglich werde, sei ein Act der Selbstverläugnung nöthig für Alle, die an der Spitze

ständen, und denen als Männern von wahrem Patriotismus dies Opfer nicht zu groß erscheinen werde.

Noch vorher hatte einer der Gottseligen, Henri Vanne, dem Hause mitgetheilt, die Prediger des jüngst verflossenen Festtages hätten durch ein wunderbares Zusammentreffen in allen Gemeinden, auf allen Kanzeln gegen das Verbleiben der Parlamentsmitglieder in ihren einträglichen Aemtern geeifert, darin zeige sich der Finger Gottes, das sei das Werk des heiligen Geistes, das Parlament solle einen Beweis der Entsagung geben, durch die Entfernung so vieler Mitglieder leide seine Vollzähligkeit ohnehin, er selber habe schon vor dem Kriege ein einträgliches Amt bei der Schatzkammer gehabt, aber er lege es freiwillig nieder, und so möchten es Alle machen.

Das waren die Einleitungen zu der „Selbstverläugnungsbill“ (self-denying-bill), die nach langen heftigen Kämpfen endlich durchging. Mittelst ihrer wurden die Mitglieder beider Häuser von allen Civil- und Militär-Aemtern ausgeschlossen. Noch ehe sie angenommen war, hatte Cromwell seinen eigentlichen Zweck erreicht. Die presbyterianischen Generale Essex, Warwic, Manchester, Denbigh, Waller u. v. A. hatten abgedankt. Es bedurfte eines eigenen Kunstgriffs, um Cromwell, der ja auch zugleich Offizier und Mitglied der Gemeinen war, auszunehmen. Fairfax ließ ihn während der entscheidenden Verhandlungen zur Armee abrufen und bald sprach Niemand mehr von der Sache.

---

§ 48.

Die Katastrophe Karl's I. und des Parlaments. Niederlage Karl's bei Naseby (Juni 1645). — Flucht zu den Schotten, die ihn an die Presbyterianer verkaufen. — Meuterei der Armee gegen das Parlament. — Entführung des Königs. — Marsch nach London. — Erste „Reinigung" des Parlaments (August 1647). — Flucht des Königs nach der Insel Wight. — Der zweite Bürgerkrieg (Juli bis Sept. 1648). — Proceß und Hinrichtung Karl's (30. Jan. 1649).

Niederlage Karl's bei Naseby (Juni 1645). Flucht zu den Schotten. Sein Verkauf an die Presbyterianer. Meuterei der Armee gegen das Parlament. Entführung des Königs und Einmarsch in London (Aug. 1647).

Fortan erhält der Krieg und das Heerwesen des Parlaments ein völlig anderes Ansehen. Was Cromwell im Kleinen begonnen, ward jetzt im Großen durchgeführt, die ganze Armee mit dem Geiste der „Gottseligen" erfüllt, die Offiziere mit den Obliegenheiten des Priesters betraut, die Predigt, die Andacht, der Psalm in's Lager eingeführt, das wüste Treiben, das ein großer Theil des Parlamentsheeres bisher mit dem royalistischen gemein gehabt hatte, hörte auf, und die Führung war, seit Fairfax und Cromwell sie allein in Händen hatten, von der ehemaligen Schwäche und Halbheit völlig frei.

Mit dieser neuen Armee, in der eine strenge nüchterne Zucht und ein an muhamedanischen Fatalismus grenzendes Gottvertrauen herrschte, brachte Cromwell, dem sich Fairfax thatsächlich unterordnete, am 14. Juni 1645 den Königlichen die entscheidende Niederlage bei Naseby bei. Seit diesem Tage ist der König von allem Glück verlassen. Eine Stadt, eine Grafschaft nach der anderen geht verloren, Cromwell weiß nicht nur zu siegen, sondern

auch seine Siege zu benutzen, überall ist er den Königlichen auf den Fersen und ruht nicht, bis die Partei vernichtet am Boden liegt.

Noch eine Aussicht that sich vor dem unglücklichen König auf. Die Schotten waren unruhig über die Siege der Independenten geworden. Die fanatischen Presbyterianer fürchteten das Uebergewicht dieser radicalen Schwärmer, die weder von ihrem Glaubensbekenntniß noch von ihrer Kirchenverfassung wissen wollten. Der König hatte ihnen Alles gewährt und war außer Stande irgend Etwas zurückzunehmen. Von den Independenten dagegen hatten sie gar nichts zu hoffen. Der französische Gesandte combinirte aus all diesem ein verlockendes Bild, dem der König bald um so weniger mehr widerstehen konnte, als er seit Frühjahr 1646 in Oxford jeden Tag einen Handstreich von Seiten der allerwärts überlegenen Gegner zu fürchten hatte. So entstand sein Entschluß, sich mit dem Reste seiner Getreuen in's schottische Lager zu flüchten.

Am 6. Mai 1646 kam er vor Newark an, verfolgt von einem Parlamentsdecret, das Jeden mit dem Tode bedrohte, der den flüchtigen König beherbergen werde.

Die Schotten, sehr angenehm überrascht durch diesen unerwarteten Beweis königlichen Vertrauens, bestimmten ihn zunächst, sich seiner letzten Waffen zu entäußern. Er mußte allen königlichen Garnisonen, die bisher noch gegen Fairfax und Cromwell Stand gehalten, befehlen, sich dem Parlamente zu unterwerfen. Als das geschehen war, unterhandelten sie mit dem Londoner Parlament um ein Lösegeld für ihren hohen Gefangenen. Die schlaue Weltklugheit der Schotten ist sprichwörtlich, was in diesem Fall geschah, war mehr als schottisch.

Der Krieg, den sie unternommen, um England presbyterianisch zu machen und den Covenant auf unerschütterliche Grundlagen zu stellen, hatte nach ihrer Rechnung 2 Millionen gekostet, der Besitz des Königs gab ein Mittel, sich von diesem Schaden zu erholen. Nach langem Schachern kam man überein, den König um 400,000 Pfund loszuschlagen, die eine Hälfte sofort, die andere in zwei Raten zahlbar.

Im ersten Augenblick fand selbst das schottische Parlament den Handel so schmählich, daß es beschloß, der König sollte beschützt und auf seiner Freiheit bestanden werden, aber die General-

versammlung bedeutete ihm, da der König sich gegen den Covenant gesträubt habe, ginge sein Schicksal die „Gottseligen" Nichts mehr an, und so wurde das Geschäft perfect.

Auf der Reise aus der schottischen in die englische Haft erfuhr der König noch einmal die royalistischen Sympathieen der Massen. Mitleidige Thränen, theilnehmende Zurufe begleiteten ihn nach Holdenby, dort aber erwartete ihn eine rauhe, lieblose Behandlung, die erst da einer milderen, würdigeren Platz machte, als die englischen Parteien selber über sein Schicksal in Zwietracht fielen.

Was die Presbyterianer eigentlich mit dem König vor hatten, der jetzt in ihrer Gewalt war, ist schwer zu sagen. Als König behandelten sie ihn nicht. Die Commissäre, die ihn in Newark in Empfang nahmen, hatten ihm noch ehrfurchtsvoll die Hand geküßt, aber in Holdenby begegnete man ihm wie einem aufgegriffenen Verbrecher. Seine ganze Dienerschaft ward entfernt, aller Verkehr nach außen ihm abgeschnitten und selbst die Kapläne ihm genommen, weil sie den Covenant nicht unterschrieben hatten. Gewiß war in allen Widersprüchen nur Eines, daß die Presbyterianer, die in und außer dem Parlament die Mehrheit hatten, keine Republik, keinen Sturz der Monarchie bei sich wollten, und darum in dem Geiste der Independentenarmee ihren schlimmsten Feind sahen.

Sie dachten deßhalb, ehe irgend ein weiterer Schritt erfolgen könne, sich zunächst dieser Armee auf irgend eine Weise zu entledigen.

Im Parlament hieß es alsbald, der Krieg ist aus, ein feindliches Heer giebt es nicht mehr, der Schatz ist erschöpft, wozu also noch ein großes Heer unter den Fahnen halten, das keinen Zweck mehr hat und für dessen Unterhalt die Mittel fehlen? Man schlug vor, einen Theil der Truppen nach Irland zu schicken, einen andern zu entlassen und nur einen kleinen Rest für den Nothfall zurück zu behalten. War man so zunächst einmal die Schaar der Heiligen los, so fand sich das Weitere von selbst, das Parlament konnte in Freiheit berathen, was aus dem König, was aus dem Lande werden solle.

Aber man täuschte sich, wenn man glaubte, sich so wohlfeil Derer entledigen zu können, die die Siege erfochten hatten und in

dem jahrelangen Kampfe nicht bloß der Achtung vor dem König entwöhnt worden waren.

Kaum war die erste Nachricht von den Plänen der Mehrheit durch die Independenten, die im Parlamente saßen, in's Lager gekommen, so fing die Armee an, sich zu rühren. Außer großen Summen rückständigen Solds konnten die Truppen verlangen, nicht als „Janitscharen", nicht als gemiethete Landsknechte behandelt zu werden, über die ohne Befragen heute so, morgen anders verfügt würde. Eine Petition an Fairfax stellte die Forderungen der „Heiligen" in sehr bestimmter Form zusammen, und als das Parlament hiegegen mit Drohungen einschritt (März 1647), brach die offene Meuterei aus. Das Lager bildete ein Gegenparlament, die Offiziere traten als ein Haus der Lords, die Mannschaften als ein Haus der Gemeinen zusammen und faßten selbständig Beschlüsse, um sich gegen die Eingriffe des Londoner Parlaments ihres Rechts zu wehren. Und als das Parlament zu Westminster befahl, alle Truppen, die nicht nach Irland wollten, sollten sofort verabschiedet werden, da versagte nicht nur die Armee den Gehorsam, es setzte sich auch eine Abtheilung von 500 Reitern nach Holdenby in Bewegung, hob den König in Gegenwart der verblüfften Parlamentscommissäre auf, und kurz danach führte Cromwell die ganze Armee nach St. Albans in der Nähe von London.

„Mit der Hand am Degen" verlangte Cromwell die Ausstoßung und Verhaftung von 11 Mitgliedern des Parlaments, die sich des Hochverraths schuldig gemacht hätten — Hollis, Waller und die sämmtlichen übrigen Häupter der presbyterianischen Partei waren darunter, — das Parlament that Einsprache, aber die Elfe fanden für gut sich beurlauben zu lassen, und nun erst beruhigte sich die Armee so weit, daß sie in St. Albans stehen blieb.

Das war freilich nur ein kurzer Aufschub der Katastrophe. Cromwell wollte die offene Gewalt vermeiden, und schlug einen Umweg ein, der mit weniger Geräusch nicht minder sicher an's Ziel führte.

In dem panischen Schrecken der letzten Tage, als die Nachrichten von der Entführung des Königs und dem Anmarsch der erzürnten Heiligen kurz nach einander in London eingetroffen waren, und man dort den Wuthausbrüchen der wildesten Soldateska glaubte überantwortet zu sein, hatte das Parlament nur eine Stütze ge-

habt, das war die Londoner Stadtmiliz gewesen, die vom Anfang der Bewegung an treu zu den Presbyterianern gestanden. Diese letzte Waffe sollte dem Parlament erst noch entwunden werden, ehe man ihm den Fuß auf den Nacken setzte.

Die Armee verlangte, daß mit dieser Miliz eine Veränderung vorgenommen und insbesondere ihre presbyterianischen Befehlshaber abgedankt würden. Das Parlament gewährte dies unerhörte Verlangen, da aber kamen die Massen in Bewegung, die Lehrjungen und die Wassermänner von 1642 sträubten sich gegen die Maßregel, sie belagerten das Parlament und erzwangen die Zurücknahme jenes Beschlusses. Jetzt war es der Armee, die nur auf einen solchen Vorwand wartete, klar, daß das Parlament nicht frei sei, und ihm ihr Anmarsch darum dringend erwünscht sein müsse, und als nun gar die Sprecher beider Häuser, begleitet von 8 Pairs und 60 Gemeinen, zu ihr kamen und um Hilfe baten, gab es kein Säumen mehr.

Um das Parlament zu retten, rückten 20,000 finster blickende Independenten in die Stadt (6. August 1647). Ihr Auftreten war frei von irgend welcher Zuchtlosigkeit, aber mit der Freiheit des Parlaments war es zu Ende. Alle seine jüngsten Beschlüsse wurden nichtig erklärt, die Miliz den Independenten überantwortet, einzelne besonders compromittirte Gegner festgenommen und eingekerkert. Das war die erste Verstümmelung dieser merkwürdigen Versammlung. Dem Anschein nach war nur ein Staatsstreich gegen die bisherige Mehrheit geschehen, in Wahrheit aber war der Parlamentarismus selber tödtlich getroffen, was noch davon übrig blieb, das lebte ausschließlich von der Gnade der Armee und ihrer Machthaber.

Auch der König sollte den Rückschlag dieses Ereignisses empfinden. Bisher war seine Haft im Lager eine weit anständigere und freiere gewesen, als die, die ihm die Presbyterianer gegönnt hatten. Bis kurz vor seiner Entführung hatte er mit den Letzteren unterhandelt, und ein Abschluß schien in Aussicht zu stehen; im Lager der Independenten war man ihm dann so freundlich begegnet, daß er sich von beiden Seiten umworben glaubte, wieder Muth schöpfte, in dem Gedanken: die Parteien könnten nicht fertig werden ohne ihn und er werde wieder die eine gegen die andere brauchen können. Sein Scharfblick sagte ihm, daß Cromwell die

Zukunft gehöre, er suchte an ihn heranzukommen, machte ihm Anerbietungen, er wolle ihn zum Anführer des Heeres, zum Lord, zum Herzog erheben u. s. w. Was Cromwell darüber gedacht hat, wissen wir nicht genau. Wahrscheinlich hat er, was seine besondere Meisterschaft war, in der Maske bäuerlicher Unbeholfenheit sich diesen Verstrickungen entwunden, denn er kannte des Königs Arglist; gewiß ist, daß ein fortgesetzter intimer Verkehr mit dem König ihn um seine ganze Geltung beim Heere gebracht haben würde, und daß eine in den Tagen nach dem Einmarsch aufgefangene Depesche des Königs an seine Gemahlin jeden, auch einen weniger verschlagenen Mann als er war, enttäuschen mußte. Da sagte nämlich der König mit dürren Worten, seine Absicht sei, sich mit den Schotten, d. h. den Todfeinden der Independenten, nicht mit dem englischen Heere, zu verbinden. Was er auch zuzugestehen scheine, er werde schon wissen im rechten Augenblick gegen diese Kerle aufzutreten. Statt des Hosenbandes von Seide, — den er Cromwell versprochen — werde er einen Strick von Hanf für sie drehen.

Flucht des Königs nach der Insel Wight. Der zweite Bürgerkrieg (Juli — Sept. 1648). Die zweite Reinigung des Parlaments (Dec. 1648). Proceß und Hinrichtung des Königs (30. Jan. 1649).

Seitdem zog sich Cromwell ganz von dem König zurück, die Prediger der Independenten rissen die Sturmglocke wider ihn, eine drohende Agitation erhob sich, die höher anschwoll von Tage zu Tage; von Allen verlassen, um seine persönliche Sicherheit besorgt, entfloh Karl in der Nacht vom 11. November nach der Insel Wight.

Das war eine entsetzliche Unklugheit. Aus der Gewalt seiner Gefangenwärter kam er darum doch nicht, denn der Gouverneur der Insel war der Schwiegersohn Hampdens und der zuverlässigste Bundesgenosse Cromwells, wohl aber kam er außer jeder Verbindung mit seinen Freunden, und hatte von Neuem dargethan, daß auf seine Verheißungen kein Verlaß, daß Unterhandlungen mit ihm ganz vergeblich seien.

Jeden Augenblick konnte man seiner wieder habhaft werden, und dann war er in den Händen doppelt erbitterter Feinde.

Daß dieser König der Monarch Englands blieb, war jetzt unmöglich geworden. Der ganze Sinn und Zweck des Bürgerkrieges war verloren, wenn man diesen König wieder auf den Thron setzte. Was aber an seine Stelle treten sollte, das war die große Frage, die noch immer um Nichts klarer geworden war. Man hatte früher wohl daran gedacht, eine Art Zwischenregierung einzusetzen, den König zur Abdankung zu bestimmen und im Namen des Prinzen von Wales eine parlamentarische Regentschaft zu errichten. Auch dieser Plan setzte die Wiedereinsetzung Karls als undenkbar voraus, aber er war durch die Independenten als viel zu milde längst in den Hintergrund gedrängt worden. Für sie gab es überhaupt keinen König mehr.

Bereits am 3. Januar 1648 setzten sie den Beschluß durch, es dürfe keine Botschaft vom König mehr angenommen werden, bei der Neuordnung des Staates habe er keine Stimme mehr. Bei dieser Gelegenheit hatte Cromwell, wie das seine Art war, mit der Hand am Schwertknauf, gesagt: „Der König ist ein Mann von Geist und vielen Gaben, aber so falsch und hinterhaltig, daß man ihm nicht trauen darf. Während er uns feierlich vom Frieden spricht, unterhandelt er mit den Schotten, um die Nation in einen neuen Krieg zu stürzen. Die Zeit ist da, wo durch das Parlament allein das Königreich gerettet und regiert werden kann. Man würde von euch abfallen, wenn ihr euch selber untreu würdet." Er erinnerte offen an die Stimmung der Armee. „Laßt die Männer, die ihr Leben im Kampf gewagt haben, nicht zu dem Glauben kommen, daß sie durch euch verrathen, daß ihr Wohl der Rache und Bosheit eines unversöhnbaren Feindes überlassen sei, den sie, zu eurem Heil, herauszufordern gewagt haben. Hütet euch, hütet euch, daß sie aus Verzweiflung ihre Sicherheit in andern Mitteln suchen, als in der Anhänglichkeit an euch, die ihr nicht wißt, wie ihr für eure eigene Sicherheit sorgen wollt."

Nicht lange dauerte es, da brach der neue Bürgerkrieg wirklich aus, von dem Cromwell gesprochen. 14,000 Schotten fielen in's Land, um für den König zu fechten, die einheimischen Royalisten erhoben gleichfalls das Haupt, in der Flotte brach offner Aufruhr aus, und in der ganzen Nation waren Zündstoffe der Unzufriedenheit genug vorhanden, um einen allgemeinen Brand von

höchster Gefährlichkeit befürchten zu lassen. Selbst gegen den Parlamentsbeschluß, welcher die Schotten zu Feinden erklärte, war eine Opposition von 90 muthigen Stimmen.

Noch war in London Alles ruhig, aber kaum waren die Independenten ausgezogen, um die Royalisten niederzuschlagen, da schüttelte das Parlament den Terrorismus ab, der es bisher gefangen gehalten, die Presbyterianer bemächtigten sich wieder der Leitung, riefen die 11 Ausgestoßenen zurück, stießen den Beschluß vom 3. Januar um und knüpften sofort wieder Unterhandlungen mit dem König auf Wight an. Mit Mühe und Noth brachte man nach langen Verhandlungen einen Vertragsentwurf zu Stande, aber als er dem Parlamente zur Annahme vorgelegt wurde, hatte sich die Lage der Parteien außerhalb wieder vollständig umgestaltet.

Alle Aufstände waren nach der Reihe niedergeschlagen worden, und zuletzt hatte noch Cromwell mit 8000 Mann die 20,000 Schotten und Royalisten einzeln überfallen und in Stücke gehauen.

Das Ergebniß war ein Friede, der das Bündniß für den König aufhob und die Verbindung der beiden Königreiche auf's Neue bestätigte (26. Sept. 1648). Das Lagerparlament der Independenten beschloß nun auf eigene Faust, der König sollte büßen für das vergossene Blut, und das gegenwärtige Parlament habe durch den Vertrag mit Karl sein Recht auf Existenz verwirkt. Als das Parlament trotzdem mit 129 gegen 83 Stimmen auf dem Vertrag mit dem König bestehen blieb, erfolgte eine neue „Reinigung".

Am frühen Morgen des 6. December 1648 war Westminster von zwei Regimentern unter Führung des Obersten Pride, eines ehemaligen Kärrners, umstellt, und dieser führte zunächst 41 Presbyterianer ab; dann wurden noch 160 Mitglieder ausgeschlossen und in dem also gesäuberten Parlament saßen nunmehr nur noch 50—60 ganz zuverlässige Fanatiker der Independentensekte.

Jetzt aber mußte es auch zur Entscheidung über den König kommen. Man hatte ihn bereits unmittelbar nach jenem Beschluß des Armeeparlaments von Newport abgeholt und in eine sicherere Haft gebracht. Die Frage war, was mit ihm geschehen sollte? Ihn freizulassen, erschien den Independenten, zumal nach den jüngsten Ereignissen, undenkbar. Der König hatte sich ihnen furchtbar

gemacht durch Alles, was einen Monarchen gefährlich machen kann. Seine unergründliche Arglist, seine so oft erwiesene Treulosigkeit, sein Talent, nach jeder Niederlage sich wieder aufzurichten, und eine Partei gegen die andere auszuspielen, seine unerschütterliche Hartnäckigkeit in allen Fragen, die die Gewalt der Krone und die bischöfliche Verfassung angingen und endlich die starken Sympathieen, die er noch immer in den mächtigsten Klassen der Nation besaß, die ihn beim ersten Umschlag wieder ermuthigen mußten, noch einmal Alles an Alles zu setzen: diese Dinge zusammengenommen machen es erklärlich, daß in den Reihen der Partei, die alle Siege des Bürgerkrieges erfochten und von einer Rückkehr des Königthums eine fürchterliche Rache mit Sicherheit zu erwarten hatte, zu dem Gedanken kam: entweder Er oder Wir!

Das Schicksal Englands lag in den Händen einer Armee, die nicht aus Miethlingen, sondern aus glühenden Patrioten bestand, sie sah in dem König einen mit den Waffen in der Hand gefangenen Landesfeind und fragte sich, sollen wir fallen, oder er?

Wie Cromwell über diese Frage dachte, erfahren wir aus einem Briefe, den er in diesen Tagen (25. Nov. 1648) an seinen Freund auf Wight, den Gouverneur Hammond, geschrieben hat. Da heißt es u. A.: „Du sagst, Gott hat Obrigkeiten eingesetzt, denen man Gehorsam schuldig ist im Thun und im Leiden, dies sei unser Fall gegenüber dem Parlament. Allerdings sind Obrigkeiten von Gott eingesetzt, aber ich meine nicht, daß sie thun dürfen, was sie wollen und daß man ihnen doch Gehorsam schuldig sei. Alle stimmen darin überein, daß es Fälle giebt, in denen der Widerstand erlaubt und rechtmäßig ist. Es fragt sich, ob wir in solchem Falle sind? Und da frage Dich einmal selbst: Ist das Wohl des Volkes das höchste Gesetz? Ist nicht die ganze Frucht des Krieges in Gefahr verloren zu gehen? Ist nicht von den Maßregeln des Parlaments zu erwarten, daß Alles noch schlimmer werde, und befindet sich dasselbe nicht im ausdrücklichen Widerspruch zu dem Vertrage mit denen, die für ihre Sache ihr Leben gewagt haben? Ist diese Armee eine gesetzliche Macht berufen von Gott, um das Volk zu retten und gegen den König zu streiten? — Laß uns auf die Zeichen der Vorsehung achten, sie sind so klar, so unverhüllt, so zusammenhängend und so beständig! Bosheit will das Volk Gottes, die „Heiligen“ ausrotten und diese armen Heiligen siegen

überall! — Wenn der Herr sein Volk von der Nothwendigkeit einer Maßregel überzeugt hat, dann ist Glaube die Macht dieser Ueberzeugung im Herzen und je größer die Schwierigkeiten der Ausführung, desto größer der Glaube."

Cromwell war mithin, wie wir auch ohne dies Zeugniß annehmen müßten, ohne jede Selbsttäuschung mit dem Gedanken vertraut, daß es hier nicht einen Richterspruch, sondern eine Maßregel der Nothwehr und der öffentlichen Wohlfahrt gelte, wie er und seine Armee sie auffaßten, ein anderes als dies Recht nahm er nicht in Anspruch. Unschädlich sollte der gefährliche Mensch gemacht werden, und das war er nicht, so lange er noch am Leben war.

Was nun in den letzten Tagen des alten und den ersten Tagen des neuen Jahres begann, war kein Proceß, sondern ein Kriegsgericht, das die Armee über einen mit den Waffen in der Hand gefangenen Hochverräther abhielt.

Der Versuch, das Verfahren auf dem verfassungsmäßigen Wege einzuleiten, schlug fehl. Die Anklage, welche der Rumpf des Unterhauses am 1. Januar 1649 angenommen (Hochverrath durch Umsturz des Landesrechts und Anstiftung des Bürgerkrieges), ward von den Lords — es waren ihrer, ausnahmsweise zahlreich, diesmal 12 anwesend — mit Entrüstung zurückgewiesen, der Sprecher, den man mit zum Richter hatte machen wollen, erklärte, er werde sich lieber in Stücke reißen lassen, als an einem so ruchlosen Beginnen Antheil nehmen.

So blieb dem Unterhause nichts Anderes übrig, als ein ganz neues revolutionäres Staatsrecht auszusprechen und das geschah am 4. Januar, als es folgende drei Grundsätze votirte:

1) Nächst Gott ist das Volk der Urquell aller rechtmäßigen Gewalt.

2) Die im Parlament versammelten Gemeinen Englands, die gewählten Vertreter des Volkes, haben die höchste Gewalt in dieser Nation.

3) Was immer von den im Parlament versammelten Gemeinen als Gesetz beschlossen oder erklärt wird, hat Gesetzeskraft und alles Volk ist daran gebunden, wenn auch die Zustimmung des Königs oder des Hauses der Pairs fehlt.

Am 20. Januar erscheint „Karl Stuart", wie er jetzt genannt wurde, unter der Anklage als „Tyrann, Mörder, Verräther und

Landesfeind" vor dem Gerichtshof. Seit seiner Wegführung nach London hatte er geschwankt zwischen der Furcht, meuchlings ermordet und der Hoffnung, in letzter Stunde durch irgend ein Zerwürfniß der Parteien wieder frei zu werden. Aber nicht erwartet hatte er, was ihm jetzt widerfuhr. Auf ein gerichtliches Verfahren vor aller Welt, wäre es auch nur der Schatten eines solchen, glaubte er, werde es die Partei nicht ankommen lassen. Er faßte sich rasch und fand sofort die Linie, die für seine Lage die einzig richtige war. Er trat auf als ein König, der in seinem Rechte ist, den man tödten, aber nicht demüthigen kann. „Ich sterbe als Märtyrer", pflegte er in diesen letzten Tagen zu äußern, und als ein Blutzeuge des monarchischen Verfassungsrechtes gegenüber der siegreichen Revolution betrug er sich bis an sein Ende.

Er vertheidigte sich nicht, denn er hatte keine Richter vor sich. Jedes Wort, das er sagte, war ein Protest gegen das Verfahren, dem man ihn unterwarf. Den Secretär, der die Worte verlas, ihm sei die königliche Gewalt anvertraut, unterbrach er, er sei König kraft seines Erbrechts, und den Vorsitzenden, der ihm das Wort gab, um sich zu verantworten, fragte er, mit welchem Rechte er ihn verhöre? So am ersten Tage des Processes. Als er im zweiten Verhör am 22. Januar in derselben Weise sprechen wollte, ward ihm das Wort abgeschnitten und es blieb ihm nichts übrig, als im Gefängniß niederzuschreiben, was er hatte sagen wollen. In diesen Aufzeichnungen erklärte er ausdrücklich, es wäre ihm ein Leichtes gewesen, jede einzelne Anklage zu widerlegen, aber das hätte geheißen, den Gerichtshof anerkennen und den Grundsatz des alten Verfassungsrechtes verläugnen, welcher lautet: Der König kann nicht Unrecht thun.

Am 25. Januar erfolgte das Todesurtheil und am 30. die Hinrichtung.

§ 49.

Das Gemeinwesen „ohne König und Oberhaus". Stellung Cromwell's nach dem Tode Karl's I. Die Parteien. Republik und Monarchie. Unterwerfung Irlands und Schottlands (1649—51). Krieg mit Holland. Die Schifffahrtsacte (Oct. 1651). und der Friede vom April 1654. — Die Verfassungsexperimente. Verjagung des langen Parlaments. Die Verfassung vom December 1653. — Das Parlament von 1654—55 und die Militärregierung. Das Parlament von 1656—57. Der Anlauf zum Königthum. Das Oberhaus vom Jan. 1658. — Cromwell's Ausgang 3. Sept. 1658. Richard Cromwell und das Ende der Republik 1660.

Stellung Cromwell's nach dem Tode Karls I. Stand der Parteien. Republik und Monarchie.

Wie wenig der Mord des Königs das richtige Mittel war, die neue Gewalt von allen Verlegenheiten zu befreien, das sollte die ganze Regierungsgeschichte Cromwell's lehren. Die Schwierigkeit, die man glaubte weggeräumt zu haben, war nicht weggeräumt und der Tod des Königs gab der Sache seines Anhanges größeren Vorschub als den Independenten.

Uebrigens ist eine Parallele mit der Ermordung Ludwigs XVI. nicht statthaft. Hier steht ein König, der die alte Landesverfassung vernichten wollte, dort ein König, der aus seiner ehemals absoluten Gewalt freiwillig herausgetreten war. Dort tödtete man einen Mann, der durchaus mehr Mitleid erwecken konnte, als Haß oder Furcht, Karl I. aber war ein Gegner, der durch seine Tugenden fast noch gefährlicher war als durch seine Fehler. Ludwig war ein wehrloser Gefangener, den man abschlachtete wie ein Opfer, Karl I. konnte als ein Feind betrachtet werden, der das Kriegsrecht gegen sich herausgefordert. Und auch der Unterschied der Zeit ist in Anschlag zu bringen. Das 17. Jahrhundert war, was das

Leben selbst fürstlicher Persönlichkeiten anging, weit weniger empfindsam als das philosophische Jahrhundert der Humanität.

Aber Mord blieb Mord. Selbst Cromwell täuschte sich darüber nicht, daß er kein Recht habe, den König zu richten. Es war eine Ausnahmsmaßregel, die das Königthum nicht vernichtete. Im Gegentheil, die Bluttaufe vom Januar 1649 erweckte es zu neuem Leben. England war ja überhaupt viel mehr als das Frankreich der neunziger Jahre ein monarchisches Land. Nahm man auch den Monarchen weg, so blieb noch unendlich viel übrig, was die Monarchie in sich unzerstörbar machte, die vielhundertjährige Existenz derselben, das Wachsthum des Landes mit ihr und die vielen Pfeiler derselben im Oberhaus und der Hierarchie, in der großen Mehrzahl des begüterten Adels. Man konnte das Oberhaupt abschaffen und Schuster und Schneider zu Lords machen, aber das alte Gewicht des großen Grundbesitzes war damit nicht weggeräumt. Man konnte die Aristokratie der Hochkirche aller weltlichen und geistlichen Vorrechte berauben und doch blieb sie einer der mächtigsten Factoren im Lande, die man ohne einen Massenmord nicht entfernen konnte, und für all diese Elemente war der Tod des Königs ein Tag der Empörung und Ermuthigung. Die große Mehrzahl des englischen Adels bildete jetzt jene passive Opposition, die sich nicht leicht bloß gab durch gewaltsame Schritte, aber ihre Zeit abwartete und die allmälige Vereinzelung Cromwells durchsetzte. Das Gleiche galt von der englischen Hochkirche, die immer noch eine Macht blieb, die man zurückdrängen, aber nicht zerstören konnte. Die Masse war nie gegen sie zu gewinnen.

Darum glaube ich, daß Cromwell, wenn er durch den Tod des Königs das Königthum selber tödtlich treffen wollte, seinen Zweck ganz verfehlt hat. Er gab dem Königthum nur den Glanz des Martyriums, der seine Sünden und Mißgriffe vergessen machte und ihm eine dereinstige ruhmreiche Rückkehr vorbereitete. Ich glaube nicht, daß die zurückkehrenden Stuarts mit jenem fieberhaften Enthusiasmus begrüßt worden wären, wenn nicht auf der Nation die drückende Empfindung gelastet hätte, es liegt eine furchtbare That zwischen uns, wir haben einen Königsmord zu sühnen. Wie ich auch glaube, daß ohne den Tod Ludwigs XVI. die Bourbons nie in Frankreich hätten wieder hergestellt werden können.

Das Königthum war beseitigt, aber die monarchischen Ele-

mente bestanden fort. Die republikanische Verfassung war eingeführt, aber in den Zuständen und Stimmungen des Volkes hatte sie keinen Boden. Mit der Minderheit des Volkes, wie sie in den 50,000 Heiligen vertreten war, mußte Cromwell regieren, nur unter der Rückwirkung dieser falschen Lage kam er auf abenteuerliche Pläne, deren Unmöglichkeit er selber am besten ermaß. Darum ist merkwürdig, wie er sich allmälig von seiner eigenen Partei zurückzieht, je klarer er seine Unhaltbarkeit selbst durchschaut.

Aber er war der einzige Mann, der augenblicklich England zu regieren verstand. Keine Partei hatte einen fähigeren aufzustellen und kein Gegner hatte eine Partei, die sich mit der seinigen messen konnte. Und das Bewundernswerthe an seiner persönlichen Thätigkeit war, wie rasch er in die großen Verhältnisse hineinwuchs, mit welcher Sicherheit sich der Landedelmann von Huntingdon behauptete an der Spitze dreier Königreiche, unter fortwährendem Kampf um seine Existenz.

Vor Allem bändigte er die Auswüchse, die sich, wie jeder Revolution, auch dieser angehängt hatten. Selbst in dem ruhigen, nüchternen Volke der Briten hat es damals Schwarmgeister gegeben, die man bei ihm nicht suchen sollte, und ihre Gefährlichkeit für Cromwell bestand darin, daß sie zum Theil die Armee selber ergriffen hatten. Die Nachzügler jeder großen Umwälzung, die Leute, die die Aufhebung der Ehe, des Eigenthums und jedes socialen Unterschiedes predigten, kamen auch hier zum Vorschein, nur mit dem Unterschied, daß der Unsinn und das mit ihm Hand in Hand gehende Verbrechen auf diesem Boden nicht durchdringen wollte. Noch war die Lehre der Levellers nichts mehr als Programm und Versuch, als Cromwell einschritt. Er war selber aus der Revolution hervorgegangen, trug von ihr allein seine Gewalt zu Lehen und bändigte sie dennoch. Das war die erste Probe seines Herrschergenies und es war in seiner Lage schwieriger als in dem Frankreich von 1793.

Dies Symptom einer beginnenden Zersetzung seiner eigenen Partei erforderte um so rascheres Eingreifen, als sich seit Karls Tode die Royalisten wesentlich verstärkt hatten.

Die streng königliche Partei hatte sich seit dem 30. Jan. 1649 tief verbittert zurückgezogen, aber aus einer Menge von Anzeichen war deutlich zu erkennen, daß sie im Stillen ihre Kräfte sammele

und bei günstiger Gelegenheit den offenen Bruch mit Cromwell nicht scheuen werde. Zu ihr war jetzt mehr und mehr die presbyterianische Partei hinübergedrängt. Diese hatte den Kampf gegen das absolute Königthum eröffnet und Jahre lang geführt, aber die Monarchie selber vernichten wollte sie so wenig als den König tödten, und ihren Abschen gegen die Königsmörder sprach sie offen aus. Auf dem flachen Lande hatte Cromwell nirgend einen irgendwie ansehnlichen Rückhalt. Nicht eine einzige Grafschaft war zu bezeichnen, wo die Independenten in vollem Uebergewicht geherrscht hätten. Jener Unabhängigkeitssinn, der sich in England so oft gegen den König geäußert, ohne daß darunter die Geltung der Monarchie selber wesentlich gelitten hätte, mußte sich jetzt auch gegen Cromwell richten und um so schärfer, als die neue Regierungsform allen Ueberlieferungen dieses Landes widersprach.

So blieb Cromwell nur eine zuverlässige Stütze: das auf 50,000 Mann gebrachte Heer, und auch dieses war eine zweischneidige Waffe. Bei aller militärischen Zucht blieb diese Armee eine bewaffnete Körperschaft von Männern, die über Sachen des Staates und der Kirche ihre eigenen Ansichten besaßen, sie in mancher furchtbaren Feuerprobe bewährt hatten und wahrscheinlich auch künftig mit nicht minderem Fanatismus zu vertreten gemeint waren. Cromwell konnte Europa seine Gesetze vorschreiben, und dennoch blieb er an die 50,000 Heiligen gebunden. Er wußte, daß das keine feile Soldateska war, die ihren glücklichen Feldherrn wohl auch als König ertragen haben würde, sondern eine republikanische Partei unter Waffen, voll des wildesten Fanatismus. Es kam die Zeit, wo das Ausland, die Stuarts und die Royalisten selbst erwarteten, daß er die vom Parlamente ihm angetragene Krone annehmen werde, aber die 50,000 Heiligen litten es nicht. Sie standen im Vordergrund, hielten ihm das drohende Gespenst des enthaupteten Königs und der alten demokratischen Fahne entgegen, er lehnte die Krone ab; klüger als mancher Andere in gleicher Stellung, maß er seine Mittel und ihre Tragweite und hütete sich, ihre Grenze zu überspringen.

Er wollte wirklich eine dauerhafte bürgerliche Ordnung aufrichten, aber seine einzige Stütze dabei war eine militärische Macht, die in diesen Organismus nicht paßte; er dachte in der That daran, eine englische Verfassung herzustellen, die die alte aristokratische

Gliederung mit den neuen demokratischen Lehren versöhnen sollte, aber alle seine Versuche scheiterten an seinen Antecedentien. Er war an sich wohl der Mann, um persönlich die Engherzigkeit seiner Partei abzustreifen, aber diese selber war zu keinem Compromiß zu bewegen. Zur Republik fehlten die Elemente der Nation und zum Königthum war er der Mann nicht.

Aber mitten unter diesen unermeßlichen Schwierigkeiten geht er, wie wenn keine Wolke irgend einer Sorge ihn störte, seinen Weg mit erstaunlicher Sicherheit, und man muß immer wieder an seine bescheidenen Anfänge erinnern, um die außerordentliche Begabung, die in ihm lag, richtig zu ermessen. Zu allen inneren Schwierigkeiten seiner Stellung kam noch, daß Irland noch immer unbezwungen, Schottland im offenen Aufstand war, also die drei Königreiche völlig auseinander klafften. Für Schottland war der Tod des Königs das Signal zur Erhebung des Royalismus geworden und Cromwell hatte zwei furchtbare Kriege zu führen, ehe er an die Aufrichtung einer bürgerlichen Ordnung denken konnte. Was den Stuarts nicht gelungen war, das gelang ihm, alle drei Reiche unterwarf er sich nach einander und ward ihrer Meister wie kein König vor ihm.

Unterwerfung Irlands und Schottlands. Krieg mit Holland.

Irland war in den letzten vier Jahren der Schauplatz sehr verschiedenartiger Umtriebe gewesen. Im Jahre 1645 war ein päpstlicher Nuncius, Rinuccini, gekommen, der mit vielem Erfolge auf streng katholische Restauration und völlige Losreißung von England hingearbeitet hatte, seit dem Tode des Königs war es aber dem presbyterianischen Lord-Statthalter Ormond gelungen, eine royalistische Coalition zu stiften, in der sich Protestanten und Katholiken, Engländer und Iren zusammenthaten, um an den Independenten Rache zu nehmen für die Ermordung Karl's I. Diese Coalition beherrschte die ganze Insel und hatte alle festen Plätze in der Hand.

Gegen sie machte sich Cromwell im Juli 1649 mit einer auserlesenen Truppe seiner Veteranen auf, wie gewöhnlich nach geistlicher Vorbereitung auf das durch Gott vorgeschriebene Unternehmen. Es war hier wie gegen die Schotten seine Virtuosität,

den Haß gegen königliche Tyrannei, die religiöse Begeisterung seiner Heiligen in einem Maße zu entflammen, mit dem sich nur die fatalistische Tapferkeit der islamitischen Heere in ihrer Blüthezeit vergleichen läßt.

Der Feldzug, der um Mitte August auf der grünen Insel begann, war glänzend, drei der wichtigsten festen Plätze wurden fast im ersten Anlauf erstürmt und über die geschlagenen Feinde ein gräßlich erbarmungsloses Gericht gehalten.

Cromwell berichtet mit Stolz, wie Tausende von Iren zur größeren Ehre Gottes niedergemetzelt worden seien. Es war, als sei es auf völlige Vernichtung, nicht der Feinde bloß, sondern der Bevölkerung selber abgesehen. Cromwell wurde nach Schottland abberufen, ehe er die Unterwerfung der Insel vollenden konnte. Das blieb seinem Nachfolger Ireton überlassen.

Erreicht aber war zunächst soviel, daß die Coalition Ormonds auseinander fiel, die Engländer massenhaft in das Lager der Independenten überliefen, während die Iren allein dem Ausrottungskrieg verfallen blieben. Ireton hauste womöglich noch unerbittlicher als Cromwell und aus den Siegen dieser beiden Männer ging dann die Neuordnung Irlands hervor, jene Militärdictatur, die den Glauben der Iren knebelte, die fruchtbaren Gelände der Insel an die Heiligen der englischen Armee vertheilte und der Bevölkerung selber nichts als Auswanderung oder den Bettelstab übrig ließ.

Die in Schottland herrschende Partei der Presbyterianer hatte die Nachricht von der Enthauptung Karl's I. mit der Ausrufung Karl's II. als König von Großbritannien beantwortet und sofort mit dem Letzteren, der bei seinem Schwager Wilhelm II. in Holland eine Zuflucht gefunden, Unterhandlungen angeknüpft. Karl II. leistete dem Rufe Folge, mit getheilten Empfindungen allerdings, denn die dargebotene Krone war nicht umsonst zu haben. Er mußte den Covenant beschwören und sich aller der Prärogativen entkleiden, um die sein Vater in England bis zum Schaffott gestritten, in weltlichen Dingen unterthan sein dem Ausschuß des Parlaments, in kirchlichen dem Ausschuß der Generalversammlung. Eines lief seinen Ueberzeugungen so sehr als das Andere entgegen, und die Schotten ersparten ihm, da er Ausflüchte suchte, keine Art von Demüthigung. Er mußte eine Erklärung

unterschreiben, worin er Vater und Mutter verdammte wegen ihres Götzendienstes, der den Zorn des eifrigen Gottes über sein Haus herabbeschworen habe. That er das nicht, so lieferten ihn die Schotten an die Independenten aus, wie sie es mit seinem Vater gemacht.

Jetzt schufen die Schotten ein Heer, eben so rein presbyterianisch wie das ihrer Gegner ungemischt independentisch war, und im Sommer 1650 begann der Krieg.

Cromwell befand sich bei seinem Einbruch nach Schottland Anfangs in ähnlicher Lage, wie das Heer der Liga 1620 in Böhmen. Er brauchte durchaus eine rasche Entscheidung. Sein Heer litt unter Seuchen und Hunger, und der Feind war hinter festen Mauern verschanzt, ohne sich Anfangs im offenen Felde blicken zu lassen.

Anfang September kam er, nach einem fruchtlosen Vormarsch auf Edinburg, mit seinen ausgehungerten, demoralisirten Mannschaften bei Dunbar an. Auf den nahe liegenden Höhen standen die an Zahl weit überlegenen Schotten. Ihr Heerführer Leslie war der richtigen Ansicht, daß man den Krieg ohne Schlacht gewinnen könne, indem man die Independenten, die nicht über eine einzige feste Stellung geboten, langsam zum Lande hinausmanövrire. Aber der kurzsichtige Eifer der Kirchenversammlung war anderer Meinung. Dort am grünen Tisch hatte man die Entdeckung gemacht, der Feind sei in der Falle, und ihn entrinnen lassen, hieße die Sache Gottes eines strahlenden Lorbeers berauben.

So that man Cromwell den einzigen Gefallen, daß man ihm endlich eine Schlacht anbot. „Sie kommen herunter", sagte dieser bei ihrem Anrücken, „der Himmel hat sie in unsere Hand gegeben."

Am frühen Morgen des 3. September, noch vor Sonnenaufgang, begann der Kampf. Cromwell warf sich mit unwiderstehlichem Anprall auf den rechten Flügel des Feindes, während er den linken durch eine Kanonade festhielt, und errang in den ersten Stunden desselben Tages einen vollständigen Sieg.

Die Armee der Schotten war fast vernichtet, und mehrere Städte, darunter das unbesiegte Edinburg, fielen in die Hand des Siegers.

Cromwell war auf dem Wege, das ganze Land zu unterwerfen, schon stand er bei Perth im Herzen Schottlands, als in Karl II.

der verwegene Plan reifte, sich mit seiner nothdürftig wiederhergestellten Armee nach England zu werfen, und den Feind im Sitze seiner Macht selber zu bedrohen.

In der ersten Woche August 1651 erschien er mit etwa 11,000 Mann jenseits der englischen Grenze, einer allgemeinen Erhebung der unzufriedenen Grafschaften und ihrer royalistischen Aristokratie gewärtig. Aber er hatte sich getäuscht, vereinzelte Abfälle erfolgten wohl, auch bis Worcester traf er nirgends Widerstand, ja diese Stadt nahm ihn bereitwillig auf, aber die Massen rührten sich nicht, und wo dazu Miene gemacht wurde, da schlugen die Independenten gleich den ersten Versuch nieder.

Karl's II. Sache war schon verloren, noch ehe Cromwell herankam. Bei Worcester schlug ihn dieser am 3. September abermals auf's Haupt, und nun war es mit allen royalistischen Schilderhebungen zu Ende. Schottland war auf lange hinaus stumm, innerlich beruhigt freilich nicht.

Es ist ein ehrendes Zeugniß für die Charakterfestigkeit des englischen Volks, daß die Opposition gegen ein System, dessen Träger man bewunderte, dessen Princip man verurtheilte, noch fortdauerte troß aller Erfolge des großen Independenten. Vielleicht entspringt eben aus dieser Lage zum Theil die bei Cromwell unverkennbare Neigung, die Nation in glänzenden auswärtigen Unternehmungen zu erheben, denn das war gerade der wunde Fleck der Stuarts gewesen. Sein Gedanke mochte sein, durch den Glanz und den Vortheil großer auswärtiger Unternehmungen die Nation abzulenken von seiner wenig befriedigenden innern Politik.

Das hinderte nicht, daß Mordversuche ihn täglich bedrohten, daß er stets die geladenen Pistolen bei sich tragen mußte: allein die äußere Politik war in der That der Art, daß selbst die geschworenen Gegner seines Systems, falls sie einen Funken englischer Empfindung hatten, von nationalem Stolze mit fortgerissen, sich sagen mußten, der große Puritaner habe geleistet, was kein legitimer Monarch vor ihm. Nachdem seine Waffen in den drei Reichen Alles vor sich niedergeworfen haben, beginnt er den Kampf um die Herrschaft auf dem Meere. Sein Gesinnungsgenosse, Robert Blake, verpflanzt den Geist puritanischer Kriegführung auf die Flotte, treibt die royalistischen Corsaren unter den Prinzen

Ruprecht und Moritz vor sich her, demüthigt Portugal und bezwingt dann nach langem Ringen den größten Seestaat der Zeit, Holland. England mischt sich in die nordische Coalition, tritt mit Frankreich in den Bund gegen Spanien, schlägt dieses überall aus dem Felde, raubt ihm Jamaika und bald giebt es keine größere oder kleinere Verwicklung in Europa, wo Cromwell nicht mitspielt, er macht sich zum Schutzherrn bestimmter Interessen auf dem Festlande, der Protestantismus hat an ihm einen starken Rückhalt, tritt er doch selbst in Turin für die freie Bewegung einiger Waldensergemeinden in Savoyen ein. Ein Ludwig XIV. versagt ihm seine Huldigung nicht. Es geht ihm wider die Natur, ihn, den Mörder seines Oheims, mon cousin anzureden, aber zu seinem Minister sagt er: „Und wenn Sie ihn mon père anreden müßten, Sie müßten es thun, denn er ist der mächtigste Mann in Europa". —

Die diplomatischen Vertreter der jungen Republik im Auslande hatten nirgends einen freundlichen Empfang gefunden, im Haag aber und in Madrid waren sie mit offener Feindseligkeit aufgenommen worden. Dort hatten ausgewanderte Schotten den englischen Gesandten Doreslaus meuchlings erschlagen (Mai 1649) und in Madrid war das Jahr darauf ein Agent des Parlaments, als er mit geladenen Pistolen im Gasthof bei Tische saß, gleichfalls von Engländern umgebracht worden, und die öffentliche Meinung hatte an beiden Orten für die Mörder Partei genommen. Bei der bekannten Verknüpfung des Hauses Oranien mit den Stuarts war zu erwarten, daß, wenn Oranier überhaupt noch Einfluß hatten, er nicht zu Gunsten der Republik in die Wagschale fallen werde. Und so war es. Während die spanische Regierung gegen den Gesandtenmord mit einiger Strenge einschritt, machte sich der Oranische Hof zum Mittelpunkte aller Umtriebe gegen die Republik, und ließ zu, daß der neue Gesandte derselben, St. John, öffentlich mißhandelt wurde. Obgleich selbst eben erst aus der Revolution hervorgegangen, benahmen sich die Oranier wie die älteste legitime Macht Europa's. Von diesem Lande hatte Cromwell das am wenigsten erwartet. Er hatte früher an ein Schutz- und Trutzbündniß der beiden Republiken, an eine gemeinsame Politik der protestantischen und republikanischen Interessen gegen das allerwärts vordringende System des absoluten und katholischen Königthums gedacht.

In Holland fand sich dazu keine Neigung, dort sah man nur den gefährlichen Nebenbuhler auf der See, dessen Uebergewicht man durch ein solches Bündniß verstärkt haben würde.

Der kleine Seekrieg mit Holland war bereits im Gang, als von England her ein Schritt von der größten principiellen und praktischen Bedeutung erfolgte.

Die Schifffahrtsacte vom 9. October 1651 versetzte, ohne Holland bei Namen zu nennen, dem Handel dieses Staates einen tödtlichen Schlag.

Der holländische Welthandel lebte von dem Vertrieb von Waaren, die, bis auf eine verschwindend kleine Anzahl von Artikeln, nicht im eigenen Lande, sondern außerhalb erzeugt waren.

Die Schifffahrtsacte setzte nun fest, daß alle überseeischen Waaren bei Strafe der Confiscation von Schiff und Ladung, nur auf englischen, alle festländischen Waaren entweder auch auf englischen, oder nur auf Schiffen der Länder eingeführt werden dürften, bei denen sie selber erzeugt worden.

Der holländische Colonial- und Transithandel war dadurch vom englischen Markte vollständig ausgeschlossen; um diesen Grundsatz dreht sich der nachfolgende Krieg und so nützlich erwies er sich für England, daß man erst vor 12 Jahren diese Krücke von sich geworfen hat. Ein besseres Mittel, die englische See- und Handelsherrschaft zu gründen, gab es nicht, und es ist auch in der That die Grundlage der Größe Englands geworden. Die Holländer hatten noch die erste Flotte der Welt, die besten Kriegsschiffe, die größten Seehelden der Zeit, und doch wollte es das Geschick, daß die bewunderten Admirale van Tromp, de Ruiter, de Witt, mit der gefürchtetsten Kriegsflotte des Jahrhunderts vor einem bis dahin namenlosen Seemann, Robert Blake, die Segel streichen mußten.

Der Krieg begann mit Wegnahme holländischer Kauffahrer, deren Zahl bald bis auf 1000 stieg, und ward entschieden durch eine Reihe größerer und kleinerer Seeschlachten, in deren Lauf die holländische Armada fast vernichtet wurde. Die dreitägige Seeschlacht zwischen Portland und La Hogue (Febr. 1653) und der zweitägige Kampf bei Dünkirchen (Juni 1653) zeigten, daß das Uebergewicht der jungen englischen Flotte nicht mehr anzufechten sei. Der Friede vom April 1654 ward durch Cromwell

dietirt. Holland mußte sich der Schifffahrtsacte unterwerfen, alle Begünstigung der Stuarts aufgeben, und sich der Politik Cromwells anschließen.

Das waren Dinge, die nicht bloß vorübergehend Ruhm und Bewunderung gaben, das waren bleibende Erfolge, von diesem Seekriege datirt die Weltstellung der englischen Flotte, von diesem Frieden die unbestrittene Herrschaft Englands über die Meere. Cromwell hatte die Bedeutung dieser Politik für sein System nach Innen richtig erfaßt. Manche Rücksichten, die legitime Mächte beengten, brauchte er nicht zu nehmen, aber bieten durfte er sich Nichts lassen, sein Ansehen war sein einziger Rechtstitel, der mußte spiegelhell erhalten werden.

In all diesen schwierigen Verwicklungen ist ihm durch ein merkwürdiges Zusammenwirken von Geschick und Glück nichts fehlgeschlagen, nur Eins wollte ihm nie gelingen, die Aufrichtung einer dauerhaften bürgerlichen Ordnung im Innern.

Cromwell's Verfassungsexperimente. Verjagung des langen Parlaments. Die Verfassung vom December 1653.

Das „Gemeinwesen ohne König und Oberhaus", wie sich die Republik amtlich nennen ließ, ward Anfangs regiert durch einen Staatsrath von 41 Mitgliedern, von denen die Mehrzahl im Parlamente saß, und verwaltet nach den Anordnungen des Rumpfparlaments, des Restes, der von dem langen Parlamente noch übrig geblieben war.

Der Staatsrath war ganz in den Händen Cromwell's, das Rumpfparlament aber wollte einen eigenen Willen haben, und ward für ihn bald eine Quelle ewiger Verlegenheiten. So lange der Krieg gegen die Royalisten in Irland und Schottland gedauert hatte, war kein tieferer Zwiespalt hervorgetreten, ja noch im Februar 1652 hatten sich beide Theile zu einem Amnestiegesetze vereinigt, aber bald ward aus mancherlei kleinen Verstimmungen ein entschiedenes Zerwürfniß; zwischen Parlament und Armee brach mehr und mehr Kriegszustand aus. Dort wollte man die unbequemen Heiligen, die jetzt überflüssig geworden waren, massenhaft nach Hause schicken, hier war man der verhaßten Wortheldеn müde und hatte Lust, wie schon zwei Mal, so jetzt ein drittes Mal, mit Gewalt unter ihnen aufzuräumen.

Ansehen hatte das Parlament seit lange nirgend mehr, weder bei der Armee, noch bei der Nation. Bereits damals, als die „Säuberungen" durch die Armee begannen, war das Schalten dieser Versammlung allgemein verhaßt und der Staatsstreich der Armee sehr populär gewesen. Jetzt waren noch 50—60 Mitglieder des damaligen Parlaments übrig, und an seiner harten, eigennützigen Verwaltung hatte sich Nichts geändert. Eine Menge von Bittschriften und Beschwerden liefen ein, ein allgemeiner Unwille gab sich kund über die Art, wie Mitglieder des Parlaments bei den großen Gütereinziehungen zu ihrer oder ihrer Sippschaft Gunsten gewirthschaftet, über die Masse unwürdiger Beamten, welche das Parlament in die Grafschaften schickte, um ihre Verwandten zu versorgen, über die presbyterianischen Ungerechtigkeiten u. dergl. m.

Die Armee griff all diese Beschwerden auf, und verlangte in stürmischen Adressen die Entfernung der schlecht gesinnten Vertreter des Landes. Cromwell ließ diese Stimmung wachsen, bis ihm die Frage reif und ein Einschreiten angezeigt schien.

Zunächst suchte er im Parlamente selbst mit Hilfe der ihm ergebenen Stimmen Beschlüsse durchzusetzen, die ihn dieser unbequemen Versammlung zu entledigen geeignet waren. Am 13. November 1652 gelang das auch mit einem Antrag, welcher für den Schluß dieses ewigen Parlaments einen bestimmten Termin festsetzte. Dagegen kam man über das Wahlgesetz, wonach das künftige gebildet werden sollte, zu keiner Einigung. Die Versammlung wollte den Wiedereintritt ihrer Mitglieder in das künftige Parlament sicher gestellt wissen, die Armee und Cromwell aber wollten eine ganz neue Versammlung. Beide Theile waren in einen Streit verwickelt, der sich nur scheinbar um diese oder jene Einzelheit, der That nach um die Staatsgewalt und die eigene Existenz drehte.

Die Berathung des Wahlgesetzes im Parlament nahm einen Verlauf, den die Armee als einen sehr ungünstigen betrachten mußte; sie fing an, sich lebhaft wieder daran zu erinnern, daß sie selber das einzig wahre Parlament sei und als solches schon mehr als ein Mal entscheidend eingegriffen habe.

Im April 1653 kam es zum Bruch.

Auf die Nachricht, daß die entscheidende Frage zur Verhand-

lung stehe, begab sich Cromwell am Morgen des 15. April in's Parlament und ließ die Zugänge des Hauses militärisch besetzen. In der Debatte ergriff er das Wort, um der Versammlung ein scharfes Sündenregister vorzuhalten und ihr endlich zu sagen, sie sei kein Parlament mehr, sie hätte sich dieses Namens unwerth gemacht und solle sofort den Saal räumen. Dann öffneten sich die Thüren, die Musketiere traten herein und jagten die Versammelten hinaus.

Nun berief er eine Versammlung von Notabeln, wie man in Frankreich gesagt haben würde, aus dem Kerne seiner Partei. Das war das sogenannte „kurze" oder „Barebone"=Parlament, das am 4. Juli 1653, 144 Mitglieder stark, in Whitehall zusammentrat.

Die Blüthe der Independentensekte saß darin und seine Arbeiten entsprachen dem echten Geiste dieser Partei. Das kurze Parlament verdient den Spott nicht, der in England so ziemlich von allen Seiten darüber ausgeschüttet worden ist, seine Reformversuche waren radical und sind nur theilweise geglückt, aber sie waren sehr ernsthaft gemeint und trafen alle wirklichen Schäden des damaligen England. Die Anläufe, in dem Chaos des englischen Rechtswesens und Proceßverfahrens aufzuräumen, die Verordnung über die Schuldhaft, die principielle Aufstellung der Civilehe, der Angriff auf den geistlichen Zehnten: das Alles beweist einen sehr anerkennenswerthen Eifer, das Heil dieser Nation zu fördern.

Allerdings riefen diese Entwürfe in ganzen Klassen der Bevölkerung eine furchtbare Erbitterung wach und Cromwell sah ein, daß er bei so radicalen Umgestaltungen den letzten Halt in der Nation verlieren werde, aber für zukünftige Zeiten war doch ein Programm aufgestellt, das nicht verloren war.

In dem Schoße der Versammlung brach ein Zwiespalt aus, bei dem wiederum Cromwells Musketiere Dienste thaten. Von der Minderheit der Notablen, die aber die Armee auf ihrer Seite hatte, ward ein Verfassungsentwurf aufgestellt, durch den die Versammlung die oberste Staatsgewalt in die Hände eines Lordprotectors der Republik niederlegte und zu dieser Würde Cromwell berief.

Die Verfassung vom December 1653 trägt den Stempel

der revolutionären Zeit in viel geringerem Maße an sich, als man erwarten sollte. Umstände, wie die, die hier vorlagen, sind im Allgemeinen nicht geeignet, gute Verfassungen zu Tage zu fördern, aber diese war für die Art ihrer Entstehung ein sehr rühmliches Werk und enthielt Vieles, was den Whigs heute noch als ein Fortschritt erscheint.

Das Lordprotectorat war ein durch Armee und Parlament constitutionell beschränktes Amt, welches sich von einer monarchischen Würde noch besonders dadurch unterschied, daß es nicht erblich war.

Im Namen des Lordprotectors werden Recht und Gerechtigkeit verwaltet, er theilt Aemter und Würden aus, er hat das Gnadenrecht, ausgenommen für Mord und Hochverrath, alle confiscirten Güter fallen ihm anheim. Für alles Andere ist er an den Staatsrath und das Parlament gebunden.

Der Staatsrath besteht aus 45 Personen und ist hauptsächlich aus Militärs zusammengesetzt, eigenmächtig darf der Protector kein Mitglied desselben ernennen oder ausscheiden; treten Lücken ein, so hat er sich nach dem Vorschlag des Staatsrathes selber zu richten. Nur im Einklang mit diesem darf er über Frieden, Krieg und Bündnisse entscheiden, über die Armee verfügen und Verordnungen als provisorische Gesetze erlassen. Der Staatsrath ernennt auch den Nachfolger des Lordprotectors.

Die gesetzgebende Gewalt kommt ausschließlich dem Parlamente zu, gegen dessen Statute das Veto des Lordprotectors nur eine aufschiebende Wirkung hat. Alle Bills werden von dem Letzteren sanctionirt, erfolgt die Sanction binnen 20 Tagen nicht, so tritt ihre gesetzliche Gültigkeit auch ohne sie ein.

Das stehende Heer wird auf 20,000 Mann zu Fuß und 10,000 zu Pferde festgesetzt, gegen Verminderung der für dasselbe einmal bewilligten Mittel hat der Lordprotector ein absolutes Veto.

Das Parlament tritt regelmäßig alle drei Jahre zusammen. Sollte der Protector diese Frist nicht innehalten, so ist der Staatsrath, falls auch dieser säumig ist, so sind die Sheriffs der Grafschaften bei Strafe des Hochverrathes verpflichtet, es zu berufen. In den ersten fünf Monaten seines Zusammentrittes kann ein ordentliches Parlament nur mit seiner eigenen Einwilligung vertagt oder aufgelöst werden, ein außerordentliches dagegen schon nach drei Monaten.

Das Parlament zählt 400 Mitglieder für England, 30 für Schottland, 30 für Irland.

Das Wahlrecht sichert eine möglichst gleichmäßige Vertretung der ganzen besitzenden Klasse. Wahlfähig und wählbar ist Jeder, der mindestens 200 Pfund beweglichen oder unbeweglichen Eigenthums hat, ausgenommen sind Katholiken und Rebellen, die gegen das Parlament Krieg geführt haben.

Die verfallenen Burgflecken (rotten boroughs) verlieren das Wahlrecht. Die Grafschaften, auf die 261 Parlamentssitze kommen, werden gleichmäßiger berücksichtigt als dies früher oder später geschehen ist.

Der Fehler dieser Verfassung war nicht, daß sie zu wenig freisinnig gewesen wäre. Die Whigs haben oft genug darauf hingewiesen, daß auch ihr Ideal ein Staat sei ohne Lords, ohne Hochkirche, gegründet auf ein allgemeines freies Wahlrecht. Nein, der Fehler war, daß Cromwell auch nach dieser Verfassung doch nur mit einer demokratischen Minderheit regierte, während die starken aristokratischen Factoren des ehemaligen Oberhauses und der beleidigten Hochkirche im Hintergrunde blieben. Es fragte sich, ob diese Elemente nicht noch stark genug waren, auch ohne Antheil am Parlament durch passiven Widerstand das ganze System unhaltbar zu machen.

Cromwell war sichtlich befriedigt, als die Verfassung ihre feierliche Einweihung erhielt. Am 16. December nahm er, als Inhaber der neuen Würde, unter großem Pomp, die Huldigung der Spitzen des Staates entgegen, leistete den Eid auf die Verfassung, und ließ sich das große Siegel von England und das Schwert überreichen. Die Feierlichkeit sah einer Erhebung auf den Thron ziemlich ähnlich, er war der Herr der drei Reiche wie kein König vor ihm und nur der Titel fehlte, ihn diesen völlig gleichzustellen.

Nun kam das ruhmreiche Jahr 1654, der glänzende Friede mit Holland, die Demüthigung Portugals, die Verträge mit Schweden und Dänemark, durch die einer in Bildung begriffenen Coalition gegen England die Spitze abgebrochen wurde, kurz, der Antritt einer weltbeherrschenden Stellung auf dem Festlande.

Jetzt berief er sein erstes verfassungsmäßiges Parlament auf den 3. September, den Jahrestag seiner Siege von Dunbar und Worcester.

Die Wahlen fanden in vollkommener Freiheit Statt. Von

keiner Beschränkung, von keiner auch erlaubten Einwirkung durch die Regierung war die Rede und so fielen, da die Royalisten sich scheu oder unmuthig zurückhielten, die Stimmen auf lauter demokratische Elemente.

Das Parlament von 1654—55 und das Militärregiment.

Am 3. September 1654 kam das Parlament zusammen. Cromwell hielt eine stolze Thronrede. All seine Kundgebungen dieser Art waren nicht in der kalten, steifförmlichen Weise gehalten, wie die neuerer Zeit, es waren Ergüsse eines Mannes, nicht der Schule, sondern der That, der es als seine Aufgabe betrachtet, to speak things, wie er selbst einmal sagt. Er verlor sich manchmal in dunkle Betrachtungen, in erbauliche Entwickelung von Bibelstellen, aber in allen entscheidenden Dingen trat der gesunde Staatssinn des wunderbar begabten Mannes imposant heraus.

Das galt namentlich von dieser Rede.

Cromwell sprach von den Mißgriffen des letzten Parlaments, den Gelüsten der Gleichmacher (Levellers), die das Unterste zu oberst kehren wollten und die man darum nicht durfte fortwirthschaften lassen.

„Die geschichtlich entstandenen Unterschiede der Stände und der Berufskreise wurden bestritten, die Gleichmacher tasteten sogar die Vertheilung des Besitzes an und wiewohl keine Gleichheit jemals eine dauerhafte sein könnte, das Verlangen danach klang den Armen bestechend, den Schlechten willkommen. In religiösen Dingen aber sollte die Freiheit des Gewissens und der Person jede Irrlehre, jeden Wahn und jeden Abfall von Glauben und Tugend vor der Aufsicht der Obrigkeit schützen und an die Wurzel des geistlichen Amts ward die Axt gelegt: es sollte unchristlich, babylonisch sein und wie wir früher dagegen gestritten, daß kein Mann, auch wenn er die Gaben Christi und das beste Zeugniß empfangen hatte, predigen sollte, falls er nicht ordinirt sei, so kam man jetzt zu dem anderen Extrem, als ob das geistliche Amt den inneren Beruf ausschlösse und vernichtete."

Gegen diese und andere verderbliche Auswüchse sei in der Verfassung ein Heilmittel gefunden worden, das für sich selber sprechen möge, aber an dem nicht gerüttelt werden sollte.

Dann warf er einen Blick auf die Stellung der Republik nach Außen, gedachte der ehrenvollen Verträge, die mit Schweden, Dänemark, Holland, Portugal geschlossen seien, während ein ähnlicher mit Frankreich bevorstehe; „keine Nation ist in Europa, die nicht ein gutes Einvernehmen mit uns wünscht". Er schloß u. A. mit den Worten: „Das Thor der Hoffnung ist uns aufgethan, und wenn diese Versammlung mit Gottes Segen an ihr Tagewerk geht, so kann sie dem Gebäude den Schlußstein einfügen und das Volk glücklich machen."

Anfangs waren die Hörer ergriffen von der stolzen Bescheidenheit, die die Gemüther bezwang, dann aber fühlte sich doch der demokratische Sinn der Mehrheit abgestoßen von dem Rathe, nicht zu rütteln an dem Geschaffenen und weiter zu bauen auf der gegebenen Grundlage.

Seine Meinung war in der That die, daß die Verfassung, abgesehen von ihrem Ursprung, jetzt als eine zu Recht bestehende ausdrücklich anerkannt werde und nicht der unfruchtbare Streit von vorne beginne. Aber die Demokraten des Parlaments waren anderer Ansicht, sie hatten die Verfassung nicht gemacht, folglich war sie für sie unverbindlich und die formale Principienreiterei kam über sie, die nie verderblicher ist, als in solchen Zeiten.

Cromwell hoffte mit ihrer Hilfe die Revolution zu schließen, statt dessen erneuerte sie den Streit, aus dem sie hervorgegangen war. Nun hielt er eine zweite, verwarnende Rede.

Er erinnerte daran, daß er sich nicht zur Stelle des Protectors gedrängt habe, sondern dazu gedrängt worden sei durch den Willen Gottes und des Volkes, daß die Verfassung nicht sein Werk, sondern das Werk der Armee sei: „die ganze Staatsverwaltung war aus den Fugen, Nichts war da um Ordnung zu halten, als das Schwert. Aber das Heer selbst — es sucht seinesgleichen in der Geschichte — verlangt, daß endlich eine feste Ordnung geschaffen werde, die Willkür aufhöre, daß die Regierung, wie es die Verfassung vorschreibt, mit begrenzter Macht einem Mann übertragen werde, dem es am wenigsten mißtraute und den es nicht zum wenigsten liebte". —

„Ich muß Euch sagen, freiwillig diese Verfassung fallen lassen so wie sie ist, wie sie zum Heil des Volkes gegeben ward, wie Gott sie anerkannt, die Menschen sie gutgeheißen — ehe ich mich dazu verstände, wollte ich mich lieber in's Grab legen und ehrlos einscharren lassen. Unsere Feinde waren mit Gottes Hilfe geschlagen, in Ruhe und Frieden wurdet Ihr berufen, des Landes Wohlfahrt sicher zu

stellen: Wie wollt Ihr es vor Gott verantworten, wenn Ihr jetzt wieder Alles in Frage stellt und den Fremden das Schauspiel eines Volkes vorführt, das seit 12 Jahren nicht zu geordneten Zuständen kommen kann? Trennung, Zwiespalt, Knechtschaft würden die Folge sein. Was wollt Ihr antworten, wenn das Volk Euch fragt, weßhalb Ihr es in Verwirrung gestürzt? „Wir redeten und haderten um die Freiheiten Englands". Aber diese sind hier gesichert wie noch nie in einer Verfassung" u. s. w.

Am Schlusse verlangte er von sämmtlichen Mitgliedern die schriftliche Erklärung, daß sie die Verfassung als zu Recht bestehend anerkännten, ein Vorbehalt, der schon in dem Wahlausschreiben für die künftigen Abgeordneten ausdrücklich getroffen war. Die Unterschrift ward von der großen Mehrzahl geleistet, aber die Verhandlungen nahmen gleichwohl keinen günstigeren Verlauf. Die Versammlung blieb dabei, sich nicht als eine gesetzgebende, sondern als eine constituirende zu betrachten, das Princip der Volkssouveränität über jedes andere zu stellen und so alles Bestehende wieder in die Ungewißheit zurückzuwerfen.

Am 22. Januar 1655 hielt er ihnen eine dritte Rede, stellte ihnen die Unfruchtbarkeit ihrer theoretischen Silbenstechereien vor: „Gethan habt Ihr Nichts, Dornen und Disteln sind unter Eurem Schatten gewachsen, um nicht zu sagen, von Euch großgezogen worden; die Feinde draußen und drinnen sind ermuthigt worden durch Eure erfolglosen Sitzungen und haben Complotte geschmiedet in der Erwartung, es würde bei uns niemals zu einer festen Staatsordnung kommen".

Nach einer langen Strafpredigt in diesem Tone löste er das Parlament auf.

Die Royalisten hatten an diesen Dingen nicht wenig Freude. Den großen Independenten entzweit zu sehen mit seiner eigenen Partei, die ganze neue Ordnung der Dinge sogleich bei der Eröffnung gescheitert zu wissen, war mehr, als sie in ihrer gedrückten Lage gehofft hatten. Sie meinten, jetzt sei ihr Waizen reif. Verschwörungen entstanden, ein großer Aufruhr ward vorbereitet, da griff Cromwell mit gewohnter Energie und gewohntem Glück dazwischen. Auch die Demokraten regten sich, ein abenteuerlicher Kopf predigte auf den Gassen Londons, man solle den abgefallenen Verräther aus dem Wege schaffen, und eine Schrift ward gedruckt, worin es hieß, einen Tyrannen zu tödten sei noch lange kein Mord.

Aber Cromwell wurde seiner Widersacher Meister, und interessant ist, wie er die Parteien behandelt. Die Royalisten traf er in ihren Führern mit der ganzen Strenge des Gesetzes, die Anstifter wurden hingerichtet, die verführten Mitschuldigen wurden verhältnißmäßig versöhnlich behandelt: ganz die Art, wie ein Gewalthaber in solchen Fällen verfahren muß. Gegen seine alten demokratischen Feinde konnte er eine gewisse Gereiztheit nicht verhehlen, sie wurden vor Gericht gestellt, in den Kerker gebracht und unter der Hand wieder frei gelassen.

Im Inneren wurde ein strafferes Regiment eingeführt. Das Land wurde in 13 Bezirke eingetheilt, jeder derselben einem Generalmajor der Armee untergeben und diesem eine ausgedehnte Vollmacht übertragen.

Aus jedem der 13 Bezirke ward eine Miliz erhoben, die unter dem Befehl des Generalmajors stand und durch eine den Royalisten auferlegte Einkommensteuer im Betrag eines Zehnten unterhalten. Diese Miliz wachte über Ordnung und Sicherheit in den Städten und auf dem flachen Lande und handhabte eine strenge Sittenpolizei nach dem Vorbilde des Calvinischen Genf. Selbst einer unnachsichtigen Disciplin unterworfen, sorgten sie, daß die Gesetze gegen Trunkenheit, Fluchen, Schwören, ernsthaft beobachtet wurden. Alle nicht ganz unentbehrlichen Wirthshäuser wurden unterdrückt, Pferderennen, Hahnengefechte, Schauspiele verboten.

Jeder Bezirk hatte so seine Independentenmiliz, einen zuverlässigen General als Gewalthaber, an die Ueberrumpelung eines solchen Regiments durch irgend einen Handstreich von Rechts oder Links war nicht mehr zu denken.

Zur Ehre Cromwells muß man sagen, daß er in den Formen des Militärdespotismus gleichwohl so freisinnig gewaltet hat, wie dies nur irgend möglich war, daß sein Wesen trotz des harten Kriegszustandes, in dem er sich bis an sein Lebensende befand, sich nicht verhärtet noch verdüstert hat.

Vor Allem genoß das Volk unter ihm zum ersten Male einer religiösen Gewissensfreiheit, die auf diesem Boden unerhört war; dadurch stand er hoch über allen Parteien.

1656 konnte er im Parlament sagen: „Unsere Praxis war, der Nation zu zeigen, daß alle Sekten, die ruhig und friedlich leben, volle Gewissensfreiheit genießen sollen. Wir dulden sie mit Liebe.

Wer unter dem Deckmantel der Religion das Handwerk der Verschwörung und des Umsturzes treibt, den werden wir niederhalten, aber wer seinen Glauben bekennt, sei es als Wiedertäufer, Independent oder Presbyterianer, im Namen Gottes, richtet sie auf, laßt ihr Gewissen frei, denn dafür haben wir gekämpft. Alle die an Christum glauben und nach diesem Glauben leben, sind die Glieder Christi und der Apfel seines Auges. Wer den Glauben hat, dem stehe die Form frei, aber er dulde auch Andere bei anderer Form. Nicht dulden werde ich, daß ein Independent den Wiedertäufer verachte und verspotte, ebensowenig daß ein Presbyterianer sein Gesetz Anderen aufdränge. Gott lenke die Geister und Herzen, daß wir alle Formen gleich halten, das ist mein Streben. Die Einen schelten mich deßhalb einen Presbyterianer, die Anderen einen Freund der Ketzer. Das muß ich hinnehmen und ertragen, bin ich doch des Beifalls Vieler gewiß".

Die strengen Gesetze gegen Katholiken hob er nicht auf, weil sie als eine Partei, hinter der die Jesuiten standen, seinem System immer feind bleiben mußten. Aber er handhabte sie mit Milde, oder sah ganz von ihnen ab, wenn die Katholiken sich streng an die Pflichten guter Staatsbürger hielten. Auch Juden und Quäker erfreuten sich dieser Milde, ganz im Gegensatz zu der allgemeinen Praxis des 16. und 17. Jahrhunderts.

Auch durch die Freiheit der Presse und des Wahlrechtes schien er zeigen zu wollen, daß trotz seiner usurpatorischen Gewalt und ihrer oft herben Formen unter ihm in England mehr Freiheit sei, als unter mancher Regierung vor und neben ihm. Den Demokraten sagte er oft: „Nur Geduld! Wenn ich nicht mehr da bin, werdet ihr sehen, was die Stuarts Euch für eine Freiheit bringen werden".

Naturen seiner Art nehmen unter solch bitteren Erfahrungen leicht einen starren, trotzigen, menschenfeindlichen Sinn an, Cromwell schien dadurch eher gemildert als verbittert zu werden. Und das ist ein großer Zug an diesem Mann, der sich aus der Enge bescheidener Verhältnisse zu europäischer Größe emporgearbeitet hat und sich doch dem Glücke nicht minder ebenbürtig zu zeigen weiß als dem Unglück und der Prüfung.

Was in einer begabten Nation Herrliches gedeihen kann, fand an ihm einen eifrigen Beschützer, die Wissenschaften blühten unter ihm, der große Dichter und Denker John Milton gehörte zu seinen vertrautesten Freunden.

Parlament von 1656—57. Anfang zum Königthum. Cromwell's Ausgang († 3. Septbr. 1658).

Ein neues Parlament ward nöthig, um die Mittel zu dem Kriege aufzubringen, den Cromwell mit Frankreich gemeinsam gegen Spanien unternommen hatte. Eigenmächtig hatte er Penn nach Westindien, Blake in die spanischen Gewässer auslaufen lassen, die Spanier hatten Embargo auf die englischen Schiffe gelegt und dem Handel Englands dadurch großen Schaden gethan, ohne daß Anfangs von dieser Seite irgend ein nennenswerther Erfolg den Nachtheil aufgewogen hätte; für die ungeheuren Opfer, die der Krieg forderte, reichten weder die ordentlichen Einnahmen, noch die Steuer auf die Royalisten aus: so entschloß er sich zur raschen Berufung eines neuen Parlaments.

Er hoffte, es werde, belehrt durch das Schicksal seines Vorgängers, die Dinge anders, für ihn günstiger ansehen als dieses, das ihm so feindselig gewesen war. In der That fielen die Wahlen besser aus und selbst unter den Royalisten fing sich eine versöhnlichere Stimmung theils gegenüber seinem System, theils gegenüber seiner Person zu regen an.

Am 17. September 1656 ward die Versammlung eröffnet. Für die Geldfrage war es von Bedeutung, daß eben jetzt die Admirale Blake und Montague das Glück hatten, in den portugiesischen Gewässern einen Theil der spanischen Silberflotte abzufangen und eine Beute im Betrag von einer Million Pfund Sterling zu machen.

In der Versammlung selbst schieden sich zwei Parteien scharf von einander ab, eine republikanisch-militärische und eine constitutionelle, die, um der ewigen Ungewißheit, den unaufhörlichen Verschwörungen und Attentaten ein Ende zu machen, an die Aufrichtung eines neuen Königthums dachte.

Gleich zu Anfang des Jahres 1657 tauchte der Antrag auf, der Lordprotector möge sich den Formen der alten monarchischen Verfassung anbequemen, und den Titel eines republikanischen Beamten mit dem eines Königs vertauschen. Aus dem Kreise der Freunde Cromwells war der Vorschlag gekommen, und trotz des lauten Murrens der Generalmajore ging der Antrag auf eine Abänderung der Verfassung in monarchischem Sinne durch.

Ein Königthum konnte man nicht schaffen mit der demokratischen Verfassung von 1653. Man mußte weiter gehen, das Ober-

haus wiederherstellen, die aristokratischen Elemente des Landes wieder heranzuziehen suchen, und erst, wenn der große Grundbesitz wieder im Regiment vertreten war, konnte man hoffen, daß das Königthum selber Wurzeln fassen werde. Das war auch Cromwells Gedanke. Er hatte Manches glücklich durchgesetzt, woran frühere Regierungen gescheitert waren. Wenn es ihm jetzt auch gelang, sein Werk dadurch mit neuen Stützen zu umgeben, daß er die alten conservativen Elemente, Adel und Hochkirche wieder in ihr Recht einführte, um sie mit sich und seinem System zu versöhnen, dann konnte er hoffen, es für die Zukunft dauernd begründet zu haben.

Man glaube nicht, daß diesem Streben die kleine menschliche Eitelkeit des Emporkömmlings zu Grunde gelegen hätte. Unter allen Beweggründen war es dieser am wenigsten. Es hatte sich in ihm ein merkwürdiger Umschwung vollzogen. Er hatte viel gelernt in den Erfahrungen der letzten Zeit, er hatte sich überzeugen müssen, daß es unmöglich sei, dies Land mit einer rein demokratischen Vertretung und einer rein militärischen Verwaltung in Frieden und Freiheit zu regieren, wenn der große Grundbesitz, der social die Grafschaften beherrschte, sich feindselig oder passiv verhielt. Darum dachte er sich mit diesem schmollenden Gegner zu vertragen, und die Quellen der Zeit versichern uns selbst, wenn ihm dies gelang, dann war die Wiederherstellung der Stuarts unmöglich, dann hatte sich das neue Königthum mit den alten Rechts- und Machtbedingungen dieses Landes ausgesöhnt.

Cromwell war nie in einer heikleren Lage gewesen. Auf der einen Seite winkte ihm das höchste Ziel politischen Ehrgeizes, auf der anderen sah er sich vor einem Schritt, der ihn vielleicht um die ganze Frucht seines Lebens brachte. Man begreift die Dunkelheit seiner ersten Aeußerungen über diesen Antrag, man merkt, er wollte Zeit gewinnen, um mit sich selber in's Reine zu kommen, und was er im Vertrauen sagte, bewies die gleiche Unsicherheit seiner Stimmung. Als der Antragsteller zu ihm kam und sagte, die Sache steht gut, da lachte er und antwortete: „Du närrischer Kerl".

Auf das Parlament kam in seinen Augen wenig, auf die Armee aber kam Alles an, und wie die dachte, darüber war kein Zweifel. Wo er bei seinen Generalen anpochte, da hörte er nur eine Stimme, die alten Waffenbrüder wollten Nichts von einem König hören. „Ein König", sagten sie, „ist ein Tyrann, wir wollen keinen".

Der Widerwille der Armee, auf deren Schultern er emporgekommen, war ganz unzweideutig: er trat ihm nicht entgegen, er mochte ihm höchst unerfreulich sein, aber er wußte, wo die Entscheidung lag. Mancher große Mann hat es sich in solcher Lage nicht versagen können, dem Glanz die wahren Grundlagen seiner Machtstellung zu opfern. Er war so groß, um gegen diese Versuchung unempfindlich zu sein, um sich zu bescheiden zu dem Entschlusse: Ich breche nicht mit denen, die mich emporgehoben. Er wußte, wie wenig ihm die flüchtige Freundschaft der Royalisten helfen konnte, die der nächste Sturm ihm wahrscheinlich wieder von der Seite wehte, und er ermaß richtig, was dieser sichere Abfall seiner Heiligen dagegen bedeutete. Darum lehnte er die Krone ab und sagte in seiner Antwort, er wolle sich bescheiden, der erste Constabler der Nation zu bleiben; dagegen setzte er durch, daß das Parlament die Errichtung eines Oberhauses genehmigte, und nahm für seine Prärogative nur noch die Vergünstigung an, daß er seinen Nachfolger selber zu ernennen habe.

So war das Königthum abgewehrt, aber eine wichtige Vorstufe zu demselben sollte doch Platz greifen, die Errichtung eines Hauses der Lords, um mit der Revolution die Conservativen zu versöhnen.

Es kostete einige Mühe, das Oberhaus nach Wunsch zu besetzen, die vornehmen Geschlechter hielten sich fern, an ihrer Statt mußte man Verwandte, ergebene Parteigänger aus den Juristen und Offizieren ernennen, von welchen letzteren Viele ehemals Kärrner, Schneider, und sonst Handwerker gewesen waren. Schlimmer als diese Zusammensetzung war der Conflict, der sogleich nach dem Zusammentritt (20. Jan. 1658) zwischen beiden Häusern ausbrach, und sofort wieder das ganze Cromwell'sche Verfassungswerk von Grund aus in Frage stellte. Die Gemeinen erklärten mit Heftigkeit, für sie gebe es kein Haus der Lords, ein solches sei ja gesetzlich abgeschafft, und jeder von ihnen habe geschworen auf das „Gemeinwesen ohne König und Oberhaus". Vergebens suchte Cromwell zu beschwichtigen und zu vermitteln, der Zwiespalt blieb unheilbar und bereits am 4. Februar 1658 mußte er auch dies Parlament auflösen. Er that es mit den Worten: „Gott sei Richter zwischen Euch und mir".

Glücklicher als diese Versuche, die Revolution durch den Aufbau friedlicher Ordnung zu schließen, war die Politik des Protectors nach außen.

Aus dem Schutzbündniß mit Frankreich war im März 1657 ein Trutzbündniß geworden. Mardyk, Dünkirchen ward für die Engländer erobert, Jamaika gegen die Spanier behauptet, der Glücksstern der englischen Waffen, das europäische Ansehen des Protectors stand in seinem Zenith, als dieser an seinem Schicksalstage, dem 3. September des Jahres 1658, starb. Mit seinem Tode wich manche bittere Stimmung, man empfand jetzt, was man verlor. England war nie mächtiger gewesen als unter ihm, es war das erste Reich Europa's geworden, selbst Ludwig XIV. und Mazarin beugten sich vor ihm, alle großen Mächte des Festlandes fühlten seinen Einfluß, und dieser gehörte nicht bloß dem englischen Handel, sondern auch den größten Ideen der Neuzeit, der Glaubensfreiheit und der Reformation.

Wenn man die Vergangenheit Olivers vergaß, so hat niemals ein Mann den Thron würdiger eingenommen, und nie ein Usurpator der Revolution die Keime bürgerlicher Freiheit mehr geschont, als er. Das eben hat England gerettet, das unter den Stuarts verblutet wäre, wenn sich die Spuren seiner Wirksamkeit so rasch hätten verwischen lassen, und an seiner Erinnerung sind denn auch die Stuarts schließlich zu Grunde gegangen.

Ruhig, unangefochten, wie je ein legitimer Thronfolger, trat Cromwell's Sohn Richard die Protectorwürde an, aber seine Regierung war schwach und unfähig in allen Stücken. Ein Mensch, der in einer lockeren Jugend früh die Spannkraft des Willens verloren hatte, zog er die Freuden behaglichen Lebensgenusses den Anstrengungen eines so schwierigen Regentenberufes vor. Als die Dinge nicht von selber nach Wunsch gehen wollten, trat er zurück (Mai 1659). In die Erbschaft theilten sich die Generale, die in je einem Landestheil herrschten, es erfolgte ein Zustand, in dem man verzehnfacht den Druck der Usurpation empfand, und der doch dafür die Sicherheit und Größe nicht gab, um deren willen man Cromwell so Manches vergeben hatte. Diese anarchische Despotie der Generale, das Ringen republikanischer und royalistischer Parteien war die beste Vorschule einer Stimmung, der die Restauration der Stuarts wie eine Erlösung erschien. Unter dem Jubel des Volkes, dem grollenden Verstummen der Independenten, ward Karl II. nach England zurückgerufen, das todte Rumpfparlament wurde wieder auferweckt und dasselbe Parlament, das einst den Sturz der Stuarts beschlossen, besiegelte jetzt ihre Restauration.

Anhang.

Häusser's letzter öffentlicher Vortrag:
Die Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte.

Die Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. (Vortrag, gehalten im April 1865 im Museum zu Heidelberg.)

Der Gegenstand, den ich behandeln will, ist ein altes Lieblingsthema von mir, ein Lieblingsthema darum, weil die Fürstin Elisabeth Charlotte mehr als irgend eine andere mit den Erinnerungen dieser Stadt und dieses Landes verknüpft ist, weil sie mehr als irgend eine der zeitgenössischen Persönlichkeiten in einer Zeit, wo deutsches Wesen auswärts und im eigenen Lande nicht hochgeschätzt war, trotz ihrer Verpflanzung in die ihr fremdartigste Welt die Liebe zu ihrer deutschen Heimath und zum deutschen Wesen frisch und jugendkräftig bewahrt bis in ihre letzten Tage.

Das Interesse an dieser Persönlichkeit ist denn auch im Lauf der Jahre gewachsen. Noch vor einem halben Jahrhundert existirten höchstens fragmentarische und darum schief und falsch gefärbte Auszüge aus ihren Aufzeichnungen, diese gaben ein unrichtiges Bild, ein Zerrbild, unter dessen Eindruck noch heute viele von denen stehen, die sich nicht die Mühe genommen haben, das Spätere zu lesen.

Als ich vor 20 Jahren zuerst die Lebensgeschichte dieser Fürstin schrieb, standen mir bereits werthvolle Materialien in ihren eigenhändigen Briefen an ihre Halbschwester zu Gebote. Noch jüngst ist aus der reichsten Fundgrube ein Briefwechsel mit ihrer Tante Sophie von Hannover wenigstens im Auszug durch Ranke bekannt geworden, so daß ein fast vollständiges Bild entworfen werden kann. Die Geschichte, der Roman, selbst die dramatische Dichtkunst hat sich des Gegenstandes bemächtigt; Elisabeth Charlotte fängt fast an — was sie nie war und nie werden wollte — salonfähig zu werden.

Die Zeit und das Land, womit sie verknüpft ist, nimmt in

der Erinnerung der gegenwärtigen Generation nur eine sehr bescheidene Stelle ein.

Wohl mahnen uns stattliche Ruinen an die Herrlichkeit vergangner Zeit, aber wie Wenige mögen sich in die einzelnen Geschichten dieser vergessenen Tage vertiefen. Und doch hat dies Land und hatten seine Fürsten auch ihre glänzende und bedeutende Periode durchgemacht, just zu der Zeit, wo sich der moderne Staat, die moderne Gesellschaft und Bildung anfing festzusetzen. Damals haben die Fürsten dieses Hauses und dies Land eine Stellung eingenommen, die weit über das Maß ihrer äußeren Macht hinausging, und darum in ihrer Ueberspannung zu einer furchtbaren, für dies Haus und für dies Land niederschmetternden Katastrophe geführt hat.

Was irgend einem Lande mäßigen Umfangs Bedeutung geben kann, hervorragende Persönlichkeiten unter den Fürsten, glückliches und behagliches Gedeihen im Lande selbst, Aufblühen der Kunst und Wissenschaft, wirksames Eingreifen in die großen Begebenheiten der Weltgeschichte, das Alles hatte sich Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts hier glücklich vereinigt, und ehe noch das Habsburgische Oesterreich zu einem Staat geworden war, ehe noch das Hohenzollern'sche Brandenburg die Grundlegung zu einem Staat durch den großen Kurfürsten empfangen hatte, war das Pfälzer Land, waren die Pfälzer Kurfürsten ein treibendes Element in der Geschichte deutscher Nation.

Damals war Heidelberg neben Genf die erste Hauptstadt des Calvinismus in Europa, damals vereinigte es mit die ersten Namen, die diesem Kreis des Denkens angehörten, damals gab es keine stolzere Sammlung von Schätzen der Wissenschaft und Kunst, als sie diese Mauern beherbergten, damals war Heidelberg der Mittelpunkt selbst großer weittragender politischer Combinationen, die mit der Calvinistischen Politik zusammenhingen, und was nicht immer mit solcher politischen Größe verknüpft ist, das Land war in glücklichem Gedeihen. Von den stolzen Zinnen fast königlicher Burgen herab konnten die Fürsten dem beglückten Dasein ihres Volkes zuschauen, das Land war gut regiert und vortrefflich angebaut, auch Kunst und Wissenschaft hatten eine Stätte gefunden bei einem Volke, dem man gerne vorwirft, daß die materiellen Interessen eine breitere Stelle einnähmen in seinem Leben als die geistigen, die idealen.

Der Höhepunkt dieser allgemeinen Blüthe schien erreicht, als 1613 der Großvater Elisabeth Charlotten's Friedrich V. von der Pfalz, seine junge britische Gemahlin, Elisabeth Stuart, in die Burg seiner Väter einführte.

Damals schien alles Gelingen auf dies Land und dies Fürstenhaus zusammenzuströmen, Feste auf Feste drängten sich, — ihre Chroniken bilden eine förmliche Literatur —, das Schloß wurde mit neuen, noch jetzt in stattlichen Ruinen sichtbaren Prachtbauten erweitert, der Garten, lange vor dem Versailles Ludwigs XIV., zu einer Wunderwelt fremder Künste und fremder Vegetation umgeschaffen, das Land schwamm in einem Meer von Jubel, denn nun schien auch jene Weltstellung dem Fürstenhause gewonnen, nach der Vater und Großvater so eifrig gestrebt.

Auf diese glänzenden Tage ist eine lange furchtbare Nacht gefolgt.

Friedrich V. warf das Glück seines Hauses und seines Landes in den Abgrund der gährenden Revolution, Alles zu gewinnen, verlor er Alles: an dieser Revolution entzündete sich ein fürchterlicher Krieg, Bürger- und Religionskrieg zugleich, die größte Calamität, die unsere Nation getroffen hat und von der ihr erst jetzt, nach 2 Jahrhunderten, langsam sich zu erholen gelingt.

Ein Menschenalter nach jenen Tagen der Festfreude kehrte der Sohn Friedrich's V. — dieser war unterdessen gestorben — in ein verödetes ausgebranntes Land zurück, seine Hauptstadt war noch in den Händen der Feinde, das Schloß theilweise verwüstet, die Schätze der Kunst und Wissenschaft weggeführt, das Land in einer Weise verheert, von der die neuere Geschichte kaum ein Beispiel hat, die Zahl der Bewohner auf einen kleinen Rest zusammengeschwunden, was 1613 ein blühender Garten gewesen, war eine Wüstenei geworden, Räuberbanden und Schaaren von reißenden Wölfen durchzogen dieses Paradies von Deutschland.

So kam er zurück, durch die Schule des Unglücks gereift zu einem Mann, entschlossen, die Wunden des furchtbaren Krieges zu heilen, in dieser eisernen Zeit selber hart und streng geworden, wie es diese erforderte.

Karl Ludwig ist der Wiederhersteller der Pfalz geworden, er hat zum Theil gesühnt, was die unbesonnene Politik seines Vaters an diesem Lande verbrochen; ein Mann von nicht ge-

wöhnlichen Gaben, streng gegen sich und gegen Andere, von hoher Auffassung seines fürstlichen Berufes und von dem ganzen Gefühl seiner Stellung erfüllt, aber auch getragen von dem Pflichtgefühl, das sein Land von ihm forderte, ein sparsamer Haushalter, der die kleinsten Angelegenheiten seines Hauses und Hofhaltes mit dem altväterischen Sinn eines deutschen Rittersmannes früherer Tage ergriff, aber zugleich ein Mann, der in den verschiedensten Lebenskreisen heimisch war und dem große ernste wichtige Fragen beständig nahe lagen, unter den Fürsten der Pfalz aller Zeiten unstreitig einer der hervorragendsten, ein Zuchtmeister strengster Art, der Ordnung, Gesetz, Sitte aus dem Schutt wieder herausgraben mußte, der ein verödetes Land wieder zum Wohlstand zu führen hatte und der es in Wirklichkeit gethan hat.

Unter ihm erstand das Land wieder in erstaunlich kurzer Zeit, blühten wieder auf Kirche, Schule, Universität.

Als 1652 diese Hochschule erneuert ward, war in den wenigen Jahren, soweit es menschliche Kräfte erlaubten, der furchtbar jähe Absturz des 30jährigen Krieges fast vergessen. Wie das Land wieder anfing zu gedeihen, die wunderbare Kraft der Natur im Bunde mit dem wetteifernden Fleiß der Bewohner anfing, es wieder aus der Wüstenei zu erheben, so gediehen auch alle feineren und edleren Bestrebungen.

Es ist ein an sich nicht uninteressanter historischer Stoff, das Werden und Wachsen dieses neuen Gedeihens unter Karl Ludwig zu verfolgen; doch liegt das außerhalb unserer Aufgabe, ich wollte nur mit wenig Worten die Persönlichkeit des Mannes dahin zusammenfassen, daß er stolz, fürstlich und doch im Grunde seines Wesens populär, streng, ja hart und doch dabei überall von einem höheren sittlichen Gedanken getragen, ein Mann war, dem die altväterische Sitte, die jetzt anfing zu schwinden, noch etwas Heimisches und Eigenthümliches war, daß sich die alte patriarchalische Beziehung des Landes zum Fürsten in hundertfältigen anmuthigen Zügen an seinem Thun offenbart, daß er in einem Wirken von beinah einem Menschenalter rastlos bemüht war, das Land wieder herzustellen zu dem Glanz, in dem es sein Vater, in dem er selbst es als Kind von wenig Jahren verlassen hatte.

Das ist der Vater von Elisabeth Charlotte, und es ist nicht schwer, manche Züge des Vaters in der Tochter wieder zu erkennen.

Wie er selbst in ihren jungen Jahren sie mit sichtbarer Vorliebe behandelte, sie unter all seinen Kindern, namentlich seinen Töchtern vorzog, so war auch unverkennbar eine gewisse Seelenverwandtschaft zwischen beiden vorhanden. Derbe, gesunde, naturwüchsige Kraft war vom Vater auf die Tochter übergegangen, ebenso die alte schlichte Weise der Sitte und Lebensanschauung, der patriarchalische Grundton früherer Tage, dabei die gesunde Wahrhaftigkeit, die die Dinge kurzweg beim Namen nannte und unfähig war auch nur ein unwahres Wort auszusprechen, aber auch das Aufbrausende, das Heftige des Temperaments, auch die jähen Launen, die rasch kamen und rasch vergingen, das Alles war ein Erbtheil des Vaters, oder „unseres gestrengen Herrn Vatters seelig", wie sie sich stets ausdrückt.

Auf ihr ganzes Leben hat diese Jugendzeit unter diesem Manne bestimmend eingewirkt. Man sieht an ihrem spätern Thun und Denken, daß dieses Bild des Vaters ihr unvergeßlich war, und rührend erzählt sie selbst, ein halbes Jahrhundert nach ihrem Abschied von ihm, wie sie nur unter bittern Thränen an dem Haus in Marburg habe vorbeifahren können, an dem sie ihn zum letzten Mal gesehen. Wie streng seine Zucht auch war, von ihr erfahren wir nur Zeugnisse treuer hingebender Liebe zu ihm.

Es spielte dazu in die Geschichte der Familie ein eigenthümlich bitteres Verhängniß. Während der Staat anfing neu zu erstehen, drohte die Dynastie durch eine Verkettung von Umständen, in der es schwer ist auszumessen, wer die meiste Schuld hat, zu erlöschen.

Karl Ludwig war mit einer Prinzessin von Hessen vermählt, der Mutter von Elisabeth Charlotte; die Ehe war nicht glücklich und nach wenig Jahren trat erst eine thatsächliche, dann eine förmliche Scheidung ein. Daß kein Theil frei von Schuld war, ist zweifellos, daß die Anwesenheit der anmuthigen und liebenswürdigen Hofdame, Frl. von Degenfeld, nicht die Ursache war, sondern nur mitgewirkt hatte, das Verhältniß zu erschüttern, ist authentisch festgestellt.

Dies Fräulein wurde seine zweite Gattin, natürlich aber nicht als ebenbürtige Kurfürstin anerkannt. Sie war eine glückliche und ihn selber beglückende Gattin, wie er in jener Ehestandsabrechnung nach ihrem Tode in einer wirklich beweglichen Weise aus-

gesprochen hat. Sie wurde die Mutter einer Reihe von reichbegabten und anmuthigen Kindern, aber das Haus des Pfalzgrafen stand jetzt nur noch auf zwei Augen, dem hinfälligen kränklichen Sohn des Kurfürsten — die Tochter konnte natürlich nicht erben — und es drohten dem Lande Verwicklungen, deren ganze Furchtbarkeit man erst kennen lernte, als sie eingetreten waren.

Es beweist inmitten so trauriger Dinge für eine kerngesunde Natur, daß sich Elisabeth Charlotte in dem ganz eigenthümlichen, zu Mutter und Stiefmutter seltsam gespannten Verhältniß so zurecht fand, wie sie es gethan. Ihre Mutter, die bald darauf Heidelberg verließ und nach Kassel zurückkehrte, blieb ihr Mutter und die nächste weibliche Vertraute bis an ihren Tod, und es scheint nicht, daß ihr sonst launenvolles Temperament gegen sie so stark hervorgetreten wäre als gegen Andere.

Aber die Stiefmutter wurde ihr doch zuletzt eine zweite Mutter, „was unser Herr Vatter seelig lieb gehabt hat, das ist mir auch lieb". Die Kinder, mit denen sie die Liebe des Vaters theilen mußte und die dem Hause der Simmern'schen Kurfürsten anfingen vielleicht den Thron zu versperren, waren ihr Geschwister, und ein großer Theil ihrer späteren Correspondenz, ja die herzlichsten Ergüsse ihrer Empfindungen sind an eine dieser Halbschwestern, die Raugräfin Louise, gerichtet. Wir hören von Elisabeth Charlotte, daß ihre Jugendtage überwiegend glücklich gewesen sind, so lange sie zu Hause war, und es ist für ihr Temperament charakteristisch, daß sie gewisse häusliche Dinge nur im Nothfalle zur Sprache bringt, während das mannhafte Bild des Vaters, die Anmuth der Stiefmutter und Stiefgeschwister, der Umgang ihrer Jugendfreundinnen und die reizende Natur ihres Heimathlandes bis in ihre spätesten Tage im Vordergrund ihrer Erinnerung stehen und die Poesie ihres Lebens ausmachen.

Es war klug von dem Vater, daß er im Moment, wo der Conflict mit der Mutter ausbrach, die Tochter nach Hannover schickte, um dort bei seiner jüngsten Schwester Sophie, der Stammmutter der Könige von England, ihre Erziehung zu genießen. Da hat sie glückliche Tage verlebt, eine tüchtige Erzieherin und zugleich eine treue Freundin gefunden, die ihr Jahre lang die letzte alte Bekannte aus ihrem erlöschenden fürstlichen Stamm gewesen ist; hier hat sie sich jene physische und sittliche Gesund-

heit bewahrt und gekräftigt, die damals schon, Mitte des 17. Jahrhunderts, an deutschen Höfen anfing seltener und seltener zu werden. Die Atmosphäre von Versailles war über den Rhein herübergedrungen und es gab nur wenig Stellen, die nicht von ihr vergiftet waren. Es war ihr Glück, daß sie in ihrem Heimathland wie in dem ihrer Erziehung davon unberührt blieb, und so wie sie sich jetzt die Zukunft dachte, hat sie schwerlich anders gemeint als ihr Leben lang in ihrem Heidelberg zu bleiben, dort als verwegene Reiterin auf wildem Pferd, bei einer nicht ungefährlichen Jagd ihre Kraft zu erproben, lustige Scherze, heit're Geselligkeit zu pflegen. Lange schien ihr selbst der Gedanke einer Vermählung fern zu liegen, und als verschiedene Bewerber kamen, hatte sie auf scherzhafte Weise die Bewerbung abzulehnen gewußt. Zu einem derselben, von dem sie wußte, daß er gegen den Willen seiner Eltern eine andere Prinzessin liebe, hatte sie gesagt, er solle die Andere heirathen, das sei doch besser, und sie wolle das Ihrige dazu thun, daß die Eltern es gestatteten. Trotz seinem Eigensinn gab der Vater ihr in diesem Punkte nach, bis ein mächtigerer Druck kam, politische Berechnungen eintraten, die, wie irrig sie auch sein mochten, doch bei der Lage der Zeit auf den Kurfürsten bestimmend einwirkten. Es war 1670—71, wo Frankreichs Macht anfing mindestens im Westen Europa's die überwiegende zu werden, wo die ersten Kurfürsten es nicht unehrenhaft fanden, in französischem Bündniß zu sein und sich dafür bezahlen zu lassen, wo selbst Minister des Kaisers wie Auersperg, Lobkowitz unter der Form reicher Geschenke den Sold des Königs empfingen, wo angesehene Männer in allen Zweigen der Kunst und Wissenschaft unter der verführerischen Umhüllung, daß ihre Verdienste geehrt würden, bewußt und unbewußt Stipendiaten Ludwigs XIV. geworden waren.

Damals wurde der Gedanke beim Kurfürsten angeregt, daß eine Vermählung seiner Tochter mit dem französischen Hause einmal im Fall eines Krieges jede Gefahr von seinem Lande abwehren, dann aber ganz besonders ihm, der durch den 30jährigen Krieg an Land und Macht bedeutend verloren und der diese Wunde nie ganz verschmerzt, unter französischem Schutz ein mächtigeres Fürstenthum verschaffen, ihn zum mindesten mit den Spolien, die er verloren, oder vielleicht auch mit einigen weiteren bereichern werde.

Selten hat sich bei einem sonst tüchtigen deutschen Manne ein Abfall von der eigenen Natur, von den sonst bewährten Grundsätzen, schwerer gerächt als hier.

Was eine Bürgschaft dafür hatte werden sollen, daß der mächtige Nachbar im Westen fortan dies Land als ein befreundetes betrachten werde, das eben wurde der Vorwand oder Grund, dies Land mit entsetzlicher Barbarei zu verheeren und es in eine wüste Brandstätte zu verwandeln. Der Kurfürst hat nur noch das Vorspiel jener furchtbaren Verwüstungen in dem Krieg von 1674 und 1675 erlebt. Damals war es Türenne, dessen Vorfahren einst als verfolgte Hugenotten hier in Heidelberg ein freundliches Asyl gefunden hatten und der jetzt als Mordbrenner durch das Land zog. Der Kurfürst war außer sich, wie eine tödtliche Beleidigung seiner Person faßte er diesen Frevel auf, persönliche Genugthuung wollte er haben, und so kam es, daß er, wie bekannt, Türenne zum Duell herausfordern ließ.

Ich brauche nicht zu sagen, mit welchen Empfindungen „Lise Lotte", so hieß sie im kurfürstlichen Hause, dem Gedanken dieser Heirath nachgab. Es war eben die Zucht und Art der guten alten Zeit, daß von Empfindungen, von irgend welchen berechtigten oder unberechtigten Neigungen hier Nichts galt, daß nur die Autorität des Vaters entschied. „Ich bin halt das Opferlamm gewesen", sagte Elisabeth Charlotte später. Ja, wenn dies Lamm wenigstens das Opfer vom Lande abgewendet hätte, aber hier sollte man erleben, daß gerade ihr Name, ihre Abstammung zum schändlichen Vorwand einer neuen Verwüstung ihrer Heimath diente.

Neunzehn Jahre alt wurde sie 1671 mit dem Bruder Ludwig's XIV., dem Herzog von Orleans, vermählt.

Alles, was ihr theuer war, mußte sie aufgeben, die Heimath, an der ihr Herz hing, den Glauben, für den ihre Ahnherren gelitten, die Gewohnheiten des Lebens, Denkens, Empfindens. Es giebt keinen grelleren Gegensatz zu französischem Denken und Empfinden als der war, der sich in der deutschen Art von Elisabeth Charlotte ausprägte. Man konnte nicht leicht eine Persönlichkeit finden, die sich wunderlicher ausnahm auf dem Boden des Versailles von Ludwig XIV.

In eine Welt vornehmsten glänzendsten Prunkes war ein frisches, trotziges Naturkind hineingestellt, das absolut nicht den

geringsten Respect vor allen diesen Herrlichkeiten hatte; in eine Welt, die ihre Virtuosität darin suchte, die tiefe innere Unsittlichkeit, die bereits den ganzen Kern ergriffen hatte, mit den elegantesten äußeren Formen zu umkleiden, trat sie ein, diese gesunde, derbe, wahrhaftige Natur, die es nie über's Herz hätte bringen können, die Dinge auch nur mit einem schonenden, euphemistischen Namen zu bezeichnen, statt sie so zu nennen, wie sie waren; in eine Welt zierlichster Hofetiquette, wo Alles nach dem Willen eines Einzigen zugeschnitten, die Menschen künstlich dressirt, selbst die Gärten nach bestimmten regelmäßigen Formen zurecht geschnitten waren, sie, eine Natur, die gewohnt war, sich gehen zu lassen, und die aus Umgebungen kam, wo dies als ehrenhaft und anständig galt; in einer Welt, deren tiefe Verlogenheit man nur bei ganz genauen Studien ergründen kann, um sich mit Ekel von ihr abzuwenden, eine Natur deren Kern Wahrhaftigkeit war, Wahrhaftigkeit bis zum Exceß, die, wenn es das Leben gekostet hätte, keiner auch nur leise schonenden Unwahrheit fähig gewesen wäre und an einen Mann gekettet, der leider dieses seltsame Widerspiel der Verhältnisse bis zur Höhe steigert. Sie, die derbste, wenigst empfindsame, männlichste ihres Geschlechts, und ihr Gemahl unter den Männern einer der unmännlichsten, ein zierliches, süßes, feines Herrchen aus der großen Dutzendwirthschaft des Versailler Hofes, ein Mann ohne Eigenthümlichkeit, ohne selbständigen Geist, weit zurückstehend hinter seinem Bruder, nach dem er sich sklavisch richtet, aber doch bedeutend genug, um raffinirten Lastern nachzugehen, und diesen das Wenige, was ihm zu ernsten Geschäften übrig blieb, völlig zu widmen.

Wenn man den Fluch einer politischen Heirath geschichtlich oder romantisch schildern wollte, man könnte kein dankbareres, aber auch im Einzelnen erschütternderes Thema finden, als eben diese Ehe.

Aber glauben Sie nicht, daß Elisabeth Charlotte das je ausspricht; ihr Gemahl war ihr Herr, und sie war seine treue Gemahlin, sie ist ihm hingebend und unterthänig gewesen, wie es die alte Zucht mit sich brachte. Was sie dabei empfand, wissen wir nicht, sie hat ihren Gemahl vielleicht verachtet, ob sie sich das je selbst gestanden hat, weiß ich nicht, gesagt aber hat sie's nie. Es ist die stärkste Probe für eine trotz aller Derbheit und freien Natürlichkeit gesunde Frauennatur, in diesem schweren Lebens-

kampf auch nicht einmal zu zeigen, wie tief sie den Druck ihrer Lage empfindet.

In all ihren Briefen weiß ich nur einzelne Stellen, wo sie klagt über ihre Behandlung, da aber ist es, wo man ihre Kinder verderben will. Als es sich darum handelt, ihrem Sohn, dem lasterhaftesten Sohn der tugendhaftesten Mutter, einen Erzieher zu geben, da suchte der Vater aus seiner unwürdigen Umgebung einen der unwürdigsten aus, es war der Stallmeister, der später sogenannte Abbé Dubois. Damals hat die Mutter sich geregt, damals hat sie einen Kampf bestanden, gerungen mit ihrem Mann, ihrem König, dem ganzen Hof, wie eine Mutter, die ihr Kind einem reißenden Thiere zu entreißen sucht. Es war vergeblich, sie hat den Sohn verloren.

„Es war immer ein guter Bub", sagte sie wohl, „aber was er werden konnte mit seinen Gaben, ist er nicht geworden". Einmal sagte sie: „Mit meinem Sohn ist es seltsam gegangen. Es giebt ein altes Märchen von einem Königssohn, wo die Feen alle zur Taufe geladen sind bis auf eine, die vergessen wurde. Jede Fee bringt ihre Gaben, sie sind der reichsten und manchfaltigsten Art, aber die eine, die vergessen worden ist, verwünscht ihn, daß er alle diese schönen Gaben nicht soll brauchen lernen. So ist es meinem Sohne gegangen."

Es läßt sich denken, wie wenig glücklich sie sich unter diesen Verhältnissen gefühlt haben kann; war sie doch in ein Leben hineingebannt, wo jeder Zug, jeder Athem ihr feindselig war, an einen Gatten gekettet, über den sie sich ihre Empfindungen nicht gestehen durfte, von ihren Kindern getrennt, und die Kinder absichtlich dem Verderben zugeführt. Und doch man empfindet wieder Bewunderung, wenn man sieht, wie glücklich sie war, wie ihr gesundes Naturell, ihr leichtes Pfälzer Blut, ihre Gabe, die Dinge leicht zu nehmen, ihr die trüben Stunden entfernt und ihr über ihr Leid hinweghilft. Man sieht, sie hat empfunden, aber auch wieder verwunden.

Sie hatte einen Trost: sie schrieb.

Sie schloß sich Tage lang ein; sie schrieb heute an ihre Schwester, morgen an ihre Tante und wieder an ihre Tochter. An diesen Schreibtagen lebte sie ihr innerliches Leben, da brachte sie Alles zu Papier, was sie bewegte, und in der Form, wie es

ihr gerade in den Mund kam. Hätte sie geahnt, daß das dereinst gedruckt werden würde, sie hätte auch diesen Trost aufgegeben. Diese Herzensergießungen waren das, womit sie sich hinweghalf über die Oede, in der sie lebte.

Aber die bittersten Erfahrungen sollte sie erst noch machen.

Als mit dem Tode ihres Bruders der Mannsstamm des Simmern'schen Hauses ausstarb, erhob Ludwig XIV. den unerhörten, in seiner rechtlichen Begründung lächerlichen Anspruch auf einen Theil des Pfälzer Landes, gestützt auf die Verwandtschaft mit dem Pfälzer Hause durch — Elisabeth Charlotte. Also was einst hatte Schutz sein sollen, wurde Mittel zum Angriff, was eine Bürgschaft hatte werden sollen, das Land zu schützen, wurde der grobgewählte Vorwand, über dies Land eine beispiellose Verwüstung zu verhängen.

Es kam jenes brûler le Palatinat, jenes in Aschelegen ganzer Städte und Dörfer, jenes Verwüsten des wiedererstandenen Wohlstandes eines Menschenalters, jenes barbarische Vernichten einer ganzen Bevölkerung, wie es in der neueren Geschichte ohne Beispiel ist, und wie es der „allerchristlichste König", der mit seiner Cultur an der Spitze der Welt einherschritt, damals sich selbst als unsterbliches Brandmal aufgedrückt hat, sich und seiner Armee, denn es ist doch zu erwähnen, daß unter seinen Generalen sich nicht Einer fand, der sagte: Zum Soldaten bin ich gut, aber nicht zum Mordbrenner. Es war doch eine scheußliche Dienstwilligkeit seit der Bartholomäusnacht in dieser Nation groß geworden.

Es läßt sich nicht beschreiben, was Elisabeth Charlotte empfand, als ihr Name mißbraucht wurde zu einer so frevelhaften Zerstörung ihres geliebten Landes. Laut machte sie dem König, ihrem Gemahl, dem Dauphin heftige Vorwürfe. Als man ihr gleißnerisch sagte: Wir tragen ja die Waffen Eure Rechte zu vertheidigen, erwiderte sie mit Entrüstung: Mein Recht braucht ihr nicht zu vertheidigen, mein Land sollt ihr schonen. Aber sie bat vergeblich; Heidelberg, Mannheim wurden verbrannt.

Hier brach selbst jene heitere Geduld, die der Grundzug ihres Lebens geworden war, zusammen, hier verließ sie jenes leichte Pfälzer Blut, und es ist ihr Jahre lang nachgegangen, wie sie selbst erzählt: Ich kann Nachts nicht schlafen, und wenn ich aufwache, sehe ich Heidelberg und Mannheim in Flammen vor mir.

Das ganze Unglück ihres Lebens in der Fremde und dazu die Städte ihrer Heimath, das Land ihres Hauses, in Asche gelegt, das war zu viel.

Bis zu jenen Tagen hatte sie Ludwig XIV. gern gehabt, aber seit er 1674—75 ihren Vater zu Tod geärgert und ihr nun auch die Heimath verbrannt, war dies Gefühl erloschen in ihr.

Auf diesem Hintergrund muß man den Briefwechsel betrachten.

Er enthüllt das innere Leben einer Persönlichkeit, die zu einer langen glänzenden Knechtschaft verurtheilt, der die bittere Züchtigung beschieden war, sich in ihren jungen Jahren trennen zu müssen von Allem, was ihr lieb war, die in eine prunkende aber für sie öde und fremde Welt kam, der die liebsten Erinnerungen muthwillig, grausam mit Füßen getreten, der die Heimath mit entsetzlicher Barbarei niedergebrannt wird — dem gegenüber ist ihr Briefwechsel ihr Trost, sie schreibt.

Sie hat Niemanden, mit dem sie reden kann, selbst wenn sie mit ihren Kindern nur 10 Minuten vertraulich reden will, sind schon die Späher da, um zu überbringen, was sie sagt. Sie hat nur sich selbst und das Papier, auch das ist nicht sicher, denn man öffnet ihre Briefe, man kann sie zum Glück nicht lesen, aber sie hat häufig Spuren, daß auch in diese letzte selbstgeschaffene Zuflucht die Hände der Spürer und die Polizei des Königs sich hineindrängen.

Sie hat trotzdem ein Erkleckliches zusammengeschrieben; wenn ich nur erwähne, daß allein in Hannover die Correspondenz an ihre Tante 22 Foliobände ausmacht, darunter einzelne von Tausend Blättern, so läßt sich ermessen, was sich in einem Zeitraum von 30 — 40 Jahren mit Geduld, mit Fleiß und Eifer zusammenschreiben läßt, und das ist nur eine ihrer Correspondenzen. Wenn man's summirt, war es ein vollkommenes Archiv: häufig begegnen uns natürlich Wiederholungen, häufig reine Ergüsse des Augenblicks, und nie ist das Geschriebene bestimmt, von der zudringlichen Neugier geschichtlicher Betrachtung eingesehen zu werden.

Sie schreibt nieder, was ihr den Tag begegnet ist, was sie erlebt hat, all ihre Gedanken und Erinnerungen werden hingeschrieben, plaudernd, behaglich, ohne daß sie sich Mühe gäbe, das Ganze in einen gewandten, einigermaßen zierlichen Styl zusammenzufassen. Wie eine Pfälzerin in behaglichem Gespräch erzählt,

mit allen jenen Anakoluthieen, mit allen Sünden gegen die Grammatik und Construction, mit dem unvermeidlichen „als“, so erzählt sie fort und fort, man könnte nie sagen, daß der Brief gerade da zu Ende sein muß, wo er aufhört, er könnte noch lange so fortgehen; „22 Seiten sind es schon“, schreibt sie einmal, „aber ebensogut konnten es noch einmal 22 sein.“ Es ist ihr vertrauliches Geplauder in der einzigen Zeit ihres Lebens, wo sie mit ihren Lieben und mit sich selbst ungestört verkehren kann.

In diesen Briefen liegt denn auch ihre Weise zu denken und zu empfinden offen da. Ich habe es nur mit den Zügen ihrer Charakteristik zu thun, die nöthig sind, weil sie zum Theil belegen sollen, was ich im Voraus als Urtheil ausgesprochen.

Zunächst läßt sich in diesen Briefen verfolgen, wie ihre Liebe zur deutschen Heimath ungebrochen fortlebt; zwar wird ihre Sprache im Laufe der Zeit um ein par französische Wörter reicher, aber der Geist wird immer echter und wärmer, je mehr sich ihr das Gefühl schärft, daß sie in diese Welt nicht paßt.

Von großer geschichtlicher Merkwürdigkeit ist die S p r a c h e dieser Briefe.

In Deutschland arbeitete sich seit dem 30 jährigen Kriege bei den Gebildeten eine Sprache, die ihrem Wesen nach deutsch, aber in der Form weder correct noch zierlich war, mühsam und allmälig wieder heraus. Es dauerte lange, bis sie die Schlacken wieder einigermaßen abgestreift, die eine 30 jährige Fremdherrschaft und alle Greuel des Bürgerkrieges zurückgelassen; daher erklärt sich, daß mancher sonst nicht undeutsche Geist seine Befriedigung lieber in der eleganteren und edleren Form suchte, welche Frankreich bot, als in der Muttersprache, und das war grell geschieden. Dort war die alte Sitte jäh verschwunden, und eine entsetzliche Unsittlichkeit im Anzuge, aber das Alles mit einer wunderbaren Glätte und Eleganz, nicht bloß in der Sprache, sondern auch in den conventionellen gesellschaftlichen Formen glücklich verhüllt. Fast kein Wort, fast keine Wendung gab es mehr, die nicht eine Zweideutigkeit enthalten konnte, fürwahr ein glücklicher Triumph des Mißbrauchs der Sprache.

So war es diesseits des Rheins nicht.

Ungeschlacht und derb, möglichst incorrect war die Sprache, in der selbst ein Leibniz schrieb, aber im Kern gesunder und fähig,

der Nation ein neues geistiges Dasein wiederzuerzeugen. Darum ist ein greller jäher Abstand in der Form des Gedankenausdrucks, wenn man an die Diction der großen Namen der französischen Literatur, an den Glanz und die Schönheit der akademischen Sprache der Zeit Ludwig's XIV. denkt und daneben die Sprache hält, die damals selbst die ersten Deutschen gesprochen und geschrieben haben. Der Abstand ist entsetzlich, namentlich deßhalb, weil wir noch nicht die Kunst gelernt, Euphemismen, — der fremde Name einer uns fremden Sache — einzuführen; wir nannten Alles noch derb und plump mit dem Namen, der der Sache entsprechend war. Es war im vollen Sinne eine „arme und plumpe Sprache", wie sie der Chevalier unseres Lessing nennt.

Eben dies macht manchem Leser die Briefe Elisabeth Charlottens abstoßend. Aber man muß wohl beachten, daß es damals in Deutschland keine andere Sprache gab, daß ein Leibnitz ihre Sprache reich, eigenthümlich und an ursprünglichen Ausdrücken reicher fand, als die Schriftsprache, wenn sie auch in der Form nicht überall correct sei.

Das deutsche Wesen in seiner derbsten Ausschließlichkeit, in seinem bewußten Gegensatz drückt sich in den Briefen hundertfältig fast auf jedem Bogen aus.

„Ich halte es für ein großes Lob", schreibt sie, „wenn man sagt, daß ich ein deutsches Herz habe und mein Vaterland liebe; dies werde ich, ob Gott will, suchen bis an mein Ende zu behalten. Ich war schon zu alt, wie ich in Frankreich kommen, umb von Gemüth zu endern, mein Grund war schon gesetzt."

Mit besonderem Behagen meldet sie eine größere Gesellschaft von deutschen Fürsten und Grafen, die sie um sich versammelt. „Wir waren 21 Deutsche in meiner Kammer, und wurde mehr deutsch als französisch gesprochen, wie ihr wohl gedenken könnt."

Ja sie bleibt soweit deutsch, daß sie mitten in dem großen spanischen Erbfolgekrieg wenigstens den Wunsch nicht unterdrücken kann, daß Melac von den Deutschen gezüchtigt werden möchte. „Möchte man den wüsten Buben etwas butzen."

Sie vermag es daher auch nicht zu begreifen, wie Deutsche in solcher Zeit ihre Kinder nach Frankreich schicken mochten, wo sie, „statt was gutes lauter Untugenden lernen."

Von einem deutschen Besucher sagte sie:

„Er scheint noch auf den rechten alten deutschen Schlag zu sein, wie die Leute, so gut waren, zu meiner Zeit sein gewesen."

„Könnte ich mit Ehren nach Deutschland", schreibt sie 1706, „so würdet ihr mich bald sehen; Deutschland war mir lieber und fand es angenehmer, wie es weniger Pracht und mehr Aufrichtigkeit hatte; nach Pracht frage ich nicht, nur nach Redlichkeit, Aufrichtigkeit und Wahrheit."

„Ein Jeder muß seinem Verhängniß folgen; das meine hat mich nach Frankreich geführt, da habe ich gelebt, da muß ich wohl sterben. Deutschland ist mir noch allzeit lieb und bin ich so wenig propre vor Frankreich, daß ich mein ganz Leben mitten im Hof in Einsamkeit zubringe; weilen ich aber wohl sehe, daß es Gottes will ist, daß ich hier seyn und bleiben solle, habe mich darein ergeben."

„Ich höre als recht gerne wie es in Deutschland zugeht; eben wie die alten Kutscher und Fuhrleute, die noch gerne die Peitsch klacken hören, wenn sie nicht mehr fahren können."

An den Nichten ihrer Schwestern, die in England lebten, mißfällt ihr nur das Eine, daß sie so wenig von ihrem Vaterland halten; „ein rechter aufrichtiger Deutscher ist besser, als alle Engländer mit einander." „Die anderst als Deutsch seyn wollen und ihre Nation verachten, die so seyn, taugen in der Regel nicht ein Haar."

Eben darum hält sie auch ihre Muttersprache hoch.

„Ich kann es nicht vertragen, Deutsche zu finden, die ihre Muttersprache so verachten, daß sie nie mit andern Deutschen reden oder schreiben wollen; das ärgert mich recht."

Ja sie grollt fast der sonst von ihr hochverehrten Königin von Preußen, weil sie hört, daß dieselbe ihre Muttersprache nicht achte, oder sie vermerkt es ausdrücklich, daß eine ihrer deutschen Damen „blutsübel orthographire."

Umgekehrt hört sie es nicht ungerne, wenn man ihre Vertrautheit mit der Muttersprache lobt; ja wenn sie irgend einer Anwandlung von weiblicher Eitelkeit zugänglich war, so war es vielleicht die, daß sie sich ihrer Uebung in deutscher Sprache und Schrift gerne bewußt war. Sie vergißt es nicht zu erwähnen, daß der große Leibniz ihr das Compliment gemacht, sie schreibe nicht übel Deutsch, und sie sagt nicht ohne Selbstgefühl, es sei ihr ein hoher Trost, „daß ich mein Deutsch nicht vergessen habe und noch correct schreibe."

Sie hat das echte Naturell der Pfälzer mit den guten und schlimmen Seiten, jenes leichte lebensfreudige Blut, jene innere Gesundheit und jenes Entferntsein von melancholischem Brüten, auch jenes brausende, hastige und abspringende Wesen, jenes in Zorn und Aufregung Gerathen und bald Bereuen, auch jene Liebhaberei, den Mund vollzunehmen mit Redensarten, die man nicht immer auf der Goldwage abwägt, jenen malerischen Humor und jene groteske Derbheit der Pfälzer.

Fast täglich erfreut sie sich wenigstens einmal an ihren Pfälzer Erinnerungen.

„Alle Deutschen, insonderheit ehrliche Pfälzer haben freien Zutritt zu mir", „alle guten Pfälzer von alter Kundschaft bitte ich auch von meinetwegen zu grüßen", schreibt sie mitten unter den Wehen des Orleans'schen Krieges.

Ein Glied einer Heidelberger Familie, die noch blüht, kam nach Paris; sie nahm es von Herzen übel, daß sie der Landsmann nicht besuchte.

Noch sind ihr alle Familiengeschichten lebendig: sie freut sich noch 1717, daß die kleine Spina eine glückliche Heirath gethan hat. „Ihr habt sie oft gesehen", schreibt sie auf gut Pfälzisch, „der Churfürst unser Herr Vatter ließ sich als Mercher von ihr verzehlen, die sie gar wohl zu verzehlen wußte."

In ihrer Umgebung befand sich ein Pfälzer Original, die Jungfer Kolbin; mit ihr ist der deutschen Sprache ein wahrer Schatz verloren gegangen, ihr Reichthum an ursprünglichen Redensarten und Sprüchwörtern muß unerschöpflich gewesen sein, ihr malerischer Witz überbietet noch den der Fürstin, und wenn diese einer recht derben, einer recht drastischen Redensart gleichsam eine empfehlende Etikette mitgeben will, so fügt sie bei: „wie die Jungfer Kolbin sagt."

Noch nach 20jähriger Abwesenheit weiß sie sich des Volkslieds wohl zu erinnern, das nach einem noch üblichen Brauch am sogenannten Sommertag, Sonntag Latäre, unsere Pfälzer Jugend unter allerlei symbolischen Gebräuchen abzusingen pflegte.

Die Orte ihrer Jugend, Heidelberg, Schwetzingen, Mannheim üben einen unwiderstehlichen Reiz auf sie, sie weiß noch jedes Haus und jeden Garten und zählt wie träumend die einzelnen Wohnungen und Gebäude ab, an denen man vorüber kam, wenn man

von Schwetzingen zum Mannheimer Thor herein nach dem Schlosse ging. Keine Luft ist ihr so gesund, als die auf dem Heidelberger Schlosse, die Leute, versichert sie den Schwestern, seien wenigstens, ehe der Krieg das Land verwüstete, zu sehr hohen Jahren gekommen, und sie nennt noch die Leute, die in Mannheim und auf dem Stift Neuburg 110 Jahre und mehr erreicht hatten.

Es freut sie in der Seele, daß das „gute ehrliche Heidelberg" aus den Trümmern wieder aufgebaut wird, aber das will ihr nicht gefallen, daß mit dem Wiederaufbau der Stadt Mönche und Klöster dort auch wieder auferstanden, „Jesuwider", schreibt sie, „stehen Heidelberg übel an."

Aber bei einem der Klöster fällt ihr doch wieder eine Jugenderinnerung ein: „Gott, wie oft habe ich auf dem Berg Kirschen gegessen, Morgens 5 Uhr, mit ein gut Stück Brod; damals war ich lustiger als ich jetzt bin." Denn auch die Kirschen sind, wie sie anderwärts versichert, besonders im Garten der Familie Lander unvergleichlich besser, als an irgend einem andern Ort.

Auch die Krammetsvögel sind in der ganzen Pfalz besser als anderwärts, „woher es denn wohl kommen mag, daß man alle Pfälzer Krammetsvögel nennt."

So ist's auch mit Mannheim; die Erinnerung ist ihr tief in's Herz gegraben: „Mannheim", schreibt sie in ihrem 70sten Jahr, „ist ein warmer Ort; ich erinnere mich, daß wir einmal in der Mühlau zu Nacht aßen, den 1. Mai, Alles war ganz grün. Es war ein schrecklich Donnerwetter, als wenn sich Himmel und Erde aufthun wollte. Euer Frau Mutter wurde bang, aber sie konnte doch das Lachen nicht halten, wie sie die Grimassen sah, so die Furcht meiner Hofmeisterin, der Jungfer Kolbin, zu weg gebracht."

Auch Schwetzingen hält sie in lieber Erinnerung, obwohl dort „unerhört viel Schnacken seind".

Aber in diese süßen Jugenderinnerungen spielt dann doch der bittere Schmerz herein über das Unglück, welches das Land ihrer Väter heimsuchte. „Ich glaube", schreibt sie über die Mordbrennerei, „wenn ich Mannheim, Schwetzingen oder Heidelberg wiedersehen sollte, daß ich es nicht würde ausstehen können und vor Thränen vergehen müßte. Denn wie alle Unglück dort geschehen, bin ich länger als 6 Monate gewesen, daß ich sobald ich die Augen zugethan, um zu schlafen, habe ich die Oerter in Brand gesehen, bin

mit Schrecken aufgefahren und habe länger als eine Stund geweint, daß ich geschluchzt hab."

Ihr Pfälzer Patriotismus erstreckt sich selbst bis auf die Küche. Die neuen Genüsse einer fortgeschrittenen Cultur — Kaffee, Thee, Chocolade — haben ihren Beifall nie gewinnen können. „Ich kann weder Thee, Kaffee noch Chocolade vertragen — Thee kommt mir vor wie Heu, Chocolade thut mir weh im Magen, was ich aber wohl essen möchte, wäre eine gute Kalteschale oder eine gute Biersupp . . . . das kann man aber hier nicht haben; man hat auch hier keinen braunen Kohl, noch gut Sauerkraut — dies Alles esset ich herzlich gern."

Ja, die Sehnsucht nach diesem letzten vaterländischen Genuß ist so groß, daß sie sich ein Kochrecept über Sauerkraut mit Hecht von der Raugräfin schicken läßt.

Oder es steigen ihr mitten in der raffinirten Kochkunst Frankreichs nach guten deutschen Schinken und Knackwürsten Begehren auf; „dies und ein guter Krautsalat mit Speck, diese delicaten Speisen sind mein Sach."

Ein andermal: „Ich bin in Allem, auch im Essen und Trinken noch ganz deutsch, wie all mein Leben lang gewesen; man kann hier keinen guten Pflaumenkuchen machen; Milch und Butter sind nicht so gut als bei uns — auch haben die französischen Köche den rechten Griff nicht dazu."

Dasselbe gilt von den Weinen: „der Burgunder bleibt mir im Magen liegen wie ein Stein; der Bacharacher ist im Vergleich besser."

In jener Zeit füllen Beschreibungen fürstlicher Garderobe ganze Bücher, die ihrige ist klein beisammen, außer dem Fest- und Jagdkleide erwähnt sie nur noch einen einzigen Nachtrock, „um damit aufzustehen und zu Bett zu gehen."

Sie macht manchen kühnen Jagdritt, während ihr Gemahl zurückbleibt; an ihrem Hof fand man das unweiblich und unanständig, an demselben Hof, wo die Polygamie, universalité de l'adultère, wie Michelet sagt, Mode war.

Musikalisch war sie nicht, was sie über den Eindruck sagte, den die Musik — wohl nur die Modemusik jener Tage — auf sie macht, will ich lieber nicht mittheilen, es könnte tendenziös gedeutet werden.

Dagegen liebte sie die Bühne, insbesondere das treffliche Lustspiel ihrer Tage; Molière und seine Schule, mit den meisterhaften

Darstellungen des realen Lebens im Gegensatz zu allem Scheinbaren, Gemachten, übte bis an ihr Ende einen großen Reiz auf sie aus.

Neben allem bürgerlich Einfachen, neben allem kernhaft Bäurischen in ihrem Wesen, war sie doch eine deutsche Fürstin vom alten Schrot und Korn, die Etwas hielt auf einen reinen, ungemischten Adel. Sie hatte ein lebhaftes Gefühl ihres Standes und ihrer Würde, darum war ihr der französische Adel, der so reich durchflochten war mit unebenbürtigen und unechten Abkömmlingen, ein wahrer Greuel. Ganz unerträglich aber ist ihr die Prätention, womit der so gemischte Adel sich über den deutschen Fürstenstand erheben wollte, ein Pfalzgraf bei Rhein bedeutet ihr bei Weitem mehr als „so ein lumpiger Duc".

Ueber den bisher räthselhaften Ursprung der Tracht, welche heute noch den Namen Palatine führt, und der einem großen Historiker seiner Zeit viel Kopfzerbrechens verursacht hat, sind wir jetzt auch durch einen Brief der Pfalzgräfin im Klaren. Der König erwies ihr viele Auszeichnung. „Dies macht", schreibt sie, „daß ich jetzt sehr à la mode bin, denn Alles, was ich sage und thue, es sei gut oder überzwerg, das admiriren die Hofleute auch dermaßen, daß, wie ich mich jetzt bei dieser Kälte bedacht, meinen alten Zobel anzuthun, um wärmer auf den Hals zu haben, so läßt jetzt Jedermann sich auch einen auf die Façon machen, und es ist jetzt die größte Mode, welches mich wohl lachen macht".

Der Mittelpunkt des Hofes und Alles dessen, was sie an demselben vereinsamte, war die Marquise de Maintenon. Eine feine geistreiche vornehme Weltdame, mit einer nicht eben immer feinen vornehmen Vergangenheit, früher viel in der Welt, jetzt scheinbar nur über der Welt, beschäftigt, Seelen zu kapern, während sie sich früher mit leiblicher Jagd abgegeben, so ganz gemacht, um einen alternden Wüstling frömmelnden Stimmungen zuzuführen und mit der Miene äußerster Devotion ihre Interessen zu besorgen, ihre Geliebten und Creaturen emporzubringen.

Sie ist der Mittelpunkt der Bastard- und Schmarotzerwirthschaft, mit der Elisabeth Charlotte fortwährend Krieg führt, die Alles, was ihrer Eigenthümlichkeit feindselig und gehässig ist, geltend zu machen sucht und auch wirklich geltend macht. Nicht leicht sind zwei Naturen denkbar, die sich so völlig ausschließen, als die Pfalzgräfin und die Maintenon. Sie spart denn auch nicht mit wenig

schmeichelhaften Namen, sie nennt sie „die alte Zott, die alte Hex, die Rombombel", ein Ausdruck, der noch jetzt, freilich vereinzelt, zwischen Heidelberg und Schwetzingen vorkommt und gebraucht wird, um eine Person zu bezeichnen, die in vorgerückterem Alter sich der Devotion ergiebt.

Es ist nicht bloß ein Kampf gegen eine Person, sondern gegen den Verderb einer Zeit, in der mit der frivolsten Unsittlichkeit die widerwärtigste Frömmelei wetteifert.

Wer über Frömmler und Alle, die aus der Religion ein politisches Geschäft im eigenen oder fremden Interesse machen, schmeichelhafte Epitheta finden will, der muß in diesem Briefwechsel nicht nachsuchen; nächst den vaterländischen Erinnerungen behandelt sie kaum ein Thema so gern als die überfirnißte Heuchelei alternder Weltleute, die aus Devotion Geschäft machen. Gegenüber der blutigen Verfolgungssucht ihrer Tage spricht sie es überall offen aus, für sie gäbe es nur eine Religion, „die Religion der ehrlichen Leute", und die sei in jedem Dogma möglich.

In ihren Briefen finden sich köstliche Aeußerungen über diese Dinge.

„Wer sich in die Devotion begiebt, setzt sich auf den Probirstein, seinen Humor recht zu weisen; die ich die schlimmsten von Allen findt, sind die so die Ambition im Kopf haben und Alles durch den Schein der Devotion regieren wollen und vorgeben, sie thun Gott einen großen Dienst.

„Wenn ich in den Predigten höre, wie man den König lobt, die Reformirten verfolgt zu haben, so werde ich immer ungeduldig darüber; ich kann nicht leiden, daß man lobt, was übel gethan ist".

Groß ist ihre Abneigung gegen alles Priesterliche und Hierarchische; das Leben nach dem Evangelium ist ihr die Hauptsache.

„Man lebe nach den Vorschriften vom Evangelium: das ist gewiß die rechte Religion, aber das Häuflein derer ist sehr klein. Ich halte es mit dem, was der gute ehrliche Oberst Wabenheim mir als pflegt zu sagen: es ist nur eine gute und rechte Religion in der Welt, nämlich die von den ehrlichen Leuten."

„Die rechte Religion ist die so ein Christ in seinem Herzen hat und auf Gotteswort gegründet ist; das Uebrige seind nur Pfaffengeschwätz."

„Sollte man meinem Rath folgen, würde kein Zank über die

Religion werden, und man würde die Laster und nicht den Glauben verfolgen.

„Alle Verbindungen, so man gegen die Religion hat, da seind die Pfaffen auf allen Seiten schuldig, anstatt Mittel zu suchen Friede zu schaffen, so suchen sie (ich sage auf allen Seiten) nur Mittel zu finden, alle Christen gegeneinander aufzuhetzen. Sie meinen dadurch über die hohen Häupter zu herrschen, denn sie seind so, daß man unter 100 kaum einen Einzigen findet, der nicht voller Ambition ist."

Bigotte Leute, meint sie, seien opiniâtre, ohne raison und unleidlich.

Gegen die Pfaffen: „Zu meinen, diese Leute mit Sanftmuth zu gewinnen, ist ein Irrthum; man muß hier gleich die Zähne weisen, sonst kommt man nicht mit ihnen zurecht."

Für die auf den Galeeren gefangenen Reformirten bat sie mit Erfolg; auch die Sache der Pfälzer Protestanten macht ihr viel Sorge.

Es ist erklärlich, wie sehr sie mit diesen Anschauungen vereinsamt war.

Solche Duldung war damals allerwärts selten, die Ueberzeugung, daß die Verfolgungssucht der Sache viel schädlicher sei, als man damals glaubte, ist sehr selten gehegt, aber noch viel seltener ausgesprochen worden.

In dem Unglück des spanischen Erbfolgekriegs hat Ludwig XIV. den Glanz und den Ruhm seines Lebens begraben.

Er sah sein Land verarmt, sein Haus, seine Heere verödet, die großen Staatsmänner und Feldherrn weggestorben, er selbst war nur wie eine Ruine alter Herrlichkeit; er sagte wohl einmal: „Zur Zeit wo ich noch König war." Das war für die gutherzige Elisabeth Charlotte zu viel. Den König, der in seinem Uebermuth die Städte ihrer Heimath verwüstet, ihren Glauben verfolgt, hat sie bitter hassen können, aber der unglückliche, schwer gedrückte Monarch, der Alles um sich her zusammenbrechen sah, der erfüllte sie mit tiefem Mitgefühl, und in diesen letzten Tagen bildet sich das eigenthümliche Verhältniß, daß sie den König und der König sie häufiger zu treffen sucht. Er hatte die in rauher Schale eingehüllte Tüchtigkeit und den Edelmuth der Frau schätzen gelernt. Der 70jährige König hat erst die nahezu 60jährige Fürstin angefangen

in ihrem Werthe zu erkennen, und in den letzten Tagen durfte ihm Niemand näher treten als sie.

Es war, wie Massillon in der Leichenrede von ihr sagte: „Hier ist ein Fürstenleben, von dem man ohne Furcht den Schleier wegziehen darf. — Ein edler Freimuth, den die Höfe so selten kennen, machte sie dem König lieb und werth; er fand bei ihr, was die Könige sonst selten finden, die Wahrheit.“ Darum soll sie auch uns und unserem Andenken theuer sein.

Ich brauche nicht mehr zu sagen, warum ich diesen Stoff einen Lieblingsstoff von mir genannt habe.

Es ist in jeder Zeit und namentlich bei unserem Volk selten, wenn Jemand, vom heimathlichen Boden losgerissen, in der Fremde durch eine lange Zeit seine Eigenthümlichkeit ungetrübt und mit edlem Stolz bewahrt; in jener Zeit aber war es doppelt selten, in jenen Kreisen fast ohne Beispiel.

Wie sie dort mitten in der Fremde lebt, stolz auf ihre deutsche Sprache, stolz auf ihr deutsches Haus, stolz auf ihre deutsche Nation, so muß sie uns theuer bleiben, so hat sie ein Anrecht auf unsere volle Pietät. Der alte Satz, den Jeder so leicht nachspricht und so Wenige ernstlich befolgen, daß das Glück des Menschen nicht außer ihm, sondern in ihm liege, erhält durch Elisabeth Charlotte eine herrliche Bestätigung.

Alles äußere Leben war ihr ein fremdes, aufgedrängtes, widerstrebendes, ihr war von dem ersten Tag ihrer Ehe bis zu ihrem Tode die Welt, die sie umgab, ein finsteres, furchtbares Gefängniß. Mit ihrem glücklichen gesunden Naturell hat sie sich weder dieser Welt hingegeben, noch durch unfruchtbares Hinbrüten sich vollends unglücklich gemacht, sie hat sich eine neue, eigene Welt geschaffen, ein Leben der Erinnerung in der Heimath, in der Liebe ihrer Verwandten; wer in den Briefwechsel hineinblickt, glaubt eine glückliche, begünstigte Persönlichkeit vor sich zu haben, sie lacht, sie scherzt, die Siebzigjährige schreibt noch, „wir haben uns fast krank lachen müssen“. Es ist ein seltenes Naturell: das äußere Leben ist gegen sie, das innere ist ihr Ersatz. So hat sie es selbst angesehen, kurz vor ihrem Ende sagt sie: „uns Kindern des Herrn Vatters selig ist es auf dieser Welt nicht gut gegangen; ich denke, es wird uns in einer anderen besser gehen.“

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.



